Zeitschrift

des

Deutschen u. Österreichischen

Alpen-Vereines

1905





ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

JAHRGANG 1905 — BAND XXXVI



Naturaufnahme von F. Benesch. Mezzotinto Bruckmann.

VORDERE ROTSPITZE VOM SÄLLENTFERNER.

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

HEINRICH HESS.

JAHRGANG 1905. — BAND XXXVI.

INNSBRUCK 1905.

VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

Buchdruck von Alphons Bruckmann, Mezzotinto und Lichtdruck von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., beide in München.

Papier für Text- und Lichtdruck von der Gustav Schaeuffelenschen Papierfabrik in Heilbronn a. N., Kunstdruckpapier von Karl Scheufelen in Oberlenningen-Teck.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

1. **Dr. O. Ampferer:** Aus der geologischen Geschichte des Aachensees 1
2. **Max Eckert:** Die Verwitterungsformen in den Alpen, insbesondere in den Kalkalpen . . . 16
3. **Hermann Reishauer:** Die Vegetationsdecke der Adamellogruppe 36
4. **Eugen Oberhummer:** Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert. IV. Teil (Schluß). Frankreich, Italien 53
5. **Dr. Ludwig von Hörmann:** Der tirolisch-vorarlbergische Weinbau (I. Teil) 66
6. **M. von Prielmayer:** Deutsche Sprachinseln 87

7. **Aug. C. F. Ferber:** Die Erkundung des Mustaghpasses im Karakorum-Himalaya 113
8. **E. Tewes:** Aus den Alpen von Britisch Columbia 133
9. **Henry Hoek:** Bergfahrten in Bolivia 165

10. **Dr. Karl Blodig:** Zwischen der Saaser- und Mattervisp (Schluß) 195
11. **Dr. E. Niepmann:** Der Nordgrat der Weißmies 202
12. **Hans Leberle:** Das Wettersteingebirge (Schluß) 211
13. **Dr. Karl Blodig:** Aus den Bergen des Klostertals 236
14. **Dr. E. Niepmann:** Die Ortlergruppe (I. Teil) 270
15. **Hans Seyffert und Alfred von Radio-Radiis:** Aus der Marmolatagruppe 316
16. **Adolf Gstirner:** Die Julischen Alpen, westlicher Teil 355
17. **Dr. G. Freiherr von Saar:** Zur Erschließung der Karnischen Voralpen 383

Vollbilder.

Zu Seite

1. **Vordere Rotspitze vom Sällentferner.** Aufnahme von F. Benesch. Mezzotinto von F. Bruckmann . . . . . Titelbild
2. u. 3. **Zwei Kartentafeln: Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert. IV. Teil.** Tafel I 56
   » II 64
4. **Anstiegsroute zum Mustaghpass mit Blick auf die Türme der „Seven Pagodas".** Aufnahme von Aug. C. F. Ferber. Autotypie von C. Angerer & Göschl 112
5. **Auf der Nordseite des Skoro La.** Aufnahme von E. Honigmann. Autotypie von C. Angerer & Göschl 116
6. **Masherbrum und Mündung des Mundugletschers in den Baltorogletscher vom Wege von Ordokas nach Lungka.** Aufnahme von Aug. C. F. Ferber. Autotypie von C. Angerer & Göschl 120
7. **Das obere Mustaghtal mit der vom Neptune herabkommenden Felskette.** Aufnahme von Aug. C. F. Ferber. Autotypie von C. Angerer & Göschl 128

Zu Seite

8. **Mount Viktoria von Nordosten.** Aufnahme von E. Tewes. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 136
9. **Abbotspass: Blick nach Südwesten (Mount Biddle).** Aufnahme von E. Tewes. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 144
10. **Illimani von Teneria.** Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von H. Hoek. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 168
11. **Cerro Illimani von der Abra Ventanana.** Aufnahme von H. Hoek. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 176
12. **Hochtal Viloco (Nevados de Araca).** Aufnahme von H. Hoek. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 184
13. **Tal des Rio La Paz bei Cotaña.** Aufnahme von H. Hoek. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 192
14. **Weissmies-Nordgrat von der Scharte hinter dem ersten Gratturm.** Zeichnung von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 208
15. **Blick vom Unteren Frauenalpl auf den Wettersteinkamm.** Aufnahme von G. Schulze. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 216
16. **Oberreintal vom Schachenweg.** Aufnahme von G. Schulze. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 220
17. **Blick von den Törlspitzen auf den Nordostgipfel der Dreitorspitze.** Aufnahme von G. Schulze. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 224
18. **Öfelekopf vom Dreitorspitzgatterl.** Aufnahme von G. Schulze. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 232
19. **Zürsersee gegen die Wildgruppe.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 240
20. **Rogelskopf von der Masonalpe.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 244
21. **Elsspitze und Katzenköpfe von der Furklaalpe.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 248
22. **Ansicht des Veneziakamms vom Madritschjoch.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 304
23. **Veneziaspitze von Norden.** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 312
24. **Vernel vom Fedajapass.** Aufnahme von V. Sella. Autotypie von A. Bruckmann . . . 320
25. **Nordseite der Marmolatagruppe vom Prelongiésattel.** Aufnahme von K. Wipplinger. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 324
26. **Ausblick von der Marmolata nach Süden.** Aufnahme von R. Bissinger. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 328
27. **Punta del Uomo vom Passo Forca Rossa.** Aufnahme von A. von Radio-Radiis. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 336
28. **Marmolata-Südwand vom Sasso Vernale.** Aufnahme von A. von Radio-Radiis. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 344
29. **Montasch von Dogna aus.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . . 360
30. **Campanile di Val Montanaia.** Zeichnung von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 392

Bilder im Texte:

Seite

1. Schutterrasse im Rißtal zwischen Vorder- und Hinterriß. Aufnahme von Dr. O. Ampferer . 2
2. Grundmoräne am Fatschenbach bei der Erzherzog Johann-Klause . . . » » » » » . 3
3—11 Profil 1—9 zu Artikel Dr. O. Ampferer. Aus der geologischen Geschichte des Aachensees . . . . . Zeichnungen von » » » 5—13
12. Erratischer Block im Steinberger Tal am Weg von Steinberg nach Pinegg . . . . . Aufnahme von » » » . 15

		Seite
13. Untere Kessellöcher am Ostabhang des Gottesackerplateaus	Aufnahme von Dr. Max Eckert	25
14. Wand der Einsturzfalte im Hochrubachgebiet auf dem Gottesackerplateau	» » » » »	28
15. Spitze Karren von der Ifenplatte im Allgäu	» » » » »	30
16. Dolinenlandschaft des Karstes 1 : 20000	Zeichnung von G. Freytag & Berndt	31
17. Erosionsdoline bei Unterloitsch in Krain	» » Cvijić	32
18. Einsturzdoline Stara Apnenka in Krain	» » Martél	32
19. Italienische Siedlungsweise: Pleu-Tione mit Kastanien- und Fichtenhain	Aufnahme von H. Reishauer	40
20. Casa im Rendenatal	» » » »	42
21. Junge Fichte, durch Biß der Weidetiere im Aufwachsen gestört	» » » »	46
22. Letzte hochstämmige Lärche am Mandronwege	» » » »	48
23. Letzte Lärchen am Mandronwege	» » » »	49
24. Pergel (Pataun)	Zeichnung von Dr. L. v. Hörmann	69
25. Seilbrücke über den Braldu bei Askole	Aufnahme von Aug. C. F. Ferber	116
26. Der Baltorogletscher	Zeichnung von G. Freytag & Berndt	118
27. Blick durch das Mustaghtal aufwärts, links Neptune, in der Ferne Snow Cap	Aufnahme von Aug. C. F. Ferber	119
28. Eisformationen auf dem Baltorogletscher	» » » » » »	120
29. Skizze des Mustaghtales im Anschluß an Conways Karte	Zeichnung von G. Freytag & Berndt	122
30. Der Mustaghpass. Links Snow Cap, rechts der Fuß von Seven Pagodas	Aufnahme von Aug. C. F. Ferber	124
31. Aufstieg zum Mustaghpaß	» » » » »	125
32. Ansicht des Mustaghtals von der Höhe des Mustaghpasses aus	» » » » »	128
33. Neuschnee auf dem Baltorogletscher	» » » » »	130
34. Notbrücke über die Bralduklamm unterhalb Pakora	» » » » »	131
35. Die »Kathedrale« Zinnen von einem Punkte unterhalb des Kathedralpasses	» » E. Tewes	145
36. Mount Sir Donald und Eagle Peak vom Mount Avalanche (Norden)	» » » »	161
37. Cordillere von Bolivia	Zeichnung von G. Freytag & Berndt	167
38. Unser Ariero	Aufnahme von H. Hoek	169
39. Quechoa-Indianer	» » Mindt	171
40. Die Hauptgipfel der Santa Veracruz-Gruppe	» » F. Kempf	172
41. Aymara-Indianer	» » Mindt	173
42. Berge der Quimzacruzkette	» » F. Kempf	174
43. Zwischen Cotaña und Cohoni	» » H. Hoek	182
44. Ein »Reitweg«	» C. Bruck	183
45. Hochsee Viloco	» » H. Hoek	187
46. Kaktusvegetation	» » » »	190
47. Blühender Kaktus	» » » »	191
48. Cholos (Halbblut)	» » Johanssen	194
49. Alphubel vom Weg zur Mischabelhütte	Zeichnung von E. T. Compton	197
50. Am Fuße des »spitzigen« Turms	» » » » »	207
51. Ein Gendarm	» » » » »	209
52. Teufelsgrat vom Teufelsgsaß aus	Aufnahme von G. Schulze	217
53. Westgrat der Schüsselkarspitze	» » H. Burmesser	225
54. Blick von der westlichen Törlspitze auf Wettersteinwand und Musterstein	» » G. Schulze	232
55. Südwestwand des Mustersteins	» » H. Burmesser	233
56. Rockspitze und Valluga von Westen	Zeichnung von E. T. Compton	237
57. Blick vom Tanzkopf gegen die Klostertalerberge	» » » » »	238/39
58. Erzbergspitze und Grubenspitze vom Jochsattel	» » » » »	241

		Seite
59. Blick gegen den Rätikon vom Weg zum Spullersee	Zeichnung von E. T. Compton	245
60. Wasenspitze vom Spullersalpkopf	» » » » »	253
61. Rogelspitze und Untere Wildgrubenspitze vom Spullersalpkopf	» » » » »	255
62. Spullersee mit Blattnitzerjoch	» » » » »	266
63. Roter Turm und Schwarzer Turm von der Flexenstraße	» » » » »	267
64. Abschluß des Laasertals	Aufnahme von B. Johannes	273
65. Düsseldorferhütte gegen Angelus und Vertainspitze	Zeichnung von G. Macco	279
66. Hochofenwand und Grat zum Hohen Angelus vom obersten Zaytalboden	» » » »	281
67. Hochofenwand, Nordostgrat des Hohen Angelus und Pederspitzen	Aufnahme von M. H. Mayr	283
68. Blick auf die Königsspitze vom obersten Zaytalboden	» » R. Scholl	288
69. Auf dem Joche der Tschengelser Hochwand	» » » »	289
70. Abstieg von der Tschengelser Hochwand	» » » »	291
71. Sasso Vernale und Vernalegletscher von der Mittleren Ombrettaspitze	» » A. v. Radio-Radiis	321
72. Piz Fedaja mit dem Hängegletscher nächst der Ciamorcia	» » » » » »	325
73. Der Firngrat von der Marmolata di Rocca zur Punta di Penia	» » » » » »	326
74. Die Südabstürze des Vernel und der Marmolata von der Östlichen Ombretta gesehen	» » » » » »	331
75. Monte Fop vom Sasso Vernale	» » » » » »	340
76. Die östliche Hälfte des Marmolatasüdzugs vom Passo Forca Rossa	» » » » » »	341
77. Sasso di Val Fredda gegen die Palagruppe vom Sasso Vernale	» » » » » »	343
78. Östliche Hälfte des Marmolatasüdzugs vom Sasso del Mus	Zeichnung von » » » »	345
79. Sasso Vernale von der Östlichen Ombretta	Aufnahme von » » » »	348
80. Grotta del Club Alpino Italiano in der östlichen Gipfelwand der Marmolata	» » » » » »	349
81. Abblick von der Marmolata auf den Marmolatagletscher mit dem Sass de Mesdi	» » » » » »	353
82. Gratstück aus den Julischen Alpen	Zeichnung von A. Gstirner	361
83. Kaningruppe von Parte di mezzo (östlicher Teil)	Aufnahme von Franz Rumpel	371
84. Kaningruppe von Parte di mezzo (westlicher Teil)	» » » »	375
85. Kaningruppe vom Plateau aus	» » Robert Ghon	378
86. Kaninzug vom Resiatale aus	» » » »	379
87. Cimolais gegen die Cima dei Preti	Zeichnung von E. T. Compton	385

Beilage:

Karte der Marmolatagruppe: Maßstab 1 : 25 000. Aufgenommen von L. Aegerter. Druck von G. Freytag & Berndt in Wien.

Aus der geologischen Geschichte des Achensees.

Von

Dr. O. Ampferer.

Die folgende Schilderung ist einem Nachdenken und Wandern entsprungen, welches engstens mit der Freude an dem schönen See verbunden und gleichsam aus einer landschaftlichen Verliebtheit der Gedanken und Erinnerungen hervorgegangen ist.

Die Folge von Ereignissen, welche diese so angenehm angeregten Forschungen enthüllten, spricht in so einfacher, klarer Weise von den umgestaltenden Wirkungen der Gletscher, daß sich der Versuch wohl verlohnt, aus dem breiten Strom des allgemeinen Alpeninteresses ein kleines Äderchen in die obengenannte Gegend zu leiten.

Der Achensee liegt inmitten der Gebirgszüge der Nördlichen Kalkalpen, im südlichen Teil jener tiefen Quertalung, welche das Karwendel vom Sonnwendgebirge scheidet. Hier erfüllt er ein Felsental, welches ursprünglich mit seinen Seitentälern dem Inntal zufiel, das aber nunmehr von letzterem durch eine mächtige Anhäufung von verschiedenen Schuttarten abgesondert wird.

Dieser Schuttdamm verhindert den Durchbruch des Wassers ins Inntal und die Geschichte seiner Entstehung ist daher aufs innigste mit jener des Sees vereint. Freilich müssen wir zur Vervollständigung unserer Anschauungen auch den übrigen Formen- und Schuttschatz der Achentalung erforschen, weil mancher Zug der Seegestaltung sich unabhängig von der stauenden Schuttschleuse zu vollziehen vermag.

Da sich an dem Aufbau des Schuttdammes nur Ablagerungen beteiligen, welche bis in die Zeit der großen Vergletscherungen zurückreichen, so ist damit auch das Höchstalter des Sees gegeben. Ein Seebecken, welches bereits im Baue des Grundgebirges begründet wäre, liegt nicht vor. Die Achentalung selbst ist bedeutend älter und wahrscheinlich schon durch tektonische Bewegungen bei der Gebirgsbildung vorgezeichnet.

Die Erkenntnis von der Aufstauung des Achensees durch eiszeitliche Ablagerungen ist nicht neu und wurde besonders durch Blaas und Penck verbreitet. Diese Aufstauung wurde, wie es nächstliegend ist, in der Weise erklärt, daß durch Verstopfung des Talausganges mit großen Massen von glazialem Schutt der Bach des Achentales zum See zurückgestaut und bis zum Überfließen der nördlichen Felsschwelle (Wasserscheide) bei Achenkirchen erhöht wurde.

Neuere Untersuchungen haben nun gezeigt, daß der Mechanismus dieser Seebildung ein umfangreicherer ist, welcher einerseits mit der wahrscheinlich periodischen Verschüttung des Inntales beim Vordringen der Vergletscherungen, anderseits mit der erodierenden Wirkung des bewegten Eises in nächstem Zusammenhang steht.



Abbildung 1. Schutterrasse im Rißtal zwischen Vorder- und Hinterriß. Beispiel für den Erosionsangriff auf geschichtete Schotter.

Es soll nun die Aufgabe dieser Beschreibung sein, an der Hand der vorhandenen Aufschlüsse den Beweis zu führen, daß der heutige Achensee in seiner Entwicklung mit dem älteren nicht unmittelbar zusammenhängt, daß wohl dieser ein reiner Aufstauungssee war, wogegen wir in dem neuen See die Wasserfüllung eines Hohlraumes vor uns haben, der durch Eisarbeit ausgeräumt wurde.

Die Besprechung der Spuren des Sees von Brandenberg kann nicht umgangen werden, obwohl beide Seen völlig unabhängig voneinander entwickelt waren. Die Erscheinungen, welchen wir dabei begegnen, ermöglichen im Zusammenhang Ergänzungen und Erweiterungen der gewonnenen Ergebnisse.

Bei Jenbach im Unterinntal wird der hohe Felswall der Nördlichen Kalkalpen durch eine tiefe Einsenkung unterbrochen, welche noch weit auffallender zur Geltung kommen würde, wäre die Lücke nicht durch breite Schutterrassen ausgefüllt.

Wer das Inntal zwischen Imst und Zillertal genauer kennt, wird sofort durch die äußere Form dieser Schuttmassen an eine Fortsetzung jener auffallenden, breiten Terrassen erinnert, welche abwechselnd an den Seiten erscheinen und die Schönheit des Tales vermehren, indem sie drei Schaubühnen entstehen lassen, auf welchen das Spiel der Jahreszeiten und die Menschenarbeit gleichsam in verschiedenen Dialekten sich ausdrücken. Dieser Terrassenrest nun, welcher sich bei Jenbach in die Mündung des Achentales hineinlegt, erweist sich auch seiner inneren Zusammensetzung nach als ein abgetrenntes Glied der Inntalterrassen, welch letztere hinwiederum Stücke einer ehemaligen Schuttausfüllung darstellen, die das Tal von der Mündung des Zillertales bis über Imst hinauf in bedeutender Höhe erfüllte.

Es ist hier nicht der Ort, genauer auf die Entstehung dieser großen Talverschüttung hinzuweisen, was ja bereits in klarer und wiederholter Weise von den beiden früher genannten Forschern geschehen ist. Wenn wir das Inntal und seine südlichen Seitentäler als Straßen von Eisströmen betrachten, die eine vordringende Vergletscherung aus den großen Sammelstätten der Zentralalpen entsendet, so zeigt der Blick auf jede Übersichtskarte der Alpen, daß die Eisströme des Engadins das mittlere Inntal auf weiten Wegen erst viel später erreichen konnten, wie jene aus den großen südlichen Seitentälern. Auch diese wurden von gewaltigen Firnfeldern genährt und hatten viel kürzere Wegstrecken vor sich liegen. Außerdem ist zu bedenken, daß die letzteren Eisströme infolge ihrer Kürze und der Nähe des steilen



Abbildung 2 Grundmoräne am Fatschenbach bei der Erzherzog Johann-Klause. Angriff der Wassererosion auf eine typische Grundmoräne.

Hintergefälles von einem viel bedeutenderen Überdruck in Bewegung gebracht wurden.

So erscheint die Annahme als sehr wahrscheinlich, daß in einem gewissen Zeitabschnitte beim Anschwellen einer Vergletscherung große Strecken des mittleren Inntales durch Eisströme, die aus den südlichen Seitentälern vorstießen, abgedämmt wurden. Hier kommen besonders das Ötz- und Zillertal in Betracht. Die Folge solcher Abdämmungen waren Seeanstauungen, welche durch die lebhaft gesteigerte Schlamm- und Schotterführung der einmündenden Gletscherwasser allmählich verlandet wurden. Diese in ihren Ausmaßen gewaltigen Einschüttungen konnten erst einen Abschluß finden, wenn die freien Strecken vom vordringenden Eise bedeckt wurden. Die Vorstellungen, welche zu dieser Annahme führten, sind dem Aufbau der Schuttmassen entnommen, welcher im wesentlichen in ihrer ganzen Erstreckung derselbe bleibt und deutlich genug die Verlandung eines Sees zum Ausdruck bringt. An Stellen, wo sich keine störenden besonderen Einflüsse geltend machen, finden wir zu unterst mächtige, feingeschichtete, blaugraue bis gelbliche Bändertonlager, welche gegen oben in feine Sande übergehen. Diese Sande vergröbern sich nach aufwärts, die klare, ebene Schichtung geht häufig verloren und lebhaft wechselnde Schrägschichtung tritt an ihre Stelle. Gerollte Flußschotter, welche größtenteils von kristallinen Gesteinen geliefert werden, vollenden in breiter Lagerung diese Aufschüttung.

Bändertone, Sande und Schotter werden an zahlreichen Stellen abgebaut und erstere vielfach besonders zu Ziegeln verarbeitet.

Uber diesen großenteils in ruhiges Wasser eingetragenen Schuttlagen, in deren Vergröberung gegen oben einerseits die Abnahme der Seetiefe, anderseits das Näherrücken der schuttliefernden Quellen sich widerspiegelt, folgt dann an vielen Stellen eine Decke von Grundmoränen, deren schichtungslose, meist lichtgraue, schlammige Masse (Abbildung 1, 2) mit den eingebetteten, geschliffenen und gekritzten Geschieben einen scharfen Gegensatz bietet.

Dieser Gegensatz bleibt auch bestehen, wenn wir die Zusammensetzung genauer betrachten, da in den gerollten Schottern der Anteil von Gesteinen aus den Zentral-

alpen jenen von solchen aus den Kalkalpen bei weitem überwiegt, wogegen in den Grundmoränen das umgekehrte Verhältnis die Regel bildet. In dieser Erscheinung liegt schon ein wichtiges Merkzeichen für die Bildung der Grundmoränen enthalten, indem wir erkennen können, daß die ortsnahen Gesteine die weitgewanderten ganz in den Hintergrund drängen. Die Grundmoräne ist in ihrem Inhalt stark von der Unterlage abhängig und enthält auf einem Gehänge von Hauptdolomit vorzüglich Geschiebe von Hauptdolomit, auf einem solchen von Wettersteinkalk wieder von Wettersteinkalk. Diese Abhängigkeit in ihrer Gesteinsführung ist am einfachsten durch den erodierenden Angriff auf die Unterlage zu erklären. Hand in Hand damit muß jedoch eine sehr rasche Abnützung des Materials gehen, da ohne eine solche die ausgesprochene Abhängigkeit vom Untergrund nicht zustande kommen könnte. Die Grundmoränen, welche sich am besten auf der Kalkalpenseite des Inntales beobachten lassen, zeigen von Landeck bis über den Achensee hinaus eine angenähert ähnliche Ausbildung, wenn wir von dem eben besprochenen Einfluß der Grundlage absehen. Der Besitz an zentralalpinen Geschieben ist ebenfalls ungefähr derselbe, was man in Gebieten, wo sie über Inntalschottern liegen, durch Aufnahme von solchen, an anderen, so besonders an den hoch über den Terrassen liegenden Resten, wohl auch durch Zuschüsse von erratischem Schutt aus der Oberfläche und dem Innern der Eisströme erklären kann. Jedenfalls ist, sobald es sich um größere Zwischenräume handelt, der Gedanke abzuweisen, daß man in den im Sinne der Eisbewegung weiter abwärts gelegenen Grundmoränen Weiterbildungen von den höher aufwärts befindlichen vor sich habe. Um ein Beispiel zu erwähnen, so sind die großartigen Grundmoränen des Achenpasses im Norden des Achensees durchaus nicht etwa als bloße Weiterentwicklungen der Grundmoränen auf den Terrassen von Imst und Karres aufzufassen, welch erstere durch Vorwärtsschieben von Grundmoränen entstanden, die einst so beschaffen wie letztere an den letztgenannten Orten lagen. Für kurze Strecken natürlich kann man von einer Weiterbildung reden, für lange hat dies eine falsche Bedeutung, indem ein stetiges Zerschleifen, ein fortwährender Wechsel der Masse durch Abgabe und Aufnahme stattfindet.

Ein bestimmter Teil der Grundmoräne beschreibt so nur einen bestimmten Teil der Gletscherbahn. Auch ist die Grundmoräne an der Unterseite der großen eiszeitlichen Gletscherströme durchaus nicht eine gleichmäßige, zusammenhängende, sondern eine wechselnd dünnere und dickere, wahrscheinlich lückenhafte Schichte, welche im allgemeinen mitbewegt, jedoch in geschützten Ecken und Nischen auch abgelagert und angesammelt wurde.

Die Grundmoränendecke ist im Süden des Achensees, teilweise auch im Westen, viel reicher aber im Norden und im Bereich des Brandenbergertales erhalten.

Der früher hervorgehobene einfache Aufbau der Inntalterrassen erleidet aber gewöhnlich an den Einmündungen von Seitentälern bestimmte Abweichungen und Veränderungen. Der Typus dieser Abweichungen soll kurz an einem der besten Aufschlüsse, nämlich jenem der Mündung des Vomperbaches beschrieben werden.

Wir finden hier unter den Schottern einen mächtigen, steil geschichteten Schuttkegel des Vomperbaches (Profil 1) erhalten, der zwischen den Geröllen seines Tales auch spärlich solche aus den Zentralalpen umschließt. Dieser Schuttkegel, der durch ein kalkiges Bindemittel erhärtet ist, überdeckt nun seinerseits noch einen stark ausgebildeten Gletscherschliff mit einer Grundmoränendecke. Der Schuttkegel zeigt mit seiner steilen, bis zu 30° geneigten Schichtung wiederum die Ausladung in einen See an, in den aus der steilwandigen, schroffen Vomperschlucht natürlich nur gröberes Schuttwerk geliefert werden konnte. Der Schuttkegel ersetzt in seinem Bereiche so die Bändertone, Sande und einen Teil der Schotter. Oben

wird er von Schottern abgeschlossen, deren Aufschüttung offenbar rascher und mächtiger vor sich ging und jene des Vomperbaches endlich überwältigte. Die Grundmoräne unter dem alten Vomperschuttkegel muß einer älteren Vergletscherung angehören, da der Gletscherschliff in dieser Lage nur vor dem Vorhandensein der Inntalterrasse angelegt werden konnte. Solche Reste von älteren Grundmoränen sind im Inntale mehrfach bekannt geworden, jedoch nur an Stellen, wo ihre Erhaltung durch überlagernde andere Schuttmassen bewirkt wurde. Allerdings ist dieser Schluß kein sicherer, da wir eben nur jene Grundmoränen für älter halten, welche durch andere Ablagerungen bedeckt sind, und alle frei liegenden für gleich alt, obwohl theoretisch auch ältere darunter sein könnten. In Wirklichkeit dürfte der Fehlschluß nicht so bedenklich sein, indem es doch sehr unwahrscheinlich ist, daß freiliegende Grundmoränen ohne besonders günstige Umstände eine Interglazialzeit und eine Vergletscherung überstanden haben und dabei vollständig den jungen Grundmoränen ähnlich geblieben sein sollten.

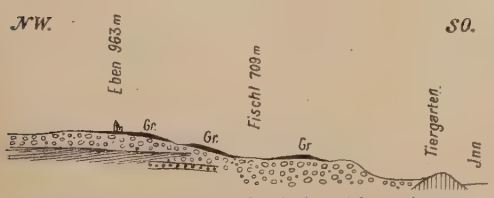


Profil 1. Bei A liegt der Gletscherschliff mit der Grundmoränendecke.

Wir haben damit die Bauelemente der Inntalterrassen flüchtig kennen gelernt und können nun daran gehen, die Zusammensetzung des Achenseedammes, soweit sie erschlossen ist, zu beurteilen.

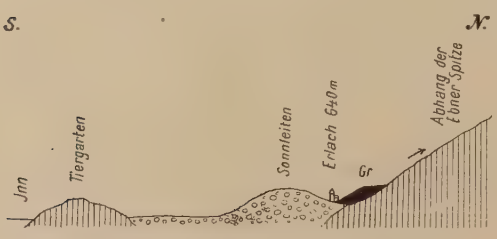
Der Achenseedamm (Profil 2) wird durch die Gräben des Weißen- und Käsbaches, welche sich bald vereinigen, tief zerschnitten. Der erstere kommt aus dem Weißenbachtal zwischen Stanserjoch und Bärenkopf heraus, der letztere hat seinen Ursprung im Sonnwendgebirge bei der Buchaueralpe. Beide Wasserläufe führen, soweit sie getrennt in den Achenseedamm einschneiden, einen großen Teil des Jahres hindurch wenig oder gar kein Wasser. In der Gegend der Vereinigungsstelle treten dann zahlreiche kräftige Quellen aus, so daß von da ab der Käsbach (Name der vereinigten Bäche) eine bedeutende Wassermenge besitzt, welche ihn befähigt, die Elektrizitäts-, Eisen-, Mühlen-, Sensen- und Sägewerke Jenbachs zu treiben. Dieser Bach hat nicht bloß eine tiefe Schlucht in den Schuttdamm gefressen, sondern auch aus dem erbeuteten Material einen großen Schuttkegel erbaut, der schon im unteren Drittel seines Tales beginnt und in mächtigem Bogen den Inn gegen Süden drängt. Es handelt sich hier jedoch nicht um einen einfachen Schuttkegel, da der Bach wieder seine älteren Aufschüttungen angegriffen und umgelagert hat. Dieser Schuttkegel verbirgt in seinem Bereiche alle tieferen Aufschlüsse.

Durch Weißen- und Käsbach wird die gesamte Terrasse in drei größere Abschnitte zerlegt, von denen der nördlichste die unzerteilte Schwelle darstellt, welche den See absperrt, während die beiden anderen den Käsbach begleiten. Ihre Zusammengehörigkeit wird schön durch die ungefähr gleich hohen, weiten, leicht gebogenen Oberflächen dargetan, welche sich über die tiefen



Profil 2. Querschnitt durch den Achenseedamm.

Zwischenschluchten gleichsam von selbst ergänzen. An den zwei Seitenstufen des Käsbachtales findet diese Erscheinung auch landläufige Bezeichnung, indem östlich ein Dorf »Eben« und westlich die Waldfläche »Ebenet« heißt. Die westliche Seitenstufe wird noch durch zwei kleinere Gräben zerteilt, wogegen von der viel größeren östlichen durch das breite Trockental von Erlach eine tiefe Stufe abgegliedert wird, auf der die Höfe »Fischl« liegen. An diese Stufe sind im Süden und Osten die Höhen Burgeck und Sonnleiten angelagert. An der Südseite dieser letztgenannten Höhen zieht ein breites Trockental gegen Wiesing, das durch den Muschelkalkrücken des Tiergartens vom Inn abgeschieden wird. — Steigen wir nun von Jenbach dem Käsbach entlang bergauf, so treffen wir ungefähr am oberen Ende des Schuttkegels auf verkittete Lagen von wenig abgerollten Schottern, welche eine Sammlung von Gesteinen darstellen, als deren Heimat ein mit dem Aufbau des Gebirges Vertrauter sofort das Achental erkennt. Ziemlich selten finden sich zwischen den kalkalpinen Geröllen solche, welche aus den Zentralalpen stammen. Wir haben einen ähnlichen Schuttkegel wie am Vomperbache vor uns liegen, dessen flache Bänke bis etwa 730 *m* Höhe erschlossen sind, wogegen das Liegende nirgends entblößt ist. Darüber treten stark abgerollte, größtenteils zentralalpine Schotter auf. Über diesen gelangen wir in den Bereich eines bedeutenden Lagers von Bändertonen, welches besonders an der Talteilung und von dort am östlichen Gehänge bis gegen das Nordende der Terrasse von Fischl zu verfolgen ist. Während aber der Austritt dieses Lagers gegen die letzterwähnte Terrasse zwischen 740 und 760 *m* Höhe erfolgt, steigt der Anschnitt desselben im Grund des Käsbachgrabens bis über 820 *m*, im östlichen Graben bis 830 *m* an. Hier wird das Lager in dem Abhang der eigentlichen Achenseeschwelle zwischen Weißen- und Käsbach durch eine breite Austrittszone von reichlichen Quellen verraten. Diese Quellen können ihrer Lage und Beständigkeit nach nur als Abflußwasser des Achensees gedeutet werden, welche entlang der Decke der wasserundurchlässigen Bändertone in den darüber lagernden Schottern und Kiesen einen Durchlaß finden. Über diesem ausgedehnten Lehmlager stellen sich schräg gelagerte, abwechselnd grobe und feine Schotterlagen von meist zentralalpinen Geröllen ein, welche eine Mächtigkeit von 120—130 *m* erreichen. In den obersten Schichten treten unterhalb von Maurach neben sehr groben zentralalpinen Geröllen auch vielfach solche aus rotem Sandstein hervor, wie er nur im Inntale vorkommt. Die Oberfläche der eigentlichen Achenseeschwelle ist völlig von Wiesen und Sumpf, an den Seiten von Gehängeschüttungen bedeckt. Zu diesen Aufschlüssen im Käsbachgraben liefert der Aufbau der beiden Seitenterrassen, der allerdings nur spärlich erschlossen ist, wertvolle Ergänzungen. An der Westseite des Käsbaches treffen wir unten an der Inntalseite des Zeiselecks sandige Bändertone. Höher oben, gegen das Käsbachtal, streichen geschichtete, stark gerollte, meist zentralalpine Schotter und Sande aus, welche das Achentalkonglomerat übergreifen und dann, schräg gegen Norden einfallend, in mächtigen Massen das Bändertonlagen gegen das Inntal zu abschließen und überschreiten. Die Bändertone werden gegen oben sandig. Geschichtete Kiese, Mehlsande und Schotter folgen unmittelbar darüber und zeigen häufig gegen Norden geneigte, rasch wechselnde Schichtung.



Profil 3. Einlage von Grundmoränen im Trockental von Erlach.

Eine Decke von Grundmoränen scheint diese Stufe zu überziehen, ist jedoch nirgends deutlich entwickelt zu sehen.

Weit reichere Aufschlüsse gewährt die östliche Seitenterrasse, welche von dem Dorfe Eben gekrönt wird. Zwischen Maurach und Eben ist am Fuß der Ebnerspitze auf Wettersteinkalk ein deutlicher Gletscherschliff erhalten. Am Abfall der Terrasse, vom Dorf gegen Süden, wird eine stark bearbeitete Grundmoräne durch die Zahnradbahn angeschnitten. Unter derselben stehen mächtige Massen von Mehlsanden an, welche bis nahe an das Trockental von Erlach herabziehen. Knapp oberhalb von diesem Trockental ist ein Rest von Grundmoräne vorhanden. Derselbe läßt sich von hier (740 *m*), gegen Osten absteigend, in einem nahezu zusammenhängenden Streifen um den Südfuß der Ebenerspitze über Erlach (Profil 3) bis 600 herab und wieder ansteigend gegen Astenberg bis 830 *m* hinauf verfolgen. Das breite Trockental selbst ist arm an Aufschlüssen, doch scheint die Höhe von Fischl von Grundmoränen bedeckt zu sein. Aufgebaut wird die Terrasse von Fischl, der Burgecker- und Sonnleitenhügel von geschichteten, stark gerollten, meist zentralalpinen Schottern und Sanden.

An den Abhängen der Ebener Terrasse gegen den Käsbach sind in der Gegend von Maurach und auch südlicher Schotter und Sande bis zum Bänderton hinab vorhanden. Westlich und südlich von Eben nehmen feine Sande eine mächtige Entfaltung an und reichen bis zu den Lehmlagen nieder.

Die obere Grundmoräne, auf welcher das Dorf Eben liegt, ist über die Terrassenoberfläche ziemlich verbreitet, hängt aber mit dem unteren Streifen von Grundmoräne im Erlacher Trockental nicht zusammen.

Damit ist der Aufbau des Achenseedammes genügend genau gegeben, um eine Reihe von Folgerungen über seine Entstehung und Weiterbildung zuzulassen.

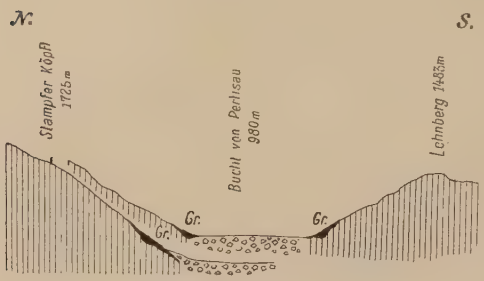
Bevor wir jedoch jene Schlüsse ziehen, wollen wir noch den Achensee und seine Umrandung kennen lernen.

Der Achensee besitzt einen hakenförmigen Umriß, dessen langer Teil fast genau nordsüdlich, dessen kürzerer südöstlich streicht. Am äußeren Knie dieses Hakens setzt die Schuttbucht von Pertisau ein. Nach der österreichischen Originalaufnahme wurden am südlichen Ufer Punkte mit 927 und 929 *m* vermessen, während wir am Nordende, sogar etwas über dem Ufer, Angaben von 928, 926, 925, ja sogar 924 *m* Höhe antreffen.

Die Lotungen (siehe Geistbecks Atlas zu: Die Seen der Deutschen Alpen. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde. Leipzig 1884) haben das Relief des Seebodens mit genügender Genauigkeit erkennbar gemacht. Die 100 *m* Tiefenlinie umschließt ein langes, schmales Becken von der Gegend von Pertisau bis gegen Scholastika. Innerhalb dieses Beckens wurden mehrfach Tiefen von über 130 *m* (135 *m*) erlotet. Der südliche Seeteil ist breiter, flacher und steigt ziemlich langsam gegen das Ufer an, welches hier mit Sumpfflächen ganz allmählich sich einstellt. Der größte Teil der Uferstrecken, welche den See umschließen, ist Fels, nur am Süd- und Nordende, sowie bei Pertisau breiten sich größere Schuttufer. Kleinere Schuttkegel werden dagegen von allen Seiten, besonders jedoch aus den Schluchten der Seeberg-Seekarspitze und aus dem Einfanggraben in den See geschüttet. Dieser reichen Schuttlieferung verdankt der See sein klares Wasser, da die zahlreichen Bächlein, welche ihm zu teil werden, fast überall erst durch die Filter ihrer eignen Schuttmassen dringen müssen, bevor sie einmünden können. Diese Anzeichen von lebendiger Zuschüttung, welche uns in der Form flacher und steiler, rasch veränderlicher Schuttkegel allenthalben entgegentreten, erfahren einen noch viel großartigeren Umfang, wenn wir die Talformen in Betracht ziehen, welche sich bei Pertisau eröffnen. Nahezu in gleicher Breite, wie sie der See dort zeigt, fügt sich ein flach

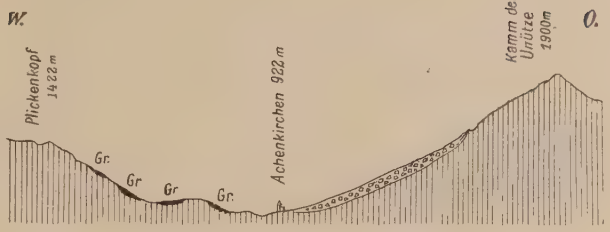
ansteigender, gleichmäßig eingeebneter Talboden an, der nach kurzem Verlauf in drei Zweige, das Tristenau-, Falzturn- und Pletzachtal, sprießt. Auch diese Täler tragen dieselbe Entwicklung zur Schau. Breite, ruhig ansteigende Schuttgründe, von Tannenwald bestanden, streben zwischen hohen und steilen Wänden gleichmäßig bis zu den schroffen Hintergründen hinein. Reichliche Quellen werfen hier freigebig von allen Seiten Wasserfäden von den Felsstufen, die jedoch bald im Schutt der Täler versinken.

So erfreut sich keines dieser Täler eines beständigen Wasserlaufes. Die schönen Wald- und Wiesenböden sind von leeren Wasserfurchen zerfressen, welche nur Schneeschmelze und Hochgewitter mit ihrem Überfluß anzufüllen vermögen. In keinem dieser Täler tritt der Felsgrund zutage. Die Aufrisse der Wildwasser zeigen uns den Aufbau aus einer Folge von Überschüttungen mit Gesteinstrümmern aus dem Hintergrund und den Flanken der Täler. An den Seiten dieser verschütteten Talstrecken greifen entlang den Berghängen zentralalpine Gesteine vom Talausgang herein. Südlich und nördlich der Schuttbucht von Pertisau steigt die Saat von solchen Findlingen am Stampferköpfl über 1400 *m*, an der Bärenbadalpe sogar über 1500 *m* empor. Die inneren Talungen sind frei von solchen Eindringlingen. Auffallender als die Verteilung der erratischen Trümmer, welche allen Gehängen um den Achensee gemein ist, sind zwei Streifen von stark bearbeiteter Grundmoräne, welche einerseits nördlich von Pertisau (Profil 4) am Fuße des Stampferköpfls und anderseits südlich, entlang dem Abhang des Lehnberges, erhalten sind. Das erste Vorkommen ist reichlicher und klarer erschlossen, wogegen das zweite in spärlichen Resten unmittelbar an den Achensee herankommt und längs dem Ufer gegen Seespitz eine Strecke weit ansteht. Die Grundmoräne am Fuß des Stampferköpfls enthält zahlreiche geschliffene und gekritzte Geschiebe (sehr schöne aus Wettersteinkalk). In den unteren Lagen sind zentralalpine Gerölle häufig eingeschlossen. Interessant ist die Beobachtung, daß etwa 100 *m* über diesem Grundmoränenstreifen in einer Runse des Stampferköpfls eine Grundmoräne einzusetzen beginnt, in der die zentralalpinen Gerölle beinahe völlig verschwinden, wogegen gekritzte Geschiebe aus Wettersteinkalk, Hauptdolomit sowie seltener solche aus Lias und oberen Jurakalken vorhanden sind. Diese Grundmoränenreste von Pertisau sind nicht der Schuttebene des Talbodens aufgelagert, sondern kleben an den Felshängen der Talwandung.



Profil 4. Grundmoränenstreifen an den Seiten der Schuttbucht von Pertisau.

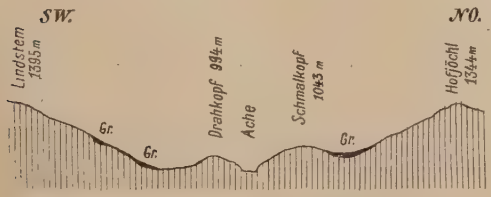
Eine merkwürdige Einlagerung ist im Pletzachtale unter der Schuttstufe der Pletzachalpe bei etwa 1000 *m* Höhe erschlossen. Durch einen nur zeitweise betriebenen Abbau wird hier ein oben gelblicher, unten blaugrauer, sehr feiner und gut knetbarer Lehm gewonnen. Er enthält keine erratischen Bestandteile und zeigt, soweit er entblößt ist, keine Schichtung. Ungefähr in gleicher Höhe (zwischen 1000—1030 *m*) ist nahe am Ausgang des Unterautales, nördlich vom Achensee, ebenfalls ein Lehmlager vorhanden. Dieser Lehm ist jedoch viel kalkiger und horizontal fein geschichtet. Er enthält selbst zentralalpine Geschiebe und solche und größere Blöcke sind in seiner Umgebung geradezu häufig. Dieses Lager lehnt sich an die felsige Talwand und ist frei von jeder Umhüllung.



Profil 5. Felsschwelle von Achenkirchen.

An den Berghängen, welche den nordwärts gerichteten Teil des Achensees umspannen, reichen die zentralalpinen Trümmer hoch empor. Bei der unteren Kotalpe, 1256 *m*, stellen sich auch Grundmoränenreste ein, welche neben gekritzten auch zentralalpine Geschiebe führen. In der nördlich der Kotalpe eingetieften Schlucht des Einfanggrabens, welche vollständig in Hauptdolomit liegt und keinerlei Verbindung mit dem Juragebiet des Sonnwendgebirges besitzt, sind zahlreiche und nicht selten fossilführende Liasblöcke eingestreut, welche sehr an ähnliche Gesteine des vorhingenannten Gebirges erinnern. Die Erklärung für diese Erscheinung wird am einfachsten durch Eistransport gegeben. Am nördlichen Ende des Achensees, das erheblich steiler aus der Tiefe aufsteigt als das südliche, sehen wir die Begrenzung durch den Schuttkegel des Oberaubaches bestimmt. In diesem Tale treffen wir wieder einen verschütteten Talboden freilich von weit bescheidenerem Verhältnisse als bei Pertisau. An seiner Mündung sind am nördlichen Gehänge recht häufig zentralalpine Gesteine zu finden. Auf der Südseite steht am Fuß der Seekarspitze eine deutlich entwickelte Grundmoräne an, welche vorzüglich aus Hauptdolomit besteht. In dem tiefen Graben, welcher vom Oberautal gegen die Seekaralpe emporzieht, sind viele rote Kalke des Lias und oberen Jura eingelagert, obwohl nur Schichten von Hauptdolomit die Unterlage und Umrandung bilden. Der flache Schuttkegel des Oberautales verwächst im Norden mit jenem des Unterautales, welche beide südlich gegen den etwas steileren des Unützbaches stoßen und so vereint eine Schuttfüllung zwischen See und Felsschwelle von Achenkirchen zustande bringen.

In der Gegend von Achenkirchen tauchen, wenn man von Süden kommt, zum erstenmal im Talboden Felsschwellen auf, welche von da an bis über den Achenpaß hinaus vorherrschen. Der Felsgrund ist bei Achenkirchen nicht umfangreich entblößt und der südliche Teil zudem noch von einem Murkegel der Unützflanke vermummt. Dafür treten die Eigentümlichkeiten des in Fels liegenden Tallaufes bereits deutlich hervor. Wir sehen bei Achenkirchen (Profil 5) das Tal durch einen Felswall aus Aptychenkalken, Neocommergeln und Hauptdolomit verquert, welcher durch drei Einschnitte in vier Kuppen zergliedert wird. Der tiefste Einschnitt dient der Ache als Bett, die beiden andern liegen westlich und höher. In diesen Furchen, besonders in der westlichsten, liegen Reste von Grundmoränen sowie zentralalpine Gerölle und Blöcke aufbewahrt. An diese Schwelle schließt sich im Norden ein Becken, worauf bis zur Einmündung des Klammbaches ein von Felsen begleiteter und beengter Tallauf folgt. Es handelt sich dabei nicht um ein schluchtartiges Tal, da zu beiden Seiten des Bacheinschnittes flache Terrassen verlaufen. Diese Terrassen (Profil 6), welche dem Talstück ein charakteristisches Aussehen verschaffen, bestehen nun aber fast nur aus Fels und sind eigentlich wallförmige Erhebungen, die allenthalben von der zugehörigen Bergflanke durch



Profil 6. Mehrfache Talfurchen im nördlichen Achental.

Einsenkungen abgesondert werden. Es laufen gleichsam neben dem tiefen, belebten Talzug zu beiden Seiten höher gelegene, verlassene Talungen hin. Diese Talungen sind indessen durchaus nicht etwa aufgegebene ältere Laufstrecken der Ache, da sie kein ausgeglichenes, sondern häufig sogar ein rückläufiges Gefälle weisen, das außerdem noch mehrfach durch tiefere Quereinsenkungen zerstückelt wird. An zahlreichen Stellen sind in diese Talungen größere und kleinere Reste von stark bearbeiteter Grundmoräne eingefügt, welche in Menge gekritzte und zentralalpine Geschiebe umschließt. Auf den vorragenden Felsköpfen, welche alle besonders an der Südseite sorglich abgeglättet sind, begegnen wir nicht selten größeren zentralalpinen Blöcken.

Von der Mündung des Klammbaches abwärts verschwinden die Felsköpfe im nunmehr engen Tal der Ache für eine längere Strecke, bis zugleich mit der Talerweiterung in der Nähe des Achenpasses wieder zwei auftauchen. Sie stellen sich keilförmig zwischen den Talzug, welcher zum Achenpaß gegen Norden ansteigt, und jenen, welcher zur Isar gegen Westen strebt. Im ersten Talzug begegnen wir bis zur Glashütte einer gewaltigen Einlagerung von stark bearbeiteter, reiner Grundmoräne, in der überaus reichlich prächtige, gekritzte Geschiebe und vielerlei zentralalpine Gerölle enthalten sind. Fast alle Gesteine des Achentales finden wir als Geschiebe vertreten. Die Mächtigkeit erreicht noch jetzt 40—50 *m*, obwohl durch die Bäche allem Anscheine nach schon riesige Massen fortgespült wurden.

Im Gegensatz dazu ist das Tal der Ache eine Folge von mehr oder weniger schroffen Klammen, an deren Seiten einzelne Felsköpfe aufragen. Zentralalpine Findlinge sind über die Anhöhen neben der Schlucht weit verbreitet. Damit ist in Umrissen ein Bild jenes Talteiles gegeben, der nordwärts von Achenkirchen mit geringen Ausnahmen unmittelbar dem Grundgebirge eingeprägt liegt. Die Talentwicklung ist im Süden und Norden dieser Ortschaft somit eine sehr verschiedenartige. Im Süden haben wir die breiten, verschütteten Täler und den See, im Norden fast durchweg enge, klammartige Bachzüge und darüber an den Seiten manchmal unregelmäßige felsige Terrassen. Im Norden sehen wir alle Wasseradern eifrig bemüht, ihre Betten tiefer in die Felsschwellen zu senken, im Süden versiegen die Bäche ohnmächtig in ihren eigenen Schuttmassen, welche immer mächtiger anschwellen und gegen den See drängen. Der Achensee ist mit diesen verschütteten Talstrecken eng verbunden und seine Entleerung gegen Süden würde jenen wieder die Möglichkeit zur normalen Entwicklung, zur Vertreibung der riesigen Schuttlager gewähren.

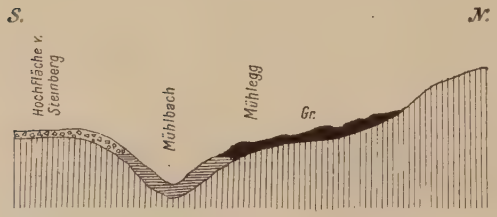
Im Norden haben wir die eigentümlichen Felsterrassen kennen gelernt, deren Veranlagung durch Wassererosion nicht erklärbar ist. Die abgerundeten Höhen im Vereine mit den Grundmoränenresten lassen den Gedanken an Umformungen durch den darüber bewegten Eisstrom als recht wahrscheinlich erscheinen. Die riesigen Massen von Grundmoränen in der Furche des Achenpasses geben dazu noch eine Bestätigung.

Nunmehr können wir daran gehen, aus den gegebenen Beobachtungen Schlüsse über die Entstehung des Sees abzuleiten. Der Aufbau des Achenseedammes hat uns veranlaßt, denselben als einen Teil der Inntalterrasse zu begreifen, welch letztere hinwieder nur die Reste einer ungeheuren Schuttmasse darstellt, von welcher ein großer Teil des Inntales bis gegen 1000 *m* Höhe erfüllt wurde. Der alte, verkittete Schuttkegel des Achentales, welcher vom Käsbach unter den Ablagerungen der Terrassen entblößt wird, sowie die Talverschüttungen beweisen, daß das Tristenau-, Falzthurn- und Pletzach-, sowie wahrscheinlich auch das Oberau- und Unterautal gegen Süden zum Jnn entwässert wurden. Die einheitliche Umkehrung aller dieser Talrichtungen ist durch die Einlagerung von Schuttmassen in die Mündung des Achen-

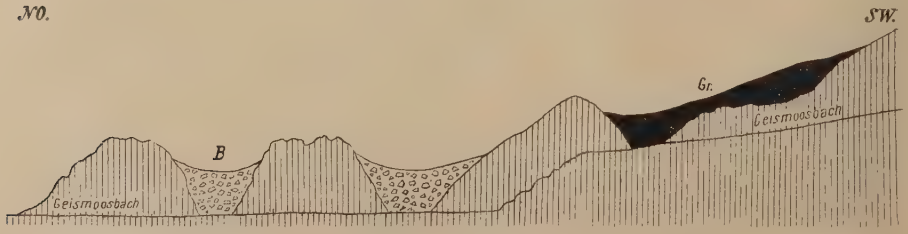
tales erzwungen worden. Durch den Eiswall des Zillertalgletschers wurde nicht allein das Jnntal, sondern auch das Achental mit Stauwasser erfüllt, dessen Standhöhe vor allem von jener des Eiswalles abhängig war. Durch mächtige allseitige Schutteinschwemmung wurde der Jnntalsee wahrscheinlich rascher verlandet als der Achensee. Der Achensee wurde so vom Inntal her und von den einmündenden Bächen zugleich verschüttet. Überwog die Einschüttung vom Inntal her, so mußte ein stauender Damm geschaffen werden. Für diese Anschauung spricht die Zusammensetzung der Achenseeschwelle, wo wir ja die Bändertonlager, welche aus den Schlammniederschlägen in ruhigem Wasser entstanden, von schräg geschichteten Schottern und Sanden begrenzt und überschritten finden. Die Entstehung des Achenseedammes hat so nichts Befremdliches und es tritt nun die Frage entgegen, ob die Einschüttung mit der Fertigstellung des Dammes ihr Ende fand und also die Wanne des heutigen Achensees von damals unmittelbar überliefert ist. Wir glauben das verneinen zu müssen. Die Mächtigkeit der hier über den Bändertonen eingedrungenen gröberen Schuttmassen, 130 *m*, spricht wohl allein schon dafür, daß bei so lebhafter Schuttführung der ganze Hohlraum verhältnismäßig rasch eingeebnet wurde. Zur weiteren Untersuchung bieten die Aufschlüsse am Käsbach die ersten Anhaltspunkte. Wir treffen dortselbst ein großes Bändertonlager, über welchem reiche Quellen des Sees austreten. Dieses Lager ist am Weißenbacheinschnitt bis 820, am Käsbach noch in höherer Lage erschlossen. Es stellt eine Folge von Ablagerungen dar, welche aus dem Absatz von fein im Wasser verteiltem Schlamm hervorgehen. Die horizontale Schichtung der einzelnen Lagen weist auf ihre regelmäßige Ablagerung am Seeboden hin. Beachten wir nun die Tiefenverhältnisse des heutigen Achensees, so sehen wir, daß sein Grund bis unter 800 *m* hinabgesenkt ist. Wir haben also am Käsbach alte Ablagerungen des Seebodens um 20 *m* höher als die heutigen Tiefstzonen seines Bodens. Bedenken wir zudem, daß jener Stausee ein nach Süden abfallendes Tal erfüllte, so ersieht man sofort, daß die tiefsten Stellen damals in aller Wahrscheinlichkeit im Süden vorhanden und von diesen Bändertonen besetzt waren.

Nach dieser Anschauung, welche die Voraussetzung nötig macht, daß die Bändertone damals eine einebnende Ausfüllung am Grund der Seewanne bildeten, wären im Süden über dem ehemaligen Seeboden noch über 130 *m* Sande und Schotter abgelagert worden, wogegen im nördlichen Teil der Seegrund nicht nur nicht verschüttet, sondern sogar noch vertieft worden wäre. Eine solche Erscheinung ist überaus unwahrscheinlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie im breiten Inntal zu gleicher Zeit ein so riesiger Raum im Schutt begraben wurde. Zudem sehen wir an den Seitentälern, die sich bei Pertisau an den See schließen, welches Ausmaß hier die Zuschüttung erreichte. Nehmen wir an, daß das Becken des Achensees noch immer dasselbe ist, so haben wir einerseits in jenen Tälern eine so weit vorgeschrittene Zuschüttung, anderseits im Achentale eine im Verhältnis dazu nur unbedeutende Einlagerung von einzelnen Schuttkegeln. Solange das Achental seine regelmäßige Öffnung ins Inntal hatte, konnten jene Täler unmöglich so mit Schutt beladen werden. Ihre Zuschüttung ist nicht älter als die Aufstauung des Achensees. Nun besitzt der lange, nordwärts gekehrte Arm des Achensees zu beiden Seiten steile Gehänge von Hauptdolomit und Plattenkalk, aus denen eine Anzahl von reichlich schuttbringenden Schluchten herabstürzen. Die Einschüttung, welche von ihnen in den See geleitet wurde, steht in keinem Verhältnis zu jener in den verschütteten Tälern, wenn man die gleiche Wirkungszeit annimmt. Außerdem ist es auffallend, daß die Aufschüttung in der Bucht von Pertisau fast genau so weit vorreicht, als nötig ist, um eine gerade Verbindung zwischen den Felsufern der Seebergspitze und des Lehnberges herzustellen.

Ein weiterer und eindringlicher Grund gegen die Annahme, daß sich das Staubecken des Achensees bis heute erhalten habe, wird durch die Verhältnisse geboten, welche uns an den Resten des Sees von Brandenberg entgegentreten. Jener See wurde ebenfalls so ziemlich gleichzeitig wie der des Achentales durch den vorlagernden Eiswall des Zillertalgletschers veranlaßt. Der also begründete See erfüllte das genannte Tal mit den Nebentälern und reichte so auch in die Gegend von Steinberg, wo sich noch viele Anzeichen finden lassen. Es ist hier nicht der Ort, alle Reste jener Ablagerungen zu schildern, welche ihm ihre Entstehung danken, es soll das Wesentliche kurz hervorgehoben werden. Das Tal von Steinberg wird durch einen 1048 *m* hohen, sehr flachen Schuttsattel vom Ampelsbach und Achental geschieden. Dieser Schuttsattel kommt durch Zusammendrängen von Schuttkegeln zustande, welche einerseits im Gehänge der Unütze, anderseits in jenem des Gufferts ihren Ursprung nehmen. Dieser Sattel muß jedoch schon zur Zeit der Seebildung bestanden haben, da sich ihre Spuren nur bis an seine Südseite verfolgen lassen. Hier treten sogleich bei 1010 *m* Höhe unter einer deutlichen Grundmoräne feingeschichtete Bändertone auf, welche sich von da im Bereich des Steinberger- und Brandenbergertales an zahlreichen Orten einstellen. Dabei ist zu betonen, daß beide Täler und ihre Seitenzweige fast ununterbrochen als tiefe und enge Felsklammen entwickelt sind. Umso überraschter ist man daher, wenn sich hoch oben in Nischen der steilen Schluchten Reste von Bändertonen zeigen. Die Umgebung von Steinberg bietet in mehrfacher Hinsicht wertvolle Aufschlüsse. Am Hebingbach sind mächtige weiße, stark bearbeitete Grundmoränen angeschnitten. Im oberen Teil der Schlucht des Mühlbaches (Profil 7), nördlich von Steinberg, ist eine über 1 *km* lange Einlage von festen, horizontal feingeschichteten Bändertonen erschlossen. An mehreren Stellen lagert hier direkt über den Bändertonen wieder weißliche, stark bearbeitete Grundmoräne mit zahlreichen gekritzten und zentralalpinen Geschieben. Dieselbe Erscheinung offenbart sich östlich von Obersteinberg am Abfall gegen die Steinberger Ache, indem unter Grundmoränen Bändertone vortreten, welche tief in die Schlucht hinabreichen. Ein weiterer Rest hat sich in einer Runse an den steilen Ostabstürzen des Föhrenkopfs erhalten. In merkwürdiger Weise spricht sich dann die Seeverlandung in jenem langen, schmalen Felsgrat aus, welcher die Geismoos- und Grundache (Profil 8 u. 9) vor ihrer Vereinigung trennt. Er besteht aus kristallinem, weißlichem Wettersteindolomit und ist an zwei Stellen

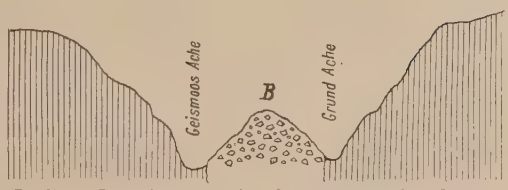


Profil 7. Überlagerung der Bändertone durch Grundmoräne.



Profil 8. Die Bachumschaltungen zwischen Geismoos- und Grundache.

vollständig durchbrochen. Diese Lücken sind jedoch durch Lehm und Bachschutt geschlossen, sodaß wieder eine einheitliche Mauer zwischen den beiden Klammen dasteht. Weil nun aber die Geismoosklamm im Bereiche dieser Lücken tiefer eingesenkt ist als die jenseits des Scheidekammes parallel mit ihr streichende Grundache, so dringt von dieser Wasser durch die Schuttore, welches als Quellen am Geismoosbache austritt. Die Erklärung für diese auffallenden Bachverlegungen ist wieder in der Verlandung des Sees zu suchen, welcher einst diese Klammen erfüllte. Nach der Verlandung fanden die Bäche stellenweise ihre alten, verschütteten Gassen nicht mehr und gruben neue daneben in die Felsen.



Profil 9. Querschnitt von der Geismoos- zur Grundklamm durch den Schuttsattel B.)*

Bemerkenswert ist der Umstand, daß die verschütteten Lücken bis zur heutigen Klammtiefe hinabreichen. Sie beweisen, daß hier die Täler schon vor der Seestauung ungefähr gleiche Tiefen besaßen. Aus der Höhe dieses Querkammes kann man auf die Höhe der Einschüttung einen Schluß ziehen, welch letztere die erstere übertroffen haben muß. Die Felsköpfe erreichen nicht 1000 *m* und die Talhänge an ihren Seiten überragen sie bedeutend. Steigen wir von dieser Stelle am Geismoosbache aufwärts, so treffen wir bald über einer Felsstufe auf mächtige Lager von stark bearbeiteter Grundmoräne mit massenhaften gekritzten und selteneren zentralalpinen Geschieben. Diese Grundmoräne reicht bis in den heutigeu Talgrund hinab (bis zur Brücke bei 963 *m*). An dem Rücken zwischen Geismoos- und Grundache sind bei den Holzer Mähdern gleichfalls gut entwickelte Grundmoränen in bedeutender Ausdehnung vorhanden. Von Steinberg, in dessen Umgebung zentralalpine Gerölle und Blöcke geradezu angehäuft sind, folgen wir der Ache gegen Osten. An vielen Stellen lagern auf der Süd- und Nordseite des schluchtartigen Tales hier in Vertiefungen der Gehänge Bändertone. An einigen Orten setzen gleich über diesen Tonen mächtige weißliche Grundmoränen mit einer Fülle von gekritzten Geschieben ein. Zentralalpine Gerölle und Blöcke von bedeutender Größe sind vielfach vorhanden (Abbildung 3) und machen sich an den steilen Lehnen um so befremdlicher bemerkbar. In der Gegend, wo die Steinberger sich mit der Brandenberger Ache vereint, lagern über der Felsschwelle von Pinegg, 720 *m*, bedeutende Lehmmassen. Taleinwärts begegnen wir Bändertonen in sehr schöner Entwicklung bei der Erzherzog Johann-Klause, 824 *m*, woselbst sie am Aufstieg zum Rumpf in einer Mächtigkeit von etwa 50 *m* vorliegen. Auch hier werden sie von stark bearbeiteter Grundmoräne überdeckt, welche höher oben bei 960 *m* am Fatschenbach eine starke Entfaltung zeigen. Diese weißliche, stark und gleichmäßig bearbeitete Grundmoräne enthält Unmassen von polierten und geschrammten Geschieben, dagegen nie oder nur äußerst selten zentralalpine Einschlüsse. Der vordere Teil des Brandenbergertales weist uns an beiden Seiten über der tiefen Klamm hochgelegene Terrassen, deren Flächen einerseits dem Dorfe Brandenberg, 922 *m*, anderseits der Ortschaft Aschau die Möglichkeit zur Ausbreitung von ziemlich ebenen Feldungen schenken. Die Erhebung dieser Terrassen aus der Klamm beträgt über 300 *m*, wovon allerdings nur der kleinere, obere Teil von Lehm, Sand und Schotter aufgebaut wird. An dem Terrassenbau von Brandenberg sind besonders Mehlsande reich be-

*) Sämtliche Profile sind im gleichen Verhältnis von Länge und Höhe gezeichnet.

teiligt. Wenn wir uns den Achenseedamm entfernt denken, so würde etwa die Schuttbucht von Pertisau zu einer Terrasse werden, welche mit jener von Brandenberg zu vergleichen wäre. Im vordersten Teil des Brandenbergertales fehlen geschichtete Ablagerungen, dagegen begegnen wir einzelnen Grundmoränenresten und zentralalpinen Geröllen mehrfach an den Gehängen.

Was nun durch die angeführten Beobachtungen angedeütet werden soll, ist der Umstand, daß wir hier in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem Achental und bei gleichzeitigem Anfang einen See von bedeutendem Umfang vollständig verlandet sehen. Dabei ist zu erwägen, daß für diese Verlandung hier nicht wie im Achental die mächtigen Schuttlieferungen des Inntales zur Verwendung gelangen konnten, weil ja der Zillertalergletscher vorlag. Die Schuttzuflüsse von seiten dieses Gletschers waren aber jedenfalls unbedeutender als jene aus dem Inntal. Die Verlandung mußte hier vorzüglich durch die Schuttbeisteuer der eigenen Bäche und Gehänge besorgt werden. Die große und weite Verbreitung der Bändertone läßt wohl darauf schließen, daß schon in den Karen und hohen Talschlüssen kleine Gletscher sich einnisteten, welche den Bächen ihren Schleifschlamm gaben. Da die Verlandung, wie wir wissen, durch Grundmoränen abgeschlossen wird, welche ihrer Ausbildung nach nur von Eismassen des Inntales abstammen können, so muß hier die Einschüttung bereits vor Ankunft des Inntalgletschers so vollendet gewesen sein, als es durch die Verteilung und Höhenlage der noch heute erhaltenen Ablagerungen angezeigt wird. Aus dieser geht aber hervor, daß das Brandenbergertal und seine Seitenverzweigungen bis weit über 900 *m* Höhe durch Lehm, Sand, Kies und Schotter verschüttet waren. Halten wir dieses Beispiel fest als Vergleich gegen das Achental, so wird die Wahrscheinlichkeit, daß sich hier ein Hohlraum aus der Zeit vor der Bildung der Inntalterrassen erhalten habe, noch bedeutend vermindert.

Aus all den angeführten Gründen erscheint die Annahme berechtigt, daß auch der ehemalige Stausee im Achentale vollständig eingelandet wurde. Dann kann aber die Aushöhlung des heutigen Seebeckens nur durch die Kraft des darüber vordringenden Eisstromes erklärt werden, von dessen Anwesenheit die Saat der zentralalpinen Findlinge und die zahlreichen Grundmoränenreste besonders im Norden des Achensees Zeugnis ablegen. Diese Deutung der Verhältnisse gibt zugleich eine Erklärung für den Aufbau des Achenseedammes, für die verschütteten Täler, für die Erhaltung des Seebeckens und für die eigentümlichen Felsterrassen im nördlichen Talteil. Am Achenseedamm haben wir eine höher und eine tiefer gelegene Zone von Grundmoränen kennen gelernt. Die untere begleitet das gegen Osten absinkende Trockental von Erlach. Dieses Trockental ist nach seiner Grundmoränenführung am einfachsten als eine vom Inntalgletscher ausgeschürfte Furche verständlich, was ebenso auch für das Trockental von Wiesing gilt, an dessen Südseite der Felsrücken des Tiergartens eine auffallend langgestreckte und abgerundete Buckelform weist. Diese Erosionsformen gehören in den Bereich des eigentlichen Inntalgletschers, während die Grundmoränendecke von Eben wohl schon dem Achentaler Arm angehört. Dieser Seitenstrom nahm seinen Weg durchs Achental gegen Norden. In die Täler von Pertisau vermochte er nicht tiefer hineinzudringen, weil dieselben jedenfalls von eigenen Gletschern (Teile der Karwendelvereisung) besetzt waren. Da die Abflußrichtung dieser vereinigten Eigengletscher fast genau entgegengesetzt zur Stromrichtung des Gletschers im Achentale verlief, so mußten an der Zusammenstoßstelle heftige Pressungen, Stauungen und gegenseitige Verschiebungen statthaben. Aus den Grundmoränen des Stampferköpfls, wo die unteren reich an zentralalpinen Geschieben, die oberen arm daran sind, kann man schließen, daß der Abkömmling des Inntalgletschers die Karwendelgletscher unterschob. Auf jeden Fall wurde die Bewegung der Eigengletscher stark gehemmt und sie ver-

hindert, ihre Unterlage kräftig zu bearbeiten, während der Gletscher im Achental seinen Schuttuntergrund heftig angriff. Die Felsschwellen und Felsterrassen des nördlichen Achentales verleihen diesem Tale Formen, wie wir solche nur in Tälern von ausgesprochen glazialer Prägung kennen. Auch durchs Brandenbergertal drang aus dem Inntal ein mächtiger Eisstrom vor, dessen Anwesenheit große Grundmoränen und Unmassen zentralalpiner Gerölle und Blöcke verraten. Das Tal ist jedoch im allgemeinen enger, viel lebhafter gewunden und verästelt sich gegen Norden in kleine Zweige, welche zu viel höheren Sätteln als jenen von Achenkirchen emporleiten. Der bodengestaltende Einfluß des Eisstromes konnte sich da nicht so sehr im Tale als an den vielfältig entgegenstehenden Bergkanten äußern. Wahrscheinlich grub auch hier das Eis in die Verlandungsfläche eine Wanne ein, welche jedoch nicht von langer Dauer sein konnte, weil sich der Überfluß dieses Sees nach Süden wenden mußte, wo die niederste Schwelle war. Diese Schuttschwelle wurde von dem starken Bache rasch durchsägt und so verfiel der See. Wäre am Achensee die Felsschwelle im Norden höher gewesen als der Schuttdamm im Süden, so würde auch diese längst zerschnitten und der See zerstört sein.



Abbildung 3. Erratischer Block im Steinberger Tal am Weg von Steinberg nach Pinegg.

Die Verwitterungsformen in den Alpen, insbesondere in den Kalkalpen.

Von

Max Eckert.

Die Hochflut der Touristen, die sich alljährlich im Sommer nach den Alpen ergießt, wächst zusehends von Jahr zu Jahr. Die Alpen und last not least der Alpenverein gewinnen immer mehr Verehrer. Selbst aus norddeutschen Gauen und von den Gestaden der Wasserkante eilen die Naturfreunde den Bergen zu. Warum so weit? Warum kann die See den Menschen nicht so dauernd wie das Gebirge fesseln? Das sind Fragen, über die ich schon oft nachgedacht habe. Ich finde sie beantwortet in der Eigentümlichkeit der geistigen Veranlagung des Menschen, in dem Reiz der Anschauungen, die die Außenwelt der menschlichen Seele vermittelt.

Gewiß, das Meer hat seine Reize. Selbst eine große erzieherische Tätigkeit übt es aus. Die endlosen Horizonte lenken den Blick auf weite Fernen, sie tragen einen großen Zug von Kühnheit in den Charakter der Seevölker hinein und lehren mit weiten Räumen rechnen. Darum ist der Küstenbewohner auch bald an andern, fremden Küstengestaden zu Hause, ein gewisses Gefühl der Weltbeheimatung ist ihm eigentümlich. Ganz anders der Alpenbewohner. Seine Heimat ist die Gegend, die er von seinem Heimatsberg mit den Augen umspannt. Sie hat ihre ganz besonderen Schönheiten, denen in der Fremde nicht leicht ein Äquivalent geboten werden kann. Darum die sprichwörtliche Sehnsucht der Älpler nach ihren Bergen.

Dem Touristen bietet das Meer im Grunde genommen ein wechselarmes Bild dar; am Strande die Verwitterungsformen der Brandung, in der Ferne die sanft geschwungene, in den Äther sich verlierende Horizontlinie. Der Wechsel in diesem Bilde besteht nur in den vielfachen Farbennuancierungen, die die verschiedene Beleuchtung der Tages- und Jahreszeiten hervorbringt. Gewiß ist es ein großer Unterschied, ob auf ruhiger Seefläche der Sonnenschein lachend ruht oder bei sturmzerfetzter Seeoberfläche durch Wolkenritze Streiflichter auf schaumgekrönte Wellenberge fallen, aber trotzdem ist es nur ein Wechsel innerhalb desselben Rahmens und dieser kann auf die Dauer den Menschen nicht so fesseln wie die Bilder des Hochgebirges, die in ihrer Größe, Kraft und Schönheit so mannigfach wechseln und dabei mit der ganzen packenden Gewalt der sinnlichen Anschaulichkeit auf den Beschauer wirken.

Die Anziehungskraft der Alpenwelt liegt aber auch in einer gewissen Herstellung des seelischen Gleichgewichts begründet. Dem Meeresbild steht der Mensch passiv gegenüber, er muß es hinnehmen, wie es ihm die Natur gibt, und kann

sich nicht durch eigene Kraft, er sei denn ein Seemann, dessen Gewandtheit jedem Seegang zu trotzen vermag, ein anderes Bild schaffen. Anders in den Alpen. Eine jede Gebirgswanderung erschließt neue Bilder, ganz gleich, ob man sich in der Tiefe des Tales fortbewegt oder an den Gehängen und Graten zur Höhe emporklimmt. Und hat der Alpenwanderer irgend ein sich gestecktes Ziel erreicht, dann zieht in seine Brust ein beglückendes Gefühl der Zufriedenheit ein, getragen von dem schönen Bewußtsein, den Genuß sich durch eigenes Mühen verschafft zu haben. Hier liegt ja auch der Kern des Wesens der Hochtouristik.

Das Gefühl der Zufriedenheit kann sich der Mensch in den Alpen mehr als wo anders erwerben. Es ist ein Erwerben. Das Auge muß sich erst an den Blick des Großartigen, des Erhabenen gewöhnen. Von vornherein vermag es nicht das Totale zu umfassen. Das ziellose Erfassen nur einiger, mehr in der Nähe liegender Teile wirkt beunruhigend auf den, der zum ersten Male sich der Alpenwelt genaht hat. Goethe hat uns das schon so vortrefflich in seiner Schweizerreise erzählt. Das Auge gewöhnt sich indessen gar bald an das Großzügige der Alpenlandschaft; bald weiß es die Höhen übersichtlich zu gruppieren und folgt mit Verständnis der Linienführung der Gehänge.

Der aufmerksame Beobachter, der verschiedene Gebirge durchwandert hat, besonders aber die Alpen, wird von der Fülle der Gebirgs- und Talformen überrascht sein, wird vor allem erkennen, daß sich die Silhouette der deutschen und anderen Mittelgebirge zumeist in sanft gebogenen Kurven bewegt und daß die eine zackige und steilere Böschung verleihende Linie dem Alpengebiet eigentümlich ist. Aber innerhalb der Alpen treten die Gegensätze der Formenbildung dem Beschauer am schroffsten entgegen. Über die langgestreckten, mildgeformten, wald- und weidereichen Flysch- und Mergelberge im Norden der Alpen ragen die scharfgeschnittenen, kahlen Dolomitberge, die sich hie und da in gigantischen Treppenstufen oder gewaltigen Stockwerken emportürmen; man denke nur an den Eintritt in die Alpen bei Traunstein, Rosenheim, Tölz, Penzberg, Füssen oder Kempten. Nirgends jedoch tritt der riesige Treppenaufbau dem Beobachter auffälliger entgegen als auf den Anhöhen am linken Ufer der Starzl-Ach, wo sich nach Süden zu über die langausgedehnte Mauer der Untern Gottesackerwände die der Obern Gottesackerwände und zuletzt der langgestreckte, nach Osten zu sich senkende und nach Norden mauerartig abbrechende Gipfel des Hohen Ifen erhebt; im Hintergrunde tauchen die mehr oder minder gleichmäßig geformten Pyramiden der südlichen Allgäuer Alpen empor. Und diese Gebilde weichen wiederum zurück vor den dachähnlichen scharfen Kämmen, Pyramiden, Türmen und Hörnern der kristallinischen Gesteine der innern, höchsten Alpenzone. Aus der scheinbar unentwirrbaren Masse von Formen lassen sich eine Menge Ähnlichkeiten und Unterschiede herausfinden. Gesellt sich nun zu dieser Erkenntnis des mehr Äußerlichen das genaue Studium dieser Formen und besonders der Detailformen, so drängt sich, wie schon der Altmeister in der Erforschung des alpinen Formenschatzes, Friedrich Simony, sagte, das Bedürfnis auf, analog wie in den naturwissenschaftlichen Disziplinen, Gleichartiges in ein System zusammenzufassen und die Gesetze hierüber zu formulieren, während das Ungleichartige andern verschiedenen Kategorien untergeordnet wird.

Der Alpenwanderer, der in der Gebirgswelt nicht allein Erholung und Vergnügen, sondern auch neue Anschauungen und Erweiterungen seines Gesichtskreises sucht, wird sich nicht bloß mit dem Wo und Wie der Berggebilde begnügen, sondern er wird auch nach dem Warum fragen. Geht die letztere Frage zunächst den Geologen und Geographen an, so wird indessen auch der nach Erkenntnis strebende Alpentourist die Frage nach dem Grunde, nach der Entstehungsursache

der Oberflächengebilde nicht entbehren können, zumal diese nicht bloß das Ergebnis der Struktur und Textur der Erdrinde, sondern der Einwirkung der Atmosphärilien, der Verwitterungsmächte ist, also von Kräften, die dem Alpenwanderer auf seinen Wanderungen, sei es im Tale oder auf der Bergspitze, sei es in der Schlucht oder auf scharfkantigem Grat, sei es auf ebener Rasenterrasse oder an steilgradiger Wand außerordentlich interessieren. In dem genetischen Verständnis der Gebirgsformen liegt der Schlüssel zum Verständnis der Gebirgswelt.

Der innere Bau der Erdrinde und die Einwirkung der Atmosphäre auf sie sind die großen Faktoren, die das Antlitz der Erde formen, ihr also bestimmte physiologische Züge aufprägen. Dazu gesellen sich die Wirkungen des organischen Lebens. Das mehr oder minder geheimnisvolle Zusammenwirken vieler Kräfte, die tausendfach vereint in ungemessenen Zeiträumen die mannigfaltigsten Oberflächengebilde schaffen, geben dem aufmerksamen Beobachter kund, daß die Lebenspulse der Erde auch die scheinbar ödesten Gegenden der Erdkruste in regelmäßigen Schlägen durchzittern, daß an keiner Stelle des Gebirges unbewegliche Starrheit und totes Gestein vorhanden ist, sondern überall ein geschäftiges Treiben herrscht, um immer wieder zu zerstören, was aufgebaut ist, um so allmählich die ganze Erde zu verebnen.

Alle Veränderungen, die die Erdoberfläche erlitten hat, sind das Produkt noch gegenwärtig tätiger Kräfte. Das ist eine Erkenntnis, die noch nicht auf hundert Jahre ihres Bestehens zurückblicken kann. Der erste Träger dieses Gedankens war ein deutscher Gelehrter, von Hoff, und nicht etwa die Engländer de la Beche und Lyell, wie man gewöhnlich annimmt. Leider ist das große Werk Hoffs »Die Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche«, dessen erster Band bereits 1822 erschien, nicht so bekannt geworden wie die später veröffentlichten »Elemente der Geologie« Lyells (Principles of Geology, London 1830—1833).

Der Prozeß der Verebnung der Erdoberfläche zerfällt in drei Akte: Zerstörung oder Zerfall und Zersetzung, Abfuhr oder Abtrag und Ablagerung.

Zerstörung und Abfuhr werden in der neueren physikalischen Geographie als Destruktion zusammengefaßt. Destruktive Kräfte sind Luft, Temperatur, das Wasser in festem und flüssigem Zustand und die organische Welt. Unter den exogenen, d. h. von außen her auf die Erdoberfläche gerichteten und zur Destruktion gehörenden Wirkungen unterscheidet Supan, dem wir das beste zusammenfassende Werk über die physischen Vorgänge auf unserer Erdrinde verdanken, zwischen Verwitterung und Erosion. Man kann bei ihm einen gewissen Einfluß der feinsinnigen Untersuchungen Heims nicht verkennen, die dieser über die Verwitterung im Gebirge im Neujahrsblatt der Züricher naturforschenden Gesellschaft (auf das Jahr 1874) niedergelegt hat. Von der Verwitterung sagt Supan, daß sie ausschließlich zerstörend wirke und daß ihr alles verfalle, wenn auch in verschiedenem Grade. Die Erosion hingegen sei die Arbeitsleistung des bewegten Wassers in flüssiger und fester Form und der bewegten Luft, und wie die Verwitterung teils ein chemischer, teils ein mechanischer Prozeß. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt Penck in seiner Morphologie ein. Hauer und Hochstetter haben den Begriff der Erosion gar nur auf die Aushöhlung des Untergrundes eines Flußbettes eingeengt.

Zu dieser Zweiteilung der Destruktion in Verwitterung und Erosion kann ich mich nach meinen Beobachtungen nicht verstehen, denn die Verwitterung ist das Resultat von gewissen Erosionswirkungen und somit von Bewegungsvorgängen, und nicht bloß das bewegte Wasser in flüssiger und fester Form und die bewegte Luft erodieren, sondern auch das ruhende Wasser in flüssiger und fester Form, sodann Nebel, Reif, Pflanzen und deren Zersetzungsprodukte. Erodieren ist eben ein Ab-

nagen, ein Zernagen und ein Ausnagen. Übrigens wird selbst bei den bedeutendsten Forschern in weiteren Darlegungen nicht scharf genug zwischen Verwitterung und Erosion geschieden, was sehr erklärlich ist, da die Grenzgebiete beider mannigfach ineinander übergehen und verwischt sind.

Nicht als einziger vertrete ich die Ansicht, daß die Erosion sowohl die Zersetzung und der Zerfall des Gesteins durch Verwitterung als auch der Abtrag desselben ist, und erblicke bereits Vorgänger in B. Studer und Gilbert. Ob nun die Erosionsarbeit der Brandung Abrasion, die der Pflanzen Phyterosion, die des bewegten und abführenden Wassers Denudation, oder das Fortreißen lockerer Bestandteile durch Wasser Ablation, das Abschleifen und Zerstören der Erosionsrinnen des fließenden Wassers Corrosion (oder Corrasion, wie Gilbert, von Richthofen und Supan schreiben), die Erosion des Windes Deflation (Walther) und die der Gletscher Exaration oder Detrition genannt wird, so sind doch damit nur bestimmte Arbeitsrichtungen und Arbeitsleistungen der Erosion gekennzeichnet, und alle diese Beziehungen fallen unter den Oberbegriff »Erosion«.

Das Wasser in seinen verschiedenen Aggregatszuständen, und so als Bach, Regen, Nebel, Schnee, Hagel, Eis, Frost, in Verbindung mit Wärme, Wind und den Wirkungen der Pflanzen und des Humus sind unablässig tätig, die feste Erdrinde zu bearbeiten. Einer oder mehrere Faktoren können manchmal bei der Arbeit mehr zurück- oder hervortreten, je nachdem klimatische und orographische Verhältnisse für ihre Einwirkung sich günstig oder ungünstig gestalten. Einer dieser Faktoren ist nie allein tätig, stets wird er von anderen mehr oder minder unterstützt. Das Zusammenwirken all dieser Kräfte nenne ich Erosion. Diese Bezeichnung deckt sich im allgemeinen mit der Supanschen »Destruktion«; sie trennt weder den Wirkungskreis der Erosion, noch die Art ihrer Wirksamkeit in chemische und mechanische; denn manche Faktoren wirken nur chemisch, andere nur mechanisch, während die dritten mechanisch und chemisch wirken können. So gebrauche ich denn den Ausdruck »Erosion« im Sinne des vereinigten Einflusses der mechanischen oder einzig aus der Schwere hervorgehenden und der chemischen oder molekularen Wirkung, also ganz so, wie ihn Studer schon vor mehr als 60 Jahren verstanden wissen wollte.

Der Leser, der meinen Ausführungen folgt, mag den Exkurs über die Erosion entschuldigen. Ich hielt ihn aber für notwendig, gerade weil hierüber, wie ich selbst auf meinen vielen Alpenwanderungen erfahren habe, große Unklarheit herrscht. Es liegt mir allerdings fern, dem Alpinisten meine Meinung aufzuzwingen. Darum habe ich hier auch andere Ansichten zu Worte kommen lassen. Aber aus dem Unterschied und dem Vergleich werden die Tatsachen immer klarer; und der Alpenwanderer lernt besser, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten hat. Dazu sollen vor allem die allgemeinen betrachtenden Aufsätze unserer Zeitschrift anleiten und anreizen; sie wollen den, der sich nach der Erkenntnis der formen- und farbenreichen Alpenwelt sehnt, das Erkennen erleichtern und ihm so die Freude an dem Genuß der Berge erhöhen helfen.

Gesteinsbeschaffenheit und Schichtenverlauf sind als erste Faktoren für die Formenbildung in der Alpenwelt anzusprechen. Die Gesteinslagerungen haben durch die Schrumpfungen unserer Erdkruste mannigfache Dislokationen erfahren, die sich uns als Aufstauung, Knickung, Überschiebung oder Abrutschung zeigen. Nicht immer wird uns der Schichtenverlauf beim ersten Anblick klar, denn Verwitterung und Abtragung haben ihn vielfach verwischt. Auf das rein Geologische dieser Erscheinungen will ich mich heute nicht einlassen, es hat ja auch schon zu wiederholten Malen in unserer und in verwandten Zeitschriften und Werken, die allen leicht zugänglich sind, beredte und sachkundige Interpretation durch Gümbel,

Simony, Heim, Tietze, Richter, Rothpletz, Penck, Früh, Frech, Fraas, Blaas, Diener u. a. gefunden. Ich halte mich an das, was jeder von außen leicht sehen und beobachten kann.

Daß zur Bildung der Formen, wie sie uns heute in der Alpenwelt entgegentreten, ein gut Teil der Alpen abgewittert und fortgespült werden mußte, ist leicht erklärlich, ob es aber die Hälfte der Alpen ist, wie man auch angenommen hat, bleibt doch immer noch zweifelhaft. Die Erosion gestaltet den Gipfel, den Abhang und die Talsohle. Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit von großen und kleinen Formen erkennt das geschulte Auge gewisse Grundlinien, die namentlich im Gesteinscharakter begründet liegen.

Das wirksamste Erosionselement, das wir auf Erden kennen, ist das Wasser. Es ist der »Pankreassaft« der Erde, der die Erdoberfläche angreift, zersetzt und verdaut. Im stürzenden und fallenden Wasser kommt die Erosionskraft am meisten zur Geltung. Zu dem fallenden Wasser gehört auch der Regen; der Regentropfen kann allerdings nicht das leisten, was der Wasserstrahl im stürzenden Bach.

Am wenigsten Widerstand leistet dem fließenden, fallenden und stürzenden Wasser das grobe schiefrige Gestein, dessen Fugen sehr leicht vom Wasser in jeder Form aufgelockert werden. Das aufgelockerte Material strebt nach der Tiefe und verleiht den Gehängen eine sanfte Böschung. Bei den massigen Gesteinen ist dies weniger der Fall. Die Sedimentgesteine weisen unter Umständen cañonartige Formen auf. Man denke nur an den Durchbruch der Sarca zwischen dem Monte Casale und Monte Garsole bei Le Sarche, also da, wo sich die Sarca nach ihrem östlichen Lauf plötzlich nach Süden wendet, um dem Gardasee zuzueilen. Diese Cañons finden sich noch hie und da in den Kalkalpen, am ausgeprägtesten im Karst.

Die Arbeit wird dem Wasser in den massigen Gesteinen oft außerordentlich erschwert. In den Spalten und Schluchten wird es bald zurückgestaut, bald stürzt es brausend und brodelnd in die Tiefe; durch den mehr oder minder regelmäßigen Verlauf der Spalte und die mehr oder minder größere Widerstandsfähigkeit einzelner Felspartien erhält die Arbeitskraft des Wassers verschiedene Stärkegrade, die Arbeit erfolgt stoß-, ruckweise, und wir beobachten dann, besonders schön in den Klammen, die kessel- und muschelförmigen Gebilde an den Wänden und auf der Sohle des Tales, beziehentlich der Schlucht.

Von der Wirkung der fallenden Kraft des Wassers geben die Gletschermühlen, die Strudellöcher, Teufelsmühlen, Riesentöpfe ein beredtes Zeugnis. Die großen Riesentöpfe im Gletschergarten zu Luzern, in den Molassefelsen bei Bregenz, in Schweden, in Finland weisen auf eiszeitliche Gletscher hin.

Die fallende Kraft des Regens läßt sich gewöhnlich nicht so gut nachweisen. Aber dennoch sind bestimmte Kleinformen im Gebirge, so die sekundären Karrenrinnen, auf diese Wirkung zurückzuführen; darüber späterhin mehr. Am Finsterbach bei Bozen, auch bei Meran, bemerkt man kegelförmige Erdsäulen, die mit einem Steinhut bedeckt sind. Der Regen hat die hier befindliche, sehr weiche Schuttmasse angegriffen; nur da wurde sie von dem fallenden Regen verschont, wo ein aufliegender oder eingebetteter Stein die unter ihm liegende Erdschicht schützte. Auf diese Weise werden Erdpyramiden gebildet.

Sieht man in der Längsrichtung eines Haupttales und läßt den Blick über die Gehänge schweifen, so erscheinen dieselben sanft geneigt. Neigungswinkel von über 35° sind selten. Dagegen sind die Gehänge der Quer- oder Nebentäler in der Regel mehr geneigt, zumeist in den Winkeln von 30—45°. Steilere Böschungen sind selten; selbst in den Schluchten geht die Neigung kaum über 70° hinaus. Der Unterschied im Neigungswinkel der Gehänge und der Talsohle zwischen Haupt-

und Nebental ist leicht zu verstehen. Die Quertäler sind kürzer und haben auf kürzeren Strecken größere Höhenunterschiede als das Haupttal zu überwinden. In dem Haupttal konzentrieren sich die Erosionskräfte, sie bringen hier ein größeres Resultat hervor, also in unserm Beispiele ein größeres und weiteres Tal, sanfter geneigte Abhänge und zuletzt noch einen sanft geneigten Talboden.

Das Gefälle der Talsohle läßt vielfach auf das Alter des Tales schließen. Die Talsohle strebt der Horizontalen zu. Die geringere Neigung rückt von der Mündung, von der Ebene aus in das Tal vor. Oft werden die Widerstände in der Talsohle, die einmal in der Lagerung und Resistenzfähigkeit des anstehenden Gesteins, sodann in dem aufgestauten Material verschiedener Talbildungsepochen begründet liegen, stufenweise überwunden, und wir haben dann die verschiedenen Talterrassen und Talstufen, wie wir sie z. B. im Kaprunertal, im Oberengadin u. s. w. kennen. Wie jede größere Talstufe innerhalb der Alpen selbst verschiedenen landschaftlichen Charakter annehmen kann, zeigt das Brentatal, hervorragend aber das Sarcatal. Die oberste Stufe des letzten Tales ist als Val di Genova, zwischen den Adamello- und Presanellaalpen gelagert, bekannt durch seinen herrlichen Abschluß in der Eis- und Schneeregion und in den tieferen Lagen durch seinen Vegetationsreichtum; die nächste Stufe beginnt bei Pinzolo und heißt Valle di Rendena, durch Fruchtbarkeit und reiche Ansiedelungen ausgezeichnet; die dritte Stufe beginnt bei Tione, ein ostwärts sich erstreckendes Tal, bald breitere Talmulden, bald gefährliche Engen bildend (bei Stenico und Le Sarche); die vierte Stufe ist das Seetal, von Le Sarche an bis zur Mündung der Sarca bei Torbole; es ist in dem letzten Abschnitt ganz besonders fruchtbar.

Die Arbeitsleistung des fließenden Wassers ist kolossal. Heim hat berechnet, daß der Vierwaldstättersee durch die Erosion der Reuß jährlich etwa 150000 *cbm* Schutt und Sedimente erhält, d. h. also in der Stunde rund 20 *cbm*. Trotz dieser beträchtlichen Menge Schuttes würde doch erst nach ungefähr 4100 Jahren das Flußgebiet der Reuß um 1 *m* tiefer gelegt sein.

Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, ist die Erosionskraft der Flüsse am größten. In den südlicheren Teilen der Alpen erfolgt im allgemeinen eine raschere Schneeschmelze als in den Nordalpen. Die dadurch erzeugte größere Wassermenge schneidet, unterstützt von einem steilen Gefälle, Täler von wilder Schroffheit in das Bergprofil ein, die streckenweise ganz unzugänglich sind. Von Süden nach Norden haben sich die Täler weit in den Rumpf der Alpen hineingefressen. Diese Täler sind vorzugsweise in Tirol zu beobachten. Sie haben streckenweise etwas Wildes und Ödes und fallen im Sommer durch ihre Trockenheit auf. Sie tragen ganz das Merkmal ihrer Entstehung zur Schau. Indessen mag die Waldverwüstung durch die Italiener ebenfalls ihren Teil zu dem Aussehen dieser Täler beigetragen haben und zuletzt auch die Ziegenwirtschaft, die keine Neuforstung aufkommen läßt. Übrigens beginnt die Klage über die Ziegen auch schon in nördlicheren Gebieten, so z. B. im Kaunertal. Die Schweizertäler bieten sich dem Süden nicht so offen dar. Sie erhalten darum einen anderen landschaftlichen Charakter als die südlichen Tirolertäler. Ihnen fehlt das Schroffe und Öde; sie sind in liebliche Matten eingekleidet und erfreuen durch ihr kräftiges Grün.

Zuweilen kann man beobachten, daß die Nebentäler mehr Erosionsmaterial als das Haupttal herbeiführen. Die Wildbäche sind in dieser Beziehung mit Recht gefürchtet. Hat die Wasserader des Haupttals nicht Kraft genug, den von den Bächen der Nebentäler aufgehäuften Schutt weiterzuführen, dann stockt die Talbildung im Haupttal. Es kann die Erosionskraft des Haupttales ganz lahm gelegt werden, Seen bilden sich, das Tal ertrinkt oder, wie man in diesem Falle auch zu sagen berechtigt ist, der Fluß ertrinkt. Berühmte Beispiele dieser Art bietet

das Oberengadin, die Bildung von Interlaken, die Abschnürung des Lago di Mezzola vom Nordende des Comersees durch die Adda.

Die Alpenflüsse werden in der Hauptsache von den Schneefeldern und Gletschern gespeist. Diese sind die großen Wasserreservoirs für die schönsten und größten Flüsse des westlichen Europas. Sie repräsentieren einen wesentlichen Bestandteil des Hochgebirgsbildes. Wir können uns die Großglockner-, Ortler- und Adamellogruppe, die Ötztaler Alpen, das Oberengadin, das Wallis und Berner Oberland nicht ohne Gletscher denken, das Gesamtbild würde ohne sie wesentlich an Reiz verlieren. Darum haben die ähnlich hohen Gebirgslandschaften in den Rocky Mountains gegenüber den europäischen Alpen so wenig Anziehendes; die Gletscher, das große Schuttmassen tragende und transportierende Erosionselement, fehlen zumeist, nackte Berge starren neben nackten Bergen empor, und wo die Verwitterung günstige Vorbedingungen getroffen hat, reiht sie einen Trümmerhaufen an den andern, deren Ersteigung unter Umständen mit dem Pferde gelingt.

Die Spuren der Gletscherwirkung, besonders der eiszeitlichen Gletscher, lassen sich vielerorts in den Alpen beobachten; sie treten dem Beobachter als erratische Blöcke, Rundhöcker, Gletscherschliffe und Moränen entgegen. Die Riesentöpfe haben wir bereits kennen gelernt. Oft ist die Wirkung der Gletscher überschätzt worden; ja sie wird heute noch von namhaften Forschern überschätzt, insofern sie geradezu für die Talbildung verantwortlich gemacht wird. Die Wirkung des Gletschers ist nur ein Anlecken und Auslecken des Talbodens und seiner anstoßenden Gehänge. Wenn man im allgemeinen sagt, daß das Wasser unter gleichen Umständen eine Million mal schneller als der Gletscher fließt, so möchte ich diesen Satz ganz allgemein noch dahin erweitern, daß die Erosionswirkung der Gletscher eine Million mal langsamer als die des Wassers unter gleichen Umständen ist. Um bei dem oben schon angegebenen Beispiel zu bleiben, würde eine Gletschermasse im Reußgebiet etwa 4100 Millionen Jahre gebrauchen, um das Niveau jenes Gebietes nur um 1 *m* zu erniedrigen. Für den menschlichen Geist ist dieser Zeitraum allerdings inkommensurabel, wiewohl er in der Geschichte des Weltsystems zuletzt nur eine kleine Spanne Zeit bedeuten mag.

In dem Fortführen großer Schuttmassen, vom feinsten bis zum gröbsten Gefüge, besteht die Haupttätigkeit des Gletschers als Erosionselement. Und diese Schuttmassen, besonders die eiszeitlichen, haben oft das Aussehen ganzer Talungen verändert. Zuletzt büßen sie den Gesteinsbrocken- und Geröllcharakter ganz ein, die Verwitterung sorgt für die weitere Zertrümmerung, und Lehme und Sande verkitten das Material, auf dem sich Pflanzenkolonien erst ganz schüchtern ansiedeln, bis zuletzt der ganze Schutthaufen mit einem lückenlosen Rasenteppich überzogen ist. Die so umgewandelten Schutthaufen mildern das Wilde in den Erosionstälern und sie versöhnen uns oft mit der Trockenheit der südlichen Täler, wächst doch auf ihnen der von den Nordländern so sehr geschätzte Veltliner Wein, der Vino santo, der nirgends würziger schmeckt als im Castel Toblino.

Von den verschiedensten Seiten fressen sich größere und kleinere Längs- und Quertäler ins Gebirge hinein. Entgegengesetzte Täler nähern sich immer mehr, bis die sie trennende Wand nach und nach an Masse verliert und durch die mannigfachsten Erosionskräfte erniedrigt wird, so daß nun eine mehr oder minder bequeme Kommunikation zwischen den Tälern stattfinden kann. Schon Xenophon sagt in der Anabasis, daß alle Flüsse an den Quellen überschreitbar sind. Der birnenförmige Talabschluß, der »Zirkus«, das »Kar«, vergrößert sich mit dem Alter des Tales, vorausgesetzt, daß die Erosionskräfte nicht lahmgelegt werden, immer mehr; die Grate werden immer schärfer, sie brechen an den schwächsten Stellen zusammen und bilden dann jene Satteleinschnitte, Pässe, Joche, Scharten,

Lucken und Boccas, in denen die Berge, wie oben bereits angedeutet, am leichtesten überwunden werden. Um nur einige der bekanntesten zu nennen, sei hingewiesen auf das Hochjoch zwischen Venter- und Schnalsertal, auf die Pfandelscharte zwischen Ferleiten- und Mölltal, auf das Stripsenjoch zwischen dem Kufsteiner Kaisertal und dem Griesenauer Kaiserbachtal, auf die Bocca di Brenta zwischen dem Val Brenta und dem Val delle Seghe. Zuweilen ist der Grat von so vielen Erosionslücken durchsetzt, daß es aussieht, als ob der birnenförmige Talabschluß von einer Reihe gigantischer Sägezähne oder von einer mit riesigen Schießscharten versehenen Mauer umzirkt sei. Es sei nur an den Abschluß des Presenatales in der Adamello-Presanella-Gruppe erinnert, wo die Vedretta Presena auf drei Seiten von gewaltigen Sägezähnen und tiefen Verwitterungskerben im Diorit umstarrt wird; nur der Nordosten ist frei geblieben, aber kaum ein Achtel des gesamten gigantischen Felsumkreises wird von der offenen Seite beansprucht. Mit diesen Schartenformen haben wir uns den Bergformen genähert, die uns nun weiterhin beschäftigen sollen.

Die tägliche Temperaturschwankung, die den Boden bis 3 *m*, und die jährliche Temperaturschwankung, die ihn bis 20 *m* Tiefe in Mitleidenschaft zieht, unterstützt von der verschiedenen Sonnen- und Wetterlage und dem wechselvollen Gesteinsgefüge, erwärmen die Gesteinsmassen ganz ungleichmäßig. Die Folge ist, daß die Felsen Risse erhalten, daß sie aufgelockert und auseinander gesprengt werden, besonders aber noch, wenn sich zu der ungleichen Erwärmung der Spaltenfrost gesellt. Namentlich vormittags kann man nicht selten hören, wie der Ausgleich der verschieden erwärmten Felsmassen durch Krachen geschieht; es klingt, als ob Flintenschüsse abgegeben würden. In einem kalkplattenreichen Karrenterrain kann man frisch abgesprengte Plattenstücke täglich beobachten.

Die Verwitterung nagt früh und spät, jahraus, jahrein an den Bergen; diese sind in beständiger Unruhe. Die Risse und Spalten dringen immer tiefer in ihren Rumpf hinein, ein Stein nach dem andern bröckelt von ihnen ab. Mancher Alpinist weiß ein böses Lied von dem Steinschlag zu singen. Mancher Almenbesitzer beklagt Weiden, die ihm durch Steingeröll verschüttet worden sind. Manches Tal krankt an den Verwüstungen, die ihm wandernde Steinströme, Muren, gebracht haben. Eines der wildesten dieser Art ist das obere Wimbachtal. Zuletzt beruhen auch die Bergrutsche und Bergstürze, also die schrecken- und verderbenreichsten Alpenphänomene, auf Erosionswirkungen. Daß infolge der vielen Anzeichen und Belege der verderbenbringenden Verwitterung der Alpenbewohner seinen Bergen nicht traut, kann nicht wundernehmen. Der Ausdruck »felsenfest« hat wohl im norddeutschen Tieflande auf dem lockeren Boden des Diluvium und Alluvium, wo ein anstehender Fels wirklich etwas Festes ist, seine Bedeutung, nicht aber in den Alpenländern. Nur das, was sich der Alpenbewohner selbst als etwas Sicheres geschaffen hat, ist ihm nicht trügerisch, darum sagt er: »So fest wie eine Mauer.« Er weiß, daß sich die verwitterten und verwitternden Berge gleichsam in einem faulenden Zustande befinden. Die Ausdrücke »Faulhorn«, »Faulberg«, »Faulen« sind mithin leicht erklärlich.

In der Bergbenennung offenbart sich die gute, zuweilen sehr drastische Anschaulichkeit des Alpenbewohners. Die Karrenfelder der Berchtesgadener Alpen, die wie ein in höchster Erregtheit erstarrtes Meer aussehen, hat der Älpler »Steinernes Meer« genannt, die ähnlichen Gebilde im Allgäu »Gottesackerplattert«. Im Schwangauer Gebirge und in den Vilser Bergen werden die Karren- oder Schrattenfelder wegen der Ähnlichkeit der ausgewitterten Kalkstücke mit Knochen großer Tiere als »Beinlandl« bezeichnet. In den Bergnamen spiegeln sich Farbe und Form wieder. Die vielen Rotstöcke sprechen dafür, daß eisenhaltiges Gestein durch

den Einfluß des Wassers gerostet ist; die Weiß- und Grauhörner erzählen von dem Ausbleichungsprozeß bituminöser Bestandteile. Die Grün- und Schwarzhörner verdanken allerdings mehr der ursprünglichen Gesteinsfarbe ihre Benennung. Die kleinsten Pflanzenwesen färben die Wände der Felsen, besonders die der Kalkfelsen mit allen möglichen Tinten, unter denen das Rotbraun, Graubraun, Gelb und Grün vorherrschen. Zugleich sorgen aber auch diese kleinsten Pflanzen für die Zersetzung des Gesteins.

In vielen Bergnamen kommt die Bergform zum Ausdruck; sie lassen vielfach erkennen, in welcher Stellung sich die Schichten befinden. Auf steile Stellung weisen z. B. Nadelspitze, Aiguilles de Pétéret, Aiguille oder Dent du Géant, Matter-, Weiß-, Nebel-, Breit-, Wiesbach-, Kitzsteinhorn, Corno Bianco, Cornetto del Bondone, Zuckerhütl, Zimba-, Parseier-, Trettach-, Zug-, Königs-, Dreiherrn-, Schönfeldspitze, Piz di Cimonega, Piz d'Aëla, Piz Buin, Pic Bourcet. Breitere Formen spiegeln sich z. B. in folgenden Bezeichnungen wieder: Urirotstock, Sellastock oder -tafel, Rappen-, Bockkar-, Bären-, Krottenkopf, Brand-, Erla-, Gamskogel. Einzelne aus Sedimentgesteinen herausgemeißelte steile Bergformen tragen die charakteristischen Namen »Zinne« oder »Turm«, wie die Drei Zinnen, die Vajolettürme, der Campanile di Brenta.

Form und Farbe bestimmen die Landschaft. Nicht ohne Einfluß auf das Alpenbild ist die Vegetation, ganz gleich, ob sich die Berge aus walddunkler Tiefe oder aus dem saftigen Grün der Alpenweide hervorheben. Das letzte Bild sind wir in den Alpen am meisten gewohnt. Zwischen Schneegrenze und oberer Waldgrenze schaltet sich eine Zwischenzone ein, die sich etwa 800 *m* in vertikaler Richtung erstreckende Region der Alpenweiden. Selbst auf bedeutende Entfernungen heben sich die Alpenwiesen so charakteristisch hervor, daß man sie kaum mit einer anderen Pflanzenformation verwechseln kann. Die Alpenwiesen sind der erste Schutz der Berge vor weitergehender Verwitterung. Ihnen ist es auf tieferen Stufen bereits gelungen, ganze Berge mit einer schützenden Decke zu überziehen, wie es uns die aus Flyschschiefer bestehenden Berge in den nördlichen Voralpen zeigen. Die Talstrecke von Sonthofen nach Oberstdorf ist auf beiden Seiten von solchen weidereichen Flyschbergen flankiert. Die lieblichen und zahmen Erhebungen der Schlierseer- und Tegernseer Gegend gehören den gleichen Bergformen an. Je nach der Jahreszeit haben diese Alpenmatten und Alpwiesenberge ihr bestimmtes Gepräge. Im Frühsommer tritt das frische und für das Auge so angenehme Grün am kräftigsten hervor. Darum findet der Nordtiroler um St. Magdalena, d. i. am 23. Juli, seine Berge am schönsten. Unter der feuchten Kühle der Herbstnebel schwinden bald die letzten Spuren des Chlorophylls aus Halm und Blättchen, und die Alpenwiesen malen sich in düsteren Farben und machen mählich der Eintönigkeit der winterlichen Farben Platz.

Selbst auf kleinstem Raum wirkt die Pflanzenwelt bestimmend auf das Landschaftsbild. Hauptsächlich erhalten kleinere Kalksteinformen und Kalksteinwände durch die Pflanzen, die sich in jeder Lucke, wo nur halbwegs Humusteilchen sich anzusammeln vermögen, ansiedeln, etwas Gemildertes und Interessantes, wie dies die nebenstehende Abbildung »Untere Kessellöcher« anschaulich wiedergibt.

Die Erosionskräfte finden sich überall auf Erden. Die Wellen der Atmosphäre umspülen in gleichem Tempo und in gleicher Kraft Gebirge, die aus Sedimenten, und solche, die aus kristallinischen Gebirgsmassen aufgebaut sind. Der Schluß liegt nahe, daß diese beiden Gebirgsarten, zumal wenn sie in gleichen klimatischen Machtbereichen liegen, gleiche Erosionsspuren zeigen; denn vielfach gilt die Regel, daß gleiche Kräfte gleiche Resultate, d. h. in unserem Falle gleiche Formen ergeben. Dem entspricht die Naturbeobachtung nicht ganz; denn das Kalkgebirge, das der wichtigste Vertreter der Sedimentbildungen ist, zeigt gegenüber dem kristallinen Ge-

birge Erosionsformen, die ihm ganz besonders eigentümlich, typisch sind, so daß wir geradezu gezwungen sind, von einer besonderen Erosion in den Kalkgebirgen zu reden. Der Grund für die Annahme dieser spezifischen Kalkgebirgserosion ist leicht zu erraten. Er liegt in dem Gesteinsmaterial, in der Gesteinsbeschaffenheit begründet, also in der Verwitterbarkeit, Gleichmäßigkeit oder Ungleichartigkeit, Massigkeit, tafelförmigen oder schieferigen Absonderung, in der Schichtung, Lage der Schichten, Resistenzfähigkeit verschiedener Schichten etc.

Es ist bereits auf die Formen hingewiesen worden, die sich in den Namen der Alpengipfel widerspiegeln; indessen lassen diejenigen, die auf die Steilheit der Schichten deuten, den Unterschied zwischen Kalkgestein und kristallinem Gestein nicht hervortreten. Bei diesen Formen muß schon das beobachtende Auge dem Namen zu Hilfe kommen. Die Trettachspitze hat man nicht mit Unrecht das »All-



Untere Kessellöcher am Ostabhang des Gottesackerplateaus.
(Aus M. Eckert, »Das Gottesackerplateau«. Wissensch. Erg.-Heft der Z. d. D. u. Ö. A.-V., I. Bd., H. 3.)

gäuer Matterhorn« genannt. Gewiß besteht, sofern man das Große mit dem Kleinen vergleichen darf, eine gewisse Ähnlichkeit in der äußeren Linienführung, aber das scharf beobachtende Auge bemerkt doch die Unterschiede zwischen der aus Dolomitbänken und den damit verbundenen charakteristischen Absätzen aufgebauten Trettachspitze und der schlanken und stolzen Pyramide des Matterhorns, die aus steil aufgerichteten Gneisen besteht. Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen all den Pyramiden, Hörnern und Spitzen der Kalkalpen und den aus Gneisen, Graniten, Dioriten, Hornblenden, Glimmer- und sonstigen altkristallinen Schiefern sich aufbauenden Zentralalpen. Zum Studium dieses Unterschiedes fordern neben vielen andern Beispielen ganz besonders die Kalksteinpyramiden des Widdersteins, der Parseier Spitze und die für das Urgestein so charakteristische und in der ganzen Ortlergruppe dominierende Königsspitze auf. Die Prismen und Pyramiden der kristallinen Mittelzone setzen sich in der Hauptsache aus einfachen Linien zusammen. Aber gerade in der Einfachheit besteht ein wesentlicher Zug ihrer Großartigkeit. Kaum schöner

ist dies in nächster Nähe zu beobachten als wie vom Gipfel der Königsspitze aus über die sich direkt nach Osten und weiterhin nach Süden fortsetzenden Gipfelketten, also von der Kreilspitze an, über Suldenspitze, Zufallspitzen, Palon della Mare, Monte Vioz, Punta Taviela, Punta di S. Mattéo bis zum Pizzo Tresero. Die Schnee- und Eismassen, die bis zum Gipfel hinauf die edel geformten Pyramiden der kristallinen Alpenzone begleiten, erhöhen die schöne Einfachheit der Linienführung. Ein wunderbares Bild dieser Art öffnet sich beim Anstieg über die Vedretta del Mandron nach dem Corno bianco zu.

Späterhin werde ich noch einmal auf ähnliche Unterschiede zu sprechen kommen. Einem guten Beobachter wird nicht entgehen, daß ein und dasselbe Gestein je nach seiner Lage zur Wetterseite verschiedenartig schnell angegriffen wird und so bald kompaktere, bald aufgelöstere Formen zeigt. Im allgemeinen kann man sagen, daß, wie schon Fritz Frech in unserer Zeitschrift ausgeführt hat, in den Alpen die Regionen in der Höhe von 1600,1700 *m* bis 3100,3200 *m* am meisten der Verwitterung ausgesetzt sind. Ja, bestimmte charakteristische Kalkgebirgsformen sind noch auf einen schmaleren Gürtel beschränkt, so die typischsten Karrenformen, denen man in den Höhen von 1700 *m* bis 2200 *m* begegnet, also in jener Zone, die man als die Region des erbittertsten Kampfes sämtlicher Verwitterungsmächte auf der Erdoberfläche bezeichnen kann.

Unter den löslichen Gesteinen steht der Kalkstein mit Ausnahme von Steinsalz und Gips an Bedeutung weitaus voran. Durch kohlensäurehaltiges Wasser wird der kohlensaure Kalk gelöst. Jegliches Wasser, sei es Tau-, Schnee- oder Regenwasser, besitzt in kleinen Quantitäten Kohlensäure, mithin die Fähigkeit der Auflösung einer schwachen Säure. Was ihm an chemischer Energie fehlt, ersetzt seine Masse und kontinuierliche Wirkung. Große Anhäufungen des Kalksteins werden durch die Wirkung der Kohlensäure vollständig hinweggeführt. Diese Arbeit kann nun von oben geschehen oder von der Seite, von den Wänden der Spalten aus, mit denen bekanntlich der Kalkstein reichlich durchsetzt ist. In der Ausmeißelung der schroffen Formen der Kalksteinfelsen, die als rohe Grundformen durch tektonische Vorgänge geschaffen sind, kommt zunächst die Löslichkeit des Kalksteins zum Ausdruck. Es ist, als ob eine launische Natur cyklopische Mauern und Ruinenstädte geschaffen habe. Und wer vermöchte jene gigantischen Felsstädte des Totengebirges, des Tennengebirges, des Steinernen Meeres, des Wilden Kaisers, der Rosengarten-, Sella-, Langkofel- und Brentagruppe, der Silbern, der Gebirge in der Nähe von Fiume, Prosecco, Montpellier-le-Vieux wahrheitsgetreu zu schildern, von denen selbst die wohlgelungensten Abbildungen nur ein schwaches Bild der Wirklichkeit zu geben vermögen!

Überall aber bemerkt man, je widerstandsfähiger der Kalkstein gegenüber den Erosionswirkungen ist, desto steiler ist die höchstmögliche Böschung, die dieses Gestein annehmen kann, oder die Maximalböschung, wie es in der Morphologie der Erdoberfläche heißt; je spaltenreicher und verwitterbarer das Gestein, desto geringer ist die Maximalböschung.

Die Kalksteingebirge sind niemals von Grund auf aus Schichten vollkommen reinen Kalksteins aufgebaut. Mit den festen Kalksteinen und Dolomiten wechseln tonreiche, mergelige Kalksteine oder weichere Sandsteine ab. Gewinnen die letzteren die Oberhand, so bestimmen sie das Charakteristische der Landschaft; sie verwittern zu Formen, die sich schroff von den resistenzfähigen Nachbargesteinen abheben. Auf die niedern Sewenmergelgebilde im Mittelbergtal des Allgäus sei ganz besonders hingewiesen; sie bedingen die Fruchtbarkeit und den Alpwiesenreichtum jener Talgelände. Ein prächtiges Beispiel für die verschiedene Verwitterbarkeit der Kalksteine bietet die klassisch geformte und be-

rühmte Talmulde des Kaisertales bei Kufstein. Die beiden Flanken, Hinter-Kaiser und Vorder-Kaiser, sind aus dem widerstandsfähigeren Wettersteinkalk gebildet, die zwischen ihnen befindlichen Raiblerschichten und Hauptdolomite haben mehr von den Verwitterungsmächten zu leiden gehabt, sie sind mehr verfallen und bilden jene weidebedeckten runden Kuppen, wie Ropanzen, Scheibenbichlberg, Feldberg; bei letzterem und dem Stripsenkopf schauen noch die Dolomite heraus. Die Starrheit des Wettersteinkalkes hat der südlichen Flanke den bezeichnenden Namen »Wilder Kaiser« gegeben. Ein weiteres klassisches Beispiel von der verschiedenen Verwitterbarkeit der Kalksteine gibt uns die Langkofel—Plattkofelgruppe und die Sellagruppe. Beide waren unstreitig früher zusammenhängend. Beide bauen sich auf einem schwarzen Melaphyrsockel auf. Darüber lagern sich die Kalksteine des Schlerndolomits. In der Sellagruppe liegt jedoch noch über dem Schlerndolomit der bankartig abgelagerte und widerstandsfähigere Dachsteindolomit. Letzterer schützt den von Natur aus klüftereicheren Schlerndolomit gegen die Verwitterung. In der Langkofel—Plattkofelgruppe hingegen ist der Schlerndolomit allen Witterungsunbilden preisgegeben, und so präsentiert sich denn diese Gruppe in einem größern Formenreichtum gegenüber der Sellagruppe.

Die Erosion, besonders ihre mechanische Wirkung, wird bei den Kalkgebirgen, wo die Schichten größerer oder geringerer Resistenzfähigkeit auf verhältnismäßig kleinem Raume wechseln, eine interessante Form herausarbeiten, die sich durch eine treppenförmig gebrochene Böschung auszeichnet. Bei fortdauernder Verwitterung erkennt man, daß das terrassenförmige Profil, wie auch Heim bereits bemerkt, parallel mit sich selbst in der Richtung der Schichten bergeinwärts getrieben wird. Nicht zu verwechseln sind diese Terrassen mit den Talterrassen, die weder an ein bestimmtes Gestein, noch an seine Lagerung gebunden sind.

Die Terrassen der Kalkgebirge ziehen bald als schmale, bald als breite, flachgeneigte Bänder zwischen den steilen Felswänden hin. Dadurch erhöhen sie ganz auffällig die Schroffheit der Kalkgebirge, besonders in den Dolomiten. Jeder Band unserer Zeitschrift gibt beste Beispiele hierfür. Ich möchte die Betrachtung der Bilder irgendeines Bandes der letzten Jahre ganz besonders empfehlen, um sich in der Bestimmung der wiedergegebenen Bergformen — ohne erst die Unterschrift gelesen zu haben — zu üben. Ich bin sicher, daß auf diese Weise der Alpenfreund die Abbildungen unserer Zeitschrift doppelt interessant und hübscher finden wird.

Die schneller verwitterten Bänder in dem Treppenprofil der Kalkalpen sind die Sammelstelle fruchtbarer Verwitterungserde und sind als Rasenbänder oder bei größerer Breite als Rasenterrassen bekannt. Auf ihnen siedeln sich auch gern unsere zartesten und beliebtesten Alpenblumen an. Die Rasenbänder markieren, vorzüglich bei Neuschnee, recht deutlich die Schichtung in Bänken. So lassen sich z. B. von Zürich oder vom Ütliberg aus, wie Heim ausführt, der Rigi, Sentis, Pilatus, Glärnisch, Urirotstock als Bergmassen erkennen, die aus Sedimentgesteinen gebildet sind, während Tödi, Windgälle und Titlis zur kristallinischen Gruppe gehörig sich erweisen. Im Jahrgang 1903 unserer Zeitschrift gibt Fritz Frech einige instruktive Bilder aus den Tiroler Zentralalpen. Das Studium solcher Bilder müßte besonders auch unsern Hochgebirgsmalern empfohlen werden. Das der Frechschen Abhandlung beigegebene Hemiorama zeigt uns die Tribulaungruppe vom Gipfel der Weißwandspitze. Die aufgesetzten Triasmassen, wie Elferspitze, Ilmspitzen, Kirchdach, Blaser, Garklerin, Goldkappel, Gschnitzer und Pflerscher Tribulaun heben sich durch ihren hellern Farbenton von der dunklern Glimmerschieferbasis ab. Wer jemals in Südtirol von Madonna di Campiglio südwärts gewandert ist, wird den Unterschied zwischen den spitzen, eleganten Formen des südwestlich vorgelagerten Adamellogebietes mit seinen beiden Lobbia, dem Crozzon di Lares, dem Corno



Wand der Einsturzfalte im Hochrubachgebiet auf dem Gottesackerplateau.
(Aus M. Eckert, »Das Gottesackerplateau«. Wissensch. Erg.-Heft der Z. d. D. u. Ö. A.-V., I. Bd., H. 3.)

bianco, der Cima Presanella und — den schroffen, gefahrdrohenden Türmen der Cima Tosa an der Bocca di Brenta nie vergessen. Ähnliche Unterschiede lassen sich gut von Bozen aus in der Richtung nach der Rosengartengruppe zu beobachten. Das Bild der Rosengartenfestung gehört zum Wahrzeichen von Bozen.

Im Kalkgebirge herrscht das Steilwandige, Schroffe, Unvermittelte vor, dagegen im kristallinischen Urgebirge das Zackige, Rissige und in dieser bis ins kleinste gehenden rauhen Zersplitterung auch wiederum das Vermittelte und Vermittelnde; darum klettert sich's in diesem Gebiet verhältnismäßig gut, während das Klettern im Kalkgebirge, besonders in den Dolomiten, ganz anderer Art ist.

Auf der Löslichkeit des Kalksteins und der Ausscheidung seiner nicht löslichen Verunreinigungen beruht die Kahlheit an solchen Stellen, wo der Wald vernichtet ist, sodann die auffällige Nacktheit und der graue Ton der Wände und das Abwechseln derselben mit einem üppigen Grün der tiefer liegenden, der eingeschnittenen Stellen des Gebirges. Es sind also auch hier Formen und Farben von tiefer Begründung gegeben; sie schaffen einen bestimmten Landschaftstypus, das individuelle Bild der Kalkgebirgslandschaft.

Nicht bloß der Charakter der Felsformen, sondern auch der Schutthalden und Blockmeere wird gemäß der Gesteinsnatur von der Erosion bestimmt. Es ist ein großer Unterschied in den Schutthalden, ob ich vom Watzmann in die gewaltigen Schuttkegel und Muren des obern Wimbachtales, von der Treffauer Haltspitze des Wilden Kaisers ins Mutterkar, von der Ifenplatte im Allgäu zum tiefen Ifentobelkar hinabsteige — also in Schutthalden des Kalkgebirgs —, oder vom Marocaropaß oder von der Cima Presena in das Tonalitkar des obern Mandrontales, also in Schutthalden der Diorite.

Die Unterschiede dieser Schutthalden lassen sich durch gewisse rechnerische Ausführungen von Böschungen und Kurven feststellen, denen nachzugehen mich hier zu weit führen würde. Äußerlich aber unterscheiden sich die Schutthalden

des Kalkgebirges schon durch ihre gewaltigen Dimensionen und durch eine gewisse Formenregelmäßigkeit und Kleinheit des zertrümmerten Materials.

Die abgesprengten großen und nach der Tiefe geschleuderten Felsstücke geben den Tälern besonders das wüste Aussehen. Die spaltenreichen Kalkblöcke gehen indessen einer weiteren Zertrümmerung schneller entgegen als die Blöcke der Granit-, Diorit- und Gneisregion. Die gewaltigen Tonalitklötze im Val di Genova oder die kristallinen Riesenblöcke anderer Täler trotzen der Verwitterung mehr und sind den Erosionswirkungen wegen ihres dichteren Gefüges weniger zugänglich als die Kalksteinblöcke. Die Zertrümmerung des Urgesteins erfolgt in der Regel in größeren unregelmäßigen Felsblöcken, die des Kalksteins eben infolge der Schichtenlagerung und der zahlreichen Spalten in regelmäßigeren Gesteinsbrocken, die vielfach die Form von Würfeln, Säcken, Polstern, Kissen und Wulsten wiederholen. Die beigegebene Abbildung einer Wand der Einsturzfalte im Hochrubachgebiet im Allgäu sagt über diese Steinpolster und Steinwulste mehr als viele Worte. Gleiche Formen sind auch an den Kalksteinblöcken der Täler schon aus weiter Entfernung infolge der in die Spalten eingedrungenen Humusteilchen und der darauf angesiedelten Pflanzen deutlich zu erkennen.

Die Erosionsformen, die bis jetzt in der Hauptsache berücksichtigt wurden, charakterisieren das Kalkgebirge im allgemeinen, sie ergeben, wenn ich einen Ausdruck aus der Baukunst gebrauchen darf, die äußere Architektur des Gebirges, die allerdings neben der Erosion wesentlich von der Schichtenkonstruktion abhängig ist. Die Stratigraphie ist der erste Faktor der alpinen Gebirgs-Architektonik, während die Erosion erst als ein zweiter Faktor anzusprechen ist. Es verbleiben aber gerade im Kalkgebirge noch Ornamente, die wohl auch durch den stratigraphischen oder orographischen Aufbau und durch die Gebirgsart bestimmt sind, die aber im wesentlichen das Werk einer verschiedenartig tätigen Erosion sind. Diese besonderen Kalkgebirgs-Erosionsformen sind zunächst die Karren, sodann die Dolinen und zuletzt die Grotten und Höhlen.

Die Karren oder Schratten sind Detailformen der Kalkgebirge, die aus einem regen Wechsel von Furchen und dazwischen emporragenden Wänden und Firsten bestehen. Ich habe den Leser dieser Zeitschrift schon einmal ausführlicher über die Karren unterhalten (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900. Vgl. auch »Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu«. Wissensch. Erg.-Hefte zur Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., I. Bd., 3. Heft, 1902), so daß ich mich jetzt recht kurz darüber fassen kann. Als ein besonders typisches Bild für Karrengebilde ist aus dem Ergänzungsheft eine der Abbildungen, die sich auf die Ifenplatte beziehen, auf Seite 30 wiedergegeben.

Die Karren sind weder ein spezielles Alpen-, noch ein spezielles Karstphänomen, da sie in verschiedenen Klimaten vorkommen und nicht an bestimmte Höhenlagen gebunden sind, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß ihr typischstes und intensivstes Auftreten an die Nähe der orographischen Schneegrenze geknüpft und in Gestalt von Karrenfeldern am besten in der nördlichen Kalkalpenzone entwickelt ist.

Bei den Karrenfeldern muß man zunächst Haupt- oder Grundspalten unterscheiden, die in bestimmter paralleler Richtung zueinander laufen, in die sodann Spalten mit verschiedenen Winkeln einfallen, es sind die Nebenspalten. Dieses Spaltensystem ist durch Drehung, Torsion, bei der Gebirgsbildung entstanden. Es wird von der Erosion angegriffen und weiter ausgemeißelt. Eigenartig sind die Ausbuchtungen an den Seitenwänden der Spalten. Sie können sich durch die andauernde Erosion auf dem Avers und Revers einer Karrenplatte so vertiefen, daß sie ineinander übergehen und Löcher bilden, die durch die Spalten

miteinander kommunizieren, was am häufigsten auf dem Boden der Spalte, bezw. der Rinne geschieht. Eng vergesellschaftet und zum Teil verwandt mit den Rinnen sind die Löcher, so daß ebene Kalksteinkomplexe, unter gewissen Bedingungen auch schräg lagernde, wie auch die Abbildung »Untere Kessellöcher« (Seite 25) zeigt, wie von geheimnisvollen, riesigen Bohrwürmern angebohrt erscheinen; der Alpenhirte redet in seiner anschaulichen Sprache von »Steinwaben«. Größere Löcher bis zu 1 *m* Durchmesser und 1 *m* Tiefe bezeichne ich als Karrenschüsseln, und solche, die 1 bis 5 *m* im Durchmesser haben und mit größern unterirdischen Spalten oder Höhlen mehr oder minder in Verbindung stehen, als Karrenbrunnen und Karrentrichter.

Neben diesen primären Formen eines Karrenfeldes gibt es noch sekundäre Erosionsgebilde, wie die abgesprengten und durch die Erosion abgefressenen



Spitze Karren von der Ifenplatte im Allgäu.
(Aus M. Eckert, »Das Gottesackerplateau«. Wissensch. Erg.-Heft der Z. d. D. u. Ö. A.-V., I. Bd., H. 3.)

Karrensteine und vor allem die Karrenrinnen, die die Wände der Karrenspalten oder auch des anstehenden Kalkes riefeln. Diese kleineren und oft sehr zart ausgemeißelten Rinnen erinnern teils an die Riefelung dorischer Säulen, teils an die Kannelüren jonischer und korinthischer Säulenschäfte. Siehe die Rinnen, wie sie die Abbildung »Untere Kessellöcher« Seite 25 trotz der Kleinheit der Bildfläche noch gut erkennen läßt.

Bei der Karrenbildung sind alle Erosionsfaktoren vertreten. Selbst Nebel, Tau und Reif führen Kohlensäure zur Auflösung des Kalkes herbei. Die Aufgabe des Schnees als Erosionsfaktor besteht nicht darin, wie viele Beobachter glauben, schöne abgerundete oder gar zugeschärfte Formen zu schaffen, sondern lediglich darin, seine Unterlage feucht zu erhalten und somit Kohlensäure zur Lösung des Kalksteins herbeizuführen. Der Schnee frißt das Kalkgestein an. Die Tätigkeit des Windes, unterstützt durch Regen, Schnee und Hagel, zeigt uns den Weg zur Erklärung der scharfen Karrenfirsten und der feinen dorischen Riefelung an den Karrenwänden. Das Regenwasser erodiert chemisch und mechanisch Karrenfirst und Karrenwand.

Ferner erblicke ich in den Pflanzen wichtige Faktoren nicht bloß bei der Schrattenbildung, sondern auch bei andern Verwitterungserscheinungen, wenn auch verschiedene Forscher, wie Brückner u. a., der Pflanzenwirkung wenig oder gar nichts zugestehen wollen. Um vieles nachhaltiger als die mechanische Kraftleistung der Pflanzen kommt bei der Karrenbildung die chemische, besonders die der Moose und Flechten, zur Geltung, insofern sie den Stein länger feucht halten und Kohlensäure zur Zersetzung des Kalksteins ausscheiden. Zuletzt wirkt auch der Humusboden erodierend auf den Kalkstein ein, von dem er jedoch nur ganz feine Schichten auflöst und die Unebenheiten früherer Erosionswirkungen ausgleicht; denn unter



Dolinenlandschaft des Karstes, 1 : 20 000.
(Aus der Umgebungskarte von Triest, 1 : 14 400, des k. u. k. militär-geographischen Institutes in Wien.)

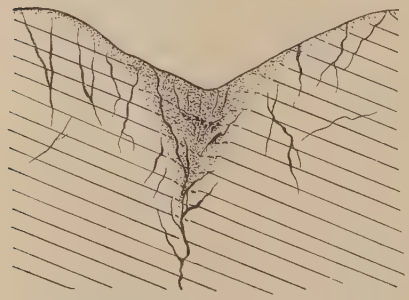
dem Humus findet man überhaupt niemals solche rauhe und zackige Kalksteinformen wie über demselben, alles ist glatter und abgerundeter.

Die Dolinen sind schüssel-, trichter- oder wannenförmige Vertiefungen des Karstplateaus mit einer Tiefe von 2 bis 20 *m* und einem Durchmesser von 5 bis 100 und mehr Metern. Sie haben einen kreisrunden oder elliptischen, oft auch unregelmäßigen Umriß und treten einzeln, meistenteils jedoch wie die Karren vergesellschaftet auf, mitunter 40 bis 50 Dolinen auf 1 *qkm*, so daß das ganze Gebiet blatternarbig aussieht. Die hier wiedergegebene Kartenskizze des Karstes, welche nach der Österreichischen Militär-Spezialkarte hergestellt wurde, veranschaulicht das Dolinen-Landschaftsbild besser als das Original. Die Zeichnung des letzteren bedarf noch sehr der Verbesserung, da sich dort schwer die Vertiefungen von den Erhöhungen unterscheiden lassen. Hier blüht unserm Alpenverein noch einmal eine

dankenswerte Aufgabe für die Zukunft: Eine genaue Aufnahme eines charakteristischen Karst-, beziehentlich Dolinengebietes. Der Kartograph muß sich seine Zeichnung auch in diesem Gebiete erwandert haben, damit aus seinem kartographischen Bild größte Naturtreue herausspricht. Denn nur solche Alpenkarten haben einen touristischen und wissenschaftlichen Wert; mustergültige Arbeiten liegen ja bereits in den Karten von Finsterwalder, von Simon und seinem tüchtigen und gelehrigen Schüler L. Aegerter u. a. vor.

Die slovenische Bezeichnung »Doline« hat sich vollständig in der Alpenliteratur und in der deutschen Wissenschaft eingebürgert. Ihr entsprechen im deutschen Jura die Trichter-, Wetter-, Schauer- und Seelöcher, in den südfranzösischen Kalkgebirgen die Betoirs, Avens und Scialets.

Nach dem heutigen Stand der Dolinenforschung muß man zwei Arten von Dolinen unterscheiden: Erosions- und Einsturzdolinen. Die Erosionsdolinen hat man sich als erweiterte Mundlöcher von Vertikalspalten im Kalkgestein zu denken. Das Kluftwasser erodiert beständig die Wände der zahlreichen Vertikalspalten. Wo das Gestein weniger resistenzfähig ist, da konzentriert sich die Erosionstätigkeit, die Spalte wird breiter, indem die Seitenwände der Spalte zusammenstürzen, und wenn der Schutt keinen größeren Abzugsweg nach dem Innern des Kalkberges findet, dann verstopft er gar bald die vorhandenen kleineren Spalten und bedeckt als Trümmer- und Erosionsmaterial den Boden der Doline.



Erosionsdoline bei Unterloitsch in Krain. (Nach Cvijić.)

Durch Erosion werden offenbar die meisten Dolinen gebildet. Zu dieser Dolinenart gehören die Dolinen und großen Kalksteinlöcher am Ostabhang des Gottesackerplateaus, die ähnlichen Gebilde auf dem Plateau des Hinterkaisers. Unsere Annahme wird besonders auch durch die 3 *m* tiefe, infolge eines Eisenbahneinschnittes erschlossene und durch nebenstehende Skizze veranschaulichte Doline bei Unterloitsch unterstützt.

Eng verwandt mit diesen Dolinen sind gewisse Arten von Schloten oder Naturschächten und von geologischen Orgeln. Die ersteren hat man sich als röhrenförmige Dolinen zu denken, die im Innern des Kalkberges in ein blindes Tal oder in eine blinde Höhle enden. Das Hölloch im Mahdtal, zwischen Untern und Obern Gottesackerwänden, ist einer der großartigsten Naturschächte im nördlichen Kalkalpengebiet. Die Meßschnur, die ich seinerzeit auf einer Studienreise in jenem Gebiete mitführte, konnte leider nur eine Tiefe von 70 *m* messen. Damit war aber nur der kleinste Teil dieses Naturschachtes gemessen; denn hinuntergeworfene Steine fielen nach dreimaligem Felsaufschlag innerhalb 12 bis 14 Sekunden in das Wasser eines offen-



Einsturzdoline Stara Apnenka in Krain. (Nach Martel.)

bar größeren Hohlraumes. Die geologischen Orgeln sind ebenfalls röhrenförmige Dolinen, aber von kleinerem Durchmesser als die Naturschächte und im tonigen Kalksteine; sie sind hohen Alters und stets mit lehmigen und erdigen Massen ausgefüllt. Bei beiden Phänomenen hat vorzüglich die mechanische Erosion des fallenden Wassers, namentlich des Sickerwassers, mitgearbeitet.

Dolinen können aber auch durch Höhleneinstürze entstehen. Das berühmte Beispiel von der Doline Stara Apnenka ist hier ebenfalls in Skizze wiedergegeben. Die Höhle von Ottok und der Tartarus in der Adelsberger Grotte waren früher eine einzige Höhle; diese wurde durch herabstürzende Trümmergesteine in zwei Höhlen geschieden; an der Erdoberfläche hat sich aber der weitere Erfolg dieses Vorganges in Gestalt einer Doline kundgegeben.

Die Auffassung, ob reine Erosionsdoline, ob Einsturzdoline, hat in der alpinen, wie überhaupt in der allgemeinen geologischen und geographischen Wissenschaft heftige Meinungsäußerungen hervorgerufen. Die wichtigsten Vertreter der Einsturztheorie sind: Virlet, Fournet, Schmidl, Owen, Beaumont, Boué, Tietze. Vertreter der chemischen und mechanischen Erosion des fließenden Wassers sind (auf Lyell gestützt) Lesley, White, Cox, Dawkins, sodann Mojsisovics, Diener, Middlemiss, Cvijić und Martel. Die Ansicht, daß bei den Dolinen überhaupt zwei Entstehungsarten anzunehmen sind, vertreten Safford (als ein Erster in seiner Geology of Tennessee), sowie Supan und Penck.

Die Dolinen sind in der Wissenschaft oft mit den Karren verwechselt, ja geradezu identifiziert worden. Die erste Anregung dazu gab Mojsisovics, der die Karren als eine Facies auffaßt, die nur den nördlichen Kalkalpen eigen ist; die Karsttrichter sind nach ihm weiter nichts als eine südliche »Facies« der Karrenfelder; denn beide haben gleiche Entstehungsursache. Gegen diese Ansicht wandte sich Cvijić, vor allem jedoch Tietze. Der Kernpunkt der Tietzeschen Ansicht liegt darin, daß Karren und Karsttrichter nichts miteinander zu tun haben. Meine Beobachtungen stellen mich zwischen Mojsisovics und Tietze.

Die Entstehung von Karrenbrunnen und von Dolinen hat viel Ähnliches miteinander. Zwischen beiden bestehen viele Übergänge, wie man z. B. auf dem Plateau des Hinter-Kaisers beobachten kann. Fernerhin ist zu bedenken, daß die Dolinenbildung nur an die plateauartige Ausbreitung des Terrains gebunden ist, auf steilen Böschungen indessen nicht vorkommen kann, während die Karren auf Geländen von jeder möglichen Neigung entstehen können, am besten jedoch auch auf Plateaus. Wohl ist der Kalkstein, der besonders Dolinenbildung aufweist, durch Gebirgsdruck tektonisch beeinflußt worden, indessen besitzt er nicht die charakteristischen Torsions- und Erosionserscheinungen, die für ein typisches Karrenfeld maßgebend sind.

Die Dolinen sind ein echtes Karstphänomen, nicht jedoch die Karren. Schon die Verbreitung der typischen Karrenfelder in den Nordalpen und nicht im Karst spricht dagegen. Da man das Karstphänomen in neuerer Zeit vorwiegend als eine reine Oberflächenerscheinung hingestellt hat, so läßt sich auch vermuten, daß zwischen Karstphänomen und Karren Beziehungen stattfinden müssen. Und in der Tat, es fehlt beiden nicht der kausale Zusammenhang, sie sind nur die verschiedenen Endpunke ein und derselben genetischen Reihe. Liegt ein nicht sehr mächtiges Kalklager auf tonigem oder mergeligem Untergrund, so geht nur eine Karrenbildung vor sich. Ist dagegen der Kalkstein in mächtigen Bänken gelagert, dann kann an seiner Oberfläche die Karrenbildung für sich allein oder die Karstbildung ebenso für sich allein stattfinden. Beide Bildungen können jedoch auch zu gleicher Zeit vor sich gehen. Beide Erscheinungen haben das Gemeinsame, daß ihre Formen vergesellschaftet auftreten, daß sie an einen verhältnismäßig reinen Kalkstein gebunden

sind, wie an die ihn allgemein durchquerenden Spalten, die die aërische oder oberirdische wie subaërische oder unterirdische Erosion außerordentlich begünstigen.

Viele Kalkgebirge, namentlich die als »Karst« bekannten, zeichnen sich durch die Permeabilität, durch die größte Durchlässigkeit des Bodens aus. Infolgedessen können keine oberirdischen Flußentwicklungen zustande kommen. Das Kluftwasser, das sich durch die Spalten und Schichtungsfugen bewegt, erodiert die Wände und Steinpolster und führt die aufgelösten Bestandteile weit hinein in das Grundgestelle des Kalkberges. Auf diese Weise werden unterirdische Talungen gebildet, die selbst den Charakter eines entwickelten Talsystems mit Haupt- und Nebentälern annehmen können. Das Modellieren und Herausfeilen dieser Formen bezeichnet man als subaërische Erosion oder Tiefenerosion.

Die unterirdischen Täler können sich bei günstigen Erosionsbedingungen bedeutend ausweiten und bilden dann große Höhlen und Grotten. Es kommt nicht selten vor, daß diese Höhlen etagenförmig übereinander liegen und der Boden der untersten Höhle von einem See oder Bach bedeckt wird, wie es z. B. die Luegger Grotte in Krain aufweist (siehe den Poik-Fluß in der Skizze der Doline Stara Apnenka). In dem europäischen Alpengebiet hat man die längsten Karsthöhlen zu 5—6 *km* gemessen; doch ist diese Länge noch gar nichts gegen die großen amerikanischen Höhlen; so mißt die Mammut-Höhle in Kentucky mit ihren 203 Gängen rund 240 *km*, d. i. eine Entfernung wie die Fahrtstrecke von München nach Konstanz oder von München nach Stuttgart.

Durch die Tiefenerosion werden außer gewissen Dolinen und Schloten auch größere tektonische Formen modifiziert, wie die Poljen. Darunter versteht man die Kesseltäler des Karstes und verwandter Gebiete.

Mit den Karsterscheinungen will ich meine Betrachtung über die Verwitterungsformen in den Alpen schließen. Gern hätte ich noch mehr berichtet, aber die verehrte Schriftleitung hat mir nicht mehr Raum zugemessen. Es ist aber auch so ganz gut; man muß nicht alles sagen, was man allenfalls weiß, und der Alpinist, der meinen Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, will und soll auch noch etwas zu tun haben. Er wird aus dem Mitgeteilten hauptsächlich erkennen, daß die Bildung von allen den großen und kleinen Verwitterungsformen in der Alpenwelt ein Erosionsprozeß mit der Tendenz der Niveauverschiebung auf niedere Stufen ist. Die Alpenberge, besonders aber die Kalkgebirgsformen, die auf den oberflächlichen Beschauer den Eindruck einer Landschaft des Öden und Leblosen machen, verrichten eine gewaltige Arbeit für eine ferne Zukunft. Das Niveau der Gebirgsoberfläche rückt immer tiefer, die Gipfel verschwinden in ihren Trümmern, der graue Ton des Felsens macht dem fröhlichen Grün einer üppigen Vegetation Platz, und späte Geschlechter werden hier wohnen, wo wir jetzt dem grauen Steingewirr entfliehen.

Ich hoffe, daß die hier niedergelegten Beobachtungen und Fingerzeige mit dazu beitragen, den Alpenwanderer zu größerer Beobachtung anzuregen; sie wollen in Gemeinschaft mit den Anschauungen und Beobachtungen anderer alpiner Forscher ihm eine größere Quelle des Genusses der schönen Landschaftsbilder unserer Alpenwelt eröffnen. Das Gefühl für das Naturschöne, das nicht zum allerwenigsten auf einem genetischen Verständnis der Naturformen beruht, und die Natur selbst verbindet ein großer gemeinsamer Zug; die Liebe, die man der Natur entgegenbringt, wird in dem Erkennen neuer Schönheiten dankbar wiedergegeben. Und die Worte des Dichters unter den Geographen, des unvergeßlichen Friedrich Ratzel, möchte ich hier mit zu den meinen machen: »Wir haben bei unseren Betrachtungen immer die Belebung und Vertiefung des Naturgefühls im Auge; da steht uns denn das Naturschöne, wie alles Schöne, nicht in der Luft, sondern ist eine klärende,

ausgleichende, friedenbringende Macht, in deren Erkennung und tieferem Verständnis eine erziehlich-beglückende Kraft liegt« (Über Naturschilderung, 1904, S. 63).

Um dem Alpenwanderer einen sicheren Anhalt für seine Beobachtungen zu geben, will ich zum Schluß die Formen der Alpen, insbesondere der Kalkalpen, nach morphologischem Gesichtspunkte klassifizierend, zusammenfassen:

A. Gebilde der aërischen Erosion oder der Oberflächenerosion.

I. Architektonische Formen. Sie sind durch den geologischen Aufbau und den Gebirgsdruck gegeben und von der Erosion modifiziert.
- a) Gipfelformen.
  - aa) bei Vertikalstellung der Schichten: Spitze, Nadel, Horn, Piz, Aiguille.
  - bb) bei Horizontallagerung der Schichten: Stöcke, Bänke, Tafeln, Mauern, Köpfe, Kogel, Kuppen.
- b) Terrassenformen:
  - Kalkgebirgsprofile mit der charakteristischen Bänder- (Rasenbänder-) struktur.

II. Ornamentale Formen. Sie sind wesentlich durch die Erosion geschaffen
1. im reinen Kalkstein:
   - a) Karren. (Bei den Karrenfeldern ist teilweise Gebirgsdruck nachweisbar.)
   - b) Karrige Gebilde (Kalksteinblöcke, karrige Formen im Karst).
   - c) Erosionsdolinen.
   - d) Erosionsschlote und -schächte.
2. im unreinen Kalkstein:
   - a) Karrenähnliche Gebilde, wie unvollkommene Rinnen, Löcher usw. im Mergel, Sandstein und in andern Sedimentgesteinen. (Karrenähnliche Gebilde sind äußerlich mit Karren übereinstimmende Formen in andern Gesteinen, so im Granit.)
   - b) Geologische Orgeln.

B. Gebilde der subaërischen Erosion oder der Tiefenerosion.

I. Architektonische Formen. Sie sind durch die geologische Beschaffenheit und den Gebirgsdruck gegeben und durch die Erosion weiterhin modifiziert.
- a) Grotten und Höhlen, sie sind primär entstanden.
- b) Poljen, das sind tektonische Formen, die durch Tiefenerosion modifiziert und primär wie sekundär entstanden sind.

II. Ornamentale Formen. Sie sind in gleicher Weise von der geologischen Beschaffenheit, wie vom Gebirgsdruck und von der Erosion bedingt; alle Formen sind sekundär, durch Einsturz entstanden.
- a) Einsturzdolinen.
- b) Einsturzschlote und -schächte.
- c) offene eingestürzte Talstücke; letztere Formen können auch als Übergangsformen von den ornamentalen zu den architektonischen Formen aufgefaßt werden.

Die Vegetationsdecke der Adamellogruppe.

Pflanzengeographische Betrachtungen.

Von

Hermann Reishauer.

Die Adamellogruppe ist der am weitesten nach Süden vorgeschobene Punkt der Zentralzone unseres Ostalpengebietes, gewissermaßen deren südlichster Vorposten. Längs ihrer Ostseite läuft die bedeutsame Judicarienlinie, die die Zentralmassen von der südlichen Kalkzone scheidet. Infolge dieser südlichen Lage greift ein großer Teil der Adamellogruppe bereits in die mediterrane Klimaprovinz hinüber, deren Einfluß noch dadurch erheblich vergrößert wird, daß die drei Haupttäler der Gruppe nach Süden streben. Dadurch ist den südlichen Luftströmen, der sommerlichen Wärme und selbst der Wintersonne der Zugang zum Adamellogebiet jahraus, jahrein geöffnet, während es den rauhen Nord- und Nordostwinden infolge der im Norden aufgerichteten hohen Schutzmauern nicht gelingt, die westlichen, südwestlichen und südöstlichen Täler zu bestreichen. Die Vegetation dieser Gebiete redet denn auch deutlich von deren günstiger Lage: Die Adamellogruppe ist die einzige Hochgebirgsgruppe der Ostalpen, in der die mittelmeerische Vegetationsregion deutlich ausgeprägt ist. Neben edlen Kastanien und Nüssen erscheinen Feigen und Pfirsiche. Bis zur Höhe von 600 *m* sind die Hänge mit Weingeländen bedeckt, die auf Lauben gezogen werden oder von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum ranken. Auf den unteren Terrassen des Südwestens und Südostens gedeihen in üppigster Fülle in gemischter Kultur: Wein, Mais, Weizen, Hanf, Bohnen, Kartoffeln und Kürbisse, und so hoch ist hier die Sommertemperatur, daß die Felder mit Schattenbäumen bepflanzt werden müssen.

Auch hinsichtlich ihres geologisch-orographischen Aufbaues nimmt die Adamellogruppe eine besondere Stellung innerhalb der ostalpinen Zentralzone ein. In ihr kommt ein eigenartiges granitisches Eruptivgestein zum Durchbruch in einer Mächtigkeit und Besonderheit, wie sonst nirgends wieder. Es ist der Tonalit. Er bildet die Hauptmasse des Gebirgsstockes, in ihm liegen die gewaltigen Eisgipfel und Gletscher der Gruppe. Aber auch sämtliche Hochgebirgskämme, sowie die Stöcke des Corno Baitone und des Re di Castello sind von ihm aufgebaut. Er wird im Norden, Osten und Westen von kristallinischen Schiefern und im Südosten auch von triadischen Gesteinen umlagert. Aber diese Gesteine treten an Bedeutung weit hinter den Tonalitmassen zurück. Der Tonalit bestimmt den orographischen Bau der Adamellogruppe. Auf seine Entstehung, Struktur und Verwitterungsart sind die charakteristische Steilheit der Bergflanken, die schluchtartige Tiefe und Enge der Täler, die merkwürdige Plateauform der Hochregion, der Haupt- und Seitenkämme zurückzuführen. Die Tonalitmassen sind die Ursache der wilden Schönheit der Adamellogruppe; die gewaltigen Steilstufen, die ungeheuren Block-

meere, die imposanten Wasserfälle, die gigantischen Gehängegletscher mit ihren Eiskaskaden, das ausgedehnte Firnplateau, die schweigende Einsamkeit der Hochtäler — sie alle sind in letzter Linie Erscheinungen dieses Gesteins. Auch in der Pflanzendecke spiegelt sich das eigenartige Bodenrelief wieder. Wie das Gestein, so zeigt auch die Vegetation der Adamellogruppe schroffe Gegensätze, raschen Wechsel, sprunghaftes Emporrücken, Zerstücklung und Zerrissenheit. Nur die peripherischen Teile, die sich aus kristallinischen Schiefern aufbauen, machen eine Ausnahme; sie steigen allmählich empor und laufen nach der Höhe zu in sanfte Kuppen und Rücken aus, so daß die Pflanzendecke hier in breiter Geschlossenheit emporklimmen kann.

Dazu kommt noch eine dritte Besonderheit der Adamellogruppe. Sie ist die einzige Hochgebirgsgruppe der Ostalpen, die ganz von Romanen besetzt ist. Während in der benachbarten Ortlergruppe nur der Süden italienische Siedlungen trägt, wird die Adamellogruppe ausschließlich von Italienern bewohnt. Darum tritt auch in ihr die Eigenart der italienischen Siedlungsweise mit besonderer Deutlichkeit hervor. Ihr fehlen die auf den runden Kuppen der Berghänge malerisch gelegenen Einzelhöfe mit ihren Kulturen, die in den deutschen Alpen so oft das Dunkel der Nadelwälder unterbrechen, ihr fehlen auch die zerstreut liegenden Dörfer und Weiler der deutschen Gebiete. Ihre Siedlungen zeigen, wie alle italienischen Wohnplätze, strenge Geschlossenheit und tiefe Lage. Dies ist natürlich von größtem Einfluß auf Anordnung, Beschaffenheit und Höhe der Kulturen: Die Eigenart des siedelnden Volksstammes prägt auch der Pflanzendecke der Gruppe gewisse eigentümliche Züge auf.

Wenn im nachfolgenden den Vegetationsverhältnissen der Adamellogruppe Beachtung geschenkt werden soll, so kann es sich dabei nicht um eine umfassende Darstellung aller in Betracht kommenden Momente handeln. Ich möchte mich darauf beschränken, das charakteristische Gepräge der großen Pflanzenregionen zu schildern, die in ihnen zutage tretenden auffälligsten Erscheinungen hervorzuheben und ihren Ursachen nachzugehen, und nur einzelnen hervorragenden Vertretern besondere Aufmerksamkeit widmen.

I. Die Kulturregion.

Während andere Alpengruppen mit einem dichten Kranze von Dörfern, Weilern und Einzelhöfen umgeben sind, liegen die ständigen Siedlungen der Adamellogruppe weit voneinander entfernt. Nur an zwei Stellen scharen sich die Ortschaften enger zusammen, im Südwesten am Saviorehang und im Südosten oberhalb Creto. Diese eigenartige Verteilung der Ortschaften spricht sich auch in der Verteilung des Kulturlandes aus. Mit Ausnahme der beiden genannten Lokalitäten gibt es in der ganzen Adamellogruppe nirgends langausgedehnte, geschlossene Kulturländereien. Die Felder schließen sich ausnahmslos dicht um die Ortschaften, um dann großen Wiesenflächen Platz zu machen, die sich ununterbrochen bis zur nächsten Siedlung hinziehen. Selbst das Valle di Rendena ist weniger stark angebaut, als man seiner Lage und Bodenfruchtbarkeit nach erwarten dürfte. Immerhin sind in diesem Tale die Entfernungen von Ortschaft zu Ortschaft, von Feldkomplex zu Feldkomplex nicht groß. Im Nordosten, Norden und Westen der Gruppe aber zeigen sich gewaltige Lücken. Das lange Val di Genova hat nicht ein einziges Getreidefeld; auf der Strecke von Pontagna, 1146 *m*, bis Vago, 902 *m*, reiht sich auf 11 *km* Längenerstreckung Mähwiese an Mähwiese, und selbst im mittleren Laufe des Oglio trägt das breite Talbecken von Rino-Motto, 670 *m*, an bis Demo, 512 *m*, weder Felder noch Äcker.

Die Kulturen der Adamellogruppe sind in der Hauptsache Talkulturen, die sich entweder in der Talaue selbst ausbreiten oder sich unmittelbar an diese anlehnen. Im Gegensatze zu anderen Gruppen sind hier die Bergflanken arm an Kulturen. Auf der ganzen Adamelloseite des Rendenatales, d. h. auf 20 *km* Luftlinie, wird nur an zwei Stellen oberhalb der Talsohle etwas Getreide gebaut, bei der Malga Rosa, 1200 *m*, und bei der Malga Barusela, 1357 *m*. Auch die Adamelloseite des Camonicatales trägt nur wenige Hangkulturen. Nur bei der Malga Bollino über Sonico, 1200 *m*, bei Zassa, 700—870 *m*, und Garda, 1050—1200 *m*, sieht man Getreideäcker, sonst nirgends. Erst weiter nach Süden zu, über Demo und Cedegolo, beleben sich die Hänge mit Siedlungen und Kulturen.

Ebenso auffällig ist es, daß die Kulturen die Seitentäler der Gruppe fast völlig meiden. Selbst die großen, anfangs ziemlich weit geöffneten und langsam ansteigenden Seitentäler im Westen und Norden sind ohne Getreidefluren. Nur im Tale der Poglia, die bei Cedegolo in den Oglio mündet, gibt es Felder und Äcker. Sie liegen an einer charakteristischen Stelle, nämlich an den gut exponierten Gehängen, die durch den Zusammenfluß der Poglia-Quellbäche entstanden sind. Merkwürdigerweise fehlen die Getreidekulturen auch dem Valle di Daone (Chiesetal) Das letzte Dorf Daone, 767 *m*, bezeichnet zugleich die letzte Ackerflur. Alle weiter taleinwärts gelegenen Siedlungen, die übrigens nur einen Teil des Jahres bewohnt sind, wie Pra maggiore, 860 *m*, Vermungoi, 894 *m*, und Pracul, 920 *m*, sind ohne Getreideäcker. Die Bewohner sehen hier von Cerealienbau ab, obwohl diese Ortschaften noch in der Weizenregion liegen, obwohl man noch mit gutem Erfolge Gemüsepflanzen, wie Stangenbohnen, Salat, Kraut und Erbsen zieht und Hanf in größeren Mengen baut, und obwohl hier Kastanien und Nüsse noch vortrefflich gedeihen und schmackhafte Früchte liefern. Ähnliche Abnormitäten lassen sich in allen größeren Seitentälern der Gruppe feststellen. Selbst das prächtig gelegene S. Valentino, 907 *m*, am Eingange des Valentinotales hat keine Felder, wie denn auch alles Areal um die stattlichen Sommersiedlungen des Breguzzo- und Malgatales nur als Mähwiese benutzt wird. Allerwärts sieht man aber noch bis ca. 1000 *m* die Kastanie und Nuß emporsteigen, ein deutlicher Beweis, daß die Tieflage der Getreidegrenze nicht durch klimatische Faktoren bedingt ist. Es ist der Mensch, dessen Einfluß sich hierin äußert. Der Bewohner der Adamellogruppe nutzt den heimatlichen Boden nicht genug aus; er schenkt dem Getreidebau auch dann keine Beachtung, wenn die Bedingungen dafür noch in ausreichendem Maße vorhanden sind.

Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß die Kulturen der Adamellogruppe beträchtlich tiefer gelegen sind als die Kulturen anderer Alpengruppen. Im Durchschnitt steigen die Getreideäcker im Adamellogebiet nur bis zur Meereshöhe von 950 *m* auf, und selbst wenn wir bloß die höchstgelegenen ins Auge fassen, ergibt sich kein höheres Mittel als 1175 *m*. Die nachfolgende Tabelle zeigt dies im einzelnen:

Gebiet	Tonale	Val Camonica		Saviore	Chiese	Breguzzo	Rendena	Genova	Mittel
		Oberes	Mittleres						
	N	NW	W	SW	S	SO	O	NO	
Mittlere Getreidegrenze	1233	985	919	1107	793	829	783	—	**950**
Höchste Getreidefelder	1385 W Roggen	1200 SW Roggen	1230 S Roggen	1230 S Roggen u. Weizen	900 S Weizen	920 S Weizen	1357 NO Roggen u. Hafer	—	**1175**

Ist es schon außerordentlich auffällig, daß das oberste Getreidefeld der Adamellogruppe nur 1385 *m* hoch liegt (bei Ponte di Legno), so wirkt die Tatsache,

daß das gut exponierte Rendenagebiet die tiefste Getreidegrenze der ganzen Gruppe hat, geradezu verblüffend. Das Beispiel von Barusela, 1357 *m*, wo Roggen und Hafer in der ungünstigsten aller Expositionen noch vorzüglich gedeihen, zeigt augenfällig, daß die natürlichen Verhältnisse an der Tieflage der Getreidegrenze nicht schuld sind. Auch die Abneigung der Italiener gegen das Einzelwohnen kann die außerordentliche Vernachlässigung der Getreidekultur allein nicht erklären, zumal hier selbst die den Siedlungen benachbarten Hänge, ja sogar der Talboden nicht vollständig ausgenutzt werden. Hier wirkt noch ein anderes Moment mit: Das Rendenatal ist seit alter Zeit ein Gebiet starker periodischer Auswanderung.[1]) Die arbeitsfähige männliche Bevölkerung ist im Sommer meist außerhalb des Tales; die Sorge um Hof und Feldbau bleibt den Frauen und Kindern überlassen. Die als Bauerndörfer angelegten Ortschaften haben ihren ursprünglichen Charakter teilweise ganz verloren; die bedeutende Zunahme der Bevölkerung schuf ein starkes ländliches Proletariat, das zum Teil bereits in Mietshäusern wohnt und sich mit dem Anbau von Kartoffeln begnügt, statt die Körnerkultur zu pflegen. Diese periodische Auswanderung wird in neuerer Zeit noch durch die überseeische[2]) übertroffen, und so kommt es, daß man den Getreidebau an verschiedenen Stellen, wo früher Weizen und Roggen geerntet wurden, ganz aufgegeben hat.[3]) Hierzu mag endlich auch die durch Einführung der Maiskost veränderte Lebenshaltung und Lebensweise der Bevölkerung beigetragen haben. Die tiefe Lage der Getreidegrenze in der Adamellogruppe erklärt sich also zunächst aus der Abneigung der Italiener gegen das Einzelwohnen, dann aber auch aus der starken Auswanderung und der seit etwa 150 Jahren veränderten Lebensweise der Bevölkerung. — Für das Fehlen der Getreidekultur in den Tonalit-Seitentälern der Gruppe liegen allerdings natürliche Ursachen vor. Wenn in ihnen trotz des langsamen Aufsteigens der unteren Talabschnitte, trotz der geringen Meereserhebung und trotz der beckenartigen Erweiterungen der »Piani« kein Getreide gebaut wird, so ist dies zurückzuführen auf ihre schluchtartige Enge und auf die Steilheit der Talflanken, die einmal die gewaltige Lawinengefahr dieser Gebiete verursachen, zum andern aber auch jede intensive und langandauernde Besonnung verhindern.

Kulturweise und Charakterpflanzen. Einleitend ist schon darauf hingewiesen worden, daß an den begünstigten Stellen der Adamellogruppe die mediterrane Kulturregion, also die Region der gemischten Kultur, deutlich ausgeprägt ist. Wie die Siedlungen dieses Gürtels die heißen Strahlen der südlichen Sonne fliehen und sich hinter Kastanien und Nußbäumen verstecken, so haben auch ihre Kulturen, die insgesamt durch kleine, schmale Feldparzellen charakterisiert werden, Beschattung nötig. (Siehe Abbildung S. 40.) Das Gebiet von Berzo Demo—Cedegolo—Cevo und die Hänge über Creto, sowie der südwärts gerichtete Teil des Bondosattels zeigen die Region der gemischten Kultur am auffälligsten.

In der Höhe der Isohypsen 600 und 700 *m* beginnt ein Wechsel in der Kulturweise. An Stelle der kleinen, von Maulbeerbäumen beschatteten Felderchen der gemischten Kultur treten ausgedehntere Ackerfluren, die nur mit einer Frucht bestanden sind, vor allem mit Weizen und Roggen. Die Schattenbäume rücken auf die Wiesen und an die Ränder der Felder. Auch die Feldbestellung nimmt andere Formen an. Im Bereiche der gemischten Kultur verwendet man fast ausschließlich Hacke und Spaten, um die Fluren umzuarbeiten; je mehr die gemischte Kultur

[1]) Siehe bereits Staffler, Tirol und Vorarlberg 1839, S. 370 ff.

[2]) O. Brentari, Guida del Trentino, Bassano 1900, S. 196 u. 303, sowie Achleitner und Ubl, Tirol und Vorarlberg, Leipzig 1895, Seite 351.

[3]) Reishauer, Höhengrenzen der Vegetation. Wissensch. Veröffentl. des Vereins f. Erdk. z. Leipzig, Band VI, S. 112 u. 113.

schwindet, um so mehr tritt der Pflug an die Stelle dieser Werkzeuge. Mit einem Worte: Bei 600 *m* Meereshöhe beginnt in der Adamellogruppe die Kulturweise unserer Breiten.

Einige Gewächse der mediterranen Region streben aber über die Höhengrenze der gemischten Kultur empor, z. B. Mais, Maulbeere, edle Kastanie, Nuß und sogar die Rebe. Der Mais, das Brotkorn der Bevölkerung, wächst unterhalb Saviore noch bei 1150 *m*. Allerdings ist er hier nicht mehr so üppig wie beim nahen Cevo, 1050 *m*, immerhin aber beweist sein Vorkommen, daß selbst bei Saviore die Sommertemperatur im Mittel noch 22,5° beträgt. Bei Cevo, 1050 *m*, gedeiht er so vorzüglich, daß er bereits im Juli reif wird. Hier erntet man auf Mais noch eine zweite Frucht, in der Regel Buchweizen. — Man kann beobachten, daß Mais in der Adamellogruppe überall gebaut wird, wo er noch einigermaßen reift. Im Val Camonica rücken die Maisäcker bis Edolo und Mù vor. Auf dem Karrenwege von Andrista, 582 *m*, bis Cevo, 1050 *m*, geht man über eine Stunde lang immer zwischen schönen Mais- und Weizenfeldern dahin. Bei Daone, Sevror und Praso steigt der Mais bis 800 *m* empor, und die Vortrefflichkeit und die Menge der geernteten Frucht zeigen, daß hier noch keineswegs die Höhengrenze erreicht ist. Auch bei Tione, das eine Winterperiode von mindestens drei Monaten hat, wird noch viel Mais kultiviert Im Rendenatale geht er bis Spiazzo, ca. 700 *m*. Erst bei Strembo, 799 *m*, wird er dürftig.[1])

Die Maulbeere schreitet ungefähr ebenso hoch empor wie der Mais. Über 1000 *m* scheint sie aber an keinem Orte der Adamelloalpen vorzukommen. Immerhin wagt sie sich selbst in das wilde Val di Genova.

Die Rebe bleibt einige hundert Meter zurück. Da die Kulturmethode des Weinstockes immer einen sicheren Anhaltspunkt zu Rückschlüssen auf gewisse feinere Abstufungen des Klimas bietet[2]), so verfolgt man die Weinpflanzungen mit besonderem Interesse. Hervorragend schön läßt sich dies an dem sanftansteigenden Bondosattel tun. Während man an seinem Fuße bei Strada, 543 *m*, den Wein noch auf Lauben baut, ist bei Agrone, 615 *m*, schon Stockkultur nötig. Hinter Lardaro, 732 *m*, verschwindet der Wein von den Feldern. Am benachbarten Daonehang wird aber die Rebe sowohl bei Daone als auch bei Praso und Sevror noch bis 800 *m* gezogen, zum Teil sogar auf Lauben. Bei Demo, 685 *m*, im Südwesten der Gruppe geht die Laubenkultur bis 700 *m*, die Stockkultur erreicht hier die Höhe von 850 *m*. Im Val Camonica finden wir den Hügel 824 *m* bei Mù noch mit Weinstöcken bepflanzt, und um Tione liegen die höchsten Weinkulturen bei Brevine zwischen 664 und 680 *m* in Südsüdost-Exposition. Im Rendenatal wird die Rebe nur noch an den Häusern gezogen.



Italienische Siedlungsweise: Pleu–Tione mit Kastanien- und Fichtenhain.

[1]) Ausführliches über die Höhengrenzen von Mais, Wein, Kastanie und Nuß siehe Wissenschaftl. Veröffentl. des Vereins f. Erdk. zu Leipzig, Bd. VI, Tabelle S. 116.

[2]) Schindler, Zur Kulturgeographie der Brennergegend. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 9.

Der Nußbaum (Juglans regia) und die Kastanie (Castanea vesca) steigen jedoch wieder bis zur Maisgrenze und höher empor. Noch bei S. Stefano, am Eingang zum Val di Genova, findet sich ein stattlicher Hain, der erst bei 1030 *m* Seehöhe endet. Die schönen Kastanienhaine bei Edolo, bei Pinzolo und bei Tione sind bekannt. — Nuß und Kastanie dringen auch in die westlichen und östlichen Seitentäler ein;[1]) sie mischen sich im Osten und Südosten in die Bestände der Laubhölzer und fehlen kaum an einer Casolarie, die unter 1100 *m* Meereshöhe liegt. Zwischen 1100—1200 *m* liegt ihre Vegetationsgrenze, hier werden die Früchte unsicher.

Außer Mais baut man in der Adamellogruppe an Cerealien noch Weizen und Roggen in größeren Mengen. Gerste wird wenig kultiviert und Hafer nur an einigen hochgelegenen Stellen. Das oberste Weizenfeld der Gruppe liegt bei Ponte di Legno, 1320 *m* hoch. Bei Garda, Cevo, Saviore, Valsaviore rücken die Weizenäcker bis 1150 und 1200 *m* aufwärts, aber überall erntet man noch als zweite Frucht den beliebten Buchweizen (Grano saraceno). — Der Tonalehang bei Sozzine trägt das höchste Roggenfeld, das zugleich die höchste Stelle des Cerealienbaues der ganzen Gruppe bezeichnet, 1385 *m*.

Daß bei diesen Höhen weder für Weizen noch für Roggen die klimatische Höhengrenze erreicht ist, läßt sich recht gut erkennen, wenn man zum Vergleich eine Pflanze heranzieht, die ähnliche Bedingungen an Boden und Klima stellt wie die Körnerfrüchte, aber nicht so sehr an die Siedlungen gebunden ist. Wir wählen zu diesem Zwecke den Kirschbaum (Prunus avium), dessen Samen von Menschen und Vögeln verschleppt werden und der selbst im lichten Laubwalde gedeiht. Da zeigt sich folgendes überraschende Resultat:

Gebiete	Tonale N	Oberes Val Camonica NW	Mittleres Val Camonica W	Saviore SW	Chiese S	Breguzzo SO	Rendena O	Genova NO	Mittel
Höchste Weizenfelder	1320	820(?)	1200	1230	900	920	855	—	1035
Höchste Kirschbäume	1261	?	1297	1325	1100	1163	1254	1266 bez. 1340	1249

Die Weizenfelder könnten also im Mittel noch gut 200 *m* aufwärts gerückt werden.

Auch die Ackerunkräuter erreichen unter diesen Umständen ihre Höhengrenze nicht. Sie enden am letzten Getreideacker. Bei Ponte di Legno findet man noch *Centaurea, Agrostemma, Capsella bursa pastoris, Vicia cracca, Galeopsis, Euphorbia, Equisetum, Campanula* u. s. f., in geringerer Menge auch *Papaver rhoeas* und *Convolvulus*.

II. Die Region der Wiesen und Weiden.

Die Region der Wiesen und Weiden umfaßt das ganze Gebiet von der Kulturzone aufwärts bis zur Höhengrenze der Grasnarbe, soweit es nicht mit Wald und Buschwerk bedeckt ist oder Ödland darstellt. Die unteren Hänge dienen als Mähwiesen, die mittleren als Hutungsplätze für das Melkvieh und die obersten als Weide für Ziegen und Schafe. In die Region der Mähwiesen rückt in der Adamellogruppe, ganz im Gegensatze zu den von Deutschen besetzten Teilen der Alpen, keine einzige ständige Siedlung empor. Die in ihr liegenden stattlichen Casolarien

[1]) Siehe Seite 40, Anmerkung 1.



Casa im Rendenatal.

(siehe Abbildung), die durch ihre Bauart und Einrichtung ganz den Eindruck ständig bewohnter Gehöfte machen, sind nur wenige Monate im Jahre bewohnt, und die noch höher emporsteigenden Fenili (Heuhäuser) werden nur zur Zeit der Heuernte bezogen. Wie die Mähwiesenregion durch Casolarien und Fenili, so sind die Weidegebiete für das Melkvieh durch Malgen (Sennhütten) und die Schafweideplätze durch Baiti (Schäferhütten) charakterisiert.

Die schönsten Mähwiesengebiete finden sich im Westen und Südwesten der Gruppe, an den breiten Hängen des Pian della Regina. Wohl steigen auch hier anfangs die Bergwände steil empor, aber nach der Höhe zu werden die Lehnen sanfter. Überdies sind sie durch kleinere Seitentälchen gut erschlossen und durch Flüßchen und Bachläufe reich bewässert. Infolgedessen kann sich in diesen Gebieten die Grasnarbe zu größerer Breite entfalten und an den Wasseradern hin zungenförmige Ausläufer bis auf die Höhe der Bergflanken entsenden. Die Hänge des Pian della Regina sind bis zu den Isohypsen 1600/1700 *m* mit Casolarien und Fenili reich besetzt.

Ein anderes gutes Mähwiesengebiet, das allerdings dem ersterwähnten an Größe erheblich nachsteht, findet sich im Nordwesten der Gruppe, an den Flanken des Monte Plazza und Monte Pornina, sowie auf den Rücken der vorgeschobenen Schieferberge. Auch im Osten trifft man auf ansehnliche Mähwiesenkomplexe, so z. B. am Monte Giuggia, am Cengledino, Monte Rosa und Palette. Doch geht hier der Zusammenhang verloren, da tiefe Talfurchen und Waldstrecken die Mähwiesenzone zerreißen.

Es ist charakteristisch, daß in dem fast ganz in Tonalit eingesprengten Val di Genova die Mähwiesenregion kaum angedeutet ist. Nur bei den Casolarien Genova und bei Ragada-Tedesca dienen kleine Talstrecken der Heugewinnung. Ebenso ist es im Chiesetal, soweit es im Tonalitgebiete liegt. Hier gibt es nur bei Malga Boazzo, 1214 *m*, ein paar bescheidene Wiesenflächen, die gemäht werden. In die übrigen Seitentäler der Adamellogruppe aber dringen die Mähwiesen ein. Sowohl in den nördlichen und westlichen, als auch in sämtlichen östlichen Quertälern sind Casolarien, manchmal sogar in recht stattlicher Anzahl vorhanden. Allerdings schreiten sie auch da nur bis zu einer bestimmten Stelle vor, bis zu den großen Steilstürzen, die die Schieferzone von dem Tonalitstock scheiden. Die Mähwiesenkomplexe der Adamellogruppe sind auf die Schieferzone beschränkt. Wo der Schiefermantel weit in das Herz der Gruppe eingreift, wie im Westen und Südwesten, da finden sich auch ansehnliche Wiesenareale; wo er, wie im Osten und Norden, geringere Breite zeigt, da sind auch sie zusammengeschnürt, und wo er ganz fehlt, wie im Chiese- und Genovatal, da verschwinden auch sie bis auf winzige Fleckchen.

Die Tonalitgebiete der Gruppe, insbesondere die mittleren Talstufen der großen

Täler und die Hochtäler, können nur als Weidebezirke benutzt werden. Natürlich dienen auch die oberen Regionen der Schieferberge, die runden Kuppen und coulissenartig vorgeschobenen Seitenäste und Bergrücken der Außenzone als Hutplätze; in der Hauptsache aber liegen die Weidegebiete im Bereiche des Tonalits. Das Chiesetal und das Val di Genova sind die größten Malgengebiete der Gruppe.

Die mittleren Regionen der Tonalitzone, also die eigentlichen Gehänge, gehen dem Weidebetriebe jedoch fast ganz verloren. Denn die tief in das Gebirge eingefurchten Seitentäler bieten dem vegetativen Leben nur an wenigen Stellen Raum zu schöner Entfaltung. An den glatten, humuslosen Wänden, die zuweilen 300 bis 400 *m* fast senkrecht emporsteigen und nur selten durch horizontal laufende Absätze und Gesteinsstufen unterbrochen sind, vermag selbst die Grasnarbe nicht mehr zu haften. So kommt es, daß nur die Talsohlen der großen Tonalittäler wirtschaftlich ausgenutzt werden können. Es wird dies übrigens auch nur dadurch ermöglicht, daß sie nicht in einer einzigen gewaltigen Stufe, sondern in mehreren kleineren treppenartigen Absätzen, die durch lange, fast ebene Talstrecken voneinander getrennt sind, zur Hochgebirgsregion emporsteigen. Im Chiesetal und im Val di Genova trägt jedes dieser Becken, »Pian« genannt, eine Malga. Aber der Weideboden dieser Piani ist nie sehr groß; sie werden darum nur als Voralpen oder als Niederleger befahren. Im Juli treibt man die Herden zu den Oberlegern in die höheren Regionen empor.

Diese höheren Regionen sind, in ihren unteren Partien wenigstens, besser gestellt als die mittleren Bergflanken. Sie steigen allmählicher empor und begünstigen den Graswuchs, insbesondere dort, wo sie gut gegliedert und ausreichend bewässert sind. Dies ist namentlich an den Seitenkämmen und in den oberen Stufen der Seitentäler des Chiese- und Genovagebietes der Fall. Sie weisen daher auch eine beträchtliche Zahl von Malgen auf, die alle zwischen 1700 und 2100 *m* Meereshöhe liegen. Den westlichen Hochtälern, dem Val Miller, Salarno und Adamè fehlt jedoch diese Verzweigung nach den Flanken hin. Sie sind schmale, ungegliederte Felsgräben und tragen — ein deutliches Zeichen ihrer geringen Ergiebigkeit — trotz ihrer Länge selten mehr als eine Malga und einen Baito. Die Bedeutung der Gliederung spricht sich in der folgenden Zusammenstellung aus. Es werden mit Milchkühen befahren im Tonalitgebiet des:

	Meereshöhe über 2000 *m*	über 1900 *m*	über 1800 *m*	
Chiese (Süden)	3	10	16	Malgen
Val di Genova (Nordosten)	—	6	11	»
Val Miller (Westen)	1	—	—	»
Valle Salarno (Südwesten)	2	—	1	»
Val Adamè (Südwesten)	1	—	—	»

Die obersten Regionen des Tonalits sind jedoch fast durchweg steril. Es mangelt ihnen infolge der Verwitterungsweise ihres Bodengesteins an Humus und Feuchtigkeit. Denn der Tonalit verwittert nicht wie der Schiefer zu einer feinen, tonigen Bodenkrume, sondern zerklüftet zu Blöcken von außerordentlichen Dimensionen. Die Abbruchstellen sind stets stark geneigt und auffällig glatt, so daß das Wasser rasch an ihnen abläuft. Daher kommt es nur an den parallel zur Talsohle streichenden, stufenartigen Gesteinsabsätzen und Felsbändern, sowie in den beckenartig eingetieften Hochtälchen zu Humusbildung und spärlichem Graswuchs. Diese Gesteinsbänder und Hochtälchen sind die Vegetationsoasen der obersten Tonalitregion. Sie allein ermöglichen den Weidebetrieb. — Auch den sanfter geneigten oberen Regionen der Seitenkämme fehlt ein geschlossener Rasenteppich. Sie sind entweder mit glatten Steinplatten bedeckt, auf denen kaum Moose und

Flechten Anheftestellen finden, oder mit grobem Geröll überschüttet, das der Verwitterung hartnäckig widersteht. Infolgedessen kann es nur in den Ritzen und Spalten der Platten und Gesteinsstufen zu bescheidener Rasenbildung kommen. Sonst aber löst sich die Grasnarbe überall in einzeln emporklimmende Grasbüschel[1]) auf, die nach der Höhe zu immer weiter auseinanderstreben und deren stachlige Halme von der Trockenheit der oberen Tonalitmassen sprechen.

So spiegelt sich der eigenartige Aufbau der Adamellogruppe getreu in der Rasenbedeckung wieder. In den Außengebieten, im Bereiche der Schieferzone sind Sohle, Hang und Höhe mit Wiesen und Weiden dicht besetzt. In den inneren Teilen, im Bereiche des Tonalits, können nur die Sohlen der Täler und die höheren Becken der seitlichen Äste wirtschaftlich ausgenutzt werden. Die eigentlichen Hänge weisen selten mehr als langgestreckte, schmale Grasbänder auf. Nur in den Gegenden, wo die Tonalitmassen die älteren Schiefer überschoben haben,[2]) sind auch die mittleren Bergpartien mit einer zusammenhängenden Rasendecke bekleidet. In der Sterilität des Tonalits liegt es endlich auch begründet, daß die Region der Hochmähder in der Adamellogruppe nirgends ausgebildet ist.

Selbstverständlich kann unter solchen Umständen der Graswuchs nicht sehr hoch emporrücken. Die mittlere Grenze der Schafweide erreicht in der Adamellogruppe nur die Höhe von 2354 *m*, und die höchsten Weideplätze liegen im Mittel auch nur bei 2683 *m*. In der gleichhohen, aber in der Hauptsache von phyllitischen Massen aufgebauten Stubaiergruppe dagegen lauten die betreffenden Zahlen auf 2579 *m* und 2934 *m*, also in beiden Fällen über 200 *m* höher. Bemerkenswerterweise liegen die obersten Weideplätze der Adamellogruppe nicht im Tonalitstock, obwohl dieser das Gebiet der größten Massenerhebung darstellt, sondern im Phyllit der Randzone und zwar oberhalb der Laghi Gelati am Baitonemassiv bei 2940 *m*.

Kulturgewächse und eingeschleppte Pflanzen innerhalb der Region. In der Region der Wiesen und Weiden wird, wie schon oben bemerkt, nur noch ganz wenig Ackerbau getrieben. Bei den Malgen Bollino und Rosa wird Roggen, bei der Malga Barusela Roggen und Hafer gebaut. Dagegen sind Nußbaum, edle Kastanie und Kirsche an fast allen Casolarien, also im größten Teile des Mähwiesengebietes, zu finden. Hülsenfrüchte, Gemüse- und Hackpflanzen gedeihen auch noch an einigen Sennhütten, z. B. bei Boazzo, 1214 *m*, bei Ragada, 1266 *m*, und Sozzine, 1385 *m*. Bei der Malga Boazzo haben die Hirten ein Stück Land, ungefähr 20 *m* im Quadrat, sorgfältig eingezäunt und mit Kraut, Rüben, Sellerie, Salat und Kartoffeln bepflanzt. Auch der Kürbis kommt hier noch zur Reife. Über 1400 *m* hinauf gehen die Hackfrüchte aber nur an einer einzigen Stelle der Gruppe. Im Garten des Paßwirtshauses Locatori (1849 *m*, Tonale) werden nämlich Kartoffeln und Rüben gezogen.

Mit den Hirten und Weidetieren sind weiter eine Anzahl von Pflanzen in das Gebiet der Wiesen und Weiden gekommen, die nachweislich den tieferen Regionen entstammen. »Es sind jene merkwürdigen Gewächse, die dem Menschen, gleich den Haustieren, in alle Weltteile folgen,«[3]) die Unkräuter und Schuttpflanzen. Allenthalben entdeckt man an den Sennhütten und Alpställen, an den Viehtriften und Hirtenpfaden *die beiden Nesseln, den Guten Heinrich* (Chenopodium bonus Henricus), *das Hirtentäschel, den Hühnerdarm* (Stellaria media) *und Ackerspark* (Spergula arvensis), sowie *Wegebreit-, Hohlzahn-* und *Knötericharten*. Sie steigen

[1]) Vor allem die langbuschigen, harten Festuca-Gräser.

[2]) Nach Salomon, der die Gruppe geologisch am eingehendsten durchforscht hat, ist die Tonalitmasse ein intrusives plutonisches Gestein, das unter einer Kruste älterer Sedimente erstarrt ist, und das hinsichtlich seiner Lagerungsform in der Mitte zwischen den Stöcken und Lakkolithen steht.

[3]) Kerner, Kühtai. Österr. Wochenschrift 1865, 6. Bd., S. 297.

sämtlich bis 2000 *m* empor, einige gehen noch erheblich darüber hinaus. So fand ich bei der Malga Dosasso, 2113 *m*, noch Brennesseln in Fülle, selbst an den Viehpfaden nach dem Passo della Forcellina wachsen in Meereshöhe von 2200 *m* noch einzelne Stauden dieser Pflanze. An der Cascina delle Levade (1974 *m*, Chiese) dringen die Unkräuter sogar bis in die Hütte hinein. — Am bemerkbarsten machen sich die, die den Verbreitungsbezirk der Jauche und des Düngers bezeichnen, namentlich *Brennesseln, Knöterich* und *Guter Heinrich*. Diesen eingeschleppten Unkräutern gesellen sich noch verschiedene alpine Arten aus den Gattungen *Rumex, Aconitum, Cirsium* und *Senicio* zu. Sie bilden im Verein mit jenen die dichten üppigen Unkrautbestände, die fast alle Sennhütten der Adamellogruppe umgeben. Die Geißkräuter, Brennesseln und Disteln schießen mannshoch empor, und die Blütenstiele des Rumex erreichen nicht selten die Höhe von 1½ *m*.

III. Die Region der hochstämmigen Holzgewächse.

In noch stärkerer Weise als die Grasnarbe ist der Holzwuchs an die orographischen Formen der Berge gebunden. Der Aufbau der Adamellogruppe ist der Waldentwicklung nicht günstig. Die große Steilheit des Tonalits, seine Sterilität, der mauerartige Aufbau der Talflanken, der Mangel an Gliederung, sowie die Humusarmut der oberen Regionen behindern den Holzwuchs, so daß es selten zur Bildung geschlossener Wälder kommt. Die besten Waldbestände zeigen noch die nordöstlichen, nördlichen und südlichen Teile der Gruppe. Sowohl im oberen Val Camonica, als auch im Val di Genova sind die Schattenseiten gut bewaldet. Während in anderen Gebieten der Gruppe der Wald in der Nähe des Talbodens stark gelichtet ist, sind hier die Wände bis zum Talboden hernieder mit Wald besetzt. Sicherlich liegt der Grund hierfür in dem Umstande, daß diese beiden Gebiete im Bereiche der größten Massenerhebung der Adamellogruppe liegen, daß sie durch Seitentäler gut aufgeschlossen werden und daß sie nur wenige unwesentliche Siedlungen tragen. Auch das Gebiet des oberen Chiese hat noch leidlich gute Waldverhältnisse, namentlich zeigt es hohe Grenzzahlen für Wald- und Baumwuchs. Dagegen sind die westlichen und südwestlichen Täler ganz ungünstig gestellt. Sie sind, besonders in ihren Innenteilen, eng und wenig gegliedert, und ihre Talstufen haben solch gewaltige Dimensionen angenommen, daß es dem Walde und selbst dem Baumwuchse nicht mehr gelingt, sie zu überschreiten. An den Hängen des Pian della Regina und des Monte Enrico endlich, also im Gebiete der günstigeren Phyllitmassen, ist es die starke wirtschaftliche Ausnützung, die dem Walde zum Schaden gereicht. Hier liegt das südwestliche Siedlungszentrum der Adamellogruppe; hier hat der Mensch aber auch noch oberhalb des Waldgebietes seine Fenili und Malgen angelegt. Infolgedessen ist der Wald von oben und unten bedrängt und zusammengeschnürt worden.

Der Wald der Adamello-Gruppe ist also selten geschlossener Wald. Meist herrscht die Waldkolonne vor. Gewöhnlich sind nur die Eingangspforten der Seitentäler einigermaßen gut bewaldet. Je tiefer man aber ins Innere der Täler eindringt, um so zerrissener wird die Waldzone. Wasseradern, Steinstürze, Block- und Schutthalden dringen von oben her in sie ein und zerteilen sie in zahllose Streifen und Linien. Am Talzirkus der ersten Stufe hört in der Regel der leidlich geschlossene Wald auf; auf der zweiten Stufe schon erblickt man nur noch jene mehr oder weniger dicht aneinander gereihten Vertikalkolonnen, die von der Steilheit der Gebiete sprechen. An den Steilstürzen der Talstufen und an den Rändern der Talkessel lagern Blockmeere von ungeheurer Ausdehnung, die der Zersetzung hartnäckig widerstehen. Sie haben den Wald zersplittert und zerstückelt, sie haben

den stehen gebliebenen Resten die Spuren ihrer gewaltigen Sturzkraft aufgeprägt. Oft sind ganze Kolonnen ihrer Kronen beraubt; viele Bäume haben auf der Bergseite alle Äste verloren; ihre Rinde ist zerschlitzt und zerschunden, ihre Gestalt unter dem Anprall der Frühjahrslawinen und Felsstürze verkrümmt und verbogen.

Wo es die Neigung des Terrains, die Wasser- und Schuttverhältnisse zulassen, reihen sich diese Vertikalstreifen ziemlich nahe nebeneinander; meist jedoch sind sie weit voneinander getrennt. In einer Hinsicht aber zeigen sie überraschende Ähnlichkeit: Sie streben stets keilförmig empor. Immer klimmen sie von einer breiten Basis aus in schmäler und schmäler werdenden Bändern aufwärts; immer zerfasern sie nach der Höhe zu, und immer senden sie über ihre geschlossene Linie noch einige Bäume und Büsche empor, die als Vorposten hoch droben im Gewänd Jahr um Jahr den Kampf mit Wind und Wetter kämpfen.



Junge Fichte, durch Biß der Weidetiere im Aufwachsen gestört.
(Dahinter ältere Exemplare, welche das Fußgestell bereits wieder verlieren.)

Außer den vertikal aufsteigenden keilförmigen Waldstreifen findet sich in der Adamellogruppe noch eine zweite Form von Waldstreifen schön ausgebildet, die der horizontal laufenden. Sie sind das Ergebnis der eigenartigen stufenförmigen Klüftungsart des Tonalits. Wo, wie im Genova- und Chiesetal, die steilaufsteigenden Talwände von Zeit zu Zeit breitere Absätze zeigen, da haften auch einzelne Baumkolonnen, und so gelingt es dem Walde, in treppenstufenartiger Anordnung bis hinauf zu den oberen, sanfter ansteigenden Regionen zu klimmen, wo er sich behaglicher ausbreiten kann. Man ist nicht selten ganz erstaunt, wenn man an den steilen Wänden noch Waldbestände findet, die anscheinend den Hang völlig bekleiden. Bei näherem Zusehen aber erkennt man, daß diese Wälder nur stufenweise übereinander gestellte Waldstreifen sind, die auf den Gesteinsbändern sitzen und durch ihr dickes Geäst und Nadelwerk, sowie durch ihre dunklen Kronen die senkrecht abfallenden, hellen Felspartien verdecken. — Dagegen sind in der Adamellogruppe die Waldbänder selten, die unter dem Eingriffe des den Wald von unten und oben bedrängenden Menschen entstanden sind.

In jedem Tale der Gruppe zeigt sich uns mit eindringlicher Deutlichkeit, daß

der Wald- und Baumwuchs gewisse Berg- und Gebirgsformen bevorzugt; die geschlossenen Waldkomplexe sowohl, wie auch die Waldstreifen suchen das Gebiet des Felsigen. Sie streben an den Felsrippen und Berggraten, wie an den coulissenartig vorstehenden felsigen Hängen empor und besetzen die hohen Ränder der Wasser- und Schuttrinnen. Das sanft ansteigende Terrain, das gewöhnlich das Gebiet alten Schuttes darstellt, wird von ihnen fast ebenso gemieden, wie die Massen jüngeren Schuttes. Man kann sogar beobachten, daß der Wald- und Baumwuchs die gewaltigen Blockhalden, die die alten Bestände zerschlagen haben, viel eher wieder in Besitz nimmt, als sanft ansteigende Schutthalden. Diese Vorliebe des Waldes für das Felsige ist der Ausdruck des Bestrebens nach einem gesicherten Standorte. Die Gebiete des lockeren Schuttes vermögen weder dem einzelnen Baume noch dem geschlossenen Walde die erforderliche Standfestigkeit zu geben. Nur das feste Gestein ist dazu geeignet. In dieses vermag der Baum seine langen, windungsreichen Wurzeln einzuführen; auf ihm kann er trotz exponierter Stellung und trotz der Steilheit der Gehänge sicher haften. -

Eine Folge der außerordentlichen Steilheit der Adamellogruppe ist der auffällige Abstand zwischen Wald- und Baumgrenze. Während in gleichmäßig ansteigenden Gebirgsgruppen der geschlossene Wald hoch empordringen kann, so daß die Distanz zwischen Wald- und Baumgrenze fast verschwindet, ist er in steileren Gebieten gezwungen, sein Aufwärtsschreiten im geschlossenen Verbande vorzeitig aufzugeben. Nur den einzelnen Bäumen gelingt es noch, bis zur gewohnten Höhe emporzuklimmen.

Von großer Bedeutung für Wald und Baumwuchs sind auch die verschiedenartigen örtlichen Einflüsse, an denen die Adamellogruppe außerordentlich reich ist. Gletscher, Lawinen, Muren und Schuttgänge, Blockstürze und Wasserfälle wirken zerstörend, Winde und Luftströme kommen aber auch als Förderer der Vegetation in Betracht. Die zerstörende Tätigkeit der letzteren tritt allerdings an vielen Stellen so stark zutage, daß man darüber leicht vergißt, wie wichtig sie für die Aussaat der Samen sind. Und doch ist das Aufwachsen von Holzpflanzen oberhalb der Waldregion zum weitaus größten Teile dem Einflusse aufsteigender Luftströme zuzuschreiben. Gewiß hängt es damit zusammen, daß die Zirbe in der Adamellogruppe so außerordentlich selten vorkommt, obwohl ihr der Boden zusagen würde. Ihre schweren, flügellosen Samen können vom Winde nicht aufwärts transportiert werden.

Infolge der großen Steilheit der Adamellogruppe tritt in ihr stärker als in anderen Gruppen die zerstörende Gewalt niederstürzender Wassermassen hervor. An den Steilstufen der Talabschnitte ist der Wald gewöhnlich vollständig vernichtet und bis auf die Sohle der tieferliegenden Talboden zurückgedrängt. Erst am Fuße der großen Fälle kommt die Depression zum Stillstande. Dort finden sich, in der Regel auf etwas erhöhtem Boden, der durch die niedergeschwemmten Schottermassen gebildet ist, kleine Wälder und Haine, so z. B. im Val Malga und Saviore. Da an den Steilstufen im Frühjahre auch gewaltige Lawinen niedergehen und die aus den zahlreichen Hochtalseen vorwärts geschobenen Eisschollen abstürzen, so wird das Werk der Waldzerstörung noch vergrößert. — Doch gilt die Depression nur für die Breite des Sturzgebietes. Die benachbarten Hänge, die von den niedergehenden Wasser-, Schnee- und Eismassen nicht mehr berührt werden, lassen den Wald 100—200 *m* höher emporsteigen.

Auch der Mensch hat dazu beigetragen, daß der Wald der Adamellogruppe ein so wenig günstiges Aussehen zeigt. In der Schieferzone, besonders an den Hängen des Pian della Regina und des Monte Enrico, begegnet man diesen verderblichen Einflüssen auf Schritt und Tritt, und im Gebiete des Tonalits sind es die



Letzte hochstämmige Lärche am Mandronwege.

seitlichen Hochtäler, also die Weidegebiete, die von den Eingriffen des Menschen reden. Hier trifft man überall auf ausgeholzte Strecken, in der Nähe jeder Sennhütte liegen angekohlte und abgeschlagene Stämme, die an Ort und Stelle faulen. Der junge Nachwuchs kann sich nur mühsam emporringen, da er beständig vom Weidevieh benagt wird. Infolge der Angriffe der Tiere nehmen die jungen Bäume jene eigenartigen Kegelformen an, die schon Kerner[1]) und Naegeli[2]) anschaulich beschrieben haben, und die uns die Abbildung auf Seite 46 recht schön zeigt. Glücklicherweise ist die Vegetationskraft der Bäumchen stark genug, daß die oberen Teile trotz aller Verstümmlung weiterwachsen und schließlich eine Höhe erlangen, die für das Weidevieh unerreichbar ist.

Über die Höhengrenzen des Wald- und Baumwuchses in den einzelnen Gebieten der Adamellogruppe mag folgende Übersicht belehren:

Gebiet	Tonale N	Val Camonica Oberes NW	Val Camonica Mittleres W	Saviore SW	Chiese S	Breguzzo SO	Rendena O	Genova NO	Mittel
Mittlere Waldgrenze . .	1873	1890	1807	1841	1912	1854	1847	1911	**1867**
Mittlere Baumgrenze . .	2119	2097	2014	2089	2105	1982	2050	2167	**2078**
Oberste Bäume	2309 Lärchen u. Zirben	2280 Lärchen	2220 Lärchen	2280 Lärchen	2300 Lärchen u. Zirben	2190 Lärchen	2195 ?	**2315** Lärchen	**2261**

Waldbäume. In der Adamellogruppe herrscht der Nadelwald vor. Reine Laubholzbestände sind selten, doch tritt in den östlichen und südöstlichen Tälern schöner Mischwald auf: Eichen, Buchen, Eschen, Linden, Pappeln, Grauerlen, Kastanien und Nüsse in buntem Wechsel mit Fichten und Lärchen. An einzelnen Stellen bildet die Rotbuche auch reine Bestände, die an den Talflanken bis 1500 und 1600 *m* aufsteigen. Im Valentinotal stehen noch bei der Malga Coel di Vigo, 1560 *m*, stattliche Buchen und am Monte Giuggia (Breguzzotal) gehen die hochstämmigen Buchenbestände auch bis 1500 *m*. Buchengebüsch schreitet noch ungefähr 200 *m* weiter aufwärts, an den Alpen Stracciola (Valentinotal) und Triveno (Breguzzo) erreicht es erst bei 1800 *m* seine Höhengrenze. An einigen Sennhütten

[1]) Kerner, Pflanzenleben, 1890, I. Bd., S. 414.
[2]) Naegeli, Über Pflanzenkultur im Hochgebirge. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1875, S. 32.

dieses Gebietes dienen die Buchen sogar als Schirmbäume. An der Malga Acquaforte, 1358 *m*, steht ein alter Buchenpatriarch von 1,50 *m* im Durchmesser, der mit seinen weitausgespannten Ästen Vorplatz und Hütte beschattet.

Unter den Nadelbäumen dominieren Lärche und Fichte. Im allgemeinen bildet die Lärche die Baumgrenze. Der höchste Baum der Gruppe ist eine Lärche, sie steht an der Pussabella im Val di Genova bei 2315 *m*. Seltener ist die Zirbe in der Gruppe anzutreffen. Ich fand sie nur im Valle d'Avio oberhalb der Malga Levedole, wo sie im Verein mit der Lärche hochstämmig bis 2309 *m* emporsteigt; dann weiter noch zerstreut im Val Paghera und im Val di Fumo (Chiese). In den östlichen Gebieten scheint sie fast ganz zu fehlen, nach einer Mitteilung des K. K. Forstkommissärs in Tione ist sie im Osten und Nordosten nur hier und da an einigen hohen Punkten zu finden. Bei der Malga Levedole aber bilden Zirben und Lärchen noch einen kleinen Hain, den übrigens Payer bereits erwähnt. Früher hat er bis mindestens 2329 *m* emporgereicht. Am Wege nach dem Rifugio Garibaldi liegen zahlreiche Baumleichen bis zur Stärke von 0,75 *m* Durchmesser, und nicht wenige der dort stehenden Stümpfe tragen die Spuren der Axt. Die letzten Zirbenkrüppel, buschartige Bäumchen von 2 *m* Höhe, stehen zurzeit bei 2369 *m*.

Die tieferen Regionen beherrscht die dunkle, massige Fichte, sie ist namentlich auf den feuchtigkeitsreicheren Schattenseiten anzutreffen. Gegen die Höhen hin aber bleibt sie stark zurück. Im Valle d'Avio steht die letzte lebende Fichte bei der Malga Laghetto, 1915 *m*. Die höchste Wetterfichte, ein Baum von wildphantastischem Aussehen, steht bei 2137 *m*. Volle 170 *m* über diesem Standorte trifft man aber noch auf Lärchen und Zirben in unverkrüppelten Formen.

Die obersten Bäume bieten meist einen traurigen Anblick dar. Von Wind und Wetter zerzaust, von den Lawinen der Äste und oft auch der Kronen beraubt, zersplittert, entrindet und dürr stehen sie da als Zeugen eines gewaltigen Ringens, das Jahr um Jahr im Hochgebirge tobt. Und obwohl sie auf ein Alter von vielen Jahren zurückblicken, war es ihnen doch nicht vergönnt, zu schlankem Wuchse emporzusteigen. Sie reden in eindringlicher Sprache von der Ungunst, von der Fährlichkeit und von der Rauheit der sie umgebenden Natur. (Siehe Abbildungen S. 48 und 49).



Letzte Lärchen am Mandronwege.

IV. Die Region der Alpensträucher.

Die Region der Alpensträucher beginnt bereits innerhalb des Waldgürtels und reicht einige hundert Meter über die Baumgrenze empor. Ihre Hauptvertreter sind, wie allerwärts in den Alpen, auch in der Adamellogruppe Alpenerle, Alpenrose, Legföhre oder Zwergkiefer, Zwergwacholder und Zwergweiden; zu ihnen gesellen sich Beerensträucher,

namentlich Vaccinien, sowie Erika und Calluna, also Heidekräuter. Die üppigsten Bestände dieser Strauchvegetation findet man an der Wald- und Baumgrenze; hier bilden sie undurchdringliche Dickichte von großer Ausdehnung, die man mit Recht als »Buschwälder« bezeichnet.

Mit wenigen Ausnahmen bevorzugen diese Gewächse feuchte Standorte. Daher kommen sie häufiger auf den Schattenflanken der Täler vor als auf den trockneren Sonnenseiten. Auch auf den wasserreichen, wenig geneigten Talebenen der Tonalittäler, die von allen Seiten mit Verwitterungsprodukten überschwemmt werden und daher in der Regel sumpfig und moorig sind, gedeihen sie sehr gut. Ganz im Gegensatze zu den hochstämmigen Holzgewächsen besetzen sie selbst die großen Steilstufen der Adamellogruppe. Sie klimmen zwischen den Kaskaden der Fälle empor und grünen trotz der gewaltigen Wasser-, Eis- und Schneemassen, die im Frühjahre auf sie treffen, fröhlich weiter. Ihre elastischen Zweige brechen weder unter dem Drucke der Lawinen, noch unter der Last des Winterschnees. Wo Wasserfälle niederstürzen, da steigen sie mit in die Täler hinab; andrerseits aber klimmen sie auch hoch empor, wenn der Boden reichlich durchfeuchtet ist oder wenn von der Höhe her ein ständiger Wasserzufluß erfolgt. Darum sind die Firnflecken und Schneelager der Sonnenseiten von besonderer Wichtigkeit für diese Strauchgewächse. Wo jene fehlen, da sind auch diese in ihrem Aufwärtsstreben gehemmt; wo die Wasserzufuhr in den Sommermonaten beständig währt, da wachsen sie in üppiger Fülle empor. — Die Strauchvegetation überzieht weiter auch in raschem Zuge und in erstaunlicher Dichte die mächtigen Schutthalden der Adamellogruppe und festigt sie wieder. Die kältende Wirkung der von den Gletschermassen ausgehenden Luftströme scheint ihr nichts anzuhaben, gerade in der Nähe der Gletscher trifft man auf das üppigste Buschwerk. Es folgt, ein Beweis seiner außerordentlichen Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit, dem zurückschreitenden Gletscher auf dem Fuße nach. Sehr schön läßt sich dies am Mandron- und Lobbiagletscher beobachten. Auf dem ehemaligen Gletscherboden und an den Seitenmoränen bildet das Gesträuch bereits wieder dichte Buschwälder. Vor allem sind es hier Alpenerlen und Zwergbirken in Gemeinschaft mit Vaccinien und Weiden. Aber auch Lärchen steigen daraus empor. Die rechte Seitenmoräne der Vedretta del Mandron ist heute mit Alnus so dicht überzogen, daß ein Emporklettern an dieser Seite fast unmöglich ist. An der linken Seite des Mandronferners hat sich die Vegetation ebenfalls wieder bis etwa 1900 *m* emporgearbeitet. Die letzten Sträucher daselbst sind Zwergwacholder und Weiden, 50 *m* tiefer aber stehen auch junge Lärchen.

Die Strauchvegetation bildet ein starkes Gegengewicht gegen die von oben herniederdrängenden, lebensfeindlichen Elementargewalten, die die Adamellogruppe durchtoben. Darin liegt ihre große Bedeutung. Ihrer unverwüstlichen Lebensfülle ist es zu danken, daß die lockeren Schuttflüsse, die Murgänge und Erdrutsche wieder fest werden und der Vegetation nicht verloren gehen. Denn die Sträucher bereiten dadurch, daß sie diese Massen mit einer dichten Decke überziehen und sie so zum Stillstand bringen, zugleich auch den Boden für die großen Holzgewächse vor. Sie nehmen die Samen- und Fruchtkörner auf, die der Wind herzuweht, sie schützen die Keimlinge und die jungen Bäumchen, die aus ihrem Dickichte emporwachsen. Sie schlagen ihre Wurzeln in die von den Stürmen und Muren niedergeworfenen Stämme ein, die auf den Hängen bleichen und faulen; sie wissen selbst die gewaltigen Blockstürze wieder zu überspannen, indem sie sich zwischen den Steinen emporzwängen und ihre Zweige über deren Oberflächen hinwegschieben.

Auch in der Region der Alpensträucher ist die Verdopplung der Höhengrenzen deutlich zu beobachten. Über die Hauptmasse streben stets noch einzelne

Glieder empor, zunächst truppweise in dichten Polstern, dann aber immer weiter auseinander tretend zu einzelnen zerstreuten Büschen, die den Schutz der Steine suchen. Nach der Höhe werden sie immer kleiner, zuletzt sind die Rhododendren nur noch faustgroß. Auch Legföhre und Alpenerle sind zuletzt so klein geworden, daß sie ihren Schwestern, die einige hundert Meter tiefer in üppigem Wuchse gedeihen, kaum noch gleichen.

Von den einzelnen Arten ist die Alpenerle (Alnus viridis) in der Adamellogruppe am verbreitetsten. Sie tritt bereits als Unterholz in der Waldregion stark auf und entwickelt sich an der Baumgrenze in außerordentlicher Fülle. Sie steigt auf den großen Schieferhalden der Außenzone ebenso kräftig empor wie in den Bachrunsen und auf den Treppenstufen der Steilwände des Tonalitgebietes. Sie überschreitet sogar die hohen Flanken der grandiosen Talzirkusse des Carè alto-Kammes. Meist geht sie bis 2150 und 2200 *m* Meereshöhe aufwärts. Im Val Seniciaga und an den Presenawänden aber erreicht sie die Höhe von 2250 *m*. Im Val di Fumo (Chiese) findet man selbst noch bei 2300 *m* Exemplare, die allerdings bloß noch Kopfgröße haben und charakteristischerweise an den Ufern kleiner Rinnsale haften. Je höher sie steigen, desto später tritt natürlich ihre Blüteperiode ein. Während die Alpenerle an günstigen Plätzen bereits im Frühling blüht, fängt sie in der Höhe erst Mitte oder gar Ende Juli an zu stäuben.

Auch die Alpenrosen gedeihen in der Adamellogruppe überall, vor allem Rhododendron ferrugineum. Sie überziehen in Gemeinschaft mit Vaccinien und Eriken die Nordhänge der Täler, sie schreiten aber auch an trockeneren Hängen und Kuppen hoch empor. Am Monte Palone und am Stavel (Genovagebiet) klimmen sie geschlossen bis 2250 *m* aufwärts, der Dosso Tondo (Saviore) ist mit Rhododendren, Alnus, Zwergkiefern und Juniperus völlig bedeckt. Am Danerba (Breguzzo) sprießen Rhododendren aus allen Rissen und Ritzen der Felswände hervor; erst bei 2350 und 2400 *m* erreichen sie ihre Höhengrenze. Auch an den Wänden des Baitonesees finden sie sich noch in dieser Höhe. Gegen die Presenawände hin gehen sie im Schutze der Tonalitblöcke sogar bis 2600 *m* empor. Freilich sind die letzten Büsche nur noch handgroß; aber ihre Blüten leuchten in demselben tiefen Rot wie die der großen Polster, die 400 *m* tiefer Blöcke und Wände überkleiden. — Die tiefsten Stellen ihres Vorkommens bezeichnen die Steilstufen des Pogliasystems. Im Val di Brate geht Rhododendron ferr. bis 1552 *m*, im Val di Saviore bis 1544 *m* und am Tr. Poja gar bis 1238 *m* hernieder.

Nicht ganz so häufig wie die vorgenannten tritt in der Adamellogruppe die Zwergkiefer oder Legföhre auf (Pinus pumilio). Sie bevorzugt anscheinend den feuchteren Schieferboden, kommt aber auch in der Innenzone, im Tonalitgebiet vor, besonders an solchen Örtlichkeiten, wo durch Verzweigung und Stauung der Wassermassen sumpfige Becken entstanden sind. Im Salarno- und Fumotal wächst sie besonders üppig; ihre Zweige erreichen daselbst die erstaunliche Höhe von 2—3 *m*. Im Saviore- und Lenotal dagegen scheint sie ganz zu fehlen. Die höchsten Legföhren der Adamellogruppe stehen am Mandronweg bei 2320 *m*, sonst steigen sie gewöhnlich nur bis 2200 *m* empor. Die tiefsten fand ich an dem Steilsturz des Tr. Poja, bei 1530 m.

Unter die Alpenrosen und Alpenerlen mischt sich fast immer Zwergwacholder (Juniperus nana). Er ist ein schlimmes Weideunkraut, zumal er auch die buschfreien Grashänge überzieht und durch seine dichten Teppichpolster jede andere Vegetation unterdrückt. Er erreicht meist die Höhengrenze von Alpenerle und Alpenrose. Am Toff bianco (Valentinotal) gedeiht er noch bei 2339 *m*. Gleich dem Wacholder nehmen auch die Vaccinien, sowie die Heidekräuter (Calluna vulgaris und Erica carnea) mit magerem Boden vorlieb. Sie sind sehr verbreitet

und treten gewöhnlich in Gesellschaft der vorgenannten höheren Sträucher auf. Ihre Höhengrenze ist schwer zu bestimmen, im allgemeinen wird sie bezeichnet durch die obere Grenze von Rhododendron und Juniperus. Am meisten bleibt die Preiselbeere zurück (Vaccinium Vitis Idaea).

Oberhalb der Region der Alpensträucher erstreckt sich noch ein Pflanzengürtel, die Region der Alpenkräuter oder die nivale Region. Sie geht auch in der Adamellogruppe noch über die Schneegrenze empor. Auf den die Eis- und Firnmassen überragenden Felskämmen und Felswänden sitzen da und dort noch einzelne Pflänzchen, die dem Bergwanderer verkünden, daß es eine absolute obere Grenze des Pflanzenwuchses nicht gibt. Allerdings haben diese Gewächse winzige Dimensionen angenommen und vermögen sich nie mehr zu einem zusammenhängenden Teppiche zu verbinden, sie müssen sich an die Südseiten des Gesteins, in seine Ritzen und Spalten einklammern, um ihr bescheidenes Dasein zu fristen. Aber sie sind doch imstande, selbst in dieser Höhe ihre Vegetationsperiode zu vollenden und ihre Samen auszureifen. Für uns, die wir ein Bild der Vegetationsdecke der Gruppe geben wollten, kommt diese Region nicht in Betracht. Sie interessiert uns nur insofern, als sie uns zeigt, daß in ihr dieselben Faktoren für das Leben und Gedeihen der Pflanzen ausschlaggebend sind, wie in den tieferen Regionen. Die Pflänzchen streben zum belebenden Wasser und zum fruchtbaren Humusboden. Sie entwickeln sich darum auf den feuchtigkeitsreicheren Verwitterungsprodukten des Schiefers besser als auf dem sterilen Tonalit. Wo sie in größerer Menge auftreten, da ist immer Humus und Wasser vorhanden. Darum findet man sie auch in großer Höhe, im Gebiete der Schneeflecken, noch einmal in überraschender Zahl. Denn an diesen Plätzen ist der Boden stets mit Schmelzwasser durchdrängt, an diesen Plätzen entsteht Jahr um Jahr infolge des mineralischen Staubes und des organischen Detritus, die sich auf dem Schnee angesammelt haben, neuer Humus; und so entwickelt sich denn dort, an der Grenze der Schneeregion, um die Zeit des höchsten Sonnenstandes ein ganz erstaunliches Pflanzenleben. Goldhaarmoos und kleine Sandkräuter mit ihren feinen Stengeln und zierlichen Blumensternen, zarte Schaum- und Hornkräuter, winzige Gnaphalien und Alchemillen tauchen auf, und die nickenden blauen Köpfchen der Soldanellen strecken sich durch die dünne Randkruste der schmelzenden Schneedecke, »ein ergreifendes Blütenwunder in der hochalpinen Einöde!«

Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert.

Von

Eugen Oberhummer.

IV. Teil (Schluss). Frankreich. Italien.

Mit drei Kartenproben.

In den drei letzten Jahrgängen dieser Zeitschrift habe ich versucht, einen Überblick über die Entwicklung der alpinen Kartographie in Bayern, Österreich und der Schweiz zu geben. Die Anteile der beiden ersteren Staaten an den Alpen bilden das Arbeitsgebiet unseres Vereins, dem jedoch an allgemeiner touristischer Bedeutung die Schweiz mindestens gleichkommt. Die französischen und italienischen Alpen liegen, so hohe Schönheiten und lockende Wanderziele dieselben auch in sich schließen, zu einem großen Teil unseren Mitgliedern ferner und es mag daher gerechtfertigt erscheinen, ihre kartographische Darstellung hier in einen Abschnitt zusammenzufassen, der zugleich den Schluß meiner Aufsätze über Alpenkarten bilden soll. Da dieselben nur eine orientierende Übersicht für weitere Kreise an der Hand ausgewählter Kartenproben zu geben beabsichtigen, war eine ausführliche Darstellung der Geschichte einzelner Landesaufnahmen, sowie ein Eingehen auf die zahlreichen Privatarbeiten von vorneherein ausgeschlossen und in diesem zwei Staatsgebiete umfassenden Schlußteile Kürze noch im höherem Maße geboten. Wie früher muß ich auch hier für die spezielle Charakteristik der in den letzten Jahrzehnten geleisteten Arbeiten auf die jetzt gesammelt als besondere Schrift herausgegebenen Aufsätze von Albrecht Penck[1]) verweisen. Für die historische Entwicklung des Kartenwesens in den europäischen Staaten findet der Leser jetzt auch Material in der umfangreichen, jedoch im einzelnen nicht immer verlässlichen Darstellung von W. Stavenhagen.[2]) Die bei jedem Lande speziell in Betracht kommende Literatur ist, wie früher, auch in diesem Abschnitte verzeichnet. Wir beginnen denselben mit den Besprechungen der Alpenkarten von

Frankreich.

Bereits an früheren Stellen hatten wir Gelegenheit, auf die vorbildliche Stellung und den hohen Rang hinzuweisen, den Frankreich in der Geschichte der Geodäsie und Kartographie einnimmt, und den Einfluß hervorzuheben, den es auf die Landesaufnahme in anderen europäischen Ländern ausgeübt hat.[3]) Es würde indessen zu weit führen, wenn wir die bahnbrechenden Arbeiten der Franzosen auf dem Ge-

[1]) Neue Karten u. Reliefs der Alpen. Studien über Geländedarstellung. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 112 S.

[2]) Skizze der Entwicklung u. des Standes des Kartenwesens des außerdeutschen Europa. Gotha, J. Perthes 1904. XXVIII. 376 S. (Ergänzungsheft Nr. 148 zu Petermanns Mitteilungen).

[3]) S. diese Zeitschr. 1901, S. 43 ff. (Cassini); 1902, S. 33 f. (Bayern); 1903, S. 34 (Lombardei); 1904, S. 21 (Schweizer Höhen).

biete der Erdmessung und der darstellenden Kartographie hier näher besprechen wollten. Ebenso müssen wir es uns versagen, auf die älteren Alpenkarten französischen Ursprungs zurückkommen, von denen H. Ferrand[1]) eine hübsche, durch Proben erläuterte Übersicht gibt. Mit der früher besprochenen Karte von Cassini[2]) in 1 : 86400 schließt die ältere Periode zu Ende des 18. Jahrhunderts ab. Daß diese Karte, so sehr sie auch die damaligen Leistungen in anderen Ländern übertraf und als erste topographische Karte großen Stiles bahnbrechend wirkte, doch den rasch fortschreitenden Ansprüchen an Genauigkeit der Aufnahme und Sorgfalt der Ausführung schon nach wenigen Jahrzehnten nicht mehr entsprach, hatte sich besonders in den napoleonischen Kriegen gezeigt. Der Kaiser selbst war es, welcher die Notwendigkeit einer durchaus neuen Karte erkannte und die ersten hierauf bezüglichen Verfügungen traf. Ehe jedoch das große Werk in Angriff genommen werden konnte, erschienen eine Reihe einzelner Karten, deren Fortschritt gegenüber Cassini weniger in der Vervollkommnuug der Methode als in der Bereicherung mit Einzelheiten und in der besseren technischen Ausführung liegt. In dieser Hinsicht sind die französischen Karten aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts bedeutungsvoll für die Kunst kartographischer Darstellung, besonders der Geländezeichnung. Der Übergang von der perspektivischen zur geometrischen Auffassung des Geländes hat sich damals vollzogen; zugleich tritt auch schon der bis zur Gegenwart so viel erörterte Gegensatz zwischen senkrechter und schiefer Beleuchtung hervor. Die Kunst, letztere zu einem wirkungsvollen Kartenbilde zu verwenden, haben die Franzosen zuerst zu einer gewissen Virtuosität gebracht.

Die Geschichte der (amtlichen) französischen Kartographie von Cassini bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts ist ausführlich in einem grundlegenden Werke des Generals Berthaut,[2]) derzeit Leiter des »Service géographique de l'armée«, behandelt. Kein anderer Staat besitzt eine so vollständige und reich ausgestattete Geschichte seiner Landesvermessung;[3]) wir können hier keinem besseren Führer folgen und verweisen den Leser für eingehendere Studien jeweils auf die einschlägigen Abschnitte dieses prächtigen Werkes. So findet er dort (I, 135 ff.) Proben und nähere Mitteilungen über die nach Zeichnung und Stich bewundernswerten *Cartes des Chasses du Roi,* die uns hier schon deshalb nicht weiter beschäftigen können, weil sie nur außeralpine Gebiete betreffen; ferner über die 1802 eingesetzte Komission für die Aufstellung neuer Grundsätze und Regeln zur Herstellung topographischer Karten. Die allgemeine Anwendung des Dezimalmaßes, auch für das Verjüngungsverhältnis, und der endgültige Bruch mit der perspektivischen Bergzeichnung (sog. Maulwurfshügel aus der Kavalierperspektive) zugunsten der streng geometrischen Wiedergabe in Linien größten Gefälles (Schraffen, *hachures)* oder Schichtlinien (Isohypsen, *courbes de niveau*) sind auf diese Kommission zurückzuführen; sie bildet den Ausgangspunkt der neuen Landesaufnahme.

Der so erzielte Fortschritt kam natürlich auch der Darstellung der (französischen) Alpen zu gute. Schon die Generalkarte Frankreichs in 1 : 345600 von Louis Capitaine (1822), im wesentlichen nur eine Reduktion nach Cassini, näherte sich in der Bergzeichnung mehr den wirklichen Formen als ihr Vorbild[4]). Das gleiche gilt von der Karte des italienischen Kriegsschauplatzes, welche General Bacler

[1]) Essai d'histoire de la cartographie alpine pendant les XV., XVI., XVII. et XVIII. siècles. Grenoble 1903. S.-A. a. d. Bull. de la Soc. de Statist. etc. du départ. de l'Isère.

[2]) La Carte de France 1750—1898. Etude historique par le Colonel Berthaut. 2 Bände. Paris 1898/99. 4. — Über Cassini s. diese Zeitschrift 1901, S. 43 ff, mit Kartenausschnitt.

[3]) Die »Geschichte der Dufourkarte« (diese Zeitschr. 1904, S. 20 A. 4) bietet Ähnliches in einem engeren Rahmen.

[4]) Berthaut I, 66 ff. mit Probe der Umgegend von Grenoble.

d'Albe, Chef des topographischen Bureaus unter Bonaparte, 1801 in 1 : 256000 entworfen hatte[1]); »sie gibt, ohne irgend welche Kavalierperspektive, eine allgemeine Topographie der Alpen von großer Klarheit und für den französischen Anteil weit besser als Cassini.«

Eine für jene Zeit hervorragende Leistung war sodann die Karte der Alpen in 1 : 200000, welche J. R. S. Raymond, Kapitän im Korps der »Ingenieur-Geographen« der Armee, 1820 herausgab.[2]) Sie ist schön gestochen und gibt unter Anwendung der schiefen Beleuchtung ein sehr wirksames, wenn auch nicht immer naturwahres Terrainbild. Höhenziffern fehlen noch gänzlich. Eine Probe davon, nach einem uns von der Direktion des »Service géographique« zur Verfügung gestellten Überdruck, gibt unsere Tafel I, eine andere (Umgebung des Mont Cenis) findet der Leser bei Berthaut I, 155. Fügen wir hierzu noch die unvollendet gebliebene Karte Bayerns in 1 : 100000, wovon früher ein Ausschnitt[3]) mitgeteilt wurde, und die Reduktion der bekannten Karte Tirols von Anich und Hueber anläßlich des Feldzuges von 1799,[4]) so sind damit die wichtigsten Leistungen von französischer Seite zur Kartographie der Alpen bis zur Erstellung der »Carte de France« namhaft gemacht.

Die Anregung zu einer Neuvermessung des ganzen Landes ging, wie erwähnt, von Napoleon I. selbst aus. Am 6. Februar 1808 erging der Befehl des Kaisers, auf Grund dessen der Ingenieur-Geograph Bonne, bekannt durch seine Tätigkeit bei der Einrichtung des topographischen Bureaus in Bayern,[5]) den ersten Plan der auszuführenden Arbeiten entwarf.[6]) Indessen kam es erst nach dem Sturze des Kaisertums zur Verwirklichung des großen Projektes. Man war sich darüber klar, daß mit halben Maßregeln das Ziel nicht erreicht werden konnte; eine bloße Überarbeitung und Ergänzung der Cassinischen Karten, die ihrerseits schon auf sehr ungleichwertigem Material beruhten, erschien ausgeschlossen. Das neue Werk mußte von Grund aus neugeschaffen und mit allen Hilfsmitteln der damaligen Wissenschaft und Technik durchgeführt werden. Eine Kommission unter dem Vorsitze des berühmten Astronomen Laplace, durch königliches Dekret von 1817 ins Leben gerufen, hatte die Einzelheiten der Ausführung zu beraten.[7]) Über verschiedene Punkte von großer Tragweite, die noch heute den Touristen in den französischen Alpen berühren, schwankte die Meinung. Neben dem Streit um senkrechte oder schiefe Beleuchtung war es hauptsächlich die Frage des Maßstabes, welche die Kommission beschäftigte.[8]) Laplace riet, die Aufnahmen in 1 : 10000, die Karte in 1 : 50000 auszuführen. Wären diese Vorschläge angenommen worden, so hätten wir für die Westalpen ein so reiches Material gewonnen, wie es kaum für ein anderes Staatsgebiet vorliegt. In der Schweiz arbeitete man mit Aufnahmen in 1 : 25000 und (im Hochgebirge) 1 : 50000 für die Dufourkarte in 1 : 100000, in Österreich mit 1 : 28800 für die alten Kronlandskarten in 1 : 144000, und 1 : 25000 für die neue Spezialkarte 1 : 75000, ebenso bei der neuen Aufnahme Italiens (s. u.) mit 1 : 25000

[1]) Berthaut I, 136.

[2]) Carte topographique militaire des Alpes comprenant le Piémont, la Savoye, le Comté de Nice, le Vallais, le Duché de Gênes, le Milanois, et partie des états limitrophes. 12 Bl. Paris 1820. Wie ich dem Aufsatze von L. Obermair in dieser Zeitschr. 1884, S. 86, entnehme, erschien noch 1860 eine neue, durch einige Straßen vervollständigte Ausgabe der Raymondschen Karte.

[3]) Diese Zeitschr. 1902, S. 32 ff.; Berthaut I, 156 ff.

[4]) Carte du Tyrol, d'après Anich et Hueber, augmentée du Vorarlberg. 6 Bl. 1 : 140308. Paris 1801. Berthaut I, 167. Zur Tiroler Karte selbst vergl. diese Zeitschr. 1901, S. 42 f.

[5]) K. Neureuther, Das erste Jahrhundert des topographischen Bureaus des k. bayer. Generalstabes München 1900, S. 4 f.

[6]) Berthaut I, 171 ff.

[7]) Ebenda, 186 ff.

[8]) Ebenda, 200 ff., 208 ff.

und 1 : 50000. Aber bei solcher Detailausführung, wie sie Aufnahmen in 1 : 10000 voraussetzen, wäre die topographische Karte Frankreichs wahrscheinlich bis heute noch nicht fertig geworden. Praktische Erwägungen über Zeit und Kosten der Herstellung führten denn auch dazu, die Anforderungen an den Maßstab einzuschränken, und durch Dekret von 1824 wurde endgültig 1 : 80000 für die Karte, 1 : 40000 für die Originalaufnahme (sog. Minutes) festgesetzt. Nur in einigen, besonders wichtigen Landesteilen, hauptsächlich dem Nordosten, wurden letztere in 1 : 20000 hergestellt; die Aufnahmen in 1 : 10000, mit denen man bereits 1818 begonnen hatte, blieben auf die Umgebung von Paris beschränkt.[1])

Inzwischen war 1818 auch mit den geodätischen Arbeiten der Triangulierung begonnen worden. Sie führte u. a. zu einer neuen Bestimmung der Höhe des Montblanc zu 4811 *m*, eine schöne Bestätigung der Berechnung von Saussure, welcher 1787 als Mittel aus mehreren Messungen 4808 *m* gefunden hatte[2]). Die Züge der Hauptdreiecksketten waren 1831 vollendet; mit der Triangulierung zweiter und dritter Ordnung wurde bis 1863 gearbeitet, zuletzt in den Alpen und in den Pyrenäen.[3])

Die topographische Arbeit im Felde schritt daneben rüstig fort. Vom Norden, wo man schon 1818 in der Umgebung von Paris begonnen hatte, erstreckte sich dieselbe allmählich über das mittlere Frankreich und erreichte bis 1845 die Alpen in der Gegend von Chambéry und Grenoble. Im folgenden Jahrzehnt wurde das Material für die Zone von Briançon gewonnen und 1861 war die Arbeit bis zur alten sardinischen Grenze und bis zum Mittelmeer fertig, mußte aber jetzt noch durch die Aufnahme von Savoyen und der Grafschaft Nizza ergänzt werden, welche bekanntlich erst 1860 an Frankreich abgetreten wurden. 1864 kam auch hier das Werk zum Abschluß und 1866 war mit der Aufnahme von Korsika die Feldarbeit für ganz Frankreich beendet.[4]) Der Tourist, welcher die französischen Alpen an der Hand der Karte bereist, sollte sich diese Daten vor Augen halten, um nicht ungerecht zu urteilen. Die französische Karte, der sich zur Zeit ihres Erscheinens für das Alpengebiet nur die Dufourkarte der Schweiz als gleichwertige Leistung gegenüberstellen konnte, liegt nach ihrer Entstehung um Jahrzehnte hinter der österreichischen Spezialkarte, der neuen italienischen Generalstabskarte und dem (überarbeiteten) Siegfriedatlas zurück. Touristisch waren aber damals die französischen Alpen überhaupt noch Terra incognita ihre Gipfel und Kämme durch die Offiziere des »Dépôt de la Guerre« zum erstenmal bekannt gemacht worden.

An die Publikation von Originalaufnahmen dachte man zu jener Zeit noch nirgends. Die *Minutes* der französischen Aufnahme sind daher von Anfang an nicht dafür gezeichnet worden und blieben dem großen Publikum unzugänglich. Doch trat schon im Lande selbst bald das Bedürfnis nach Mitteilung einzelner Teile der Originalaufnahme hervor, und besonders in der Zeit des Ausbaues des französischen Eisenbahnnetzes von 1850—70 wurde das Verlangen nach Pausen der *Minutes* häufig gestellt und denselben auch von Fall zu Fall entsprochen.[5]) Eine Vervielfältigung auf mechanischem Wege erfolgte jedoch nicht, und nur einzelne Probeblätter wurden auf solchem Wege der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Besonders lehrreich sind die von Berthaut II, 48, 68 mitgeteilten Beispiele der Minutes 1 : 10000, 1 : 20000 und

[1]) Vergl. das Übersichtsblatt der Originalaufnahmen bei Berthaut II, 48.
[2]) Berthaut II, 20 ff.
[3]) Ebenda, 24 f. (Tafel der Dreiecksketten 1. O.), 40 (Übersichtsblatt der Triangulierung 2. u. 3. O.).
[4]) Berthaut II, 56 mit Übersichtsblatt.
[5]) Ebenda II, 118 ff.



1. Raymond, Carte des Alpes 1 : 200.000 (1820).



2. Carte de France 1 : 320.000. Bl. 27, Avignon (1882).

1:40000; unter letzteren je ein Stück aus dem Blatt Briançon (1853) in schwarzen Schraffen, Vizille (1853) ebenso (Juratypus) und Draguignan (1861) in Schichtlinien. Letztere wurden wenigstens bei den später erschienenen Blättern, also im ganzen Alpengebiet, der Geländezeichnung zugrunde gelegt. Die Instruktion[1]) vom 15. März 1851 bestimmte hierüber: »Um der Darstellung der Berge in der Reinzeichnung Regelmäßigkeit zu geben und eine Gleichförmigkeit der Arbeiten zu erzielen, sollten die Offiziere zuerst in dieser Reinzeichnung, mit Hilfe der berechneten Höhenkoten, Horizontalkurven im gleichen Abstand von 10 *m* konstruieren. — Wenn die Abhänge zu steil sind, um Kurven von 10 zu 10 *m* zu ziehen, was oft im Hochgebirge der Fall sein wird, soll man nur die Kurven von 40 zu 40 *m* ausziehen.« Ein ausdrucksvolles, wenn auch etwas schematisches Geländebild ergibt sich aus der Reduktion der Kurvenzeichnung für das Blatt Annecy[2]) auf 1 : 80000.

Nur wenige Spezialkarten sind in Frankreich im Maßstabe der Originalaufnahmen herausgegeben worden, so daß sie als eine unmittelbare, wenn auch für die Veröffentlichung überarbeitete Wiedergabe der »Minutes« gelten können; so eine Karte des »Massif du Montblanc« 1 : 40000 (1865), von welchem später E. Viollet-le-Duc[3]) unter Verwendung eigener Aufnahmen (1868—75) ein sehr wirksames Kartenbild gleichen Maßstabes entwarf, das dann in der bekannten Karte von X. Imfeld[4]) in anderer Ausführung und etwas kleineren Verhältnissen erneuert wurde, sowie die von M. Prudent[5]) bearbeitete »Carte topographique du massif du Mont Pelvoux« 1 : 40000. Sehr lehrreich war die Ausstellung des »Service géographique« auf der Pariser Weltausstellung von 1900, wo sowohl mehrere »Minutes« des Blattes Briançon im Original wie auch die Kupferplatte desselben Blattes und das Verfahren der Revision in ausgewählten Beispielen zu sehen waren.[6])

Das Endziel aller dieser Vorarbeiten war die Herstellung der großen Carte de France in 1 : 80000, eines der bedeutendsten kartographischen Werke, die je ausgeführt worden sind. Sie umfaßt im ganzen 273 Blätter, deren jedes ein Rechteck von 50 × 80 *cm* bildet. Etwa 25 Blätter umfassen das Gebiet der französischen Alpen. Seit 1889 hat man die Blätter in Viertel zerlegt, die für den Gebrauch wesentlich handlicher sind; ihre Gesamtzahl, nach Ausschluß der über die Grenzen fallenden Blattviertel, beträgt 965. Die ersten Blätter (Umgebung von Paris) gelangten 1833 zur Ausgabe, die Alpenblätter erst in den Jahren 1860—80.[7]) Auf der Weltausstellung von 1878 konnte man die ganze Karte, an der nur noch wenige Blätter fehlten, in einem riesigen Tableau zusammengestellt sehen, ein imposantes Gesamtbild, das die ganze Seitenwand eines Querflügels des großen Ausstellungspalastes einnahm.[8]) Es ist wohl die größte Karte, die je in einem Stück zusammengesetzt wurde, da die meisten neueren Karten, wie jene des Deutschen Reiches oder die österreichische Spezialkarte, als Gradabteilungskarten eine solche Zusammenstellung von vornherein ausschließen. Die Gesamtkosten der Herstellung der Karte, einschließlich der geodätischen Vorarbeiten, hatten rund 12 Millionen Frs. betragen, über 50000 Frs. für jedes Blatt.[9])

[1]) Berthaut I, 320, 328 f.

[2]) Ebenda II, 68, daneben dasselbe Stück in Pinselzeichnung.

[3]) Le Massif du Mont Blanc 1:40000. 4 Bl. Paris 1876.

[4]) La chaîne du Mont-Blanc 1:50000 (nach Aufnahmen u. s. w. von Louis Kurz). Bern 1896. Vergl. diese Zeitschr. 1904, S. 28.

[5]) Annuaire du club alpin français 1874. Vergl. Penck, Alpenkarten, S. 58.

[6]) S. Cahiers du Service Géogr. de l'Armée. Nr. 12. Notice sur les objets exposés. Paris 1900.

[7]) Ebenda II, 92 (Übersichtsblatt u. Ausschnitte).

[8]) Aus dem Übersichtsblatt u. der Blattgröße von 50×80 *cm* ergibt sich für die gesamte Karte (ohne Corsica) eine Höhe von 12½ *m* bei annähernd gleicher Breite.

[9]) Berthaut II, 93 ff.

Den Charakter der Karte im Alpengebiet zeigt unsere Tafel II, welche dem 1866 ausgegebenen Blatte 189: Briançon, entnommen und uns von der Direktion des Service géographique freundlichst überlassen ist. Der Maßstab 1:80000 legt den Vergleich mit der österreichischen Spezialkarte 1:75000 nahe, da die Möglichkeit der Aufnahme von Einzelheiten bei beiden annähernd die gleiche ist. In beiden Karten fällt ebenso, wie bei jener des Deutschen Reiches, auf, daß das Gesamtbild im Hochgebirge sehr dunkel wirkt, ein Übelstand, der bei der Darstellung des Geländes in Schraffen und Schwarzdruck allerdings schwer zu vermeiden ist, wo es sich um starke Böschungen handelt. Immerhin zeigt der Vergleich mit den Schweizer Karten, daß die konsequente Anwendung der schrägen Beleuchtung dem Kartenbild mehr lichte Töne gibt und das einförmige Schwarz wesentlich mildert. Hier ist auch der Gegensatz der meisten Gletscherflächen, welche das Bild oft hart und unruhig machen, nicht so schroff als in den französischen und österreichischen Karten. Anderseits treten die Einzelheiten im Kupferstich der französischen Karte klarer und schärfer hervor als in der heliographisch vervielfältigten Federzeichnung der österreichischen Spezialkarte. Ein wesentlicher Unterschied gegen letztere besteht darin, daß die Böschungen nur durch Schraffen ohne Schichtlinien ausgedrückt sind, obwohl letztere von Anfang an ausgezogen und der Geländezeichnung zugrunde gelegt waren. Man erkennt zwar die Lage der Schichtlinien teilweise an dem Absetzen der Schraffen, doch fehlt der präzise Ausdruck der Niveauverhältnisse, der bei den österreichischen, italienischen und Schweizer Karten (Siegfriedatlas) die Beurteilung der Gangbarkeit eines Abhanges und das Studium der Geländeformen so sehr erleichtert.[1])

Die Schraffierung wird unterstützt durch eine kräftige, aber wie bei den meisten großen topographischen Karten ziemlich schematische Felszeichnung, von welcher besonders die Gegend des Mont Pelvoux ein bemerkenswertes Beispiel gibt. Es zeigt, daß auch hier individuelle Auffassung und Begabung des Zeichners die Darstellung beeinflußt, wie überhaupt die Unterschiede in den Leistungen der einzelnen Mappeure und Zeichner in der Carte de France oft recht merklich hervortreten.[2])

Es ist kaum nötig, hervorzuheben, daß die Blätter der Carte de France wie die meisten topographischen Karten fortwährend evident gehalten werden. Hatte man schon seit 1840 sich genötigt gesehen, die älteren Blätter bezüglich der Verkehrswege auf dem Laufenden zu erhalten, so wurde die Revision seit 1873 und neuerdings 1889 systematisch organisiert. Wer also Blätter der Karte erwirbt, die seit 1889 in dem wesentlich handlicheren Format von Viertelblättern *(quarts de feuille)* zu dem sehr geringen Preise von 0.35 Fr. ausgegeben werden, findet zwar eine Darstellung, die für die Alpen nach ihrer Entstehung in die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückgeht, aber in Einzelheiten bis auf die letzten Jahre ergänzt ist.[3])

Dem in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr hervorgetretenen Bedürfnis nach farbigen Karten wurde für das Alpengebiet durch die Carte de la frontière des Alpes 1:80000 entsprochen, von welcher 58 Blatt im Format von je 1/4 Blatt der Carte de France erschienen (1875—78). Die Karte umfaßt das Alpengebiet von Toulon bis Turin und Aosta und erstreckt sich auch auf italienisches Gebiet, das aber nur nach der alten sardinischen Karte (s. u. S. 63) eingetragen werden konnte. Der Hauptunterschied gegen die Carte de France, deren Maßstab

[1]) Näheres über die Methode der französischen Schraffierung bei Penck, Alpenkarten, 52f.

[2]) Einige besonders auffällige Beispiele bespricht Penck a. a. O., 54f.

[3]) Über die Revision vergl. Berthaut II, 128 ff., 172 (Übersichtsblatt), 188 (Probeblätter des Revisionsverfahrens).

unverändert ist, besteht in der Darstellung des Geländes in braunen Schichtlinien mit gleichfarbiger Felszeichnung, ohne Schraffen, sowie in der blauen Färbung der Gewässer und Gletscher. Diese in zarten Tönen gehaltenen Farben, hauptsächlich aber die verschiedenartige Behandlung des Geländes, geben dem Kartenbild einen ganz andern Ausdruck, der sich von jenem der Carte de France fast so weit entfernt wie der Siegfriedatlas von der Dufourkarte. An Lesbarkeit hat die Darstellung der Alpen in dieser Karte wesentlich gewonnen, doch kommt das Hochgebirge zu wenig zur Geltung und steht an charaktervollem Ausdruck der »Carte de France« entschieden nach. Störend wirken in den älteren Drucken die allzu dicken schwarzen Linien der Verkehrswege; man hat sie seit 1896 durch feinere Linien ersetzt.[1]) Die Schichtlinien sind im senkrechten Abstand von 20 *m* gezogen und bei je 80 *m* verstärkt. Doch kann denselben wohl nur bedingtes Vertrauen geschenkt werden, da man zur Zeit der Aufnahme wie bei allen älteren topographischen Karten dieselben nur als Hilfslinien für die Schraffenzeichnung betrachtete und an ihre Genauigkeit nicht dieselben Ansprüche wie bei modernen hypsometrischen Karten stellte. Schon die Zahl der gemessenen Punkte war nicht ausreichend, um danach die Lage der einzelnen Niveaulinien mit annähernder Sicherheit zu bestimmen.[2]) So haben wir in der »Carte de la frontière des Alpes« ein zwar schätzenswertes und auch für den Touristen brauchbares Hilfsmittel vor uns, das aber den modernen Anforderungen der Wissenschaft wie auch der Hochtouristik nicht mehr voll Genüge leistet.

Zu gleicher Zeit und unter gleichem Titel wie die vorgenannte Karte wurde vom »Dépôt de la Guerre« eine Carte de la frontière des Alpes 1:320000 herausgegeben, welche 1883 vollendet wurde und in zehn Blatt das ganze Alpengebiet vom Genfersee bis zum Mittelmeere und von der Rhone bis Turin und bis zum Monte Rosa umfaßt.[3]) Wie im Titel gleicht diese Karte ihrer Namensschwester auch in Blattgröße und in der Art der Ausführung vollständig. Auch hier ist das Gelände durch zarte braune Linien ausgedrückt, welche einen senkrechten Abstand von 40 *m* ausdrücken sollen, tatsächlich aber viel zu dicht gedrängt sind, um absolute Höhen daraus entnehmen zu lassen. Sie dienen hier nicht sowohl als Isohypsen wie als allgemeiner Ausdruck der Gebirgsformen und werden in dieser Hinsicht durch die ebenfalls zart gehaltene Felszeichnung der Kämme sowie durch das Blau der Gletscher unterstützt. Kommen die Formen der französischen Hochalpen auch in dieser Karte nicht kräftig genug zum Ausdruck, so gewährt dieselbe doch eine gut lesbare Übersicht, welche als Ergänzung zu Übersichtskarten des mittleren und östlichen Alpengebietes, z. B. von Ravenstein, gute Dienste leisten kann.

Wie die »Carte de la frontière des Alpes 1:80000« zur großen »Carte de France« gleichen Maßstabes, so verhält sich die gleichbetitelte Karte 1:320000 zur Carte de France au 320000e, einer bereits 1838 eingeleiteten, 1852—86 erschienenen Reduktion der großen Karte auf ein Viertel des Maßstabes in 33 Blatt, deren jedes 16 Blättern der Carte de France in 1:80000 entsprach. Sie sollte in erster Linie als allgemeine Kriegskarte dienen und nimmt unter den französischen Karten eine ähnliche Stelle ein wie die alte »Generalkarte« 1:300000 in Österreich, die reduzierte Dufourkarte in der Schweiz oder die »Karte von Südwestdeutschland« 1:250000 in Bayern.[4]) In der Manier der großen Karte ausgeführt, das Gelände in schwarzen Schraffen, gibt diese Karte ein großzügiges Gesamtbild, das nur in den Alpen an

[1]) Berthaut II, 216f. mit Probeblatt. Ein Blatt der Karte kostet 0.50 Fr.
[2]) Ähnlich äußert sich Penck S. 57 unter Hinweis auf von anderer Seite erhobene Einwände.
[3]) Berthaut II, 216f. mit Probeblatt. Preis des Bl. 0.50 Fr.
[4]) Vergl. diese Zeitschr. 1902, S. 37, 1903 S. 40f., 1904, S. 25.

zu großer Dunkelheit leidet.[1]) Das gleiche gilt, dem Maßstab entsprechend, für die weitere Reduktion der Carte de France au 600 000e, 6 Blatt umfassend, vollendet (bis auf Corsica) 1894.[2]) Beide Karten sind für geographische und militärische Zwecke sehr brauchbar, für den Alpinisten kommen sie aber kaum mehr in Betracht, ebensowenig wie die farbige Erweiterung der zweiten Karte nach Osten und eine weitere von 1871—1893 vollendete, weit über Frankreich hinausreichende farbige Übersichtskarte in 1 : 500 000 mit grünem Waldaufdruck und gut generalisiertem Terrain.[3])

Ungleich wichtiger ist die neue Carte de France au 200 000e, hervorgegangen aus dem Bedürfnis, die nicht mehr ganz genügende Karte 1 : 320 000 durch eine hauptsächlich strategischen Zwecken dienende Karte größeren Maßstabes mit Schichtlinien zu ersetzen; sie entspricht im Vergleich zur älteren Kriegskarte genau der neuen österreichischen General- und Gradabteilungskarte 1 : 200 000 oder der vom preußischem Generalstab herausgegebenen Karte des Deutschen Reiches.[4]) Die französische Karte 1 : 200 000 ist 1883—95 in 82 zinkographierten Blättern zu 40 : 64 *cm* hergestellt worden, deren jedes vier Blätter der Karte 1 : 80 000 umfaßt. Im Gegensatz zu den einfarbigen, schwarzen, der kräftigen Wirkung jedoch keineswegs entbehrenden Karten der älteren Periode und zu den diskreten Farbenwirkungen der beiden »Cartes de la frontière des Alpes« gibt die neue Übersichtskarte ein außerordentlich farbenreiches Bild. Die Anwendung eines leuchtenden Rot für Ortschaften, Straßen und Wege neben dem Blau der Gewässer und dem Grün des Waldes lassen das dichter besiedelte Hügel- und Flachland noch bunter erscheinen als das Hochgebirge, in welchem der graubraune Grundton vornehmlich nur durch die hellen Gletscherflächen unterbrochen wird. Das Gelände wird, von der Felszeichnung abgesehen, durch braune Schichtlinien mit bräunlicher Schummerung *(à l'estompe)* ausgedrückt, und es wird durch die Anwendung seitlicher Beleuchtung für das Hochgebirge dabei eine nicht unbedeutende plastische Wirkung erzielt. Diese trat besonders in der Zusammenstellung der ganzen Karte hervor, welche 1900 in Paris zu sehen war und die ein vorzügliches Gesamtbild des Reliefs von Frankreich ergab. Der Abstand der Schichtlinien war in der ersten, 1888 (Corsica erst 1895) vollendeten Ausgabe mit 20 *m* bemessen, wurde aber 1896 auf 40 *m* erweitert und unter Verstärkung der 200 Meterlinien so eine größere Deutlichkeit und Lesbarkeit erreicht. Können diese Linien nach der Art, wie bei ihrer Konstruktion in den *Minutes* bezw. in den Vorlagen für den Stecher verfahren wurde, auch nicht als ganz exakter Ausdruck der Geländeformen gelten, so sind die ihnen ursprünglich anhaftenden Fehler durch die Reduktion auf den kleineren Maßstab wesentlich verringert, so daß die Carte de France 1 : 200 000 als eines der besten Hilfsmittel zum Studium der Westalpen empfohlen werden kann. Der Umstand, daß die Grenzblätter auch auf italienischem und Schweizer Boden vollständig ausgeführt sind, erhöht ihre Brauchbarkeit.[5])

Das letzte große offizielle Kartenwerk über Frankreich ist nicht wie die vorgenannten vom »Service géographique de l'Armée« (bis 1887 »Dépôt de la Guerre«), sondern vom »Service vicinal« (Straßenbauamt) im Ministerium des Innern herausgegeben worden. Es ist eine Carte de France in 1 : 100 000, also dem Maßstabe der Deutschen Reichskarte, in 587 handlichen Blättern, jedes ein Gradtrapez

---

[1]) Näheres bei Berthaut II, 199—208 mit zwei Ausschnitten; ein solcher auch auf unserer Tafel I.

[2]) Berthaut II, 210—13 mit zwei Ausschnitten.

[3]) Ebenda, 234—38, 244 ff. mit je einem Ausschnitt.

[4]) S. diese Zeitschr. 1903, S. 41.

[5]) Näheres über die Karte 1 : 200 000 bei Berthaut II, 228—33 mit Ausschnitt der Umgebung von Genf in alten u. neuen Schichtlinien; auch »Cahiers du Serv. géogr.« Nr. 12 S. 26 ff.

von 15′ geographischer Breite und 30′ geographischer Länge umfassend. Die Karte ist in fünf Farben (Gewässer und Gletscher blau, Gelände graubraun, Verkehrswege rot, Wälder grün, Ortschaften, Eisenbahnen und Grenzen schwarz) lithographiert und dient hauptsächlich administrativen Zwecken. Daher sind die Verkehrsmittel (Wasserstraßen, Post- und Telegraphenämter usw.) sorgfältig verzeichnet, den Ortschaften die Einwohnerzahlen beigeschrieben. Das Gelände ist lediglich geschummert und mehr nebensächlich behandelt, entbehrt aber durch die Anwendung seitlichen Lichteinfalles im großen und aus der Ferne gesehen nicht der plastischen Wirkung. Ich sah die Karte als Ganzes zusammengestellt auf der Pariser Weltausstellung 1900, wo sie ebenso den Blick auf sich zog wie Karte 1:80000 auf jener von 1878, ohne sich freilich an Originalität und Gediegenheit mit diesem Werke vergleichen zu können. Im einzelnen wird man die reichhaltige, hübsche und lesbare Karte des Service vicinal für alpine Zwecke kaum gebrauchen.

Daß die derzeit verfügbaren französischen Karten in Bezug auf Genauigkeit und hauptsächlich in der Wiedergabe der Bodenformen nicht allen Anforderungen der Gegenwart entsprechen, weiß man wohl nirgends besser als in Frankreich selbst. War schon die Kommission von 1817 mit Nachdruck für Aufnahmen in 1:10000 und eine Karte 1:50000 eingetreten, ein Plan, der wissenschaftlich wohl begründet, aber für die Technik jener Zeit verfrüht war, so trat das Bedürfnis nach einer solchen Karte großen Maßstabes in neuerer Zeit mehr und mehr hervor. Eine 1881 angeordnete farbige Karte 1:50000 nach den alten, revidierten Minutes blieb auf den Nordosten Frankreichs beschränkt.[1]) Weitere Versuche, die man mit der Vergrößerung der Karte 1:80000 auf 1:50000 in Schwarz und in Farben machte,[2]) haben nur als Vorarbeiten für ein neues kartographisches Unternehmen Bedeutung, das die leitenden militärischen Kreise in Frankreich schon seit längerer Zeit beschäftigt. Berthaut gibt im letzten Abschnitt seines großen Werkes (II, 249—354) hierüber eingehende Mitteilungen mit einer Probe,[3]) wie man sich die Ausführung der Karte denkt, aber zunächst sind es nur Versuche und Vorschläge, die erst durch einen Parlamentsbeschluß feste Gestalt gewinnen können. Handelt es sich doch nach dem 1897 aufgestellten Voranschlag hierbei um einen Kostenaufwand von 17 Millionen Frs. für die Aufnahmen 1:10000 (im Gebirge 1:20000) und von 1½ Millionen Frs. für die Herausgabe der Karte in 1:50000. Es ist mir nicht bekannt, ob die Durchführung dieses großen Werkes, das in enger Beziehung mit der Neuherstellung des französischen Katasters[4]) steht, seither völlig gesichert ist; doch hält man in maßgebenden Kreisen an dem Projekte der neuen Karte 1:50000 fest; dieselbe soll als Gradabteilungskarte *(projection polyédrique)* in Blättern von 20′ Breiten- und 40′ Längenerstreckung bei einer mittleren Blattgrösse von etwa 40:55 *cm* erscheinen und in acht Farben gedruckt werden, Gelände in Schichtlinien mit Schummerung *(estompage)* im Gebirge. Geodätische wie topographische Vorarbeiten sind bereits in größerem Umfange ausgeführt worden. So wurden *levés de précision*[5]) 1901 und 1902 in 1:10000 über 1327 *qkm* und in 1:20000 über 1190 *qkm* in verschiedenen Teilen Frankreichs, darunter auch in Savoyen und den Seealpen, ausgeführt,[6]) so daß wir hoffen dürfen, in nicht zu ferner Zeit eine neue Aufnahme

[1]) Berthaut II, 221—28 mit Ausschnitt.

[2]) Ebenda, 246 ff. mit einem Ausschnitt aus den savoyischen Alpen in beiden Ausführungen.

[3]) Ebenda, 344 (Nancy mit Umgegend).

[4]) Ch. Lallemand, La réfection du cadastre et la Carte de France. Verhandl. d. VII. Intern. Geographenkongr., Berlin 1899, II, 72—84.

[5]) Vergl. die österreichische »Aufnahme mit erhöhter Präzision«, diese Zeitschr., 1903, S 39 f.

[6]) Service géogr. de l'Armée, Rapport sur les travaux exécutés en 1901. Paris 1902. 3. 8—13. Dgl. 1902. (Paris 1903), S. 12—15.

der französischen Alpen zu erhalten, die den heutigen Anforderungen der Wissenschaft und Touristik entsprechen und der altbewährten französischen Kartographie zu neuem Ruhme gereichen wird.

Italien.

Wie Deutschland so ist auch Italien infolge seiner politischen Zersplitterung erst seit wenigen Jahrzenten zu einer einheitlichen Organisation seiner amtlichen Kartographie gelangt.[1] Unter den Staaten, welche bis zur Einigung des Königreiches dessen heutiges Gebiet zusammensetzten, waren zwei an den Alpen beteiligt, Österreich und Sardinien, und diese beiden sind es auch, welche die bedeutendsten kartographischen Leistungen aufzuweisen haben. So urteilte v. Sydow im Jahre 1857 über die Kartographie Italiens im allgemeinen: »Diejenigen Leistungen, welche die gegenwärtigen Ansprüche befriedigen können, sind fast einzig und allein von Sardinien und Österreich ausgegangen; jenes unterstützt durch eine fortgeerbte, fast leidenschaftliche Vorliebe seiner Regenten für die topographische Wissenschaft; dieses begünstigt durch die heimatliche Pflege der Topographie, die französische Schöpfung eines geographischen Institutes zu Mailand und die diplomatische Richtung seines Einflusses auf Mittelitalien.«

Bereits in dem Abschnitte über die österreichischen Alpenkarten[2] wurde erwähnt, daß in der Lombardei schon im 18. Jahrhundert die Vorarbeiten für eine topographische Aufnahme im unmittelbaren Anschluß an die Karte Frankreichs von Cassini unternommen und in Mailand 1800 ein *Deposito della guerra* begründet wurde, das 1814 von Österreich als *Istituto geografico militare* übernommen und 1839 als »k. k. Militärgeographisches Institut« nach Wien verlegt wurde.[3] Aus dem Mailänder Institute ging auf Grund von Aufnahmen in 1 : 28800 und von Katasterblättern, mit deren Herstellung im Herzogtum Mailand schon 1720 begonnen worden war, in den Jahren 1833—38 die »Topographische Karte des lombardisch-venezianischen Königreiches« in 1 : 86400 (Maßstab der Karte Cassinis) hervor, welche auf 42 in Kupferstich ausgeführten Blättern die Darstellung der italienischen Alpen vom Lago Maggiore bis zum Isonzo enthält und bis vor kurzem für diesen Teil allen Karten der Alpen bezw. Italiens zugrunde lag.[4] Noch 1876—80 wurde diese Karte mit ihrer Erweiterung nach Süden vom italienischen Generalstab photolithographisch auf 1 : 75000 vergrößert und revidiert,[5] um bis zur Vollendung der neuen italienischen Karte für Zwecke der Armee und der Verwaltung zu dienen. Das Gelände ist in Schraffen (ohne Schichtlinien) ausgeführt und gibt trotz aller Mängel im einzelnen zum ersten Male ein ausdrucksvolles und in der Hauptsache naturwahres Bild der südlichen Kalkalpen. Zur Übersicht diente eine in gleicher Manier 1838 herausgegebene »Generalkarte des lombardisch-venezianischen Königreichs«, 4 Blatt zu 1 : 288000.

[1]) Eine Übersicht über »Italiens Kartenwesen in geschichtlicher Entwickelung« hat W. Stavenhagen in Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1901, S. 276—98 gegeben; reichhaltiger ist der einschlägige Abschnitt in desselben Verf. »Kartenwesen des außerdeutschen Europa« (s. o. S. 53 A. 2), S. 267—311. Für die ältere Zeit sind daneben die Berichte von E. v. Sydow in Petermanns Mitteil. 1858—64 unentbehrlich. Den heutigen Stand kennzeichnet in Kürze Penck, Alpenkarten 18—22, wo man auch weitere Literaturangaben findet. Siehe auch L. Obermair in dieser Zeitschr. 1884, S. 81 f.; 1892, S. 398—402, 1895, S. 330, 339.

[2]) Diese Zeitschr. 1903, S. 34.

[3]) Einige Mitteilungen über Einrichtung u. Tätigkeit des Mailänder Bureaus findet man bei Sydow a. a. O. u. jetzt bei Stavenhagen, Kartenwesen, S. 287 f., ebenda 281 f. auch über ältere lombardische und venezianische Karten.

[4]) Sehr anerkennend spricht sich über diese Karte aus v. Sydow in Petermanns Mitteil. 1857, S. 20 f.

[5]) Carta topografica della Lombardia, del Veneto e dell'Italia centrale. 88 Bl.

Im Königreiche Sardinien hatte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die für ihre Zeit sehr bedeutende Karte von Borgonio[1]) aus dem Jahre 1680, bezw. deren Neubearbeitung[2]) von 1772 die Grundlage des Kartenwesens gebildet. Die Kupfer der letzteren wurden 1801 nach Paris gebracht, doch 1815 wieder an Sardinien zurückgegeben.[3]) Eine von französischer Seite vorbereitete Neuausgabe des Borgonio entfiel mit den Vorbereitungen, die nun im Königreich Sardinien selbst für eine topographische Karte gemacht wurden. Diese begannen mit einer Triangulation erster Ordnung in Piemont und Savoyen im Anschluß an das französische Dreiecksnetz (1821—23). Hieran schloßen sich die Triangulation zweiter Ordnung und die Detailaufnahmen in 1:10000 bezw. 1:20000. Sie dienten zur Grundlage für die »Carta topografica degli stati in terra ferma di S. M. il Re di Sardegna alla scala di 1:50000«, welche 1852—63 zu Turin in 91 Blatt erschien und 1876 eine berichtigte Neuausgabe erfuhr. Die Karte ist in Lithographie ausgeführt und gibt das Gelände in Bergstrichen mit schiefer Beleuchtung wieder.[4]) Schon die Art der Reproduktion brachte es mit sich, daß die Karte in Bezug auf Feinheit und Schärfe der Ausführung anderen, in Kupfer gestochenen Karten jener Zeit nachsteht. Doch gab sie zum ersten Male ein deutliches und in den Hauptzügen richtiges, wenn auch etwas schematisches und in den Einzelheiten der Verbesserung stark bedürftiges Bild der piemontesischen Alpen einschließlich Savoyens und der Grafschaft Nizza, wo erst erheblich später die Carte de France dafür eintrat.

Noch vor der Veröffentlichung der großen sardinischen Karte in 1:50000 und dieser an künstlerischer Ausführung überlegen war in Turin 1841 eine in Kupfer gestochene »Carta degli Stati di S. M. Sarda etc.« in 1:250000 (6 Blatt) herausgegeben worden, die v. Sydow mit Recht als »ein Meisterwerk kartographischer Kunst« bezeichnete, wie auch deren Reduktion auf 1:500000 (Turin 1846) von ihm eine »vorzügliche Leistung« genannt wird. Der Schwerpunkt beider Karten, von denen die erstere 1875 in neuer Ausgabe erschien, liegt mehr in ihrer künstlerischen Wirkung und ihrer klaren Übersicht.

Mit der Begründung des Königreichs Italien im Jahre 1861 trat auch die Landesaufnahme in eine neue Bahn. Die topographischen Institute von Toskana und Neapel, von denen besonders das letztere bereits eine nicht unbedeutende Tätigkeit entfaltet hatte, wurden mit dem sardinischen zu einer gemeinsamen Organisation vereinigt, aus welcher 1873 das Istituto Geografico Militare in Florenz hervorgegangen ist. Zunächst wurde durch Gesetz von 1862 die Kartierung von Unteritalien und Sizilien in Angriff genommen, wo es an einer einigermaßen verlässigen Grundlage noch vollständig fehlte, während für Mittel- und Oberitalien von Österreich und Sardinien bereits gute topographische Karten geschaffen waren. Die Vorarbeiten des neapolitanischen Generalstabs erwiesen sich hierbei als eine brauchbare Stütze. In verhältnismäßig kurzer Zeit war die Aufnahme von Sizilien

---

[1]) »Carta generale de' Stati di S. A. R. di Savoia« etc., gewidmet »à Madama Reale Maria Giov. Batt. di Savoia«, Mutter des nachmaligen ersten Königs von Sardinien, Viktor Amadeus II., einer französischen Prinzessin, welche damals als Regentin die Kosten der Herstellung getragen hatte, weshalb das Werk als »Carte de la Madame Royale« bekannt wurde. Das Wiener Kriegsarchiv besitzt zwei Drucke dieser auf 13 Blätter in Kupfer gestochenen Karte mit der Jahreszahl 1680; doch scheint die Ausgabe erst 1683 erfolgt zu sein. Maßstab 1:179000, nach »Katalog d. im K. K. Kriegsarchiv befindlichen Karten u. Pläne«. Wien 1859. S. 162 f. Stavenhagen, S. 279, gibt den Maßstab 1:216000 u. führt einen Titel an, der sich erst auf die spätere Ausgabe beziehen kann (Königreich Sardinien 1720).

[2]) Carta corografica degli Stati di S. M. il Re di Sardegna data in luce dall'ing. Borgonio nel 1683, corretta ed accresciuta nell'a. 1772. 16 Bl., deren letztes r. u. die Unterschrift trägt »Jacobus Stagnonus incidit Torini 1770« (K. u. K. Kriegsarchiv in Wien).

[3]) Berthaut a. a. O. I 168, wonach einzelnes bei Stavenhagen 279f. zu berichtigen.

[4]) v. Sydow in Petermanns Mitteil. 1857, S. 19f.; Stavenhagen 289f.; Geogr. Jahrb. XII, 334.

und Neapel in 1 : 50 000 auf Grund der 1863—73 ausgeführten Triangulation vollendet; den Besuchern des mit einer reichhaltigen Ausstellung verbundenen internationalen Geographenkongresses in Venedig 1881 konnte bereits die fertige Karte von Sizilien und einem Teile Unteritaliens in einem einheitlichen, wirkungsvollen Bilde vorgeführt werden. Italien war mit diesen Arbeiten in die Reihe jener Staaten eingetreten, deren topographische Leistungen als ersten Ranges bezeichnet werden müssen, ja in manchen Beziehungen, z. B. hinsichtlich der Reproduktionstechnik, hat es seither andere Staaten überflügelt. Bereits 1875 wurde in der Erkenntnis, daß die österreichischen Aufnahmen in Ober- und Mittelitalien den Anforderungen der Neuzeit auf die Dauer nicht genügen konnten, die Herstellung eines einheitlichen Kartenwerkes über das ganze Königreich beschlossen, ein Plan, dessen Ausführung mit der Herstellung der Karte des Deutschen Reiches,[1]) ebenfalls ein Ergebnis der politischen Einigung Deutschlands, zeitlich ungefähr zusammenfällt. Wie diese, sollte die neue Carta topografica del Regno d'Italia im Maßstab 1:100 000 ausgeführt werden, und zwar ebenfalls als Gradabteilungskarte in 277 Blättern von je 30′ westöstlicher und je 20′ nordsüdlicher Erstreckung,[2]) woraus sich im Norden eine beinahe quadratische Form von handlichem Umfang ergibt (Preis jedes Blattes 1 L. 50 C.). Während jedoch die (in Kupfer gestochene) Deutsche Reichskarte nur eine Erweiterung der bereits zu einem großen Teil fertig vorliegenden preußischen Generalstabskarte über den ursprünglichen Rahmen bedeutete, so daß nur für das übrige Deutschland ganz Neues (mit Benützung der bereits vorhandenen Aufnahmen) zu schaffen war, handelte es sich in Italien um ein nach Feldarbeit, Reduktion und Vervielfältigung ganz neues Werk, dessen Vollendung in relativ kurzer Zeit ebenso wie jene der österreichischen Spezialkarte nur unter Zuhilfenahme der Heliographie möglich war. In der Tat ist letzteres Verfahren in Italien, wo man es als fotoincisione bezeichnet, nach dem System des Generals Avet, zu hoher Vollendung ausgebildet worden; an Klarheit und Schärfe kommen besonders die das Alpengebiet betreffenden Blätter, soweit meine Kenntnis reicht, dem Kupferstich näher als irgend eine nach ähnlichem Verfahren hergestellte Karte. Auch die im senkrechten Abstand von 50 *m* deutlich, doch nicht aufdringlich hervortretenden Schichtlinien in Verbindung mit Schraffen sowie die elegante Felszeichnung tragen zur Wirksamkeit des Geländebildes wesentlich bei. Für besondere Zwecke (z. B. geologische Aufnahmen) steht eine Ausgabe in Schichtlinien *(curve di livello)* ohne Schraffen *(senzo tratteggio)* zur Verfügung. Die Ausgabe der Karte begann 1877 in Mittel- und Unteritalien und rückte allmählich nach Norden vor. Im Jahre 1900 fehlten nur noch die Alpen Friauls, jetzt liegt die ganze Karte mit Ausnahme der Insel Sardinien vollendet vor.

Die Vorlage für die endgültige Karte in 1:100 000 bildet eine mechanische Reduktion der Meßtischblätter (siehe u.) auf 1:75 000, welche zunächst im gleichen Maßstabe umgezeichnet wird, um hienach heliographisch auf 1:100 000 verkleinert zu werden. Seit 1889 hat man begonnen, auch diese Blätter unter dem Titel einer »Carta topografica del Regno d'Italia alla scala di 1:75 000« in unmittelbarer photozinkographischer Reproduktion zum halben Preise der endgültigen Karte (75 C.) als sog. *edizione economica* in den Handel zu bringen. An Schönheit und Schärfe steht die so gewonnene Karte der endgültigen Ausgabe naturgemäß nach, gibt aber trotzdem ein deutliches, gut lesbares Bild und kann bei ihrem billigen Preise und dem der österreichischen Spezialkarte sich anschließenden Maßstabe dem Alpenwanderer sehr gute Dienste leisten.

[1]) Diese Zeitschr. 1902, S. 37.

[2]) Irrige Angaben über die Blattgröße bei Stavenhagen 304, wo der Charakter der Gradabteilungskarte ganz verkannt ist!



3. Carte de France 1 : 80.000. Bl. 189, Briançon (1866).

Die Originalaufnahmen werden in Italien in 1:50000 und für wichtigere Teile in 1:25000 ausgeführt und die Aufnahmeblätter *(levate di campagna)* photozinkographisch vervielfältigt. Je vier solcher Blätter in 1:50000 *(quadranti)* entsprechen einem Blatte der Carta topografica, während bei den Aufnahmen in 1:25000 hierzu natürlich 16 Blätter *(tavolette)* erforderlich sind. In Bezug auf Reichtum an Einzelheiten übertreffen die Aufnahmeblätter, zumal die *tavolette* (Schichtlinien bis zu 5 *m*!) bei weitem die Carta topografica und würden für spezielle Studien wie auch für praktische Zwecke (Weg- und Hüttenbauten) in den Alpen ein ungemein wertvolles Hilfsmittel sein, wenn nicht der Verkauf dieser Blätter seit einigen Jahren (wenigstens für das Grenzgebiet) verboten wäre. In einigen Teilen der italienischen Alpen ist für die Originalaufnahme mit Erfolg die Photogrammetrie angewendet worden, so besonders durch Pio Paganini am Gran Paradiso und anderwärts.[1])

Von weiteren Arbeiten des militärgeographischen Institutes seien erwähnt eine farbige Ausgabe der Carta topografica 1:100000 mit Schichtlinien und brauner Schummerung *(sfumo)* bei seitlichem Lichteinfall (Gewässer blau). Von dieser sehr gefälligen Ausgabe lagen im Jahre 1900 sieben Blätter aus dem Nordwesten von Piemont (Monte Rosa, Gran Paradiso) sowie in Sonderausgabe eine »Carta della Valle d'Aosta« (Zugang zum Montblanc!) vor; wie weit dieselbe seither noch fortgesetzt wurde, ist mir nicht bekannt.

Von Übersichtskarten ist hauptsächlich zu nennen die »Carta corografica del Regno d'Italia e delle regioni adiacenti« in 35 Blatt zu 1:500000 mit brauner Schummerung. Die Karte reicht nördlich bis über München und Wien und ist eine der wenigen, die das ganze Alpengebiet umfassen. Von derselben Karte ist auch eine hypsometrische Ausgabe (»Carta corografica ipsometrica del Regno d'Italia« etc.) in Angriff genommen worden; das Relief ist im Gebirge in braunen (Schneeregion blau), im Flachland in grünen Schichten abgestuft und nähert sich im Charakter der ersten Ausgabe unserer Ostalpenkarte von 1891/2. Auf die Übersichtskarten kleineren Maßstabes, die für den Alpinisten kaum mehr in Betracht kommen, und die Erzeugnisse der Privatindustrie kann hier nicht näher eingegangen werden.

Leider haben die in Italien geltenden Bestimmungen über Reproduktion von Kartenwerken des K. militärgeographischen Institutes in Florenz es nicht ermöglicht, diesem Abschnitte wie jenem über die französische Kartographie Proben der besprochenen Kartenwerke beizugeben. Solche findet man in einer vortrefflichen Auswahl in dem großen, vorzüglich ausgestatteten Katalog des Institutes, der unter dem Titel »Pubblicazioni dell' Istituto Geografico Militare. Firenze 1900« erschienen ist und neben den Übersichtsblättern auch Ausschnitte der wichtigsten Karten sowie einige Angaben über deren Herstellung enthält.

Indem wir hiermit unsere Übersicht der Entstehung des Kartenbildes der Alpen von den ersten Anfängen[2]) an bis zur Herstellung der großen topographischen Kartenwerke beschließen, verweisen wir den Leser noch auf die Abschnitte »über Geländedarstellung des Hochgebirges« und über »neue Reliefs der Alpen«, um welche A. Penck[3]) in den letzten Jahren seine eingangs und mehrfach angeführten Studien über neue Alpenkarten bereichert hat.

---

[1]) Näheres hierüber bei Penck, Alpenkarten S. 19f. Ein photogrammetrisches Panorama des Matterhorns von der Hütte auf dem Theodulpaß in 3343 *m* ist in den obenerwähnten »Pubblicazioni« mitgeteilt.

[2]) »Die Entstehung der Alpenkarten«, diese Zeitschr. 1901, S. 21—45.

[3]) Geogr. Zeitschr. 1903/4 = Neue Karten und Reliefs der Alpen, S. 67—112.

Der tirolisch-vorarlbergische Weinbau.

Eine Skizze

von

Dr. Ludwig von Hörmann.

I.

Keine Fruchtgattung, selbst der Flachs nicht, erfordert eine solche Gunst der Witterung und eine solche Pflege wie die Rebe. Vom Vorwinter an, wenn das Gelb- oder das Schwarzwerden des Stockes das künftige gute oder schlechte Jahr prophezeit, bis zu den letzten schönen Tagen des Septembers, welche die Traube süßen müssen, hält die Pflege dieses Sorgenkindes die Hände fast unausgesetzt in Arbeit, und selbst dann, wenn die edle Frucht schon wohlgeborgen in den dämmerigen Räumen der »Ansetz« ruht, erfordert die Behandlung des Fruchtsaftes noch der Umsicht genug, damit kein Versäumnis den Fleiß und die Mühe des Jahres vereitle. Daraus ergibt sich auch die volkswirtschaftliche Bedeutung, welche der Wein vorzüglich für Tirol hat, welchem industriearmen Lande dieses Erzeugnis nicht nur den Eigenbedarf deckt, sondern auch als Ausfuhrartikel zu einer der ergiebigsten Einnahmsquellen wird.

Um so mehr muß man sich wundern, daß der tirolisch-vorarlbergische Weinbau trotz seiner interessanten Eigenart meines Wissens bisher noch keine zusammenhängende und eingehende Besprechung fand. Es erschienen wohl zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen über diesen Gegenstand, aber die meisten derselben haben in erster Linie Belehrung zum Zweck und enthalten nur Vorschriften und Winke hinsichtlich der Verbesserung und Veredlung der Rebe und des hierdurch erzielbaren größeren Erträgnisses.[1]) Da sie überdies für Kreise geschrieben sind, die den Weinbau aus eigener Ausübung bereits kennen, fällt auch jede weitläufige Beschreibung der einschlägigen Objekte und Verrichtungen fort. So kommt es, daß wir einer übersichtlichen zusammenhängenden Darstellung der ganzen Art und des Verlaufes der Bearbeitung der Rebe, sowie der Gewinnung und Behandlung der Frucht, kurz des tirolisch-vorarlbergischen Weinbaues, nicht wie er sein soll, sondern wie er tatsächlich betrieben wird, bislang entbehrten.

---

[1]) Es sei hier vor allem auf die trefflichen Aufsätze von Karl Mader, Direktor der landwirtschaftl. Landeslehranstalt und Versuchsstation in S. Michele a. d. Etsch und von Professor Karl Portele, Hofrat im Ackerbauministerium in Wien verwiesen. Indem ich ersterem für seine belehrenden Aufschlüsse danke, fühle ich mich hinsichtlich dieses ersten Abschnittes noch zu besonderem Danke verpflichtet Herrn Direktor Alois Menghin in Meran, sowie Herrn Prof. Josef Feder, der mir nach Angaben des Herrn Obsthändlers Anton Lun in Bozen wertvolle Beiträge lieferte, ferner dem Herrn Sanitätsrate Dr. Franz Waldner, den Herren Universitätsprofessoren Hofrat Dr. Anton Zingerle und Dr. Karl von Dalla Torre, Herrn Prof. Dr. Jos. Schorn, Herrn Tobias Kirchlechner, Güterbesitzer in Meran, den Herren Arnold und Marius Amonn in Bozen, Herrn Franz Stauder, Theißwirt in Lana, endlich Herrn Gutsbesitzer Heinrich Lun in Bozen und Herrn Josef Darnhofer in Eppan.

Die Fixierung desselben erscheint aber um so notwendiger, als einerseits durch die Hebung der Landwirtschaft im allgemeinen und besonders durch die landwirtschaftlichen Landeslehranstalten und Versuchsstationen die Bearbeitung der Rebe manche Änderungen, beziehungsweise Verbesserungen erfahren hat, anderseits auch die Ausnützung und Behandlung der Frucht in neuerer Zeit in einer fortwährenden einschneidenden Umwandlung begriffen ist. Es sei hier nur beispielshalber an die Verdrängung der alten »Torggl« durch die moderne Weinpresse, an die Einführung der den Gährungsprozeß des Fruchtsaftes beschleunigenden Filtriermaschine (»Weinfilter«) u. a. erinnert. Wenn nun auch diese Änderungen in Pflege und Ausnützung des Weinstockes vorläufig mehr von größeren Gutsbesitzern eingeführt wurden, so werden sie doch mit der Zeit zweifellos auch in bäuerlichen Kreisen allmählich Eingang finden und die bisherige Bearbeitung der Rebe durch die neuere und gewiß bessere ersetzen. Die folgenden Blätter haben daher den Zweck, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die Pflege und Ausnützung des Weinstockes, wie sie gemeiniglich von kleineren, vornehmlich bäuerlichen Weingartenbesitzern in Tirol und Vorarlberg noch gegenwärtig in Übung ist, möglichst genau festzuhalten.

Der Umstand, daß ich aus Augenschein nur diese zwei Alpenländer in genannter Hinsicht genauer studiert habe, bestimmt mich, meine Darstellung vorläufig auf diese zwei Gebiete zu beschränken und nur gelegentlich andere Alpenländer zum Vergleiche heranzuziehen. Bemerken will ich noch, daß von Tirol nur der deutsche Teil eingehender berücksichtigt ist.

Wann die Einführung des Weinbaues in Tirol erfolgte, läßt sich nicht bestimmen, doch dürfte man nicht fehlgehen, wenn man sie wenigstens für Welschtirol bereits in die vorrömische Zeit setzt. Für Südtirol kann man mit Alb. Jäger und R. H. Ewald[1]) ziemlich sicher annehmen, daß »die Kolonen und Familien der römischen Bauern es waren, welche den Weinbau einführten und förderten«. Darauf weist auch die Terminologie sehr vieler mit der Rebenkultur und Weinbereitung zusammenhängenden Verrichtungen und Objekte. Das schließt nicht aus, daß auch in diesen Gegenden vereinzelt schon früher Weinbau, wenn auch in primitiver Art betrieben wurde, ja man möchte dies schon aus dem Umstande schließen, daß neben echt römischen Ausdrücken für dieselben Vorgänge und Objekte auch solche entschieden älteren Gepräges vorkommen. So sind, wie wir sehen werden, manche Ausdrücke in der Meraner Gegend und westwärts von ihr verschieden von den entsprechenden in der Bozener Gegend. Es ist dies auch deshalb bemerkenswert, weil es, wenn man es nicht auf das Vorhandensein einer früheren Weinkultur zurückführen will, auf einen anderen Weg schließen ließe, den die Einführung dieses wichtigen Gewächses in der Meraner Gegend genommen hat, nämlich nicht durch das Etschtal herauf, sondern auf dem Wege durch das Bistum Chur, wohin Meran auch kirchlich gehörte.

So viel sich aus dem Vergleiche mit der Überlieferung römischer Schriftsteller wie Cato, Plinius, Columella, Vergil u. a. entnehmen läßt, scheint die Bearbeitung des Weinstockes und die Art der Fruchtgewinnung und Ausnützung desselben im Verlaufe der Jahrhunderte sich ziemlich gleich geblieben zu sein, bis in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Italien her, begünstigt durch den Einfluß des berühmten Arztes Hippolyt Guarinoni statt der einheimischen harten Reben die saftreiche Vernatschtraube und andere weichere Sorten eingeführt wurden.

[1]) Vergleiche dessen Feuilleton »Tirols Weinkultur im Altertum« im »Tiroler Tagblatt«, Jahrgang 1904 Nr. 248, welche historische Skizze nur als Vorläufer einer größeren selbständigen Arbeit zu betrachten ist.

Vielleicht gleichzeitig und im Zusammenhange damit trat auch im ganzen Etschland und Vinschgau eine Neuerung in der Ziehart der Rebe und in der Weinbereitung ein. Die Reben wurden nun nicht mehr wie früher an einzelnen »Stecken« (Steckelebau), sondern über die sogenannten Pergeln (Dachlauben) gezogen, was auch mannigfache Änderungen in der Bearbeitung des Weinstockes zur Folge hatte. Die Behandlung des Fruchtsaftes aber erfuhr eine durchgreifende Umwandlung, indem an Stelle des durch Druck erzeugten »Mostweines« die Gewinnung des Weines aus der »Praschlet« (Maische) durch »Vergärung« erfolgte. Die frühere Methode der Rebenziehung und Weinbereitung erhielt sich nur im Eisaktal und seinen Nebentälern, ebenso in ganz Vorarlberg.

Wir werden daher bei unserer Beschreibung der Bearbeitung und Ausnützung des Weinstockes zwischen »Pergelbau und Pergelreben« beziehungsweise »Trebernwein« (Trester- oder Vergärerwein) und zwischen »Steckelebau und Steckelereben« beziehungsweise »Mostwein« (Kretzer oder Höpfwein) unterscheiden und diese zwei Methoden, die jüngere und die ältere, gesondert behandeln müssen.

Sprechen wir zuerst von dem »Pergelbau« als der verbreiteteren Art.

Die Arbeit beginnt schon, kaum daß das neue Jahr angefangen hat. Als Vorarbeiten kann man das »Bandfirmen«[1]) und das »Holzeintragen« bezeichnen. Unter ersterem versteht man das Herrichten und Zubereiten der »Band« zur Befestigung der Pergelteile und zum Anbinden der Rebtriebe (Laafer) an dieselben. Die hierzu verwendeten Felberzweige[2]) (Felerband) werden schon im Spätherbste mit dem Rebmesser entweder selbst geschnitten oder von Händlern gekauft. Die Rutenbündel werden über Winter in den kühlen Keller oder auch zu einem Haufen in den Garten geworfen, wo sie dem Schnee und Regen ausgesetzt sind, um sie weich und biegsam zu erhalten. Vor Lichtmeß nimmt man sie dann hervor und sondert sie nach der Dicke in drei Bündel. Die dicksten (»Kreuzband«) gehören zum »Bandanlegen« bei den »Säulen« oder »Pergelstecken«, die dünneren (»Schalterband«) bei den »Latten«, die dünnsten und die Abfälle vom »Firmen« für das Anbinden der Reben an die »Latten« der »Pergel«. Unbrauchbare grobe Teile werden aufgehackt und als Brennholz verwendet. An manchen Orten wird das »Bandfirmen« als Winterarbeit vorgenommen, wobei das dickere Holz von den Männern mit dem Rebmesser, das dünnere von den Weiberleuten mit dem Messer zugeschnitten wird.

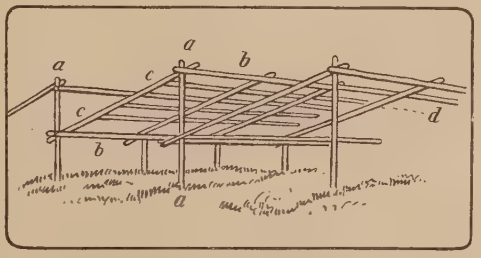
Die zweite Vorarbeit, das Zuführen, beziehungsweise das »Eintragen des Weingartholzes« beginnt um Lichtmeß und zieht sich durch den ganzen Fasching. Auf dem »Fagen« bei Gries kann man alljährlich riesige Mengen solchen Holzes zum Verkauf stehen sehen. Ebenso werden um diese Zeit Tag für Tag mächtige Ladungen von »Weingartholz« und »Pergeldraht« in das Weingebiet Überetsch geliefert. Man kennt das für den Bau oder für die Reparatur der »Pergeln« bestimmte Holz schon an der Struktur und an der Form, woher es kommt, ob vom Reggelberg, von Aldein, Truden, Deutschnoven, Weißenstein oder etwa vom Nonsberg, und spricht also z. B. von »Enterbergerholz« als vom Gebirgsrücken »enter« (jenseits) der Etsch kommend oder vom Kaltererholz. Das »Enterberger« ist meist Fichtenholz, das Kalterer (Nonsberger) Lärchenholz. Auch ist ersteres feiner zugeschnitten und teuerer, letzteres mehr rohen Baumstämmen gleich.

Die erste eigentliche Frühlingsarbeit, vorausgesetzt daß das Beschneiden der Reben schon im letzten Spätherbst vorgenommen wurde, ist das »Stoßen«. Es beginnt gewöhnlich um den Aschermittwoch herum und gilt als erstes Zeichen des nahenden Lenzes. Geht man im Burggrafenamte oder in der Bozener Gegend

[1]) Vergl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Aufl., München, Oldenbourg, 1872—77, I., 751 u. 756. Vielleicht richtiger »fürmen« zu schreiben.

[2]) Der Felber (Feler) = Weide, Salix alba.

ins Freie, so hört man überall aus den Rebgärten in der Ebene und von den »Leiten« her den dumpfen Ton des »Stoßens«. Man versteht darunter in erster Linie die Ausbesserung schadhaft gewordener »Pergeln« durch das Einrammen neuer »Säulen« (Pfähle), sodann die Errichtung neuer »Pergeln«. Dieses Einsetzen und Einrammen der »Pergelstecken« oder »Säulen« muß sicher und gründlich gemacht werden und erfordert zwei Leute. Als Hilfsmittel dient ein übermeterlanges und 3—4 *cm* dickes Stoßeisen, im ganzen Etschland »Eisenstecken« genannt, das unten etwa 30 *cm* prismenartig verdickt und zugespitzt ist; oben trägt es einen runden Knopf. Mit diesem Stoßeisen wird nun ein ziemlich tiefes Loch gestoßen und ausgeweitet. Dann hebt man den unten zugespitzten »Pergelstecken« und stößt ihn mit aller Gewalt in die Grube hinein. Um ihn noch tiefer einzutreiben, gibt man in halber Manneshöhe eine Kette, meist eine sog. Sperrkette, um ihn, aber so lose, daß ein spitz zulaufender Keil aus festem Buchen- oder Nußbaumholz dazwischen gesteckt werden kann. Während nun der eine den Pfahl mit den Händen hält und lenkt, so daß er in senkrechter Richtung bleibt, schlägt der andere, gewöhnlich der Großknecht, weil er der stärkste ist, mit dem dicken Teil des Eisensteckens mit aller Kraft auf den Keil und treibt so den Pfahl tiefer in den Grund. Das hallt dann weit um, besonders wenn der Boden noch halb gefroren ist. Dann wird die Grube zugeschüttet und mit dem Knopf des »Eisensteckens« die Erde nebst Steinen noch mehr festgestampft. Aber auch für das »Aufrichten« neuer »Pergeln« wird der Ausdruck »Stoßen« gebraucht.



Pergel (Pataun).
a) Stecken (Säulen), *b*) Stangen (G'fall, Spelten), *c*) Trager (Marzan, Schaltern), *d*) Stallain (Latten, Haaggen).

So eine »Pergl«[1]) (Bozen), in Meran »Puntaun«[2]) genannt, ist ein gar luftiges, wenn auch sehr kostspieliges Sommerhaus für die Zucht und Pflege der Rebe. Weist der Bau auch im einzelnen Verschiedenheiten auf, so bleibt doch der Grundcharakter im obern und untern deutschen Etschtale derselbe. Es ist ein dachartiges Gerüste, das vorn und hinten auf den oben erwähnten senkrecht in die Erde getriebenen Pfosten ruht. Diese Pfähle, in Meran »Stecken«, in der Bozner Gegend »Säulen« genannt, bestehen aus festem Kastanien-, Lärchen- oder Eichenholz und zwar sind die vordern bedeutend höher als die rückwärtigen. Der Länge nach sind sie unter sich durch aus Fichtenholz geschnittene »Stangen« oder »Gfaller«[3]) (Meran), in Bozen »Spelten« genannt, verbunden und zwar bei älteren Dachlauben durch gedrehte Weidenbänder (Felerband), Stricke oder Holznägel, bei neueren auch durch eiserne Stiften mit aufwärts gebogenen Enden, sog. »Weingartschnallen«, auf denen sie aufliegen. Das »Bandanlegen« erfordert eine starke männliche Hand. Das »Band« wird zuerst ein paarmal um »Stange« und »Stecken« geschlungen, dann wird das dickere Ende schneckenförmig fest um das dünnere gewunden und

[1]) Ital pergola. Schon bei den Römern in der Kaiserzeit pergula in der Bedeutung von »Weingeländer« zum Anbau der Weinstöcke. Da Columella, De re rustica III, 2, 28 von der Pergelrebe (pergulana vitis) spricht, muß man annehmen, daß bereits die Römer beide Zieharten, Pergelbau und Pfahlbau, gekannt haben. Über die Ableitung vgl. F. Stolz, Histor. Grammatik, S. 507.

[2]) Ital. pontone = Schiffsbrücke, Gerüste. Die Formen sind verschieden und wechseln am selben Orte. In Meran putaun (Mehrz. putain) neben potaun und pataun, auch puntaun; in Lana Punten.

[3]) Gfall und Gfaller vielleicht vom ital. cavallo, das neben Pferd auch die Bedeutung Dachgerüste, Dachträger hat.

der so entstandene »Drahl« (von drehen) so gestellt, daß der »Stecken« das Aufgehen desselben verhindert.

Auf diesen vorderen und hinteren »Stangen« ruhen die schief im stumpfen Winkel gelegten »Trager« (Bozen), in Meran »Marzan«,[1]) im tieferen Etschland »Schaltern« genannt, über welche hin der Länge nach, also parallel mit den Stangen die »Stallain« (Meran), »Haaggen« (Bozen) oder schlechtweg »Lattlen« mittels der »Schablen«, d. i. der dünnsten Weidenruten, meist von den Weiberleuten gebunden werden.[2]) Beide, die »Marzan« und die »Stallain« bilden das eigentliche Dach oder »Blatt« der »Pergl«, über welches vom Boden der Rückwand (Hinterstoß) aus die Reben gezogen werden.

Das ist im allgemeinen das Gerüste einer »Pergl«, »Puntaun« oder Dachlaube, wie der modernisierte technische Ausdruck heißt. Im besondern ist aber bezüglich der Ausgestaltung und der Änderungen, die da und dort Eingang gefunden haben, noch manches zu erwähnen. Da wäre einmal anzuführen, daß sich häufig unter der »Stang« oder »Gfall« noch eine zweite, tieferliegende Fußlatte befindet, an welcher der Rebstock einen Halt findet. Der ausgebaute Abschnitt zwischen zwei »Säulen« heißt »Kammer«. Weiters ist zu bemerken, daß statt der hölzernen »Stallein«, an welche die Rebstöcke gebunden werden, seit einigen Jahren häufig Draht, der sogenannte Pergeldraht, verwendet wird. Wie bei allem, halten sich auch da Vorzüge und Nachteile die Wage. Für die Verwendung desselben spricht vor allem, daß er billiger und haltbarer ist, also seltener ausgebessert zu werden braucht, ferner der Umstand, daß er der Sonne mehr Durchlaß gewährt und dem Ungeziefer weniger Unterschlupf bietet als das Pergelholz. Dagegen wird geltend gemacht, daß sich der Draht leichter senkt und außerdem zu sehr in die weichen Rebentriebe einschneidet und sie beschädigt. Auch auf die Blitzgefahr wird hingewiesen. Tatsächlich fuhr im Jahre 1892 ein Blitzstrahl in den Draht einer Pergel bei Vilpian und vernichtete mit einem Schlage sämtliche Reben, eine Gefahr, die sich wohl durch Ableitung des Eisendrahtes in die Erde beseitigen ließe. Aus obigen Gründen ist man auch in neuerer Zeit vielfach wieder zu den hölzernen »Stallain« zurückgekehrt, obwohl das Holz von Jahr zu Jahr teurer wird.[3]) Jedenfalls müssen, wenn man schon Draht statt der hölzernen »Stallein« anwendet, die »Marzan« oder »Trager« dann stärker sein, um die Spannung auszuhalten.

Wir haben bisher nur die einfachste Form der »Pergel«, die Halblaube, betrachtet. Es gibt aber auch kompliziertere Formen derselben. Sehr verbreitet ist die Ganzlaube, »Doppelpergl« genannt, welche wieder zwei Formen aufweist. Bei der einen, welche besonders in der Brixner Gegend beliebt ist, sind zwei Halblauben mit den Rückwänden zusammengestellt, richtiger, sie haben nur eine gemeinsame Rückwand, von der aus die Reben nach beiden Seiten über die beiden »Blätter« gezogen werden. Bei der andern schauen die zwei Halblauben mit den offenen Vorderseiten zusammen, wobei natürlich die vordern »Stecken« oder »Säulen« wegfallen können. Die Haltbarkeit des Dachgerüstes wird in diesem Falle ebenfalls durch wagrechte Querstangen und schief gestellte Stützhölzer, woran die »Trager« oder »Marzan« befestigt sind, gesichert. Diese Art von Ganzlauben oder »Doppelpergln«, im Etschland »Bögen« genannt, ist für den Anblick die schönste und gewährt besonders in der Meraner Gegend, wo diese Laubgänge sehr hoch sind, eine

---

[1]) Nach Schneller, Roman. Mundarten, S. 270, wahrscheinlich von margo = Rand, also Randstange.

[2]) Davon auch die Arbeit selbst »latteln« heißt. Stellaun (Mehrz. Stellain) und Stilaun zu Stela = gespaltenes Stück Holz. Vgl. Schneller a. a. O., S. 194

[3]) Es kostet im Durchschnitt ein »Stecken« (Säule) aus Kästenholz 1 Kr. 10 h bis 1 Kr. 60 h, ein »Trager« (Gfall) aus Fichtenholz 50—60 h, ein »Marzan« (Schalter) aus Lärchenholz 28—30 h, 100 Stück »Stallain« (Latten) aus Fichtenholz je nach der Länge 8—16 Kr.

verlockende Promenade. Die Errichtung von Halb- oder Ganzlauben ist nicht willkürlich, sondern hängt von der örtlichen Lage ab. So erfordern z. B. einseitig sonnige Hänge Halblauben, während für ebenes Gelände sich Ganzlauben eignen.

Eine der häufigsten Formen ist, daß zwei oder auch mehrere Perglreihen parallel knapp hintereinanderstehen und miteinander verbunden sind. In diesem Falle bilden die hinteren »Stecken« zugleich die vorderen der sich anschließenden rückwärtigen Perglreihe. Diesem Doppelzwecke entsprechend sind sie auch stärker und teurer als die »Vorderstecken,« zu denen man dann nicht Stammholz, sondern meist nur sogenannte »Kliebling« oder auch »Ganzling« von billigen dickeren Ästen verwendet.

Stehen aber die Perglreihen getrennt hintereinander, so wird der freie Ackerstreifen zwischen ihnen — »Gfinnen«[1]) genannt — mit Getreide bepflanzt. Ebenso bepflanzt man das Zwischenfeld unter den Rebgängen mit dem sogenannten »Bodennutzen«, meist mit Erdäpfeln oder mit sogenanntem »weißen Türggn«,[2]) den man auch zum Kochen verwendet, kleinen Bohnen (Fisolen); auch Kohlrüben und Getreide, das gleich dem Türken wegen Mangels an zureichender Luft und Sonne schlecht abreift, wird gepflanzt, Kürbisse seltener, weil sie den Reben schaden. Sie werden nur von jenen gesetzt, welche Schweine halten.

Ist man nun mit dem Haus, also mit den Ausbesserungen der »Pergl« oder mit der Neuerrichtung derselben fertig, so wendet man der Pflege der Rebe selbst die Aufmerksamkeit zu. Diejenigen Reben, welche im verflossenen Spätherbst »zugeluckt« oder »abgepergelt« wurden, wovon später die Rede sein wird, werden schon um »Josefi« (19. März) »abgeluckt«, das heißt von ihrer schützenden Winterdecke befreit. Wo das Beschneiden der Reben nicht schon im Vorjahre vorgenommen wurde, was wenigstens im »Land« (Talebene) eine Nacharbeit des Spätherbstes ist, geschieht es bereits Mitte Februar oder auch Anfang März (Frühjahrsschnitt). Jedenfalls muß es an sonnigen warmen Nachmittagstunden geschehen, denn bei kaltem oder windigem Wetter würde die Schnittfläche aufspringen, wodurch das in der Nähe befindliche Triebholz in Gefahr käme, abzusterben. Über diese Arbeit, die auch mit der Fortpflanzung und Veredlung der Rebe zusammenhängt, wird am Schlusse bei der Besprechung der »Nacharbeit« ausführlicher die Rede sein.

Als eigentliche erste Arbeit, welche der Rebe selbst gilt, kann das »Rebenbinden« bezeichnet werden. Dieses »Aufpergeln« beginnt schon um Josefi, schließt sich also dort, wo die Reben »abgeluckt« werden, sofort an das »Ablucken« an, kurz, wer kein »letzer« Bauer sein will, ein »Nischger«, der nichts weiter bringt oder die Leute nicht »erzahlt«, beginnt schon um diese Zeit. Wie schon der Name sagt, versteht man darunter das Anbinden der Rebzweige an die »Stallain« mittels der dünnsten Weidenrütchen, der Abfälle vom »Bandfirmen«. Es ist das ein Geschäft der Weiber. Sie tragen hierbei die Rutenbündel mittels eines Lederriemens um die Mitte geschnallt. Bei der Arbeit geht es lustig her. Es wird hierbei viel gelacht und gesungen, besonders von den Jüngeren und mancher Schabernack mit dem Knecht getrieben, der ihnen die »Maredi«[3]) zuträgt und sie »tratzt« (neckt). An das Rebenbinden reiht sich im April um Georgi herum die wichtige Arbeit des »Hauens« und »Ausziehens«. Hierbei wird der Rain mit dem Pickel aufgelockert und die Rebe am »Fenster« (Fuß) ungefähr 30 *cm* hoch von der Erde befreit. Dies geschieht, damit einerseits die »Morditschen«, in Meran »Wölfe« genannt, das sind die Stocktriebe der abgestorbenen Reben, herauskommen, anderseits die

[1]) Ital. Confini = die Angrenzenden.

[2]) Türken, türkischer Weizen (zea mais).

[3]) »Marend« = Jause, lat. merenda. Mittelhochdeutsch merâte und merôt = Brot und Wein. Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon, S. 423.

Wurzeln dem direkten Einfluß der Sonnenstrahlen und dem Regenwasser zugänglich gemacht werden. Dieses Wegschaffen der Erde vom Wurzelfeld heißt »Ausziehen«, in Meran »Aushauen«. Die Erde selbst wird nach auswärts gehäuft, so daß eine Rinne entsteht. Das Hauen und Ausziehen wird besonders in der Bozner Gegend ungemein fleißig kultiviert, so daß die dadurch entstandenen Ränder oder Erdkanten des Rains schnurgerade gezogen erscheinen. Diese Arbeit zieht sich von »Georgi« (24. April) bis in den Mai hinein.

Mit beginnendem Frühling, oft schon vor »Josefi« (19. März), tritt die Rebe in Saft. Man sagt, sie »weint«. Sie schwitzt nämlich an allen frischen Schnittflächen Safttropfen aus, welche krystallhellen Wasserperlen gleichen. Diesen Saft hält man als Mittel zur Stärkung der Augen für sehr heilsam und bestreicht damit die Lider, auch als Mittel gegen die Leberflecken wird er angewendet. Manche fangen ihn auch in Gläsern oder in Fläschchen mit weitem Halse auf, die sie ähnlich, wie man es bei den Birken macht, unter die betreffenden Stellen hängen.

Kurz darauf, je nach Witterung und Lage, beginnt die Rebe zu »treiben«. In guten Jahren von »Georgi bis Maientag« sollen die Pergeln »leuchten«, d. h. wenn man darüber hinschaut, soll man die grünenden Triebe (Garzen) gut wahrnehmen. Diese liebliche Erscheinung heißt das »Weimerschieben«, sobald man bereits die jungen Träubchen wahrnehmen kann. Und »vom ‚Schieben' bis zum Blühen und vom Blühen bis zum ‚Blauen' ist die gleiche Zeit«, etwa je sechs Wochen.

In diesen Tagen, wenn sich die grünen »Gescheine« entwickeln, sind die Fröste sehr gefährlich. Eine einzige Frostnacht und die Triebe sind verloren. Der Bauer sieht daher eine spätere Entwicklung nicht ungern, eingedenk des alten Spruches: »Ein spätes Jahr, ein gutes Jahr«, weiß er ja, die spätere warme Witterung wird das Versäumte rasch einholen.

Am gefährlichsten ist die erste Hälfte Mai, wo die gefürchteten drei Eismänner mit Reif drohen. Um dieser Gefahr möglichst vorzubeugen, ist das sogenannte Reifheizen üblich. Hierzu dienen die Abfälle der Reben, die man vom letzten Herbst oder Winter her vom Rebenbeschneiden hat, sowie das alte Wurzelwerk. Diese bereits vorbereiteten Bündel (Rebschab) werden entzündet, damit der dicke Rauchnebel, der sich aus diesem schlechten Brennmaterial entwickelt, über die Rebentriebe hinziehe und die zarten Triebe schütze. In Meran macht man sogenannte »Schwelhaufen«, das ist grünes Holz, das man in Brand setzt und durch daraufgeschüttete Erde zum langsamen Verbrennen bringt. Das Zeichen hierzu wird nachts oder frühmorgens vom Turm durch wiederholtes Glockenläuten gegeben. So ist es durchs ganze Etschland, Vinschgau und Eisaktal. In Vorarlberg werden nebst dem Glockenzeichen noch Böller abgefeuert. Nach Ablauf dieser Eismännerzeit sieht der Bauer nicht ungern Regen, vorzüglich im Juni, nur nicht zu viel, denn zu langes Regenwetter schadet oft mehr als der Frost.

Zehnmal erfroren,
Ist noch nicht alles verloren,
Einmal ersoffen,
Ist nichts mehr zu hoffen.

Besonders gefürchtet ist der sog. Jausch[1]) oder Jaust. Man meint darunter den feinen Regen, der mit zeitweiligen stechenden Sonnenstrahlen abwechselt und

[1]) Mit dem Zeitwort jauschen und jäuschelen = fein regnen, vielleicht mit mhd. jesen = hervortreiben zusammenhängend. (Schöpf a. a. O, S. 292.) Als Schutz dagegen wird um Dreikönig (6. Januar) ein Strohbündel mit dem an diesem Tage geweihten »Dreikönigwasser« besprengt und am »Pergl« an einer hohen Stange befestigt. So heißt es auch in dem von Ign. v. Zingerle herausgegebenen Hexenprozeß (Barbara Bachlerin) S. 49: Nimb ain Taufwasser, S. Johannis Segen, S. Steffanswasser . . . . und ain Licht und geh damit auf deine Felder und spreng dieselben damit, das ist gut für Jaust.

einerseits die jungen Triebe »ausgabeln« macht,[1]) anderseits den »Rost« erzeugt, d. h. sie versengt. Ersteres besteht darin, daß »der anfangs vielleicht überreiche Traubenansatz nach und nach immer mehr verschwindet, die einzelnen Träubchen sich immer mehr und mehr strecken, um sich endlich ganz in Ranken zu verwandeln, an denen nur noch wie zum Spotte des Winzers am Ende der eine oder der andere Blütenansatz erhalten bleibt, um bei fortgesetztem kaltem Wetter auch noch zu verschwinden« (Mach).[2])

Die andere böse Folge des Jaust ist der »Rost«. Der Bauer sagt: »Der nasse Trieb bringt den Rost mit auf die Welt.« Beim Rost, der wohl identisch mit dem »schwarzen Brenner« ist, bekommen die Blätter rote Brandflecken. Wie mein verehrter Freund, Sanitätsrat Dr. Franz Waldner, mir mitteilt, entstehen diese dadurch, daß die Regentropfen auf den Blättern liegen bleiben und beim Darauffallen der Sonnenstrahlen wie Brenngläser wirken.

An das »Hauen«, das meist bis Mitte Mai vollendet ist, schließt sich sofort das »Schabigen«. Es besteht darin, daß man die treibenden Augen sorgfältig mustert, die unnützen Triebe, die keine Träubchen tragen, herabreißt oder mit der Rebschere entfernt, besonders am alten Holz. Dies geschieht, um den fruchtbaren mehr Saft zuzuführen und ihre Entwicklung zu erhöhen. Leider regen sich auch, je mehr sich das Wachstum der Rebe entwickelt, desto mehr die Feinde des edlen Gewächses, bedrohen Blätter und Blüten und fordern zur Abwehr auf. Sie begleiten, kann man sagen, den ganzen Verlauf des Wachstums der Rebe und verursachen dem Weinbauer nebst der Witterung viel Sorge und unablässige Mühe. Die genaue Ausführung würde eigentlich ein eigenes Kapitel erfordern, ich muß mich des Raumes halber auf die wichtigsten Feinde und die Maßregeln zu ihrer Abwehr beschränken.

Die erste Gegenmaßregel gilt dem »Schimmel«, in der Meraner Gegend gemeiniglich »Disel« genannt.[3]) Ältere Leute werden sich noch der Verwüstungen erinnern, welche diese gefürchtete Traubenkrankheit (Oïdium Tuckeri) in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts in Tirol anrichtete,[4]) bis ihr durch das zuerst verspottete und angefeindete Mittel des »Schwefelapostels« Ludw. v. Comini vom Jahre 1862 an ein Ziel gesetzt wurde.[5]) Dieses probate Mittel wird auch noch gegenwärtig allgemein mit Erfolg zur Anwendung gebracht. Schon wenn die ersten Blätter und Triebe zum Vorschein kommen, beginnt das »Schwefeln«. Das hierzu verwendete Gerät besteht aus einem gewöhnlichen Handblasebalg, an dessen Spitze ein Kästchen von Blech angebracht ist zur Aufnahme von pulverisiertem Schwefel. Dieser wird dann durch eine in das Kästchen mündende Röhre mit platt gedrückter Spitze hinausgeblasen. Das Schwefeln geschieht meist ein- oder zweimal vor der »Blüte«, die andern Male nach derselben. Die Blütezeit der Reben fällt in den Juni; nach dem Volksmund sollen die Reben um »Pfeiti« (St. Vitus, 15. Juni) blühen und zwar soll die »Blüh« gleichmäßig sein. Als Dauer nimmt man je nach der Gunst oder Ungunst der Witterung acht bis vierzehn Tage, als längsten Zeitraum 29 Tage an.

Um diese Zeit tritt auch die Traubengosse (Traubenwickler, coccyx uvearia) zum ersten Male auf, jetzt noch ein kleines grünes Würmchen. Sie schadet sehr

[1]) Andere Ausdrücke hierfür sind »auf die Gabeln laufen«, »auf die Gabeln gehen«, »auf die Gabeln wachsen« (Eppan).

[2]) Handbuch des Weinbaues von Frhr. A. v. Babo und E. Mach. 2. neubearb. Aufl. Berlin, Parey, 1893, I., 855.

[3]) Düsel, eigentlich Schwindel, dann von allen möglichen Krankheiten.

[4]) Vgl. das schöne Gedicht Herm. v. Gilms: Die kranken Trauben.

[5]) Die dankbaren Algunder, welche seinen Rat zuerst befolgten, überreichten ihrem Wohltäter im Jahre 1862 ein prachtvoll und sinnreich ausgestattetes Ehrendiplom, das im »Burggräfler« vom 13. Mai 1905 ausführlich beschrieben ist.

viel, indem sie ganze Büschel von Traubenblüten zusammenspinnt und von innen abfrißt. Auch fallen infolgedessen viele Beeren ab. Dieser uralte Feind der Rebe scheint unausrottbar zu sein, und weil menschliche Hilfe versagt, so sucht man durch religiöse Übungen, Andachten, Bittgänge, Ignaziwasser etc. ihn zu bannen. So ging noch vor kurzem alljährlich von Eppan aus eine Bittprozession nach dem 13 Stunden entfernten »Unser Frau im Wald« im Nonsberg. Doch nahmen nur Männer daran teil. Seit einigen Jahren hat man diesen Bittgang, der die Teilnehmer einen Tag lang von der Arbeit abzog und noch anderes Ungehörige im Gefolge hatte, vernünftigerweise abgeschafft und durch einen in der Kirche von St. Pauls abgehaltenen feierlichen Gottesdienst mit Predigt ersetzt. Ein weiterer Schädling der Rebe, der auch schon früh auftritt, ist die sogenannte Nachtrogatte,[1]) ein Räupchen, das die kleinen Rebenknöspchen abfrißt. Um sie zu vertilgen, nimmt man nachts das »Rogattenabklauben« vor. Ende April sieht man in den Weingütern der Eppaner Gegend Hunderte von Lichtern sich bewegen. Sämtliche Bauern gehen samt ihrem mit Laternen versehenen Gesinde bei einbrechender Dunkelheit bis gegen Mitternacht in die Weinberge, um diese Schädlinge abzuklauben. Die Leute sind wahrhaft zu bedauern, wenn man erwägt, daß sie den nächsten Tag wieder streng arbeiten müssen. Trotzdem singen und scherzen sie noch bei dieser mühsamen Abklauberei. Noch ein anderer Feind der Rebe macht sich schon jetzt bemerkbar, ein kleines Käferchen, »Batille« genannt. Es ist identisch mit dem Rebenstecher (Rhinchites betuleti) oder »Rebengosse«, wie es auch genannt wird. Dieser Schädling bohrt die Reben an, der Saft dringt heraus und wird so dem Wachstum entzogen. Zur Vertilgung desselben bedient man sich eines wie ein großer, weiter Trichter geformten Gefäßes, an dessen Röhre ein kolbenartiger Ansatz ist, der etwas Wasser birgt. Der Rebzweig wird leicht berührt und das Insekt fällt sogleich in den Trichter und kollert von da in den Kolben. Es wird dann sehr vorsichtig vertilgt.

Von der Blütezeit an muß man sowohl der Traube als der Rebe sehr große Sorgfalt zuwenden. In der zweiten Hälfte Juni kann man in guten Lagen schon mit dem »Ausbrocken« oder »A'grausen« (abgrasen), wie es in der Meraner Gegend heißt, beginnen. Es besteht darin, daß man die neuangesetzten Triebe, also die überflüssigen, ausschneidet oder wegreißt. Dies betrifft besonders die »Augäste«, das sind die an den Augen der jungen Triebe entstandenen Aftertriebe. Zugleich oder etwas später, gewöhnlich um Peter und Paul, 29. Juni, werden die Triebe an der der Sonne zugekehrten Seite niedergebunden, »herabgelassen«, d. h. vom Laube freigemacht und ihnen durch »Ausbrechen« der sie umgebenden unnützen Ranken und Blätter Luft und Wärme zugeführt. Ist eine Rebe am oberen Teile abgestorben, treibt aber von unten heraus einen oder mehrere Triebe, »Wölfe«, so werden dieselben, nachdem man alle anderen bis auf zwei der kräftigsten abgeschnitten hat, an der alten abgestorbenen Rebe, indem dieselbe als Stütze (Manaile) dient, auf die »Pergel« geleitet. Diese Wölfe tragen, falls sie gut ausreifen und einen nicht zu strengen Winter zu überstehen haben, bereits im kommenden Jahre Trauben.

Die »Garzen« (Traubenansätze)[2]) wachsen rasch.

Um Peter und Paul (29. Juni) sollen die »Kerne« (Beeren) schon sein wie »Hasenschrote« und um Jakobi (25. Juli) soll man in den »Leiten« (Abhängen) hie und da schon blaue »Kerne« sehen, ja die Frühreben sollen schon »schwarze« Trauben aufweisen, so daß man sie beim Umzug der Flurprozession am 22. Juli

[1]) Nebenform Rugatte, eine Agrotis-Art, auch »Nachtagratte« genannt.

[2]) Schneller a. a. O., S. 145, möchte es, wie andere Romanisten, nicht aus dem romanischen garza, ital. garziola, sondern eher vom althochd. garta, Gerte, Rute ableiten.

an der Magdalenenkirche bei Bozen am Triumphale über dem Tor zwischen den Eibentaxen aufhängen kann. Um diese Zeit, meist vor Jakobi, muß man schon mit dem »Einstechen« beginnen, d. i. mit dem Zuwerfen der Erde gegen den Rebstock. Dies geschieht mit der Schaufel. Gleich darauf folgt das »Schöpfen«, wobei der Raum, der, wie wir hörten, beim »Hauen« entstandene Graben oder die Rinne vollständig »zugeschöpft« wird. Dies geschieht, damit die Rebe genug Nahrung hat, und wohl auch deshalb, damit das Weingut sauberer »hersieht«. Nebenbei wird immer geputzt und gereinigt. Je mehr die Traube heranwächst, desto mehr wird von dem überflüssigen Gewächs und den Stoppeln herabgenommen. Auch dem »Scheißkraut« (Bingelkraut, Mercurialis annua) am Boden der »Pergl«, das den Weiberleuten beim Wimmen die Kittel naß macht, wird an den Leib gegangen.

Gegen Ende August beginnt die Traube sich allgemein zu färben. Um diese Zeit tritt die Traubengosse als »Beerengosse« zum zweiten Male auf, um ihre verheerende Tätigkeit fortzusetzen, indem sie die weich gewordenen Beeren ansticht. Diese fallen infolgedessen bei gutem Wetter als dürre Beeren ab. Man nennt sie auch »die grüne Fäule«. Bei schlechtem Wetter gehen sie in Fäulnis über und stecken so oft die ganze Traube an. Bricht man eine solche Beere auseinander, so findet man darin statt des Fleisches ein Wurmgespinnst. Als gewöhnliches Mittel dagegen gilt, daß man die Trauben genau absucht, häufig unter Anwendung einer Nadel. Anhaltender Regen fördert die Verbreitung.

Immer näher rücken die Trauben der Reife entgegen, besonders wenn der Monat September von günstiger warmer Witterung ist.

Mathies (21. September)
Macht die Weimer (Weinbeer) süß

lautet der bekannte Bauernspruch. Man muß daher schon um Maria Geburt (8. September) die »Vürhäng auffihängen«, d. h. die an der vorderen Stange herabhängenden Zweige mit Schmielen, Binsen oder Weidenruten hinaufbinden. Unter dem Dache der »Pergl« aber lockt die reifende Frucht in schwerer Fülle. Damit ist aber auch ein neuer zweibeiniger Feind erstanden, nämlich nicht nur naschhaftes junges Volk, welsche Arbeiter etc., sondern in den Weingütern werden auch, besonders wenn es gegen die Lese geht, empfindlichere Diebstähle verübt, die den Weinbesitzern beträchtlichen Schaden zufügen. Deshalb werden nicht nur alle Gitter und Zäune mit Dornen verwahrt und wird an allen Zugängen eine rote, aus Holz geschnitzte Hand, die sogenannte »Saltner-Pratz'n« aufgesteckt, zum Zeichen, daß das Betreten dieses Gebietes verboten sei, sondern es wird auch ein eigener Traubenhüter, Saltner genannt, aufgestellt, dem bei Tag und bei Nacht die Obsorge seiner ihm zugewiesenen »Rigel« (Hutbezirk) gegen unberufene Besucher anvertraut ist. Über die Persönlichkeit dieses Flurschützen und dessen romantische Ausstaffierung ist schon so viel in Wort und Bild veröffentlicht worden, daß ich von einer ausführlichen Beschreibung desselben füglich absehen und mich auf das Notwendigste beschränken kann. Wer sich dafür speziell interessiert, den verweise ich auf meine »Tiroler Volkstypen«, in denen ein Kapitel den Saltner ganz eingehend behandelt.[1]) Er tritt, nachdem er am Sonntag vor Jakobi gewählt wurde und am letztgenannten Tage bei den betreffenden Weinbergbesitzern »fragen« gegangen ist, das heißt sich ihnen vorgestellt hat, am »Unser Frauentag« (15. August), in Tramin am St. Annatag (26. Juli) sein mühevolles Amt an, das er bis zum Ende der Wimmzeit, also bis beiläufig Mitte Oktober versieht. Beim Wimmen selbst beschränkt

[1]) Vgl. L. v. Hörmann, »Tiroler Volkstypen«. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien, Gerold 1877, S. 125 ff.

sich seine Tagestätigkeit fast nur darauf, daß er den Weiberleuten die »Wimmetmesser« wetzen muß.

Die Weinlese, das Wimmen oder das Wimmet[1]) beginnt gewöhnlich in den letzten Wochen des Septembers oder Anfang Oktober. Der Beginn ist abhängig vom Wetter, wie vom Verlauf des Jahres überhaupt und leider auch von der Laune der Weinhändler, welche den Bauern, je nachdem es in ihren Kram paßt, hinhalten oder durch Aufkauf zum Wimmen zwingen. Man liebt selbstverständlich um diese Zeit anhaltend schöne Witterung. Regenwetter erschwert und beeinträchtigt erstlich das Wimmen, indem die Trauben bei der kleinsten Berührung abfallen oder »auseinanderrinnen«, und verwässert zudem die gewonnene Traubenmasse (Maische). Leider lassen sich die meisten bei einem um diese Zeit eintretenden Regen durch die Furcht, derselbe möchte zu lange andauern, zu vorzeitigem Wimmen verleiten, während doch die warmen Tage und kühlen Nächte, welche zusammen die Mehrung des Zuckergehaltes so sehr und rasch fördern, vielleicht in kurzer Zeit eintreten. Auch die Meinung, daß durch zu langes Hängenlassen die Trauben an Quantität des Saftes verlieren und daher weniger »messen«, wirkt ein. So kommt es, daß die »Weimer« oft noch zu wenig abgereift, schon abgenommen werden und der Wein selbst aus den besten Lagen dann entsprechend sauer und wenig gewürzig ist.

Das Wimmen, wenigstens die Abnahme der »Weimer«, besorgen teils Männer, teils Weiber. Reichen die eigenen Kräfte des Weinbergbesitzers nicht aus, so nimmt man bei größeren Gütern, vornehmlich im untern Etschland, fremde um Taglohn auf. Viele Wimmerinnen kommen aus dem Nonsberg. Sie sind an den bunten Kopftüchern leicht erkennbar. Man macht sich schon frühzeitig an die Arbeit. Oft ist es an den kühlen Oktobermorgen so kalt, daß man im Weinberg Feuer anzünden muß, um von Zeit zu Zeit die erstarrten Hände zu wärmen. In den Rebengängen, in deren grüner Dämmerung sich sonst nichts regt, als hie und da das Piepsen eines genäschigen Spatzen oder das geräuschlose Huschen einer »Hegedex« (Eidechse), herrscht zur Zeit der Weinlese ein reges Leben, Gesumme der Wimmerinnen, dazwischen die rauhen Stimmen der Männer. Dutzende von langenden Armen sind bemüht, die herabhängende Frucht des Weinstockes abzunehmen. Den sogenannten »Bodennutzen« unter den »Pergeln« oder »Puntainen«, Getreide, Bohnen etc., hat man schon früher herausgenommen, damit die Arbeiter nicht gehindert sind. Im Acker oder freien Raume zwischen den Rebgängen, sonst neben dem Weinberg auf der Straße steht der Wagen mit der Bottich, dahinter die ausgespannten blanken Ochsen, fressend und wiederkäuend. Das Wimmen geschieht teils mit der Hand, gewöhnlich aber mit dem »Reber« (Rebmesser) oder mit der Schere. Die Wimmerin hält in der linken Hand die Wimmschüssel unter die Traube, mit der rechten schneidet sie die Frucht mit dem »Wimmetmesserle« ab und läßt sie in das Gefäß fallen. Hierbei muß sie zuvor sorgsam die Blätter auseinandergeben, damit sie nicht etwa einen Rebzweig statt der Traube abschneidet. Hie und da fällt mit der Traube eine erschreckte »Gruenz«[2]) in die Wimmschüssel, die dann schonungslos getötet wird. Ist die Schüssel voll, so leert man sie in das danebenstehende Schaff. Ist dieses gefüllt, so wird der Inhalt in die »Zumm« geleert und vom »Zummtrager« zur Bottich getragen und hineingeschüttet.[3]) In dieser werden die Trauben entweder gleich gemostet, das heißt mit dem »Moster« zerstoßen oder dies geschieht erst zu Hause nach der Überführung. Dies ist nun die einfachste Art des Vorganges, der aber nach der Gegend und nach den Verhältnissen sich etwas verschieden gestaltet.

[1]) In neuerer Zeit hört man auch die Wimmet sagen.

[2]) Grüne Eidechse. Vgl. Schöpf, a. a. O., S. 217.

[3]) Über das Wimmen vgl. auch L. v. Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr. 2. Ausg. Innsbruck, Wagner, 1899, S. 134. ff.

Wir haben nun vorerst zur Ergänzung des skizzierten Bildes über Personal, Werkzeug etc. einiges nachzutragen. Beginnen wir mit letzterem.

Die »Wimmschüssel« ist ein trichterförmiges, flaches Gefäß aus Holz mit gerade oder schief unten eingefügter Handhabe und hat etwa 30 *cm* im Durchmesser. Jetzt benützt man statt der hölzernen häufig solche von Weißblech. Der »Reber« oder das »Rebmesser« ist etwa 20 *cm* lang, hat eine breite, vorn gekrümmte Klinge und einen oft verzierten Griff von Buchsbaumholz. Er bildet den Stolz jedes Etschländerbauern und wird von ihm an der rechten Seite der Hose eingesteckt getragen, so daß der Griff vorschaut. Mit ihm klopft er seine Pfeife aus, schneidet er Brot ab u. s. w. Außer dem Rebschneiden wird er, wie wir oben hörten, beim »Bandfirmen« und »Bandanlegen« und zum Abhacken der Enden des »Drals« benützt. In der Kalterer Gegend ist das Rebmesser kleiner und hat auch eine etwas andere Gestalt. Noch kleiner ist das eigentliche »Wimmetmesserl«, dessen sich die Weiber beim Wimmen und schon früher beim »Latteln« und Rebenbinden bedienen. Die besten werden im Eggentale gemacht. Doch kommt in neuerer Zeit beim Wimmen immer mehr die »Schar«, eine federnde Schere, zur Anwendung. Die »Zumm«, auch Gunzal oder Gonzal[1]) genannt, ist eine flache Tragbutte und zwar meist aus Zirbenholz, da dieses weniger fault und keine Würmer zuläßt. Ihre Höhe ist verschieden. Im oberen Etschland hat sie eine Höhe von 1 *m*. Im tieferen Etschland, z. B. in St. Michele sind sie höher, aber schmäler. Die Zummen, mit denen die Kapuziner in Meran und die Franziskaner in Bozen »sammeln« gehen, sind ihrem Zwecke entsprechend größer. Man sieht auch viele, die an der flachen Vorderseite mehr oder weniger ausgeschnitten sind; bei manchen, besonders solchen älterer Form, ist sogar der ganze vordere Rand ca. 30 *cm* vertieft. Den Grund konnte ich nicht erfragen, »sie machen's wie sie wollen«, meinte der Löwenwirt von Villnöß. Vielleicht wird dadurch das Einschöpfen erleichtert. Die »Zummen« haben unten einen Eisenreif, die oberen Reifen sind von Birkenholz. Die unten am Eisen- oben am zweitobersten Holzreif befestigten Tragbänder, »Zummband« oder »Zummwid« genannt, sind meist aus dickem Weiden-, auch aus Lärchen- oder Birkenholz kunstreich gedreht. Man trifft aber auch solche aus geflochtenen Lederriemen. Das Drehen ersterer erfordert eine starke und geübte Hand. Der Volkswitz im Burggrafenamte sagt nicht umsonst: »Vor dem Heiraten muß der Bräutigam kommen und Zummwid[2]) andrehen«.[3]) Hinsichtlich der »Zummen« wäre noch zu bemerken, daß diejenigen, welche zum Messen der »Praschlet« gebraucht werden, auch geaicht sind. Als Anhängsel dieser Tragbutte ist der »Zummpolster« zu erwähnen, der am Rückteil derselben befestigt ist und den Zweck hat, den Druck der schweren Last auf den Rücken zu mildern. Deshalb tragen die »Zummträger« auch dicke abgetragene Lodenjoppen, die ärmellos sind, teils um die Schweißbildung zu vermindern, teils weil das Tragen und Ausleeren der Trauben dadurch erleichtert ist.

Zum Wimmpersonal gehört auch, wenigstens in Meran, der sogenannte »Prabster«.[4]) In früherer Zeit eine wichtige Persönlichkeit, welche die Aufsicht über den ganzen Weinbau hatte, hat er jetzt nur mehr die Aufgabe, die mit Trauben gefüllten Schäffer der Wimmer entweder direkt über die »Stiege« (Leiter) in die auf dem Wagen befindliche »Fuhr-Yhrn« abzuleeren, oder, falls der Standort des Wagens weit entfernt ist, sie vorerst in die »Zummen« der Zummträger zu schütten,

[1]) Ital. congiale (Staffler). In Oberfassa heißt eine große Weinflasche gonza vom latein. congius. Vgl. Schneller a. a. O., S. 237, die Zummen sind auch in Graubünden gebräuchlich.

[2]) -wid = Holz, Weide.

[3]) Für das weibliche Geschlecht lautet der Spruch: Die Braut bringt dem Pfarrer eine Katz' in der Zumm; die muß sie »einfatschen«, d. h. in Windeln einwickeln, was auch keine leichte Arbeit sein mag.

[4]) Probst, mittelhochd. brôbest, aus latein. praepositus, Aufseher. Vgl. auch Schöpf, Tirol. Idiot, S. 517.

die sie dann zur Bottich oder zur »Fuhr-Yhrn« tragen. Schwieriger gestaltet sich sein Amt bei jenen Weingütern, zu denen man mit dem Bottichwagen nicht gelangen kann, sondern wo die Trauben von den »Zummträgern« bis zum Hause getragen werden müssen. So ist es z. B. am Küchelberg bei Meran. Da macht es den armen Prabster dann freilich stark schwitzen, besonders wenn oft vier oder noch mehr »Zummtrager« sind. Jeder hat zwei »Zummen«. Mit den vollen steigen sie herab, die leeren tragen sie wieder hinauf. Bis zu ihrer abermaligen Rückkehr müssen diese wieder gefüllt sein. Der »Prabster« darf also nicht »saumen« d. h. lässig sein, denn die »Zummtrager« sind heikle Leute und beeilen sich sehr, da sie für jeden Gang bezahlt sind.[1]) Wehe, wenn bei ihrer Rückkehr die zurückgelassenen Butten nicht gefüllt sind. Ihr Nahen melden sie dadurch, daß sie auf dem Rückweg unter Pfeifen mit ihrem oben eingekerbten Stock auf der am Rücken hängenden »Zumm« einen Marsch trommeln. Ja, die »Zummtrager« sind manchmal so boshaft, daß sie, wenn sie ihre Butten nicht gefüllt finden, dem »Prabster« zum Spott den Wimmern Trauben abschneiden helfen. Diese Art der Einheimsung ist wie gesagt nur dort üblich, wo man mit Wagen nicht zukommt. Wenn anders möglich aber wird die Traubenmasse in den oben erwähnten »Fuhr-Yhrn« (Bottichen) oder in den sogenannten »Kastelten« (Kastletn) mittels Roß- oder Ochsengespannes, meist mit letzterem, heimgeführt.

Über die Benützung der »Kastelten« werden wir, da sie komplizierter ist, später sprechen. Erstere, nämlich die Fuhr-Yhrn, sind 1½ *m* lange, ovale, hölzerne Gefäße, die einer großen Wanne nicht unähnlich sehen, wie sie denn auch in der Bozner Gegend »Wannen« heißen. Beiderseits haben sie häufig eine durchlöcherte Handhabe. Man liebt diese Art der Heimfahrt, weil die Überführung der ganzen (frischen) Trauben auf diese Weise leicht und sicher ist. Zur Fürsorge gibt man wohl auch, z. B. bei Regenwetter, einen Deckel darüber. Das ist nun freilich eine große Freude, wenn so eine gesegnete Ladung vor das Haus angefahren kommt. Besonders die Kinder sind darob froh gestimmt, steigen auf den Wagen und naschen von den süßen Beeren. Dann wird gleich »gemostet«, das heißt die Trauben werden gewöhnlich noch heraußen vor dem Hause in der Bottich oder »Fuhr-Yhrn« mit dem Moster, in Eppan »Möster«, zerstampft. Letzterer ist ein fast mannshoher Stecken, der unten einen etwa 30 *cm* hohen Kolben aus Laubholz, entweder Buchen-, Lärchen- oder Birnbaumholz, angefügt hat. Die zu einem Brei zerquetschte

[1]) Bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über die Löhne. Hierbei muß man erstlich Stadt und Land, sowie die Lage des Weingutes, Entfernung etc. berücksichtigen. In Meran hat der Wimmer täglich 4 Kr., dann den sogenannten »Halbmittag«, bestehend aus Wein, Brot, Speck oder Wurst, oder auch Käse. Frühstück, Mittag- und Abendessen muß er sich selbst schaffen. Bekommt er die ganze Verpflegung, dann erhält er nur durchschnittlich 3 Kr. In den Landgemeinden hingegen, wo die Arbeitskräfte billiger sind und auch meist weniger steile und beschwerlich zu erreichende Weinberge sich finden als am Küchelberge bei Meran, ist der allgemein übliche Betrag 2 Kr. nebst Verpflegung, ohne diese 3 Kr. Der letztere Fall ist indessen selten, da auf dem Lande der Arbeiter die Verpflegung vorzieht. — Die Wimmerin hat in der Stadt etwa 1 Kr. 40 h. bis 1 Kr. 60 h. und dabei keine Verpflegung. Bezahlung »mit Verpflegung« ist selten. Auf dem Lande hingegen ist es gerade umgekehrt. Da bekommt die Wimmerin die Verköstigung und als Taglohn noch 80 h. bis 1 Kr. 20 h. So ist es jetzt. — Vor zehn Jahren war das Verhältnis noch folgendermaßen: der Wimmer erhielt, je nach Stadt oder Land, 3 bezw. 2 Kr. ohne Kost; die Wimmerin 1 Kr. bezw. 60—70 h. nebst Kost. Auch kam es in Meran vor, daß der Wimmer für die »Yhrn« (ungefähr 80 Liter) bezahlt wurde, natürlich nach Maßgabe der Entfernung. Bei dieser Art der Entlohnung war der Arbeitgeber am besten gegen Faulheit der Wimmer bezw. der »Zummtrager« gesichert. So zahlte man ihnen in Meran noch vor Einführung der neuen Währung im Jahre 1859 für den Yhrn 6—10 Kreuzer Konventionalmünze. Eine solche Art der Entlohnung, jetzt nach Hektolitern, soll noch gegenwärtig hier und da vorkommen. — Bemerken will ich noch, daß sich, wenigstens in Meran, alles, was an Kräften im Hause zur Verfügung steht, am Wimmen beteiligt, indem diese Arbeit als eine feinere gilt, der sich auch bessere Bürgerstöchter nicht zu schämen brauchen.

Masse wird »Maische« oder »Praschlet«[1]) genannt und sieht eigentlich recht unappetitlich aus. Von der Bottich wird sie dann in die »Zummen« geschöpft und so vom »Prabster« oder sonst einem vom häuslichen Dienstpersonal in die »Ansetz« getragen, wo die zu ihrer Aufnahme bereiten »Stander« stehen. Meist arbeiten übrigens zwei »Zummtrager«. In diesem Falle geht abwechselnd der eine mit der vollen »Zumm« hinein, der andere kommt mit der leeren heraus zum Wagen, stellt sich mit dem Rücken gegen die angelehnte Leiter, so daß die »Zumm« auf eine Sprosse in richtiger Höhe aufgesetzt und von dem auf dem Wagen befindlichen Knechte gefüllt werden kann. Wenn die Zeit schon zu vorgerückt ist, überträgt man die Maische, nur damit sie einmal geborgen ist, einstweilen in die »Ansetz« in vorhandene Bottiche und nimmt die Füllung der »Stander« erst am folgenden Tage vor. Gewöhnlich aber wird man noch am selben Abend mit beiden Arbeiten fertig.

Etwas komplizierter gestaltet sich die Heimfahrt und Unterbringung der Weinfrucht dort, wo man »Kastelten« benützt. Es sind das langgestreckte Fässer aus Lärchenholz mit Reifen von Birkenholz. Oben an der »Kastelt« befindet sich eine quadratische, etwa 15 *cm* breite Öffnung zum Einsatz des Praschletkorbes oder »Hutes«, eines viereckigen »Trachters« zum Einschütten der »Maische«. Die beiden parallelen Seitenflächen sind mit dicken Querhölzern versehen, die durch am Rande eingefügte Eisenklammern gezogen sind und darüber hinausragen. Diese »Kastelten« liegen auf dem Wagenboden (»Wagenschanz«). Um das Rütteln zu verhindern, haben sie als Unterlage an zwei oder mehreren Stellen sogenannte »Polster« oder »Bauschen«, das sind Bündel aus Felberzweigen oder anderem Laubwerk. Benützt man nun diese faßartigen Geschirre, so werden die gewimmten Trauben vorerst in der danebenstehenden Bottich oder »Yhrn« auf die oben beschriebene Weise gemostet, was meist Knaben besorgen, dann besteigt einer den Wagen, setzt den Praschletkorb ein und schüttet die Maische, welche ihm vom Untenstehenden mittelst des »Stotz« hinaufgereicht wird, durch den Trichter in die »Kastelt«. Bevor man sie in die »Kastelt« gibt, wird sie gleich nach dem »Mosten« gemessen. Die Bottich ist deshalb innen geaicht. Ist die »Kastelt« gefüllt, dann wird der Trichter abgenommen und statt dessen die »Buggarre«[2]) als »Luck« daraufgegeben. Um den Verschluß noch sicherer zu machen, wird sie mit einer »Huder« (Fetzen) umgeben oder Weinlaub dazwischen eingeklemmt. Das genügt aber noch lange nicht, besonders wenn die »Kastelt« einen weiten Weg zu führen ist, etwa zum entfernt wohnenden Weinhändler, oder die Wege steil und holperig sind. Denn der Most fängt gleich an zu »arbeiten« (gären). Das »Luck« muß deshalb noch sehr fest zugeschnürt werden. Dies geschieht durch den »Strick«, einen aus roher Kuh- oder Ochsenhaut geflochtenen Riemen, den man über den Verschluß hin um den Bauch der »Kastelt« schlingt und mittels eines »Spååls« und unter Zuhilfenahme eines »Tremels« (Holzknüttels) fest anzieht.[3]) Immer fester muß der Betreffende »zurielen«, das heißt das um den »Riel« gezogene Lederseil anspannen, wobei er dasselbe

---

[1]) Richtiger »Braschlet« zu welschtirolischem »brasca«, s. m. die in den Kufen (brentoni) gemösteten Trauben. In Welschtirol Braschlet — Braschk'lt, in älterer Sprache Prastlat. Diese Formen sind Partiz.-Substantive, jene von brascar, diese von brascolar — statt brastar und brastolar, von althochdeutsch brestan = brechen«. (Schneller a. a. O., S. 122.)

[2]) Wohl zu italienisch buco = Öffnung; Luck (Deckel, Verschluß).

[3]) So ein »Strick« ist unzerreißbar und kostet 18 bis 20 Kr. Der »Spåål« (Speidel, mittelhochd. Spidel und Spedel = Splitter) ist ein längliches Holzstück mit einer kleineren und größeren Öffnung. Man benützt es zum Zusammenschnüren verschiedener Lasten, Heuburden etc. Will man dies, dann verknüpft man das eine Ende des Strickes fest mit der kleinen Öffnung, gibt ihn um die Last, zieht das andere Ende durch die größere Öffnung, schlingt es um den quergelegten Holz- oder Eisennagel, führt ihn durch die Öffnung wieder zurück und zieht nun an, immer fester und fester. Für »Riel« kommt auch die Form »Ral« vor. Vgl. Schöpf, S. 530 und 554.

über den Rücken gezogen hat und mit dem ganzen Körpergewicht arbeitet. Freilich muß einer den »Vortel« (Vorteil) haben, es kann's auch nicht jeder. Ist das getan, wird noch die »Kastelt« mit einer Kette am Wagen befestigt, überdies die beiden vordern und hintern »Kipfen«[1]) des Wagens mit Ketten verbunden, um ein Abrutschen der Ladung bei Steigung oder Senkung des Weges zu verhindern. Sind diese Umständlichkeiten, die natürlich fortfallen, wenn der Weg zum Hofe gleichmäßig eben ist, beendet, wird noch der »Trachter« hinter die »Kastelt« geworfen, eingespannt und abgefahren.

Man verwendet in Südtirol meist Ochsen zum Ziehen, oft zwei Paare hintereinander gespannt. Über die ganze Ausrüstung und Behandlung einer solchen »Mehn« (Zugvieh), Art der Anjochung, Führung derselben etc. ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben. Besitzt man eigenes Gespann, benützt man dieses, sonst nimmt man einen »Tschanderer« auf, der Zugtiere hält und läßt die Traubenfuhr durch ihn besorgen. Man fährt sehr langsam und vorsichtig und muß es wohl, besonders bei holperigen Wegen, und wenn man sich der offenen Wannen bedient. Das Überführen der Maische in der Kastelt ist besonders in der Überetscher Gegend beliebt, wo die unebene Lage der Weingüter diese Beförderungsart verlangt. Da herrscht um diese Zeit in Kaltern, Eppan und andern Orten ein ungemein reges Leben. Von früh morgens bis spät in die Nacht bewegen sich Hunderte von schwerbeladenen Praschletfuhren auf den Straßen und schieben sich langsam durch die engen Dorfgassen, so daß man zwischen den Ochsengespannen und den vor den Häusern stehenden Fässern, Ständern und Bottichen kaum vorbeikommen kann. Das Gedränge der ächzenden Wagen, die Gruppen der lebhaft feilschenden Weinhändler und Weinbauern, die laut hantierenden Knechte mit ihren charakteristischen, weißen Fürtüchern und braunen Spitzhüten bilden einen ganz wirksamen Gegensatz zur ruhigen Arbeit des Wimmens in den grünschattigen Rebgängen.

Ist man mit der »Kastelt« am Hofe angelangt, spannt man sofort aus, löst die Ketten oder Seile und entfernt die Tragstangen. Dann wird eine große Bottich herzugerollt und knapp an den Wagen gestellt. Hierauf werden zwei lange dicke Bretter, »Museln«, parallel auf die Bottich gelegt; bisweilen verbindet man sie noch durch zwei Ketten, damit sie nicht aus der Richtung kommen. Zur größeren Vorsicht legt man auf eines derselben noch einen Holzkeil, damit die »Kastelt« beim Darüberwälzen über diese Brücke nicht zu weit ins Rollen komme. Nun wird die »Kastelt« mittels eines Wiesbaums auf der einen Seite gehoben und das eine Brett daruntergeschoben, ebenso macht man es auf der anderen Seite. Auf die so gebildete Brücke wird nun die »Kastelt« langsam gerollt und zwar vorerst nur um eine starke Vierteldrehung, so daß die zugeluckte Öffnung nicht ganz senkrecht auf die Bottich zu liegen kommt und man ihr noch zukommen kann. Jetzt naht der Hauptmoment. Mit Pickel und Hammer wird die »Buggare«, der Verschluß, gelockert. Schon zischt es und spritzt es da und dort heraus, als könnten die eingeschlossenen Geister ihre Befreiung nicht erwarten. Endlich bricht das »Luck« klappernd in die Bottich und hintenach stürzt in mächtigem Schwalle die Maische nach. Die Haue hilft mit und ebnet auch den Berg festerer Masse, die sich bald aus dem flüssigeren Teile vom Boden der Bottich erhebt. Je mehr sich die »Kastelt« entleert, desto mehr wird sie gedreht, bis endlich die Öffnung senkrecht über der Bottich liegt. Neigt sich der Erguß dem Ende zu, wird sie noch einige Male hin und her gewiegt und geschüttelt. Auch greift der Knecht mit dem bloßen Arm hinein und arbeitet mit Hand und Haue darin herum, daß es ganz hohl tönt. Die Arme werden dabei ganz blutrot. Endlich ist die »Kastelt« leer, wird zurückgerollt

[1]) Vier unter einem stumpfen Winkel aufstehende, in »Kipfstock« und »Achsenstock« eingefügte Pflöcke, um die Last des Wagens zu umspannen. Vgl. meine »Tiroler Volkstypen«, S. 78 (die Fuhrleute).

und mittels einer sogen. Hakenleiter auf den Boden herabgelassen und weggeschafft. Etwaige auf der Erde liegende Beeren werden noch sorgsam zusammengeklaubt und zur andern Maische in die Bottich geworfen. Bei größeren Höfen, deren Besitzer auch Weinhandel treiben, wird nun gleich mittels eines in die Maische getauchten Meßinstrumentes der Zuckergehalt derselben geprüft.

An das Abladen der »Praschlet« schließt sich, da, wie wir hörten, die Trauben schon vor der Einfüllung in die »Kastelt« gemostet wurden, sofort die Übertragung in die »Ansetz«, den Gärraum. Der Vorgang ist ähnlich, wie bei der früher beschriebenen Heimführung der frischen Trauben in der »Fuhr-Yhrn«, nur wird die Maische jetzt nicht mehr vom Wagen herab in die Tragbutten der »Zummtrager« geschöpft, sondern aus der auf dem Boden stehenden Bottich. Zu dem Zwecke wird die »Zumm«, die ziemlich die gleiche Höhe mit letzterer hat, knapp an sie hingestellt. Damit beim Einschöpfen nichts »verlur« geht, hängt man die »Kunst« ein. Es ist dies ein einfaches, etwa $^1/_4\,m$ breites Zinnblech, das oben mehr oder weniger eingebogen ist und mit dem kurzen Teile in die Bottich, mit dem längeren in die »Zumm« hineinhängt. Wenn die Maische zur Neige geht, stützt man die Bottich durch das »Böckl«. Zum Schluß wird die Bottich noch mit etwas Wasser ausgeschwemmt und so der letzte Rest der Maische mit der letzten »Zumm« in die »Ansetz« getragen.

Diesen Gärraum, der hie und da etwas tiefer liegt, so daß man einige Stufen hinabsteigen muß, umgibt stets mystisches Halbdunkel, das nur spärlich durch den Schein einer Lampe erhellt wird. Hier stehen nun die »Stander«, in welchen die »Praschlet« (Maische) zur Gärung angesetzt wird. Es sind hohe, aufrecht stehende Fässer in Zylinderform. Im obern Boden haben sie ein meist viereckiges Loch, so groß, daß die Maische aus der »Zumm« leicht eingeschüttet und auch ein mittlerer Mann, den einen Arm vorgestreckt, den andern zurück, durchschliefen kann, was zum Zwecke der Reinigung notwendig ist. Ganz unten, knapp über den Reifen, befindet sich das Spundloch, durch welches der Wein beim Abziehen in die Fässer abgelassen wird. An der Seite des »Standers« ist häufig der hl. Urban oder ein anderer Weinheiliger gemalt, wie sich denn auch an den Wänden der »Ansetz« solche Heiligenbilder da und dort angebracht finden. Die »Stander« ruhen gewöhnlich auf einem hölzernen Gestelle, »Gånter« genannt. Wenn nun die »Praschlet«, sei es aus der »Fuhr-Yhrn« oder aus der »Kastelt«, beziehungsweise der großen Bottich in die »Ansetz« eingetragen wird, wird an den »Stander« eine Leiter, die sogenannte Stiege angelehnt. Über die muß der »Prabster« oder ein anderer »Trager« mit der gefüllten Zumm hinauf und den Inhalt unter vorsichtigem Neigen der Butte auf der Achsel durch das viereckige, verhältnismäßig kleine Loch des »Standers« hineinschütten, was eine ziemliche Übung und Geschicklichkeit voraussetzt. Er darf sich hierbei auch nicht stark darüberbeugen, sonst wird er betrunken, besonders wenn schon einige Tage vorüber sind und die »Weimer« schon zu »arbeiten«, d. h. zu gären begonnen haben.

Die Hauptgärung ist schon in einigen Tagen vorbei.[1]) Während dieser Zeit — gewöhnlich durch acht Tage — muß der »Stander« offen gehalten werden, sonst

[1]) Um den Gärungsprozeß zu beschleunigen, bedient man sich in neuerer Zeit eigener Filtriermaschinen, sogen. »Weinfilter«, bei denen der Wein aus dem »Stander« in ein zweites Gefäß mit Filtriermasse geleitet und durch gewaltigen Druck durchgepreßt wird. Eine solche »Weinfilter« kostet bei 900 Kronen. Die neueren Gärräume sind überhaupt sehr praktisch gebaut und mit modernen Einrichtungen versehen. In so einer »Ansetz« brodelt es in den Standern wie in einer Küche. Das kommt vom Entweichen der Gase. Am Oberdeckel des »Standers« ist nämlich eine sogenannte Gärkandel mit Wasser angebracht, welche den Zutritt der Luft verhindert, hingegen die Gase entweichen läßt. Auch der richtigen Temperatur in »Ansetz« und Keller wird die größte Aufmerksamkeit zugewendet.

würden die Gase ihn zersprengen. Dann aber wird die Öffnung mit dem »Luck« fest verschlossen und die Fugen überdies noch mit Lehm verschmiert, um den Zutritt der Luft abzuhalten.[1]) Bei dieser Gärung senkt sich das Dicke, Schwere zu Boden, während die leichtern Bestandteile, nämlich »Traschglen«[2]) (Kämme) und »Bälge« (Hülsen) obenauf schwimmen.[3]) In 8—14 Tagen, gewöhnlich Ende Oktober, oft erst um »Kathrini« (25. Nov.), hat der Wein vollständig ausgegoren. Der klare »Vorschuß« wird mittels der »Pip'n« (Zapfhahn) in die »Zummen« abgelassen, in den unter der »Ansetz« liegenden Keller getragen und dort mittels des »Kiefters« oder »Tiefkårs«[4]) vorerst in das »Lagerfaß« abgezogen, wo er um die Zeit der Rebenblüte noch eine kleinere Nachgärung durchmacht.[5]) Oft wird mittels des »Spinellbohrers« schon früher, besonders um das künftige Getränk oder den Stand der Gärung zu prüfen, Wein abgezapft; mancher alte »Stander« sieht wie eine durchlöcherte Scheibe aus. Das »Spinelloch« wird dann mit einem Holzzäpfchen wieder verkeilt. Die Zeit der Einfüllung in die Fässer wird am Bauch des Fasses mit Kreide angeschrieben, ebenso die Lage, woher der Wein stammt.

Der Neuwein spielt bekanntlich am lustigen Kirchtag, aber auch in den darauffolgenden letzten Tagen des Spätherbstes eine ähnliche Rolle wie der »Heurige« in Wien und anderen Weingegenden. Diese von den Altvordern überkommene Sitte des »Törggelns« gehört streng genommen nicht jenen Bezirken an, in denen wir uns gegenwärtig bewegen. Seine eigentliche Heimat ist das Eisaktal, deshalb werde ich auch bei Behandlung dieses Weinbaugebietes darüber ausführlicher sprechen. Im Etschland und Burggrafenamte kennt man nur den Brauch, daß der Weinbauer denjenigen, der von ihm den Wein bezieht, zu sich in die Torggel einladet, das neue Getränk zu kosten, wobei es ihm ein besonderes Vergnügen macht, den »Herrenleuten« einen »Schwips« anzuhängen. In neuerer Zeit allerdings hat sich die Sitte des »Törggelns«, wohl unter dem Einfluß des Fremdenverkehrs, allmählich auch nach dem Etschtal verpflanzt und das freudige Ereignis des neuen Weines wird in den verschiedenen »Buschen« (Weinschenken)[6]) gefeiert. Dieser »Neue« hat übrigens viel auf dem Gewissen, indem er nicht »nur in die Füße geht«, sondern auch in die Köpfe steigt und nur zu oft blutige Raufhändel veranlaßt. Im tiefern Etschtal, so in Trient, wird die Einweihung des neuen Weines am St. Martinstage (11. November) durch Musik und Böllerschüsse, durch Volksbelustigungen und abendliche Stadtbeleuchtung festlich begangen.

Doch kehren wir wieder zur unterbrochenen wirtschaftlichen Seite zurück.

Nach dem Abziehen des »Vorschusses« in die Fässer wird auf die »Trestern«, die im »Stander« bleiben, meist unter Rückbehaltung eines kleinen Weinrestes, Wasser aufgeschüttet und zwar ebensoviel, als man Wein abgelassen hat, nebst Zucker, und so unter zweiter Gärung ein Nachwein[7]) erzeugt, der Vino piccolo heißt. Es ist

---

[1]) Im Eisaktale heißt dieses »Luck«, »Buggál«. Vgl. oben S. 79, Buggarre = Deckel.

[2]) Im untern Etschland »Pratschen« genannt. Vgl. Menghin, Aus dem deutschen Südtirol, Meran 1884, S. 158.

[3]) Der sogen. Tresterhut.

[4]) Kiefter, wenn es nicht, wie Schöpf a. a. O. S. 414 meint, eine Entstellung von Tiefkår ist, wohl zu Kufe gehörig. Kår = Schüssel, Gefäß. Tiefkår ein großer tiefer, meist viereckiger Trichter, der oben in das Faß eingesetzt wird, um den Wein einzugießen.

[5]) Vgl. Goethes »Nachgefühl«: Wenn die Reben wieder blühen, Rühret sich der Wein im Fasse.

[6]) Die Weinschenken sind im Etschland durch ein Büschel grüner Buchenzweige, das sogenannte Tschöggele (Quaste) gekennzeichnet.

[7]) Dürfen wir der Stimme des Volkes glauben, so wurde von einigen spekulativen Weinzüchtern früher, besonders Anfang der letzten achtziger Jahre, diese Prozedur noch ein drittes- und viertes Mal wiederholt. Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1871, Nr. 244. Tiroler Volksblatt, Jahrg. 1892, Nr. 16 und 17. Dieser unsauberen Manipulation und Kunstweinfabrikation mit Traubenzucker und Spiritus, die nahe daran war, den gesamten Weinhandel Tirols in Verruf zu bringen und gewissen-

der Wein für die Taglöhner, die ihn übrigens nicht viel achten und ihn gewöhnlich nur mit dem Spottnamen »eing'sperrtes Herbistwasser« belegen. Die »Trebern« werden dann zur Gewinnung von Branntwein und schließlich als Viehmast verwendet.

Diese gegenwärtig geübte Weinbereitung ist übrigens nicht herkömmlich, sondern hat sich erst seit einigen Dezennien eingebürgert. Früher kannte man überhaupt nur den »Vorschuß« und den »Druck«. Unter ersterem versteht man, wie schon bemerkt, den Wein erster Gärung. Dann wurden die »Trestern« aus den »Standern« herausgenommen und »getorkelt« d. h. mit der »Torggl«[1]) gepreßt. Der so gewonnene Wein war der sogenannte »Druck«, der als »Haustrunk« und als Taglöhnerwein benützt wurde. Erst in den traurigen Zeiten der Traubenkrankheit in Mitte der letzten fünfziger Jahre wurden nach der oben beschriebenen Weise die »Trestern« im »Stander« unter Zutat von Zucker, Zibeben, selten Pfeffer, nochmals zu »Nachwein« oder Vin piccolo und schließlich hie und da durch Herausnahme und Keltern derselben zu »Leps« verarbeitet. In früherer Zeit erhielt der welsche wie der deutsche Arbeiter den »Druck« als Trank, während er sich jetzt mit Nachwein oder mit »Leps« begnügen muß. Wenn man jetzt von »Druck« spricht, meint man immer den Weißwein. Da man bei ihm auf die beliebte rote Farbe, die der Wein aus roten Beeren nur durch die Vergärung erhält, nicht reflektiert — gefärbt kann er später immer noch werden und wird es auch häufig —, so wird die vorher gemostete (mit dem Moster zerstampfte) Traubenmasse gleich ins »Torgglbett« gegeben. Dann fließt das Lautere ab, die »Trestern« aber werden gepreßt und geben den »Druck«.

Diese ganze bisher geschilderte allgemein übliche Art der Weinbereitung nennt man »vergären« und den dadurch erhaltenen Wein Vergärer-, Tresterer- oder Trebernwein. Eingeführt, richtiger gesagt verbreitet wurde diese welsche Methode, wie schon eingangs erwähnt, im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts durch den gelehrten Trientiner Hippolyt Guarinoni, Arzt des kgl. Damenstiftes in Hall, der sie gegenüber der bisherigen, die er als gesundheit- und sittenschädlich hinstellte,[2]) in seinen Werken warm und eindringlich empfahl. Richtig ist, daß der »Most«- oder »Höpfwein«, wie ihn Guarinoni nennt, bedeutend stärker und insofern Blut und Nerven mehr angreifend und aufregend ist. Daß aber die neue Methode so rasch und allgemein im Etschlande Eingang und weiteste Verbreitung fand, dafür waren wohl andere Gründe ausschlaggebend als die von Guarinoni geltend gemachten. Sie hing in erster Linie mit der Verdrängung der einheimischen härteren Traubensorten durch italienische weichere, vor allem der von Guarinoni angeratenen »Vernatschtraube« zusammen, für welche sich die aus Italien stammende Weinbereitung durch »Vergärung« besser eignete und aus andern wichtigen Gründen sich empfahl. Durch die neue Methode wurde der Wein bald trinkbar und infolgedessen — was die Hauptsache war — bald verkäuflich, brachte also den Bauern viel rascher das darauf ruhende Kapital herein, als der getorkelte »Most- oder »Höpfwein«, der jahrelang braucht, bis er die Herbheit und Säure verliert. Allerdings ist er dann viel stärker

hafte Weinzüchter zu schädigen, ist namentlich durch die Gründung der Keltereigenossenschaften und deren reelles Gebaren ein einigermaßen sicherer Riegel vorgeschoben worden.

[1]) Da die »Torggl« (alte Weinpresse) mehr in das Gebiet des Steckelebaues und des Most- oder Höpfweines einschlägt, wird sie dort ausführliche Behandlung finden.

[2]) Es geschah dies in seinem 1640 bei Wagner in Innsbruck erschienenen Büchlein Hydrosnogamia und vorzüglich in seinem umfangreichen Werke: »Die Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts.« Ingolstatt, Angermayr, 1610. Hier ist es fast possierlich zu lesen, mit welcher Leidenschaftlichkeit und Urwüchsigkeit dieser gelehrte Doktor im vierten Buche für seinen »Vergörner« oder »Fürgörner« und gegen den »Höpffwein« auftritt. Ersterer, nämlich der »Vergürer« (Trösterwein) ist ihm der »allervollkomneste«, »ein dreyerley herlich Scheidwerck«, den »Höpfwein« nennt er »zwölferley Schelmstück«, einen »Säwtranck«, ein »lauter Säwgeschlepper«, das »gar kein Beschaffenheit eines Weins hat«, die »groß Unfläterey auf Erden«, die »gar verbotten und ausgewürtzt werden soll« u. s. f.

und edler, auch viel haltbarer und so zur Versendung geeigneter als der andere, der selten zwei Jahre, ja von schlechterer Sorte oft kaum ein Jahr aushält. Doch konnte man ihn durch Aufschütten auf frische Trestern wieder verjüngen, und die Haltbarkeit kam nicht so sehr in Betracht, da er im Lande innerhalb eines Jahres aufgebraucht und die Verführung außer Landes durch die hohen Zölle ohnehin bedeutend erschwert war. Dafür benötigte er, weil er eben rascher sich klärte, weniger Fässer und keine so großen Kellerräume. Die Einführung der zwar nicht so edeln, aber ungemein saftreichen, also mehr Wein gebenden Vernatschsorten und die damit zusammenhängende neue Art der Weinbereitung empfahlen sich also aus finanziellen und ökonomischen Gründen. Möglichst große und möglichst rasche Ausnützung der Rebe nach der Quantität, wenn auch auf Kosten der Qualität, war der Hauptbeweggrund, welcher den Etschländer Bauer von Kortsch an der Weingrenze im Westen bis nach Salurn im Süden veranlaßte, die neuen Traubensorten und damit auch die welsche Art der Weinbereitung einzuführen.

Damit hängt auch, wie wir schon eingangs erwähnten, vielleicht die Einführung des Pergelbaues zusammen, da die nunmehrigen Reben einen langen Schnitt verlangen, sowie auch das eingeführte stärkere Düngen und Wässern, wovon wir gleich sprechen werden.

Zuvor müssen wir aber noch einen Blick in den Weinberg werfen, den wir mit der Heimführung der gewimmten Trauben in »Fuhr-Yhrn« und »Kastelten« verlassen haben. Da wäre über das »Wimmen« selbst noch nachzutragen, daß man beim Abnehmen der Trauben eine gewisse Ordnung einhält, also die roten und weißen, wie überhaupt die verschiedenen Traubensorten auseinanderhält. Dies gilt selbstverständlich auch hinsichtlich der Reife. Die dunkeln Lagreintrauben kommen zuletzt an die Reihe.

Das »Wimmet«[1]) dauert in der Regel drei Wochen. Von größeren Festlichkeiten, wie sie außerhalb Tirols den Schluß der Weinlese bezeichnen, ist im oberen und mittleren Etschland, entsprechend dem mehr ruhigen Charakter der Bewohner, außer einigen vereinzelten Böllerschüssen, die in Terlan abgefeuert werden, nicht viel zu spüren. Lustiger geht es im tieferen Etschland gegen die welsche Grenze hin zu.[2]) So erhält in Auer derjenige, der die letzte Traube schneidet, einen Kranz. Nach der Lese ziehen die Winzer insgesamt vor das Haus desjenigen, dessen Weingarten am letzten zur Bearbeitung gelangte. Voran wird eine Stange getragen, die mit Laubkränzen und Trauben geziert ist. Dabei wird gesungen und geschossen. Beim Gutsherrn erhalten sie alle ein Mahl. Auch ziehen die Winzerinnen als Masken verkleidet, Lieder singend, durch das Dorf. In ähnlicher Weise verleiht man in Salurn der Freude über die glücklich verlaufene Weinlese Ausdruck. Auch hier wird der »Wimmkranz« von einem Zuge Saltner und Wimmer unter Pistolen- und Böllerknall in das Haus desjenigen Besitzers getragen, bei dem die letzten Trauben eingebracht wurden.

Als Nachfeier der Weinlese und zugleich als Abschluß des Wimmens kann das sogenannte Spigeln[3]) betrachtet werden, das einige Zeit nach dem Wimmen von den Hausleuten selbst vorgenommen wird. Man versteht darunter das Absuchen der »Pergeln« nach stehen gebliebenen Traubenresten, die sich noch da und dort zwischen dem Rebenlaube versteckt, dem Auge und Rebmesser des Winzers zu entziehen wußten. Da sie durch die meist warmen Tage der zweiten Hälfte

[1]) Auch die »Wimmet«.

[2]) Vergl. L. v. Hörmann: Der heber gât in litun. Ein Erklärungsversuch dieses althochdeutschen Gedichtes, mit einer Beigabe tirolischer Ackerbestellungs- und Erntegebräuche. Innsbruck, Wagner, 1873, S. 44.

[3]) Ital. spigolare zum latein. spica = die Ähre, also vom Ährenlesen übertragen.

des Oktobers gut ausgereift sind, sind sie für die Hausleute, besonders für die Töchter und ihre eingeladenen Freundinnen, eine willkommene Näscherei.

Unterdessen haben auch bereits die Nacharbeiten für die Rebe begonnen. Dazu gehört einmal das »Laabstraafn«, so heißt man das Abstreifen, beziehungsweise das Abbrechen des Laubes von den Rebzweigen. Es geschieht oft schon gleichzeitig mit dem Wimmen oder kurz darauf. Teilweise wurde es, wie wir hörten, schon während des Jahres Mitte Juni, anläßlich des »Ausbrockens« oder »Abgrasens« vorgenommen. Das Laubwerk wird mit Heu gemischt als Viehfutter verwendet.

Eine weitere sehr wichtige Arbeit ist das »Rebenschneiden«, das im Wegschneiden der überflüssigen Schößlinge besteht. Es wird mit dem »Reber« oder »Rebmesser«, jetzt meistenteils mit der Rebschere vorgenommen, weil sie einen geraden Schnitt ermöglicht und hierbei kein Lockern der Wurzeln stattfinden kann, was beim schiefen Schnitt mit dem Rebmesser besonders in nachlässiger Hand stets zu befürchten ist. Als Trag- oder Triebholz wird der erste gesunde Trieb »Laafer« (Läufer), auch »Rute« (Meran) oder »Ausreißerin« (Bozen) genannt, an dem in diesem, beziehungsweise im vorigen Jahre gewachsenen Holze beibehalten — die »engaugeten« sind die besten —, die andern Triebe aber entweder fortgeschnitten oder als sog. Däum (Daumen) mit ein bis zwei Augen zugestutzt. Diese »Däum« haben großen Wert. Nicht umsonst sagt der Bauernspruch: »Hundert Däum geben eine Yhrn Wein.« Das Rebschneiden gilt beim Volk als »Kunst«. Die Zeit ist verschieden, manche ziehen den Frühjahrschnitt, manche den Herbstschnitt vor. Beide Zeiten haben ihre Vor- und Nachteile. An manchen Orten werden die Reben im Frühjahr und im Herbste beschnitten. Hierbei herrscht auch der Glaube, daß alle an einem Donnerstag beschnittenen Reben absterben oder zum mindesten in diesem Jahre unfruchtbar bleiben.

Mit dem Beschneiden der Reben hängt zum Teil die Fortpflanzung zusammen. Wo Pergelbau ist, also durch das ganze Etschland und Vinschgau, bedient man sich hierzu fast immer der »Raseln«[1]) oder Setzlinge (Schnittreben), die man entweder von der Rebschule kauft oder zu späterer Verwendung im Hausgarten selbst zieht. Doch kommen sie auch sofort beim Schnitt zur Verwendung. Die Pflanzung durch Ableger, das sog. Proven[2]) oder »Vergruben« kommt nur ausnahmsweise zur Auswechslung benachbarter toter oder tragschwacher Weinstöcke vor. Da diese besonders in Welschtirol beliebte Art nur bei »Steckelebau« eine Berechtigung hat und in solchen Bezirken geübt wird, also im Eisaktal, Suganertal, Vorarlberg, so wird sie dort ausführlich zur Besprechung kommen. Bei der erstgenannten Art der Fortpflanzung werden die Rebsetzlinge an Orten, wo neue Weingärten angelegt werden, im April oder Mai in die Erde gegeben, nachdem man sie an einem warmen Orte zum Auskeimen gebracht hat. Das dünne Reisig, das den jungen Schößlingen als Stütze dient, heißt »Manaile[3]).

Nach dem Beschneiden der Reben werden die Wurzelstöcke ein bis zwei Spannen hoch von der Erde entblößt, was mit Pickel und Haue geschieht, die »Schwe(b)- oder Tauwurzeln«, das sind die am Wurzelstock seitwärts ebenaus gewachsenen Wurzeln weggeschnitten, was man »Abschweben« nennt. Es hat den Zweck, damit die Rebe die Hauptwurzel mehr in die Tiefe treibt und dadurch den strengen Winter leichter aushält. Dann wird Dünger, am liebsten alte Hadern,

---

[1]) Wahrscheinlich nur mundartliche Form für »Reislein«.

[2]) Pfropfen, mitteldeutsch prophen zum althochd. phrofa = Setzling, vom latein. propagare.

[3]) Maneil nach Schneller, Roman. Mundarten, S. 270, wahrscheinlich, »da die Reben vorzugsweise an Ulmen gebunden wurden, aus ulmus eine Ableitungsform olman, demin. olmanel = Stab, von der Ulme gebildet, wobei ol, für den Artikel (ol = il) genommen, abfiel.«

»zugelegt« und die Erde wieder daraufgeschaufelt, das sog. Einschöpfen, wobei das abgeschnittene Holz untergeackert wird.

Hinsichtlich des Düngens wäre noch zu bemerken, daß man starkes Düngen als gutes Mittel gegen den Rebtod hält. Sonst heißt die alte Regel, man solle nicht mehr düngen und wässern, als »der Has scheißt und die Maus[1]) pißt«, was auf das »Wässern« bezogen sagen will, daß man von einer künstlichen Bewässerung absehen soll. Wenn nun auch dieser Satz nicht für jede Lage und jede Rebensorte gelten mag und gerade die weitverbreitete Vernatschtraube mehr Feuchtigkeit verträgt, so dürfte doch der Vorwurf zu reichlicher Bewässerung, welchen schon Beda Weber und Staffler erhoben, nicht unberechtigt sein. Besonders in der Bozner und Meraner Gegend ist das starke Wässern üblich, wodurch allerdings das Erträgnis bedeutend gesteigert, aber die Güte des Weines gemindert wird. Überall führen Wale das Wasser zu, oft von weit her. So besitzt eine Meraner Gesellschaft eine Leitung, welche das Wasser aus dem Spronsertale in die Güter des trockenen Küchelberges führt und deren Benützung für die Teilnehmer mittels eines eigenen »Wasseransagers« geregelt ist. Der Aufseher heißt »Wåler«.

Als letzte Arbeit kann das »Niederlegen« und »Zulucken« der Reben angesehen werden, doch kommt dieses nur selten zur Anwendung und ist auch von der örtlichen Lage und der Rebensorte abhängig. Es geschieht von vorsichtigen Bauern gewöhnlich um »Kathrini« (25. November), besonders in kälteren Lagen, in der Gegend von Vilpian und Terlan, ferner »auf dem Moos«, das ist in der Ebene des Etschlandes unter Bozen, hingegen in Meran, sowie in den »Gütern«, das ist in den Höhenlagen, ist es nicht so notwendig, weil es dort nicht so kalt ist. Auch sind nicht alle Rebenarten gleich empfindlich. Die Weißvernatsch und die Erdbeertrauben halten mehr aus, empfindlicher sind die Marzemin, die Edelschwarze, die G'schlafne etc. Das »Zulucken« der Reben geschieht auf zweierlei Art. Man legt sie, nachdem sie losgebunden, der Pergelzeile entlang auf den Boden, verflicht sie ineinander und bedeckt sie entweder mit Stroh, Türkenstroh (Penegål)[2]) oder »G'fraß«, das ist schlechtes, dürres Gras, wie es unter den »Pergeln« von selbst wächst, Kartoffelkraut und schaufelt die Erde gegen die Mitte zu, jedoch nur bis an das »G'fraß«, oder die Reben werden einfach nur mit Erde zugedeckt. Die letztere Art wird »Einschöpfen« genannt. Es schützt mehr gegen die Kälte, kann aber bei zu warmem Vorfrühling und folgendem Nachwinter sehr verhängnisvoll werden, indem das in die Erde gesickerte Schmelzwasser gefriert und die anliegenden Rebaugen schädigt. Das »Zulucken« bewährt sich vorzüglich in milden Wintern, läßt aber den Feldmäusen leichter Zutritt, die den nur mit Stroh oder »G'fraß« bedeckten Reben leichter beikommen und sie zernagen. Man hilft sich dagegen durch einen Giftbrei, mit dem man die Reben vor dem Zulucken bestreicht.

Damit wäre der Kreis der Arbeiten und Verrichtungen, so weit sie die auf »Pergeln« gezogenen Reben betreffen, geschlossen und wir können uns nun zur andern Zieh- und Bauart, zur Pflege und Behandlungsweise der »Steckele- oder Strareben« wenden.

---

[1]) Variante: Der Himmel.

[2]) Penegål und Penegålen eigentlich die Federn der Maisstengel. Lateinisch panicula bedeutet Rispe. Vergl. Schneller a. a. O., S. 272.

Schluß folgt im Jahrgang 1906.

Deutsche Sprachinseln.

Von

M. v. Prielmayer.

Nicht mit scharfen Strichen, wie die politischen Grenzen der Staaten, lassen sich die natürlichen Grenzen der Völker, die Sprachgrenzen, bezeichnen; das bewegliche Element der lebenden Bevölkerung verwischt und verschiebt sie, unbekümmert um die politische Zugehörigkeit. In diesem Hin- und Herfluten erhalten sich aber unter der Einwirkung besonderer Verhältnisse Reste des zurückgehenden Volksstammes, getrennt vom eigenen geschlossenen Sprachgebiete, wie Inseln im Meere, losgerissen vom Festlande.

So hielten und halten sich noch solche Sprachinseln, deren Bewohner, umgeben vom fremden Element, ihr Deutschtum wahrten, auf österreichischem Gebiet in Welschtirol im Nonsberg, in Fleims, im Fersental und in Lusern, auf italienischem Boden in ein paar Orten der Sette Comuni, in der Zahre, in Bladen und Tischelwang, sowie in den neun deutschen Gemeinden in Piemont an der Süd- und Ostseite des Monte Rosa-Stockes, ferner auf österreichischem Boden in Zarz und Gottschee im slovenischen Sprachgebiete.

Ihre Erhaltung verdanken sie hauptsächlich ihrer Lage in stillen Gebirgsgegenden, fern vom großen durchgehenden Verkehr, im Schutze der sie umgebenden Berge; was ihnen aber so zum Vorteil gereicht, bringt ihnen dafür auch den Nachteil, daß sie außer unmittelbarer Verbindung mit den Bewohnern des geschlossenen großen deutschen Sprachgebiets stehen und in ihrer Vereinsamung ein stilles, unbemerktes Dasein führen. Während das fremde Element in den fruchtbaren größeren Tälern mit ihren Verkehrsadern vordrang, zog sich dort das deutsche Element in den Schutz der Bergeinsamkeit zurück, und wollen wir es kennen lernen, so müssen wir abgehen von den großen Touristenstraßen und müssen es in seinen stillen, entlegenen Winkeln aufsuchen.

Manches ist schon geschehen in Schrift und Wort, um die Aufmerksamkeit der Deutschen auf ihre Stammesbrüder in jenen Sprachinseln hinzulenken, v. Czoernig, Nibler, Pock, Dr. Rohmeder u. a. haben ehrlich das Ihrige getan, um das Interesse für jene isolierten Deutschen zu wecken, und verschiedene Vereine, vor allen der (reichsdeutsche) Allgemeine Deutsche Schulverein und der (österreichische) Deutsche Schulverein, haben es wahrlich an Bemühungen und Opfern nicht fehlen lassen, um den größtenteils armen Gemeinden werktätige Hilfe in dem Ringen um die Erhaltung ihrer Muttersprache zu leisten und weitere Kreise für dieses Unternehmen zu gewinnen.

Ein Faktor aber hat bisher nahezu versagt: die Bekanntschaft mit jenen Sprachinseln und ihren Bewohnern ist auf eine ganz geringe Zahl von Deutschen beschränkt geblieben. Und doch sind jene Gegenden mit ihren eigentümlichen Reizen recht wohl des Besuches wert, so gut wie ihre Bewohner, denen der Besuch das drückende

Gefühl der Vereinsamung mildert, und die den Deutschen mit Freuden als Landsmann begrüßen. Ihnen müssen wir zeigen, daß sie uns unvergessen sind. Ein stärkerer touristischer Verkehr wird ihnen zugleich mit dem Vertrauen auf ihre Zukunft auch die Möglichkeit der Besserung ihrer allgemein kärglichen Verhältnisse bringen.

Der D. u. Ö. Alpenverein ist kein politischer Verein und unser Besuch in jenen Sprachinseln entbehrt ganz und gar des Charakters einer Propaganda; wir machen lediglich von unserm guten Rechte Gebrauch, wenn wir unsere Schritte dahin lenken und unsere Landsleute aufsuchen, ihre Lebensweise kennen lernen, ihre Wohnsitze durchwandern und ihre Berge besteigen. Es ist auch nicht die Ausdehnungssucht des deutschen Alpinismus, die uns dazu veranlaßt. Wer davon sprach[1]), der faßte den Alpinismus von einem ganz unberechtigten Standpunkte auf, denn der Alpinismus soll nicht trennen, sondern verbinden zur Erreichung idealer Ziele; er ist international.

Hier mag auch gleich die Bemerkung angebracht werden, daß wir im deutschen Sprachgebiet auch die deutschen Namen gebrauchen wollen und dies als Recht beanspruchen; warum sollten fremdsprachige Bezeichnungen, die so oft nur Verstümmelungen deutscher Namen sind, hier Stelle finden? Das Beispiel, das uns Österreich selbst auf Karten österreichischen Gebiets gibt, wollen wir nicht befolgen.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns zunächst jener teils zu Österreich, teils zu Italien gehörigen Gegend zu, die nahe der Südspitze von Tirol östlich von dem bereits verwelschten unteren Etschtal gelegen, lange Zeit deutsch blieb, schließlich aber doch fast ganz der von allen Seiten andringenden Verwelschung verfiel. Dort wird auf den Höhen von Folgaria und S. Sebastiano wie auf der Hochfläche von Lavarone kein deutsches Wort mehr laut und die einstigen »Sieben deutschen Gemeinden« auf ihrer Hochebene südlich des Brentatals (Val Sugana) sind zu den »Sette Comuni« geworden, wenn auch in den mehr abseits gelegenen Rotzo, Mezza Selva und Roana (einst Rotz, Mittewald und Roan) noch aussterbende Reste der deutschen Sprache bestehen.

Inmitten der ganzen verwelschten Gegend hat sich nur eine einzige Gemeinde in zähem Widerstande ihr Deutschtum erhalten; rings umgeben vom italienischen Element ist Lusern deutsch geblieben, trotz allen Anfechtungen.

Wie hier die Luserner, so halten räumlich davon getrennt, aber vom gleichen Geiste beseelt, die deutschen Bewohner eines Teils des Fersentals, nördlich von Pergine, ihr Deutschtum hoch und haben alle Versuche, ihnen dieses zu nehmen, siegreich abgewiesen.

Diese Deutschen in Lusern und im Fersental nun sind es, die wir besuchen wollen.

Bei Trient bricht aus dem scheinbar geschlossenen, massigen Felswalle der östlichen Talwand, dessen Hang üppige Rebengärten und zahlreiche menschliche Wohnsitze trägt, in tiefer, enger Schlucht der Fersenbach hervor zur Etsch, ein wilder Bergbach, der sich hier den Durchgang erzwungen hat. Verwüstung bezeichnete seinen Lauf von seinem Ursprunge herab bis über die geneigte Ebene von Pergine, bis menschliche Energie ihm endlich nach Möglichkeit Schranken anlegte durch ein ganzes Verbauungssystem.[2]) Immer wieder rüttelte das wilde Bergwasser an seinen Fesseln und im Spätherbst 1903 brachen bei schwerem Unwetter die wütenden Fluten aus den Kesseln und Rinnsalen des Fersentals hervor, alles zerstörend, was ihnen im Wege stand; die angelegten Schutzbauten schützten aber wenigstens das auf der breiten Talsohle bei Pergine gelegene fruchtbare Land.

[1]) In Alto VII., 1896, S. 52.

[2]) A. Woditschka, Die Fersina und ihre Verbauung, Mitt. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 286.

Auf langem, gewundenem Viadukt über die fruchtbare Sohle des Etschtals allmählich sich hebend, schlängelt sich die Val Sugana-Bahn über den Fersenbach an dessen linkes Ufer und steigt in weit nach Süden ausholendem Bogen an dem östlichen Talhange zwischen Gärten und Feldern empor mit reizendem Blick auf das Etschtal mit Trient und dem befestigten Doß Trento, bis sie die Höhe des linken Steilufers des Fersenbachs erreicht hat.

An der Haltestelle Ponte Alto (repräsentiert durch ein kleines hölzernes Häuschen, das sehr oft wegen Abwesenheit des Haltestellers verschlossen ist, worüber man sich keinerlei Skrupel zu machen braucht) sind wir nächst dem Punkte angelangt, wo eine mächtige Talsperre die Schlucht bis zu einer Höhe von etwa 40 *m* abschließt. Indem der Wasserbauingenieur hier ein gewaltiges Werk der Sicherung vollbrachte, hat er zugleich ein hübsches Klammbild geschaffen, das eine Unterbrechung der Fahrt wohl lohnt. Nur wenige Minuten von der Haltestelle entfernt, liegt jenseits der Brücke am rechten Ufer des Fersenbachs das Wirtshaus »alla grande cascata«, wo für den Besuch der Schlucht eine Eintrittsgebühr von 60 Hellern erhoben und ein junger Bursche als Führer mitgegeben wird. Eine Anzahl steinerner Stufen hinab, dann öffnet sich eine Türe; jeder Mann ein brennendes Öllämpchen in der Hand, betreten wir einen senkrechten, zylindrischen Schacht und steigen auf in den Fels gehauener Wendeltreppe abwärts; drunten treten wir hinaus auf den hölzernen Steg, der zwischen den senkrechten Seitenwänden der Schlucht gespannt ist. Mit dem Rücken gegen die gewaltige Wand, von der die Wasserflut herabschießt, die über uns weg vor unsern Augen in die Tiefe stürzt, blicken wir hinab in die düstere Kluft und durch den Schleier der blitzenden und staubenden Wasser zu dem einfallenden Licht hinaus zwischen den eng aneinander gerückten Felswänden; es ist ein schönes Bild, wenn die leuchtenden Sonnenstrahlen das blinkende Spiel der herabschwebenden Wasser durchbrechen.

Die uns noch verbleibende Zeit bis zum Abgange des nächsten Bahnzuges ermöglicht uns, in einem ganz hübsch auf hoch aus der Talsohle emporragender Felsklippe gelegenen Pavillon einige Erfrischungen zu uns zu nehmen.

Die weitere Bahnfahrt führt uns am Rande der Schlucht dahin, aus der der Fersenbach bald in blaugrün schimmernden Kesseln, bald in blitzenden Stürzen und Strudeln heraufblinkt. In senkrechten Mauern brechen die Wände der Schlucht nieder zur Sohle, auf der die neue Straße taleinwärts leitet. Und dort, wo kein anderer Weg mehr führt, befindet sich die raffiniert angelegte Straßensperre; die teilweise in Fels gehauenen Schießscharten schauen jetzt ganz freundlich auf Bahn und Straße nieder. Dann wendet die Bahn um den Nordfuß des Chegol herum und an die Stelle der Schlucht tritt eine weite, bewachsene Au, die hinausleitet zum Talbecken von Pergine. Wir eilen vorüber nach Süden an den Lago di Caldonazzo, an dessen bewaldetem, bergigem Westufer die Bahn mit freiem Blick auf den schönen See hinzieht.

In Caldonazzo verlassen wir den Bahnzug. Wir stehen am Fuße jener weithin gestreckten, 1000—1500 *m* über die Sohle des Brentatals (Val Sugana) aufragenden Bergkette, deren Gipfel sich bis zu 2300 *m* und darüber erheben und den Nordrand der Hochebenen von Lavarone und der Sette Comuni bilden. Als tiefe Bucht schneidet das Tal der Centa in diese geschlossene, steile Schranke ein; am Hange des Cimone (einst Hochleite) zieht die schön gebaute Poststraße in zahlreichen Windungen im Centatal empor. Mühsam ist oft der Raum für die Straße den schroffen Felswänden abgerungen; namentlich dort, wo an dem kleinen Wirtshause »alla Stanga« den Pferden eine kurze Rast gegönnt ist. Über die tiefe Schlucht der Centa hinüber fällt der Blick auf das am jenseitigen Hange hingebreitete hochgelegene Dörfchen Centa und die hoch darüber aufsteigenden Wände des Monte

Scanuppio. Allmählich erscheinen in der Ferne die Zinnen der Brentagruppe über den bewaldeten Höhen, in großen Windungen hebt sich die Straße am Hange der Hochleite empor und erreicht so die wellige Hochebene von Lavarone, wo weit zerstreut die große Gemeinde Lavarone, einst das deutsche Lafraun, liegt. Waldige Hügel unterbrechen die grüne Fläche, die auch den kleinen Lago di Lavarone am Fuße des bewaldeten Rückens des Horst trägt; reizend ist der Blick von seinem Nordufer über die dunkle Wasserfläche hin auf die Berge des oberen Asticotals (Astachtal). Lavarone ist von Sommerfrischlern stark besucht, wie die Existenz einer verhältnismäßig großen Zahl von Hotels zeigt (Leone d'oro nächst dem See, ein 1903 eröffnetes neues Hotel hart am Seeufer, Hotel Alpino an der ostwärts führenden Straße und das Grand Hotel Lavarone an derselben Straße, hochgelegen, mit schönem Blick auf Capella und über das Asticotal und dessen Berge, sowie nach Westen auf den Stock des Scanuppio [Knappenberg] und die ferne Brentagruppe).

Ein Spaziergang über das hochgelegene S. Sebastiano mit interessanter Aussicht auf die ganze Hochfläche von Lavarone nach Folgaria (Folgareit, Vielgereut), dem so sehr beliebten Sommerfrischort der Bewohner des Etschtals, namentlich von Rovereto, am Südhange des Cornetto malerisch gelegen, zeigt uns, daß das deutsche Element dort vollständig verschwunden ist; in den belebten Gärten der Hotels sind nur italienische Laute zu hören, die ansäßige Bevölkerung spricht nur mehr italienisch, und dieser Wechsel hat sich dank dem außerordentlich starken Besuch durch Italiener in verhältnismäßig kurzer Zeit vollzogen.

In zwei Stunden oder weniger, je nach dem Abgangspunkte von Lavarone, führt die Straße an dem Grand Hotel Lavarone vorüber über die dortige Höhe und dann durch Wald, wo eine Unzahl duftender Alpenveilchen steht, nach Monte Rovere, einst Eichberg, einem einsam gelegenen Wirtshause an dem Trennungspunkte der Straßen nach Lusern und nach Asiago. Es geht immer ziemlich lebhaft zu in Monte Rovere — der Wirt spricht etwas deutsch —, da alle Fuhrwerke, die nach Asiago oder auch Lusern gehen, hier anhalten und die Omnibusse und Gesellschaftswagen aller Art meist recht animierte italienische Fahrgäste bringen.

Lusern.

Ein hübsches, wohlangelegtes Sträßchen führt von Monte Rovere nach Lusern. Die Gemeinde Lusern hat es aus eigenen Mitteln mit einem Kostenaufwande von 18 000 Kronen — eine enorme Summe für die arme Gemeinde — im Jahre 1889 gebaut und sich damit eine möglichst gute Verbindung nach Norden geschaffen, wohin allein ihre Interessen gravitieren, für die der vorhandene Weg nach Vezena — einst Wiesen — an der Straße Monte Rovere-Asiago nicht entsprechen konnte. Freundlich führt das Sträßchen am Hange hin, fast immer durch Wald mit schönen Blicken auf das begleitende tiefe Tal des Rio torto und über das Asticotal auf die jenseitigen Höhen in 1¼—1½ Stunden nach Lusern. Beim Austritte aus dem Walde erscheint bebautes Land und die alte Ansiedelung Tezze, rechts unterhalb der Straße. Die Bezeichnung als Alt-Lusern ist irrig, vielmehr bestand dieses Tezze nicht früher als Lusern selbst, es waren aber ursprünglich nur Städel, die zu Lusern, das nur ein paar hundert Meter entfernt liegt, gehörten und die Bezeichnung »Die Tetschen« führten; der Luserner nennt es den Weiler Tetsch. Noch an einem Kiefernbusche vorbei und wir sind am Ziel.

Lusern, das alte Lasern — das erste vorhandene Eheregister stammt aus dem Jahre 1611 — liegt nahe dem Steilrande des tief eingeschnittenen Asticotals auf steiniger, wenig fruchtbarer, gegen Südwesten geneigter Hochfläche, 1333 *m*. Die österreichische Spezialkarte benennt den deutschen Ort mit der italienischen Be-

zeichnung Luserna. Was mögen wohl für Gründe vorliegen, daß die deutsche Behörde den italienischen Namen wie hier so auch anderwärts den Vorzug vor den deutschen gibt? In den italienischen Karten findet man doch bei umgekehrtem Verhältnis niemals, daß sie den deutschen Namen auch nur anführen. An Versuchen zur Verwelschung Luserns hat es nie gefehlt und fehlt es auch heutzutage nicht. — Zwei Gasthäuser befinden sich im Orte; frägt man in Lavarone oder Asiago danach, so wird natürlich das italienische Albergo nazionale lebhaft empfohlen, wiewohl es keinerlei Vorzug vor dem deutschen Gasthause besitzt; wer von Monte Rovere her kommt, wird aber wohl von einem italienischen Jungen angesprochen, der ihn zum Albergo nazionale zu führen sucht. Doch haben wir schon über den Dächern die rote Giebelmauer des deutschen Gasthauses gesehen und um ein paar Ecken herum gelangen wir im älteren Teil des Dorfes zum »Gasthaus Albergo Galeno«, dessen Balkon mit dem Bilde des Andreas Hofer geschmückt ist. Es steht am Eingang einer alten holperigen Dorfgasse und macht einen bescheidenen Eindruck, ist aber reinlich und ganz gut; der Wirt Jakob Nicolussi Galeno ist auch trotz seinem italienischen Namen ein Deutscher. Hinsichtlich der Familiennamen besteht überhaupt eine ganz besondere Eigentümlichkeit; es gibt deren in der ganzen Gemeinde nur dreierlei, 172 Familien führen den Namen Nicolussi, 21 den Namen Gasper und 6 den Namen Pedrazer, wozu dann noch die Hausnamen kommen.

Trotz dieser großen Zahl italienischer Namen befinden sich unter den nahezu 1000 Gemeindeangehörigen nur 1,5 % Italiener, d. h. Leute, die keineswegs Vollblutitaliener sind, aber zur italienischen Nation zählen; Italiener pur-sang gibt es in der Gemeinde nicht. Vor 30—40 Jahren wurden ausnahmsweise vier Frauen von auswärts hereingeführt nach Lusern, davon eine aus Val Sugana, eine aus Lafraun, die anderen aus Sulzberg, sonst werden nur Ehen unter Einheimischen geschlossen.

Zur Gemeinde Lusern gehören außer dem Dorfe Lusern selbst der schon erwähnte Weiler Tetsch, der jahraus jahrein, und der kleine Weiler Wiesele, auf der Karte italianisiert in Bisele, der nur im Sommer bewohnt ist, an dem Wege von Lusern nach Vezena. Der Flächeninhalt der ganzen Gemeinde beträgt 262,69 *ha*, von denen aber nur 42 *ha* als Feld, Wiese, Weide oder Wald nutzbar sind; alles übrige ist bei der 1300—1500 *m* betragenden Höhenlage unwirtliches Land. Als Feldfrucht gedeihen fast nur Kartoffel und Kraut, die Wiesen können nur jährlich einmal gemäht werden, Kleesaat gedeiht nicht, Obstbau ist ausgeschlossen, an Weinbau natürlich gar nicht zu denken. Der frühere Holzexport ist zu Ende gegangen infolge der Ausrottung des größten Teils des Waldes; die Jagd ist um einen winzigen Betrag verpachtet.

Sind so die Erzeugnisse des Bodens aufs äußerste beschränkt, so folgt daraus, daß die Lebensbedürfnisse der Bewohner großenteils eingeführt werden müssen, wie Maismehl zur Bereitung von Pult (polenta) aus Trient und Caldonazzo, wohin wieder Käse ausgeführt wird. Bei der sehr einfachen Lebensführung der Luserner beträgt der Bezug von auswärts an Bier ungefähr 10, an Wein 50 *hl* jährlich; zieht man nun auch in Betracht, daß jährlich etwa 10 *hl* Schnaps in Lusern gebrannt werden, so wird man doch die Luserner nicht für Trunkenbolde halten können. Die Hauptnahrungsmittel sind Kartoffel, Kraut, Milch und Käse, wozu noch, wie schon erwähnt, die Polenta kommt. Aber arm ist die Gemeinde trotz Fleiß und Sparsamkeit, da ihre Erwerbsquellen nur so spärlich fließen. Die Männer wandern daher im Sommer auf Arbeit bei Bahn- oder Straßenbauten in deutsche Länder und bringen die Ersparnisse heim zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse, die der eigene Boden ihnen versagt; außerdem besteht noch seit 1882 eine von der Regierung erhaltene Spitzenklöppelschule, die ihre Erzeugnisse hauptsächlich nach Deutschland

und Wien versendet; sie arbeitet schön, ihr kommerzieller Leiter ist der Schulleiter und Lehrer Simon Nicolussi.

Ein wichtiger Faktor für die Erhaltung des Deutschtums in Lusern ist natürlich die 1865 gegründete deutsche Schule, die von 127 Kindern besucht wird; ihr zur Seite steht der von 56 Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren besuchte Kindergarten. Vorstand der beiden Anstalten ist der schon genannte Schulleiter Simon Nicolussi, ein energischer, zielbewußter Mann, der seit 1874 dort wirkt und dem erst seit 13 Jahren eine Lehrerin zur Seite steht. Schade, daß seine Gesundheit zu wünschen übrig läßt, was angesichts der großen Arbeitslast nicht verwunderlich ist. Der Schulbesuch dauert vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre; die jungen Burschen gehen von da an mit den Vätern auf Arbeit in die Fremde, einzelne besuchen wohl auch weitere Lehranstalten, wie die Vorbereitungsschule und die Lehrerbildungsanstalt in Gries bei Bozen.

Die italienische Schule ist neu, eine aufge—pfropfte Institution; freilich weist sie einen Besuch von 22 Kindern auf; die Kinder selbst gehen gerne dahin, wo viele Nachsicht hinsichtlich des Besuchs geübt wird, und es gibt auch in Lusern Eltern, die ihre Kinder gern für die eigenen Arbeiten verwenden und denen es willkommen ist, wenn bezüglich des regelmäßigen Schulbesuchs sehr durch die Finger gesehen wird; den Patronen dieser Schule kann es aber gleichgültig sein, ob die so italianisierten Kinder mehr oder weniger lernen, wenn sie nur Italiener werden. Die Errichtung dieser italienischen Schule ist natürlich ein Werk der italienischen Propaganda von Trient und Rovereto aus; der Widerstand der Gemeinde dauerte vom Jahre 1878 an bis zur Entscheidung des Landesausschusses in Innsbruck, der den wackeren Bürgermeister von Lusern, David Nicolussi-Kastellan, in eine Geldstrafe nahm und mit weiteren Strafen für den Fall ferneren Widerstandes bedrohte und zugleich selbst die Errichtung der italienischen Schule genehmigte. Der anfängliche Besuch der 1890 eröffneten Schule schien wirklich dieses Vorgehen zu rechtfertigen, da nicht weniger als 52 Kinder eintraten; daß italienisches Geld arme Eltern dazu vermocht hatte, war ja nicht bekannt. Seither ist der Besuch auf 22 zurückgegangen, ein Zeichen dafür, daß die Einsicht der Luserner der Lockung doch widersteht. In dieser Schule wird nur italienisch gelehrt, während in der deutschen Schule in der obersten Klasse vier Stunden wöchentlich der italienischen Sprache gewidmet werden.

Lusern gehört zur Pfarrei Pedemonte drunten im Asticotal, hofft aber davon unabhängig zu werden, so daß es selbst eine deutsche Kuratie erlangt; im Juli 1899 fand gelegentlich der Primizfeier eines Luserners, Christian Nicolussi-Leck, die erste deutsche Predigt statt; jetzt wird überhaupt nur mehr deutsch gepredigt, der Kurat Benjamin Vescoli ist ein Deutscher.

Amtssprache im Verkehr mit der k. k. Statthalterei in Innsbruck ist die deutsche, im Verkehr mit dem Landesausschuß in Innsbruck die italienische Sprache, wenigstens seitens der Behörde selbst; ein Versuch, die Gemeinde zu zwingen, auch selbst italienisch zu verkehren, wurde auf Berufung hin vom k. k. Verwaltungsgerichtshof in Wien doch glücklich abgewiesen. Daß die Bezirkshauptmannschaft Borgo und das Bezirksgericht Levico eine andere Sprache als italienisch nicht kennen, versteht sich bei diesen österreichischen Behörden von selbst; was alles für die deutsche Gemeinde sich daraus ergibt, läßt sich denken, hier kann eine Schilderung keinen Platz finden.

Darum gehören ganze Männer dazu, um sich solchen Verhältnissen nicht zu beugen und ein Glück für die Gemeinde Lusern ist es, daß sie einen solchen Mann hat in der Person ihres hochverdienten, unermüdlichen Schulleiters und Lehrers Simon Nicolussi, und daß Hand in Hand mit ihm ihr Bürgermeister David Nicolussi

und der Kurat Vescoli gehen; sie wissen, daß hinter ihnen die ganze Gemeinde steht mit Ausnahme von ein paar dissidenten Individuen, die für ihre Haltung schon bestimmte Gründe haben werden, welche unschwer zu erraten sind.

Auch hier in Lusern finden wir Mitglieder des D. u. Ö. Alpenvereins, ein erfreuliches Zeichen dafür, wie sehr die Leute an allem Deutschen hängen.

Einen schönen Blick auf Lusern und seine Umgebung bietet der etwa 500 *m* nordöstlich vom Dorfe sich erhebende kahle Rücken, 1516 *m*. Uns zu Füßen liegt die Ortschaft hingestreckt mit ihrer großen, aber bezüglich der Bausicherheit nicht mehr vollkommen einwandfreien Kirche; wenige Gärten nur, spärlich mit Bäumen bepflanzt, unterbrechen mit ihrem Grün das Grau der Bruchsteinmauern. Jenseits des Dorfes bricht der geneigte Boden ab im Steilabfalle hinunter zu dem 900 *m* tiefer gelegenen Grunde des Asticotals, dessen Sohle unserm Auge nicht erreichbar ist; darüber erhebt sich der lange, das Tal im Süden begleitende Bergzug, aus dem, uns südwestlich und südlich gegenüber, die Felsgipfel des Coston d'Arsiero, 1779 *m*, der Cima Valbona, 1862 *m*, des Monte Campomolon, 1855 *m*, und der Spitz Tonezza, 1696 *m*, aufragen, die schon von Lavarone aus gesehen das landschaftliche Bild verschönert haben. Im Westen steht die schöne, langgestreckte Felsgruppe des Cornetto und Scanuppio, zwischen ihr und dem Walde der uns zunächst liegenden Costalta blicken aus duftiger Ferne die prächtigen Gipfel der Brentagruppe herüber. Dem Tale des Astico folgend, sehen wir noch im Südosten die Berge am Westende der Sette Comuni. Ein schönes Bild; es zeigt uns aber auch die traurige Unfruchtbarkeit des Geländes um Luserna, das sich nur weniger besserer Monate erfreut, während ein endlos langer harter Winter dort alles Leben in Fesseln schlägt.

Dies und das mühselige, arbeitsreiche Leben hat wohl die Männer so ernst gemacht, still und doch nicht unfreundlich die Frauen. Keine besondere Kleidertracht ist den Lusernern eigen, es ist die einfache, überall bekannte Kleidung der arbeitenden ländlichen Bevölkerung, die wir hier treffen. Musik und Tanz sind hier soviel wie unbekannt, kein heiteres Lied ertönt, das einzige Fest ist das als Schulfest in echt deutscher Weise gefeierte Weihnachtsfest. Kommt aber ein Deutscher in das Dorf, so wird er mit Freuden als Landsmann begrüßt; es fehlt ihm nicht an Gesellschaft, denn gerne plaudert jeder mit ihm, erzählt ihm von Lusern und hört mit Vergnügen reden von den Dingen im stammverwandten Lande. Doch noch ist ein solcher Besuch eine Seltenheit; von Deutschen betrug er bisher nicht mehr als jährlich 15—20 Reichsdeutsche und 4—6 Österreicher gegenüber 10—15 Italienern.

Die älteren Bewohner von Lusern sprechen einen leicht verständlichen deutschen Gebirgsdialekt, die jüngeren, die schon die deutsche Schule genossen haben, ein ganz gutes Deutsch.

Gelegenheit zu Bergtouren bietet das kleine aufgewölbte Plateau von Lusern selbst nicht, wohl aber tragen die im Süden und Osten benachbarten Hochflächen Gipfel, deren Ersteigung entschieden lohnend und interessant ist, wenn auch das tiefe Asticotal im Süden und die gleichfalls tief eingeschnittene Val Torra im Osten etwas unbequeme Hindernisse sind. Was die Gipfel des zwischen dem Asticotal und Val Terragnolo von Nordwest nach Südost streichenden, aus einer breiten Hochfläche sich erhebenden Bergzuges betrifft, so kann wohl nur für einen Teil derselben Lusern als Ausgangspunkt in Betracht kommen, während für die weiter westlich gelegenen sowie für jene des hochgehobenen Südrandes Folgaria geeigneter ist.

Von Lusern aus bildet die Einleitung der Abstieg von dort auf vielgewundenem Wege über den Steilhang des Asticotals hinab zu der fast 900 *m* tiefer gelegenen Brücke von Posta, 461 *m*, dem sofort der ganz ähnliche Anstieg über den unteren Steilhang auf die südliche Hochfläche folgt, die bei Bosco scuro, 1126 *m*, erreicht

wird. Damit ist der unangenehmste Teil überstanden und über grasige Hänge mit verschiedenen Hütten geht es gemächlich aufwärts zum Baito Casalena und westwärts durch ein kleines Wäldchen zur Osteria Fiorentina, 1495 *m*. Kurz ehe wir dorthin gelangen, führt ein grünes Tälchen zwischen dem Monte Coston und dem Coston d'Arsiero südlich aufwärts in den Kessel nordwestlich unter der Cima Valbona, wo eine kleine Quelle Labung bietet und von wo aus der Gipfel, 1862 *m*, selbst leicht zu erreichen ist (5—6 Stunden von Lusern). Von diesem letzten Anstiege aus führt ein Gang am Nordhange entlang über den zum Coston d'Arsiero hinüberleitenden Sattel zum Monte Campomolon, 1855 *m*, der nach Überwindung einer kleinen Wandschranke gewonnen wird. Die südlich von der Cima Valbona gelegene höchste Erhebung der Gruppe, der Monte Toraro, 1899 *m*, wird ebenfalls zunächst mit Ausbiegung nach Westen, dann am Westhange des Verbindungsgrates südwärts hin, zuletzt in kurzem Anstiege erreicht. Diese drei Gipfel, nur je 1 *km* voneinander entfernt, bieten einen schönen Überblick über die Gliederung der Hochflächen von Folgaria hinüber zu den Sette Comuni und auf die Trientiner Alpen, während der Monte Toraro infolge seiner nach Süden vorgeschobenen Lage uns besonders die Gruppen des Monte Pasubio und des Monte Cogolo zeigt. Schade, daß die drei Gipfel gegenseitig sich die Aussicht beeinträchtigen.

Ein anderer sehr lohnender Ausflug führt uns auf den Monte Verena, 2019 *m*, den höchsten Punkt der östlich von Lusern jenseits des Torratales liegenden und von der Val d'Assa von drei Seiten umschlossenen, waldreichen Hochebene. Eben die Val Torra verhindert eine direkte Annäherung; jedenfalls wäre ein Durchschreiten des 500 *m* tiefen Tals mit seinen steilen Rändern zeitraubender und mühsamer als seine Umgehung am oberen nördlichen Ende. In 40 Minuten gelangen wir, von dem nach Vezena führenden Sträßchen im Walde rechts abbiegend, nach Wiesele (dem Bisele der Sp.-K.); an den dortigen Hütten wenden wir uns südöstlich dem Grunde zu, überschreiten ihn, dem Hange zur Linken folgend, und kommen auf schlechtem Waldsteige zur Alpe Le Mandrielle, ca. 1600 *m*, auf einem Sattel zwischen dem Monte Verena und seinem gegen Vezena weiterstreichenden Ausläufer. Der weitere Anstieg erfolgt auf dem zum Monte Verena hinaufziehenden Kamm in östlicher Richtung, gewinnt über eine Steilstufe den von einem fortlaufenden Wandabsturze an der Nordseite begleiteten Grat und führt auf diesem fort zum Gipfel, 4 Stunden von Lusern, der eine interessante und schöne Rundschau bietet.

Mit mächtiger, langgestreckter Felswand setzt der Monte Verena nieder zu der 800 *m* tiefer nördlich vorbeiziehenden Val d'Assa, aus deren walddunklem Grunde die Straße von Vezena nach Asiago mit der Osteria del Termine heraufleuchtet und jenseits deren über den hoch hinaufreichenden Wäldern die Gipfel des Hochrandes gegen das Suganertal mit kahlen Hängen sich erheben, mit ihren Spitzen das Bild der Dolomiten zerreißend. Fast rein nördlich, rechts von der tiefen Senkung der Porta di Manazzo, stehen die Berge des Fersentals eng zusammengedrängt. Gegen Nordwesten erscheint neben dem Monte Scanuppio die Brentagruppe und zwischen beiden die Adamellogruppe, während aus weiter Ferne Gipfel der Ortlergruppe herüberblicken. Gegen Nordosten zeigen sich die Gipfel des Piavetals, von denen das Auge südwärts streift über einen Teil der Hochebene der Sette Comuni und der italienischen Ebene, die von den Lessinischen Alpen abgeschlossen wird. Im Gegensatze zu dem nördlichen Steilabsturze des Monte Verena steht dessen südlicher, weithin gedehnter Hang mit seiner reichen Waldbedeckung, aus der nur noch einige kahle Gipfel emporragen. Diesem Hange sind auch jene größeren und kleineren Trichter und Gruben eigen, die wir auf verschiedenen Hochplateaus treffen, so auch nicht ferne vom Monte Verena auf dem großen karähnlichen Plateau zwischen Cima Portule und Cima Dodici am Südhange der Südumwal-

lung des Suganertales; dort sind sie leichter aufzufinden als am Monte Verena im Walde.

Im Abstiege bringt uns der von Casare le Mandrielle nordwärts im Zickzack hinabführende Saumweg rasch die nahezu 300 *m* hinab auf die Straße bei der österreichisch-italienischen Grenzstation Osteria del Termine, 1289 *m*, für den Fall, daß wir, ohne nach Lusern zurückzukehren, über die Porta die Manazzo nach Levico oder Borgo im Suganertale gehen wollen. 40 Minuten östlich von Osteria del Termine biegt am Eingang des Lenzuolatals ein Saumweg von der Straße nach Norden ab und führt in 1½ Stunden hinauf zur Osteria und der Porta di Manazzo, 1783 m, und jenseits hinab zu dem mit Villen übersäten Plateau von Sella, wo im Stabilimento entsprechende Unterkunft zu finden und von wo aus über Barco nach Levico oder durch das Tal des Maggio hinab nach Borgo bequem zu gelangen ist.

Ein nicht zu versäumender Ausflug ist der auf den Pizzo (di Verle), 1908 *m*, die Cima di Vezena, 1906 *m*, der italienischen Karte, unmittelbar nördlich von Vezena. 5 Minuten westlich von Vezena, 1402 *m*, führt der Weg von der Straße weg aufwärts durch Wald und Gebüsch und über eine Alpe, zuletzt über den kahlen Südhang zum Gipfel ohne anstrengende Steigung in einer guten Stunde. Die Rundsicht von dort ist sehr schön. Die Seen von Caldonazzo und Levico und die grüne Fläche von Pergine mit dem Blicke auf die Brenta und einen Teil der Ortlergruppe, dann auf die Berge des Fersentals und von Val Sugana, endlich der Überblick der Hochplateaus nach Südwesten und Süden und das Assatal entlang, das ist ein Bild von hohem Reiz gerade deshalb, weil es nicht von übermäßiger Höhe aus gesehen wird.

So bietet also Lusern eben doch viel Schönes und ein Besuch wird jeden befriedigen; wie angenehm berührt es nicht auch, zu sehen, daß die Luserner erfreut sind, wenn nur ein Deutscher hinkommt, ein Landsmann, mit dem sie ihre Muttersprache sprechen können.

Wir nehmen Abschied von Lusern. Der treffliche Schulleiter Nicolussi gibt uns noch freundlich das Geleite bis an die Grenze der Gemeinde. Ein warmer Händedruck, ein herzliches Dankeswort — wir setzen unsern Weg nach Caldonazzo fort über Eichberg (Monte Rovere), vermeiden aber den Umweg über Lavarone und benützen den alten Saumweg, der nordwärts am bewaldeten Westhange des zwischen Val della Zesta und Val scuro weit gegen Norden vorspringenden hohen Ausläufers hinabführt und uns in 1½ Stunden nach Caldonazzo bringt.

Das Fersental.

Auf breitem flachen Sattel, der Wasserscheide zwischen Etsch und Brenta, liegt Pergine, das alte Persen, überragt von dem noch erhaltenen Schlosse. Über einen mächtigen, bewaldeten Querriegel, der das Fersental abschließt, schauen die begrünten Gipfel des scheinbaren Talschlusses herüber. Der junge Tag sieht uns auf dem Marsche. Von Rebengärten rechts und links begleitet zieht die Straße nordostwärts dem Taleingange zu. Ein gewaltiger Steindamm hat hier dem Fersenbache seine Richtung vorgezeichnet; er muß, statt über die Fluren von Pergine herab den kürzesten Weg zum Becken des Caldonazzosees zu nehmen, sich westwärts zur Talenge wenden, die ihn hinausleitet zur Etsch. Wir betreten durch eine hochgelegene Lücke in jenem Steindamm das breite Geröllbett, in dem der Fersenbach, die Fersina der Welschen, sich um den erwähnten Querriegel windet. Das Sträßchen — es ist keine Straße mehr — überschreitet auf einer schlechten Brücke den Bach und schwenkt um das Ende des großen Felsriegels herum; da liegt vor uns auf der Talsohle Canezza, 603 *m*, von den deutschen Fersentalern Kanetsch

(Gan-Etsch) genannt, mit seiner Seidenspinnerei. — Der erste Blick auf das Tal zeigt schon die große Verschiedenheit der beiden Talseiten. Zu unserer Linken, sonnenbeglänzt, rebentragend und mit zahlreichen kleinen Ortschaften geschmückt, die orographisch rechte Talwand, jenseits aber, in dichtem Waldesschmuck steil aufsteigend, nur da und dort eine menschliche Niederlassung zeigend, die schattenreiche linke Talseite. Und so verschieden wie die Erscheinung der beiden Talwände, ist auch das Volk, das die Talhänge bewohnt. Dort, wo in der Sonne die Rebe reift, wo die Maulbeerpflanzungen der Seidenraupenzucht dienen, dort wohnen in kleinen Dörfern zusammen inmitten ihres fruchtbaren Bodens die Italiener; von einem Orte zum andern führen die verbindenden Wege von der Hauptverkehrsader aus, dem von Pergine her über Serso, Viarago und Mala zwischen 60 und 100 *m* über der Talsohle bis St. Orsola (einst Eichberg) hinziehenden guten Sträßchen. An der Schattenseite des Tals, wo großenteils Wald die Hänge bedeckt, leben in weit zerstreuten Höfen, nur an einzelnen Punkten zu mehreren vereint, die Deutschen zwischen Wiesen und Feldern ohne eine andere Verbindung als Fußwege; kaum daß auf dem einen oder andern ein kleiner Transportkarren mühsam vom Fleck kommen kann. Zur Verbindung mit Pergine waren sie immer auf das Sträßchen auf der Talsohle angewiesen, bis das Unwetter im Spätherbst 1903 dieses gründlich zerstörte und unrettbar verschüttete; seitdem muß aller Verkehr mit Waren durch Saumtiere geschehen unter Benützung des hoch am anderen Talhange führenden Sträßchens über Mala und St. Orsola, selbst der Fußgänger kann nur mehr über Canezza nach Gereut oder von St. Orsola unter Durchsteigung des Talgrundes nach Floruz hinaufgelangen, die Talsohle ist auch für ihn ungangbar geworden.

Der Hintergrund des Tals ist ganz und ausschließlich von Deutschen bewohnt, dort liegt die Gemeinde Palai am rechten Ufer des Fersenbaches, wo längst Wein- und Feldbau zu Ende ist.

Die deutsche Bevölkerung des Fersentals (Val Fersina, auch Val Fierozzo) bildet drei voneinander unabhängige, aber untereinander in schönster Eintracht lebende Gemeinden:

1. Gereut, bestehend aus den Fraktionen Eichleit (Roveda, Ruburen) an den Hängen des tiefeingeschnittenen Tales des Rigolerbaches (mit Welschhof und Tingerhof) und Gereut (Frassilongo) im engeren Sinne.

2. Floruz (Vierhöf, Fierozzo), bestehend aus den Fraktionen Außer-Floruz oder St. Franz (S. Francesco) und Inner-Floruz oder St. Felix (S. Felice); dazu gehört noch, ohne eine eigene Fraktion zu bilden, St. Lorenz (S. Lorenzo), eine Häusergruppe um die Ruinen der ehemaligen, auf einem aussichtsreichen Punkte bei Inner-Floruz gelegenen St. Lorenzkirche, von der noch, dank den Bemühungen des Kuraten Gadler, der Turm erhalten ist; hierher gingen die Floruzer zur Kirche, solange die beiden Kirchen St. Franz und St. Felix noch nicht bestanden.

3. Palai (Palau, ital. Palù), der Hauptort des Tals und die höchstgelegene ständige Niederlassung im oberen Fersental.

Das Areal der Gemeinde Gereut umfaßt 16,72 km^2, von Floruz 17,93 km^2, von Palai 16,72 km^2.

Unter der Bevölkerung dieser drei Gemeinden ist das italienische Element zurückgegangen; während es im Jahre 1890 noch 15,5 Prozent der Gesamtzahl ausmachte, war es 10 Jahre später bereits auf 9,7 Prozent gesunken. Daran, daß es nicht noch weiter geschwunden ist, tragen die Schuld die Heiraten aus den italienischen Nachbargemeinden; der Einfluß der Mütter italienischen Stammes erhält natürlich die italienische Sprache fort und fort, namentlich in Gereut, das dem italienischen Sprachgebiet am nächsten liegt und am meisten Verbindungen dahin

hat. So lebten im Jahre 1900 eben in Gereut neben 236 Deutschen noch 132 Italiener, während in Eichleit neben 334 Deutschen nur 14 Italiener, in Außer-Floruz neben 233 Deutschen 15 Italiener, in Inner-Floruz neben 381 Deutschen 12 Italiener hausten und das am weitesten abgelegene Palai überhaupt eine rein deutsche Bevölkerung von 433 Seelen hat.

Das Verhältnis der Deutschen und Italiener zueinander ist freundlich, ebenso mit den Angehörigen der italienischen Nachbargemeinden, die jungen Burschen besuchen sogar abwechselnd den Heimgarten. Dies hindert natürlich keineswegs die italienischen Bestrebungen um die Verwelschung des ganzen Tals und die Unterdrückung des Deutschtums, und diese Bemühungen finden zwei spezielle Angriffspunkte: die Schule und den Straßenbau.

Jetzt hat jede Ortschaft ihre eigene deutsche Schule, die in Gereut von 22 Knaben und 28 Mädchen, in Eichleit von 29 und 19, in St. Franz von 27 und 21, in St. Felix von 27 und 25 Knaben und Mädchen, in Palai von 86 Kindern besucht wird. Die Unterrichtskräfte sind, außer den betreffenden Kuraten für den Religionsunterricht, in Gereut Lehrer Hans Hellweger und eine Arbeitslehrerin, in Eichleit Lehrer Josef Egger, in St. Franz die Lehrerin Antonia Peer, zugleich Arbeitslehrerin, in St. Felix Lehrer Ludwig Friedl und eine Arbeitslehrerin, in Palai zwei Lehrerinnen, deren einer dort die Schulleitung übertragen ist. Es ist ein opfervolles Dasein, das diese Wackeren in den weltfernen kleinen Ortschaften führen, und es erfordert große Willenskraft, um längere Zeit auf den einsamen Posten auszuharren, auf denen es an Anfeindungen von Canezza und Pergine aus keineswegs fehlt.

Die Schulpflicht dauert vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre; in Eichleit reiht sich daran eine in den Wintermonaten (15. November bis 31. März) gehaltene Fortbildungsschule. Die Schullast wird zu 70 Prozent von den Gemeinden mit einem Staatszuschusse getragen, zu 30 Prozent vom Lande, nur Palai hat die ganze Last selbst zu tragen. Der Schulunterricht in Gereut wurde seit 1866 vom jeweiligen Kuraten italienisch und deutsch (meist ersteres) erteilt, seit 1884 durch einen weltlichen Lehrer ausschließlich deutsch. In Eichleit bestanden seit 1868 die gleichen Lehrverhältnisse, seit 1882 ist aber auch hier der Unterricht vollständig deutsch. In St. Franz ist die Schule deutsch seit 1880, in St. Felix besteht die deutsche Schule seit etwa 30 Jahren, in Palai ist die Schule rein deutsch seit 1892; dort wurde vorher auch italienisch gelehrt. In Gereut besteht allerdings eine Bestrebung nach Einführung des Italienischen als Unterrichtsgegenstand, die aber bisher einen Erfolg nicht hatte; erklärlich sind solche Wünsche aus der 36 Prozent der Einwohner der Gemeinde betragenden Zahl der dortigen italienischen Bevölkerung. Ebendort wird auch viel italienisch gesprochen, besonders von älteren Leuten und den Frauen überhaupt, während in den übrigen Gemeinden die Umgangssprache deutsch ist und daneben wohl auch »mochenisch«, selten aber das Italienische vorkommt. Um die deutschen Schulen haben sich die Schulvereine glänzende Verdienste erworben.

Den Haupterwerb bildet die Viehzucht und teilweise auch Ackerbau. Die Verhältnisse sind nicht durchweg gleich infolge der sehr verschiedenen Lage der drei Gemeinden, von denen Gereut bei 850 *m* die tiefst-, Palai bei 1400 *m* die höchstgelegene ist, Gereut in der Laubholzregion liegt, wo außer Nuß- und Kastanienbäumen noch der Maulbeerbaum gedeiht, während Palai an einem rauhen, steilen Hange klebt, der nur Weideland bietet und Nadelwald trägt.

In Gereut (im engeren Sinne) erstreckt sich der Feldbau auf Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Buchweizen, Mohn, Kohl, vor allem aber auf Kartoffel und Rüben; der Ertrag namentlich an Kartoffeln ist gut. Früher wurde sogar Weinbau be-

trieben, nach Verwüstung der Reben durch Krankheit aber aufgelassen. Die Wiesen sind gut gehalten und geben viel Heu und Grummet, nach der zweiten Mahd dienen sie als Weide. Der größtenteils unbewaldete Höhenkamm und die obersten Hänge bieten im Hochsommer ebenfalls Weideland genug. Der reiche Waldbestand ist Gemeindegut; von 25 zu 25 Jahren wurde er bisher an die Bauern zur Nutzung verteilt mit dem Rechte, Holz zu schlagen und zu verkaufen. Daß dieser Brauch zur Mißwirtschaft führte, ist nur natürlich, umsomehr, da der frühere Gemeindevorsteher ein weites Gewissen hatte. In allerneuester Zeit haben sich die Verhältnisse jedoch wieder gebessert, nachdem die Bauern zu der Einsicht gekommen waren, daß es so nicht weitergehen könne. Jetzt kommen Händler aus Trient, Rovereto, Pergine und Canezza und kaufen Bauholz, das meist nach Italien geht; außerdem werden Birken zu Faßdauben verarbeitet und von Morelli in Canezza billig gekauft, junge Stämme finden in Weinbergen Verwendung und Canezza und Pergine beziehen viel Brennholz von hier. Die unterhalb des geschlossenen Waldes gelegene Region nehmen auch Felder und Wiesen ein; dort wird auch ziemlich starker Obstbau betrieben; den Fuß säumt durchgehends dichter Erlenwald.

Die Milchwirtschaft liefert, da nur in Kanetsch drunten eine Käserei besteht und die Verbindung dorthin keineswegs gut ist, nebst Polenta eigentlich die Hauptnahrung der Gereuter; auch »Frigeln« (frigelati = Milchsuppe mit Mehl) und Kaffee werden viel gekocht. Ein besonderer Leckerbissen sind »Torten«, freilich nicht das, was wir darunter verstehen, sondern in Milch gekochte dünne und nicht gerade poröse Mehlkuchen. Fleisch hingegen kommt nur selten auf den Tisch und selbst da nur bei den reichsten Bauern, die übrigens auch ihr Geld nicht zu Wohlleben verwenden, sondern ebenfalls sparsam leben. Im allgemeinen ist die Bevölkerung zwar nicht arm, aber doch noch kaum als wohlhabend zu bezeichnen.

Daß Gereut dem Fortschritte nicht abgeneigt ist, folgt daraus, daß dort eine vom Kuraten Laner geleitete Raiffeisenkasse besteht, die teilweise als Konsumverein dient; ihre Bezugsquelle freilich liegt in Trient. Ein Versuch des verdienstvollen früheren Lehrers in Gereut, Anton Oberosler, die Bienenzucht zu heben, scheiterte leider; nur in einzelnen Anwesen werden noch einige Bienenhäuser gehalten.

Der Obstbau in Gereut trägt Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen, Pfirsiche und besonders viel Kastanien; auch Nußbäume finden sich noch. Das Obst wird gelegentlich nach Pergine und Trient verkauft, mit Ausnahme der Kastanien, die meist im Haushalt verbraucht werden und fast durchwegs gesotten mit Rüben und Kartoffeln das spärliche Abendessen bilden.

Das Getränke besteht meist in Wein, der von den Weinbauern in der Umgegend gekauft wird, Bier gibt es nur am Kirchweihfeste, Schnaps ist eine Seltenheit. Der deutsche Fersentaler ist überhaupt sehr mäßig und gibt sehr wenig für Getränke aus; der Fremde merkt das schon an der geringen Zahl von Wirtshäusern und ihrem Besuch und an dem dort Gebotenen.

Im Sommer wandern die Burschen auf Arbeit ins Inntal, nach Salzburg, Oberösterreich etc., sogar bis nach Westfalen, um mit Vorliebe bei Wildbacharbeiten, Bahn- und Straßenbauten tätig zu sein; im Winter helfen sie dann daheim beim Getreidedreschen und bei der Holzarbeit.

Eine besondere Hausindustrie besteht nicht, am Webstuhl wird nur der eigene Bedarf gefertigt; kleinere Bedürfnisse deckt der Einkauf in Canezza oder Pergine, deshalb finden Hausierer auch nur geringen Absatz.

In Eichleit bestehen im allgemeinen ähnliche Verhältnisse wie in Gereut, doch ist die Bevölkerung ärmer als dort; das Gelände, am Hange eines tief und steil eingeschnittenen engen Tals in der Höhe von 1050 *m* und darüber ist weniger bebauungsfähig und namentlich der Obstbau ist geringer als in Gereut, er trägt

hauptsächlich Kirschen und Nüsse, nur in tieferen Lagen spärlich auch Birnen und Kastanien. Die Nahrung der Bevölkerung besteht hauptsächlich in Milchsuppe und Polenta, selten kommt etwas anderes auf den Tisch, wenn auch die Leute infolge ihrer Sparsamkeit auf dem Wege zu etwas besseren Verhältnissen sind. Der Boden trägt Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Kartoffel, Kohl und Rüben; der Ertrag ist aber abhängig von reichlichem Regenfall im Frühling und Sommer. Die Wiesen sind in der unteren Lage zwei-, in der Almregion nur einmähdig. Der Wald ist mit geringen Ausnahmen Gemeindeeigentum, doch steht viel Jugend darin; im oberen Teile Nadelwald, in der Tiefe Birken und Erlen, die ganze Flächen bedecken. Außer Klafterholz wird auch Laubholz als Arbeitsholz für Wagner nach Canezza und Pergine verkauft; geschnittene Reifen gehen nach Deutsch-Tirol hinaus.

Wein wird in geringer Menge eingeführt, dazu sehr wenig Schnaps; ein Wirtshaus besteht in Eichleit überhaupt nicht.

Die Männer sind im Sommer auswärts auf Arbeit und kommen gelegentlich bis nach Amerika; sie arbeiten mit Vorliebe an Wildbachverbauungen und an der Herstellung von Alpenwegen.

In Floruz sind so ziemlich die gleichen Verhältnisse wie in Gereut. Die verschiedene Höhenlage ist dadurch augenfällig, daß in St. Franz (Außer-Floruz) noch Obst gedeiht, in St. Felix (Inner-Floruz) aber der Obstbau vollständig versagt. Auch die Floruzer Männer wandern auf Erwerb, aber nicht im Sommer, wie ihre Nachbarn, sondern als Hausierer in der Zeit von Oktober bis März; sie kaufen ihre Waren in großen Geschäften unterwegs und verschleißen sie dann im Einzelverkauf.

Die ärmste Gemeinde des Fersentals ist die in seinem Hintergrunde gelegene Dorfgemeinde Palai, die aus sieben Fraktionen besteht, die mit einer einzigen Ausnahme hoch am Hange hin am Wege entlang liegen: Sigismundi, Stefani mit dem Widum und Pfarrhause, Knappen, die erste Bergknappenniederlassung unten am Fersenbach, Lenzen mit einer Schenke, Toller oder Jöhringer ebenfalls mit einer solchen, Battisti und Taseiner. Infolge der hohen Lage, 1400 *m* und darüber, ist der Bodenertrag nur gering, die Berghänge bieten außer ein paar Alpen höchstens spärliche Weide, die Äcker tragen nur Roggen, etwas Gerste, Kartoffel, Kohl und Rüben. Die unteren Wiesen können in guten Jahren zweimal, sonst nur einmal gemäht werden, alles andere ist nur Weideland. Die Waldungen, Fichten- und Lärchenwald, sind Gemeindegut; die wenig ergiebige Jagd ist verpachtet. Der Obstbau ist nur durch einige vereinzelte Kirschbäume vertreten.

Die Nahrung der Palaier besteht in Kartoffeln und Kraut, wozu noch Polenta aus eingeführtem Mais kommt; wenn Roggen, Kartoffel und Capusci (Krautköpfe) gedeihen, dann ist der Palaier schon zufrieden. Aus seinen so sehr knappen Verhältnissen und aus der Abgeschiedenheit seines Dorfes erklärt es sich wohl auch, daß er Neuerungen und Verbesserungen abhold ist; die Furcht vor etwaigen höheren Kosten mag bestimmend mitwirken, denn alles, was von draußen bis hier herein- und herauftransportiert werden muß, kommt unverhältnismäßig teuer zu stehen, weil die Transportkosten infolge der Wegverhältnisse enorm hoch sind; sie betragen beispielsweise bei Kalk, der von Pergine hereingeführt wird, mehr als der Preis des Kalkes selbst ist. Es gibt ja kein Fuhrwerk, alles muß mit Saumtieren hergebracht werden.

An Getränken werden Wein, Bier und Schnaps eingeführt; daß dies gerade in dem armen Palai geschieht, hat wohl seinen Grund nicht in der Üppigkeit der Bewohner, sondern darin, daß Palai doch viel häufiger als die anderen Fersentaler Dörfer Besuch von Fremden erhält; »unter Blinden ist der Einäugige König«, das »viel häufiger« stellt noch lange keinen Fremdenzug vor, aber die Fremden bringen eben Durst vom Wege mit und löschen ihn in Palai.

Die männliche Bevölkerung ist sehr wanderlustig; Männer und Burschen suchen im Frühjahr und Sommer in deutschen Gebieten Arbeit bei Wildbachverbauungen und als Maurer oder ziehen wie die Floruzer auf Hausierhandel aus, auch lockt Amerika manchen von ihnen aus der armen Heimat fort. Es muß ja unter allen Umständen so viel Geld verdient werden, daß die notwendigsten Bedürfnisse daheim beschafft werden können.

Palai wahrt sein Deutschtum sehr energisch; es kommt wohl vor, daß Palaier Mädchen nach den italienischen Nachbargemeinden hinaus heiraten, hingegen nimmt kein Palaier Bursche eine Italienerin zur Frau, und die letzte Italienerin hat die Gemeinde sogar mit einem finanziellen Opfer fortgeschafft.

Der Bergbau im Fersental,[1]) insbesondere in Gereut, und in Walzurg (Vignola) am Südwesthange der Panarotta in Val Sugana reicht ins 11. Jahrhundert zurück und war einst ergiebig, ging aber späterhin ein. Aus jener Zeit stammen noch einige Sagen, von den Knappen, die das Kegelspiel mit einer goldenen Kugel und silbernen Kegeln betrieben, von dem Mädchen, das beim Viehhüten in einer Höhle schöne gelbe Körner fand und davon nach Hause brachte, wo man diese für Gold ansprach, am anderen Tage aber die Höhle nicht mehr auffand etc. Später sollen Gruben durch Verschüttung und Wassereinbruch zugrunde gegangen sein. Gegenwärtig werden die alten halb und ganz verfallenen Stolleneingänge wieder geöffnet im Etzeltal hinter St. Felix, beim Palaiersee, im Tale des Rigolerbachs unterhalb Eichleit, in der Nähe des Weitjochs, in Cinque vale, bei Serso und im Panaidtale, wo überall einige wenige Knappen zunächst die alten Stollen freimachen. In Cinque vale, im Etzeltal und beim Palaiersee sollen kupfer- und silberführende Erze und Magnesium in bedeutender Menge, sowie ein wenig Gold gefunden worden sein.

Die einstige Blütezeit des Bergbaues mag durch Zuzug von Knappen wohl die im Verhältnis zum nutzbaren Land große Zahl der Bevölkerung und infolgedessen mit dem Niedergange auch die Verarmung der Leute herbeigeführt haben.

Das Klima im ganzen Fersental ist als gut zu bezeichnen. Schroffe Temperaturveränderungen kommen nicht vor. Der Winter beginnt wohl Mitte November und dauert bis Ende März, in den hohen Lagen ist er natürlich etwas länger; er bringt zwar tiefen Schnee, selten aber große Kälte. Die mittlere Wintertemperatur beträgt $-5°$ R., die Durchschnittstemperatur im Sommer $+15°$ R. Die höher gelegenen Orte Eichleit und Palai weisen als niedrigste Temperatur -10 und $-11°$ R. schon als Seltenheit auf, als höchste Sommertemperaturen $+14$ und $+20°$ R. infolge ihrer besonderen Lage. Die Abgeschlossenheit des Tales gegen Norden einerseits, der beständig wehende Talwind anderseits wirken wesentlich günstig ein.

Eine besonders auffällige Volkstracht besteht im Fersental nicht, wenn auch einzelne Eigentümlichkeiten vorhanden sind, die sich hauptsächlich am feiertäglichen Gewande zeigen. Die Männer tragen an Sonntagen ein weißes Hemd mit niedrigem, stehendem Kragen und schön verzierter, oft gestärkter Brust. Bei jungen Burschen, besonders bei den militärpflichtigen, sieht man auch rote, schön gestickte Hemden; im Jahre ihrer Stellungspflicht, als sogen. »Spielbuben«, tragen sie am Hute einen großen Strauß künstlicher Blumen und einen Spielhahnstoß. Sonst besteht in der männlichen Tracht kein Unterschied gegen die bekannte allgemeine Bauerntracht. Die Deutsch-Fersentalerin hingegen unterscheidet sich von der Italienerin sofort durch das unvermeidliche Kopftuch, das bei reicheren am Sonntag meist aus Seide und überhaupt in möglichst lebhaften Farben, besonders bei unverheirateten, gehalten ist; besonderen Geschmack in der Wahl der Farben besitzen

[2]) Hans Nicolussi-Leck, Deutsche Sprachinseln in Welschtirol 1884. — Dr. Rohmeder, Das Fersental in Südtirol. Freiburg i. Br., Troemer 1901 (S. 22).

die Palaierinnen. Das Zeichen der Trauer bilden dunkle oder schwarze Kleider und ein weißes, oft sehr schön gesticktes Kopftuch. Die verheirateten oder älteren Frauen tragen überhaupt mehr dunkle Kleider. Ähnlich verhält es sich auch mit der Schürze. Als Schmuck tragen die Unverheirateten meist rote Korallen und Perlenschnüre um den Hals und goldene Ohrringe, soweit ihre Vermögensverhältnisse es gestatten; die Verheirateten schmücken sich an Sonntagen mit Granatketten, an denen meist ein goldenes oder silbernes Kreuz hängt. Im Sommer tragen die Frauen an Werktagen eine ärmellose Jacke, um den Hals wird ein Tuch geschlungen, das mit dem Kopftuche beiläufig übereinstimmt. All dieses sind nur Reste, die von einer früheren ausgesprochenen Volkstracht sich noch erhalten haben. Es geht eben da wie überall.

Alle Einheimischen aber — Männer, Frauen und Kinder — tragen Holzschuhe, die sogen. »Knoschpen«, die mit fürchterlichen Nägeln wie Steigeisenzacken und Blech beschlagen sind; dazu zwingt die Beschaffenheit der großenteils unbeschreiblichen, gepflasterten — aber wie gepflasterten — Wege! Diese Holzschuhe tun auch im Winter gute Dienste, weil sie den Fuß trocken und warm halten. Der Familienvater ist zugleich der Schuhmacher für seine ganze Familie; er schnitzt die Holzsohle, nagelt ein Stück dickes, hartes Leder aufgewölbt oben darüber, beschlägt sein Werk mit den riesigen Nägeln und mit Blech, bringt die Lederverschnürung an und der Schuh ist fertig. Im Winter werden immer die scharfen Nägel erneuert. Auch die Kinder tragen diese Holzschuhe, laufen aber im Sommer meist barfuß.

Der einfachen Lebensweise der Deutsch-Fersentaler entspricht auch der Mangel an Volksfesten. Gefeiert wird nur das Kirchweihfest, und zwar am 22. Juli als »Pfaffenkirchtag«, d. h. als Kirchenfest, und am ersten Sonntag im August als »Bauernkirchtag«. Da gibt es ausnahmsweise Bier, die Ziehharmonika begleitet den Gesang und Tanz, auch ein besonderes Gebäck ziert den Tisch, die »Kirchtagkrapfen«. Man sieht, die Fersentaler sind bescheiden. Besondere Volkslieder sind selten und eigentlich nur in St. Franz in mochenischer Mundart zu hören; sonst singen die Leute gelegentlich Liebes- und Vaterlandslieder in deutscher, in Gereut meist in italienischer Mundart.

Schwer fühlbar für den Fremdenbesuch und das Aufblühen des deutschen Fersentals macht sich der Mangel einer fahrbaren Straße; wer nicht in mehrstündigem Marsche auf- und abwärts auf größtenteils rauhen Wegen die deutschen Orte besuchen will, für den ist das Tal verschlossen. Bis zum Spätherbst 1903 bestand doch das Sträßchen auf der Talsohle, von dem die Wege zu den deutschen Dörfern hinaufführten, nun ist aber auch dieses rettungslos zerstört und verschüttet, so daß nur mehr die Wege an den Talhängen benützt werden können. Auf der deutschen Talseite ist aber die Verbindung von Canezza über Gereut taleinwärts derart unbequem, daß St. Franz und St. Felix ihre Bedürfnisse mit Saumtieren auf dem Wege über Mala und St. Orsola einführen, wiewohl sie von diesem steil zur Talsohle hinab und am linken Ufer ebenso den Hang wieder hinaufsteigen müssen.

Da die Katastrophe 1903 unumstößlich bewiesen hat, daß eine ausreichende Sicherung einer auf der Talsohle laufenden Straße gegen die Naturgewalten unmöglich ist, der gegenwärtige Zustand aber nicht fortbestehen kann, so ist die Frage eines neuen Straßenbaues im Fersental brennend geworden. Natürlich ist das neue Projekt viel und heiß umstritten, da die italienischen Ansprüche und die deutschen Interessen sich nimmer vereinigen lassen. Und doch haben die italienischen Gemeinden an der westlichen Talseite schon längst eine gute, fahrbare Straße bis zum Ende ihres Bezirks, während die Schaffung einer entsprechenden Verbindung untereinander und mit der Außenwelt für die deutschen Gemeinden einfach eine Lebensfrage ist. Die Erfüllung der italienischerseits gestellten Forderung, daß die

neue Straße am rechten, italienischen Ufer geführt werde, würde selbst mit dem Zugeständnis, daß der Straßenzug möglichst tief und nahe der Talsohle angelegt werde, die Ausschließung der deutschen Gemeinden vom Verkehr nach wie vor bedeuten, da diese gezwungen wären, den Anschluß an die Straße mittels kostspieliger und bei der nächsten Wetterkatastrophe doch wieder gefährdeter Brückenbauten und durch Anlage von entsprechenden Wegen über die steilen Hänge des deutschen Ufers hoch hinauf zu ihren Sitzen zu suchen, eine Aufgabe, der die armen Gemeinden nie und nimmer gewachsen wären. Aber selbst wenn die Straße am deutschen Ufer nahe der Talsohle geführt würde, wäre die Lage der deutschen Gemeinden nicht besser als jetzt, da eben die Herstellung der Anschlußwege für sie eine Unmöglichkeit wäre; woher sollten sie die Mittel für den nötigen Aufwand nehmen? Es könnte ein- für allemal nur ein Projekt die deutschen Gemeinden in den Verkehr einbeziehen, das die Straße von Pergine aus möglichst hoch am deutschen Ufer hinauf- und von da mit geringer Steigung taleinwärts bis Palai weiterführen würde, wobei allerdings der Talbach bei diesem Orte überschritten werden müsste; dort ist aber der Bach zwischen festen Ufern gelegen und eine Anlage viel sicherer als tiefer unten im Tale, wo schon verschiedene Seitenbäche den Fersenbach verstärkt haben. Eine derartige Straßenanlage würde die Ausfuhr der Produkte des Tals an Holz und den Ergebnissen des Bergbaues ermöglichen und damit wie durch Erleichterung des Fremdenverkehrs die finanzielle Lage der Bewohner heben.

Eine Schädigung der italienischen Gemeinden am rechten Ufer wäre damit nicht einmal verbunden, denn diese besitzen, wie erwähnt, bereits das fahrbare Sträßchen von Pergine über Serso, Viarago, Mala und St. Orsola bis zum Bade St. Orsola und außerdem könnte der bestehende feste Saumweg von Canezza über Portolo zu dieser Straße mit geringen Kosten fahrbar hergestellt werden. Eine bessere Verbindung könnten sich die Italiener gar nicht wünschen.

Im Interesse der deutschen Gemeinden wäre daher die Berücksichtigung ihres dringenden Bedürfnisses schon sehr zu wünschen, und es kann ihnen gar nicht verargt werden, wenn sie alles daran setzen, die Frage der Straßenführung in einem ihnen günstigen Sinne erledigt zu sehen.

Mit dem Bau einer Straße würde sich wohl auch die Postverbindung bessern, die jetzt in der guten Jahreszeit wenigstens leidlich ist, da der Postbote jeden Montag, Mittwoch und Freitag von Pergine kommt und wieder dahin zurückgeht, während im Winter, wenn tiefer Schnee liegt und jeder sich seinen Weg selbst bahnen muß, der Postbote oft ganz ausbleibt oder doch nur bis St. Franz gehen kann, so daß der obere Teil des Tals und insbesondere Palai wochenlang die Post ganz entbehren muß.

Eine entsprechend angelegte Straße würde in absehbarer Zeit dann auch einen Wagenverkehr nach sich ziehen und manchen Reisenden zum Besuche des stillen Tals veranlassen, der jetzt achtlos mit der Bahn vorübereilt. Wenn aber erst Fremdenverkehr sich entwickelte, würde auch der Blick der Talbewohner sich weiten und neuere Ideen und Anschauungen in allen Dingen Raum gewinnen. Zur Zeit kann einem Teile der Talbewohner der Vorwurf einer gewissen Rückständigkeit in ihren Ansichten und in der Bewirtschaftung ihrer Anwesen nicht erspart werden, der insbesondere die ältere Generation trifft; erklärlich ist dieser Zustand aber doch wohl aus der Weltabgeschiedenheit des Tals. Mit der wachsenden Weltkenntnis und dem regeren Verkehr würde dies ganz selbstverständlich schwinden und umsomehr schwinden müssen, als bereits im Fersental selbst sich eine Anzahl aufgeklärter Personen zusammengetan hat, die alles daran setzen, nach auswärts in Verkehr zu treten und Sympathien für das Tal und seine deutschen Bewohner zu wecken; diese wackeren Leute haben im Jahre 1904 die Sektion Deutsch-Fersental

des D. u. Ö. Alpenvereins gegründet, die bereits 73 Mitglieder zählt, und erhoffen davon, daß sie in Fühlung mit unserem großen Vereine leichter die verdiente Beachtung finden, daß der Besuch ihres Tals ein lebhafterer werde und die Talbewohner der übrigen Welt und ihren Verhältnissen näher bringe und ihnen außer dem daraus sich ergebenden finanziellen Gewinne auch einen moralischen Rückhalt gegenüber den ungerechtfertigten Anfechtungen gewähre, denen sie ausgesetzt sind.

Und nun setzen wir uns von Canezza aus auf der deutschen Talseite in Marsch! Gleich jenseits der Brücke am Gereuter Ufer begegnet uns ein alter Zimmermann mit seinem Handwerkszeug auf der Schulter. »Grüß Gott!« ruft er uns an, als ob er uns ansähe, daß wir Deutsche sind. Redelustig bleibt er stehen, woher, wohin, er sei auch schon in München gewesen und den neuen Papst kenne er auch von Venedig her, fügt er stolz hinzu. Auf die Frage, ob er glaube, daß der Papst auch ihn kenne, meint er »doch kaum«.

Zwischen den Erlen am Ufer steigt der Pfad bald stark an, an einer Mühle vorüber, in deren Nähe Holzarbeiter ihrer schweren Arbeit obliegen. An die Stelle der graugrünen Erlen treten breitästige Buchen und reichbelaubte Nußbäume. Kleine schmale Steige zweigen von dem Hauptwege ab und führen bergauf und dort- und dahin wendend zu den verschiedenen einzeln gelegenen Anwesen. Bei einer Wendung bietet der Weg einen prächtigen Rückblick über Canezza und auf die Berge von Pergine, die im Sonnendufte hereinschauen, zur Rechten den sonnigen Hang von Viarago, zur Linken den grünen, schattenreichen Hang der deutschen Talseite. Unter Bäumen führt der Weg weiter, immer steigend; da blinkt ein stattliches Haus durch die Fülle des Laubes, es ist das Schulhaus von Gereut. In der gleichen Richtung führt der Weg weiter taleinwärts; wir aber wenden uns rechts rückwärts, um zum Mittelpunkte von Gereut, zum Widum und dem Kuratenhause zu gelangen, die ganz nahe dabei liegen. Ein paar kleine, dürftige Hütten, links und höher gelegen erhebt sich weithinschauend ein stattlicher gotischer Bau, aus Bruchsteinen aufgeführt, die neue, im Werden begriffene Kirche von Gereut. Schon ist das Schiff unter Dach, drei große Fenster an jeder Seite des Langhauses, je zwei an den Seiten des Chors werden reichlich Licht spenden; der Turm, wie der ganze Bau, in einfachen gotischen Formen gehalten, wird 1905 vollendet werden. Und wie glücklich ist nicht der Platz für den schönen Bau gewählt! Auf einem breit aufgewölbten Rücken, mit dem Blick auf den jenseitigen Hang mit den zahlreichen italienischen Örtchen und ihren Kirchen, auf die ganze Höhenkette vom Altmann bei Palai bis hinaus nach Pergine mit seinem Schlosse und den jenseitigen Bergen; am diesseitigen Hange das Schulhaus und gegen Südwesten die alte Kapelle von Gereut mit dem kleinen, ummauerten Friedhofe. Längst war diese Kapelle zu klein für die Gemeinde, sie hat ja einen Flächeninhalt von nur etwa 30 *qm*; es fehlte aber am Nötigsten für einen Ersatz, am Geld. Da kamen die Wetterstürme der letzten Jahre, ein Bergbruch unter den Grundmauern der Kapelle führte ihre Baufälligkeit herbei und machte einen Neubau zur unumgänglichen Notwendigkeit. Der Kurat von Gereut, Albin Laner, machte sich ans Werk, der Fürstbischof von Trient lieh dem Unternehmen seine Hilfe, die Gemeinde brachte Opfer, Gaben liefen ein, die Gereuter legten selbst Hand an und mit berechtigtem Stolze kann Kurat Laner, der den Plan zum Bau selbst entworfen hat, jetzt auf das schöne Werk schauen, das seiner Vollendung entgegengeht.

Schlecht wird freilich das Kuratenhaus sich neben der neuen Kirche ausnehmen, wenn erst die alte Kapelle abgerissen ist. Denn so malerisch das unscheinbare Häuschen am Steilhange neben dem Wege steht, das Kuratiegebäude sieht ihm gewiß niemand an. Sein Bewohner aber, Kurat Laner, ein geborener Gereuter, ist ein vielseitig gebildeter Mann, der sich für alle Zweige des Wissens

interessiert, wie uns ein Abend zeigte, den wir in seinem Hause in anregendem Gespräche verbrachten.

Nach Eichleit hinüber führen mehrere Wege; der obere steigt nächst der neuen Kirche aufwärts, überschreitet einen Bergrücken, der einen reizenden Blick über das tief unten liegende Fersental und die Ebene von Pergine bietet, und senkt sich schließlich hinunter nach Eichleit, 1053 *m*, das weit zerstreut am steilen Südhange des Silberbergs (Mittagspitze), 1689 *m*, liegt, Kirche, Kuratenhaus und Schulhaus eng beisammen, alles freundlich und sauber. Tief unten braust in felsiger Schlucht der Rigolerbach, kaum daß die stark ausladende Böschung des diesseitigen Hanges einen Blick bis in die Tiefe gestattet; bewaldete und buschbewachsene Hänge schließen oben den engen Kessel. Herzlich empfängt uns der Kurat Jakob Malpaga, trotz seinem italienischen Namen ein wackerer und energischer Deutscher, der unter dem humanen früheren Fürstbischof Vanusci von Trient die Abhaltung der Predigt in deutscher Sprache, trotz dem heftigen Widerstande des Pfarramts Pergine, durchsetzte. Speise und Trank bietet er dem Fremden gern, gelegentlich auch Nachtquartier. In anregendem Gespräche verfließt nur zu rasch die Zeit und wir müssen fort, zurück nach Gereut; schade, daß Eichleit so vom Wege durch das Fersental abliegt, daß auch der Anschluß an eine neue Talstraße auf Schwierigkeiten stoßen wird.

Wir schlagen den unteren Weg ein; der gastfreundliche Kurat gibt uns noch eine Strecke weit das Geleite; wir biegen aber unter der Führung unseres Begleiters, des Kuraten von Gereut, bald von dem Wege ab und verfolgen einen am Gehänge hinführenden Fußsteig, der zwar die kürzeste Verbindung, bei nassem Wetter oder Schnee aber sicher schlüpferig und dann nicht zu empfehlen ist.

Vom Schulhause von Gereut aus steigt der Weg schlecht und steinig in fünf Minuten hinauf zum »Wirtshaus zum deutschen Land« von Holzer. Das klingt ja vielversprechend, doch folgt sofort die Enttäuschung. Wein ist zu haben, sonst nichts, auch kein Nachtlager, es ist eben nur eine kleine, nicht gerade einladend aussehende Weinschenke. Aber deutsch? Nein, auch das nicht, wiewohl die Wirtin aus Palai stammt; sie spricht ungern Deutsch, vielleicht nur, weil sie sich mit Unrecht des Dialekts schämt?

Bald teilt sich der Weg; beide Pfade führen nach St. Franz, der obere ist etwas weiter, weil er die Schlucht des aus dem Kessel zwischen Gronleite und Frauwarte kommenden Bächleins mehr innen ausgeht, dafür fällt und steigt er auch weniger unangenehm als der untere Weg. Im Grunde der verwachsenen, malerischen Schlucht stehen ein paar Mühlen, deren eine verlassen und verfallen ist. An einzelnen Höfen vorüber treffen beide Wege unmittelbar vor St. Franz zusammen; dort bietet sich wieder ein sehr hübscher Blick auf das Tal und namentlich die jenseitige Talwand mit St. Orsola.

Der geschlossene Teil von St. Franz, die Kirche, das Kuratenhaus, in dem auch die Schule untergebracht ist, und ein paar Bauernhäuser, liegt auf einer gegen das Tal vorspringenden kleinen Terrasse sehr freundlich zwischen Wiesen und Feldern; im Hause des Kuraten Martin Demetz, eines geborenen Grödeners, findet man auch Speise und Trank und wenn nötig auch Nachtquartier; der Kurat selbst ist bekannt als sehr guter Fußgänger und Steiger, der auch von seinen Touren lebhaft erzählt, und ein jovialer Gesellschafter.

Um von hier direkt nach Palai zu gelangen, schlägt man den vom Kuratenhause nordwestlich und bald stark abwärts führenden Weg ein, muß sich aber im unteren Teile links halten, da die rechts ziehende Fortsetzung zerstört ist. Die nach links führende Abzweigung erreicht bald die Talsohle, wo auf primitivem Stege der in breitem Geröllbett fließende Fersenbach überschritten und der noch

vorhandene Rest des Talsträßchens, das von hier aufwärts im Jahre 1903 einigermaßen verschont blieb, erreicht und taleinwärts verfolgt wird.

Die Fortsetzung des Weges auf der deutschen Seite zwischen St. Franz und St. Felix quert die von Osten herabziehende Schlucht des Schnepfenbachs mit teilweise sehr brüchiger Lehne; diese ist stark an der Verwüstung des Tals beteiligt und hat auch den vorerwähnten direkten Weg am unteren Ende verschüttet. Faschinen und Verpflockung helfen da nicht mehr, es wird nur mit Wegverlegung der ständigen Gefährdung der Strecke durch Wetter abzuhelfen sein.

Stark steigt der Weg aus der Schlucht heraus nach St. Felix hinauf an, dessen Hauptteil ganz prächtig auf weit vorspringender, das Tal auf- und abwärts beherrschender Höhe liegt; die schöne große Kirche mit ihren Halbbogenfenstern ist im ganzen Tale sichtbar. Kurat Alois Gadler, aus Zivernach bei Pergine, der sich vortrefflich unter den Deutschen eingelebt hat, ermöglichte durch Sammlungen den Bau vor einigen Jahren; er kann stolz sein auf diesen schönen Erfolg. (Die persönliche Bekanntschaft dieses Herrn blieb mir infolge von Zufälligkeiten leider vorenthalten.) Der Kirche gegenüber steht das Kuratenhaus, auf dem gegen Osten aufwärts ziehenden Rücken das Gasthaus »zum Knappen« und der Neubau des Schulhauses. Das genannte Gasthaus, das einzige im ganzen deutschen Teile des Fersentals, ist sehr einfach, aber sauber und gut geführt; zum Übernachten steht allerdings nur ein Zimmer mit einem Doppelbette zur Verfügung, doch würden wohl mit einem stärker werdenden Fremdenzuzuge die rührigen Besitzer auch ihren Gasthausbetrieb erweitern.

Von hier nach Palai stehen wieder zwei Wege offen, der eine unten im Tale, der andere an der diesseitigen Berglehne fort. Der erste führt zwischen der Kirche und dem Kuratenhause durch, dann durch Wald stark abwärts in Zickzackwindungen neben dem Abbruche zu einer steilen Schlucht und auf der Talsohle über einen Steg auf den schon erwähnten, noch erhaltenen Rest des Talweges nach Palai; der neue Weg ist gut angelegt und durch Geländer gegen den Absturz gesichert. Der andere Weg auf der linken Talseite führt ab- und aufwärts an den zu St. Felix gehörigen Höfen von Innerberg vorüber und immer am Hange hin, der mehr und mehr kahl wird, steigt dann südlich gegenüber Palai an den Ausgang der Schlucht des Valcavabachs hinunter und überschreitet dort den Fersenbach, an dessen rechtem Ufer die Mühlen und Sägen der Fraktion Knappen vom Talbache und dem von Norden kommenden Anderlsbach getrieben werden. Manches malerische Bild bieten die alten, holzgefügten Hütten mit dem mit Blöcken übersäten und von Gestrüppe überwucherten Hange, über den der Steig nun hinaufführt zur Fraktion Stefani und zu dem Kuratenhause, dem Hauptpunkte von Palai.

Ganz anders als die linke Talseite sieht die rechte, die italienische Seite aus. Der Weg von Canezza nach Palai ist hier entschieden kürzer als jener über Gereut und Floruz; wenn auch sehr sonnig, hat er doch den Vorzug, daß die einmal gewonnene Höhe nur einmal — bei St. Orsola — wieder teilweise verloren geht, während drüben ein unausgesetzter Wechsel von aufwärts und abwärts unangenehm fühlbar wird.

Von Canezza führt der breite aber wild gepflasterte Weg, auf dem die Saumtiere und gelegentlich auch kleine Karren gehen, über Portolo hinauf nach Citadella an der von Pergine über Serso und Viarago in das Fersental ziehenden, gut fahrbaren Straße nach Mala und St. Orsola. In Portolo trafen wir mit einem 63jährigen, aber viel jünger scheinenden Mann zusammen, der uns sofort ansprach, einem Deutsch-Fersentaler, der hier herüber geheiratet hat; mit Stolz erzählte er von seiner Dienstzeit als Oberjäger bei den Kaiserjägern, in deren Reihen er 1866 kämpfte; er erzählte auch von der Katastrophe, die das Fersental im Spätherbst 1903 ver-

wüstete und das Talsträßchen neben dem Bache unter riesigen Schuttmassen für immer begrub.

Ist die Straße erreicht, so geht es auf dieser taleinwärts zwischen Weinbergen und Maulbeerpflanzungen in stets gleicher Höhe. Der Hauptreiz der Wanderung hier über Mala mit seiner schön und frei gelegenen Kirche und St. Orsola bis zu dem neuen Stabilimento Bagni S. Orsola (ungefähr da, wo die Spezialkarte Rori verzeichnet) besteht in dem fortwährenden und immer wechselnden Blicke auf das Gelände der deutschen Talseite mit seinem Wiesengrün, seinem üppigen Laubwalde und den dunklen Fichtenhängen, die vom Silberberg, von der Frauwart und Gronleite herabziehen, und den da und dort sichtbaren Ansiedlungen, mit den Kirchen von Gereut, St. Franz und St. Felix.

Ein paar Schluchten werden auf steinernen Brücken überschritten; dort sieht man allerdings die Spuren des Unwetters von 1903 in massenhaft herabgetragenem Schutte; der Straße selbst kam ihre hohe Lage zugute, nur bei St. Orsola wurde auch sie von der Verwüstung erreicht. Wie sollte da eine neue Straßenanlage tief unten am Hange bestehen, wo die Schuttmassen aus den engen Gräben ausbrechen und die wilden Schluchten von Brücken abermals übersetzt werden müßten unter weit ungünstigeren Bedingungen, als das glücklich angelegte Sträßchen Mala—St. Orsola oberhalb der Steilhänge sie fand, wo eine durchgehende grüne Terrasse Ansiedelung und Straßenbau begünstigte?

Eine kurze Strecke nördlich von St. Orsola und etwas höher als dieses liegt auf vorspringendem Rücken das neue Stabilimento, ein Heilbad, von italienischen Aktionären erbaut; der Arzt Dr. Morelli aus Pergine leitet das Unternehmen, das zugleich den italienischen Aspirationen im Fersental zu dienen recht wohl geeignet scheint, ein »Bad« kann ja für verschiedenes recht gut sein; ist doch eben das Bestehen dieses Bades schon mit als Begründung für die Forderung des neuen Straßenbaues auf der italienischen Talseite ins Feuer geführt worden. Der Leiter ist ein Bruder jener Morelli, die unter der Firma »Gebrüder Morelli« als Großhändler in Canezza sitzen, dort unter anderem eine Wurstfabrik führen, die den Fersentalern gemästete Schweine und Kälber abnimmt, und die wohl auch die Kapitalisten für arme geldbedürftige Talbewohner mit zielbewußter Gewandtheit vorstellen.

An diesem Stabilimento endet das Sträßchen; eine tiefeingerissene, steilwandige Schlucht zieht nördlich davon aus dem großen Kessel unter dem Gipfel der Costalta herab, zwischen gewaltigen Felsblöcken sucht ein kleines, klares Wässerlein seinen Weg zum nahen Fersenbach. In steilen, kurzen Windungen steigt der nun als Saumweg benützte Fußpfad hinab in diesen Kessel und hinaus auf den alten, noch erhaltenen Teil des Talweges, kurz oberhalb der Stelle, wo der schon erwähnte Steig von St. Franz auf diesen trifft. Von da abwärts ist der ganze Talboden vermuhrt und Weg, Wiese und Wald, alles zerstört und verwüstet; damit sind auch die Spuren des alten Bergbaues auf dieser Strecke verschwunden.

Gemächlich führt das Sträßchen talaufwärts am rechten Ufer des Fersenbachs, bald hart am Ufer, bald über kleine Wiesengründe und durch Waldstücke; schäumend wirft sich der Bach über einige kleine Felsbänke, hoch herab schaut vom jenseitigen Talhange St Felix und lugt die eine oder andere menschliche Behausung aus dem Grün herunter; über eine Brücke kommt der Weg von St. Felix heran. Eine malerische Sägmühle steht am Wege neben Erlengebüsch, eine geschickt gefaßte Quelle bietet einen erquickenden Trunk. Ein kleiner Felsriegel, der eine Kapelle trägt, wird überschritten, rechts jenseits des Baches liegt die Mühlansiedlung Pompermeyer, im Hintergrunde des Tales erscheint hoch oben die Kirche von Palai. Mit einer Doppelwindung beginnt der Weg sich stärker zu heben, bald beginnt auch die so wohltuende Pflasterung mit abgewaschenen, glatten, großen und kleinen Felsstücken

und Steinen; der Weg kann den Vergleich mit dem schlechtesten aller Tauernwege ruhig aushalten. Immer tiefer sinkt der Bach; eine steinerne Brücke, die vom gegenüberliegenden Ufer sehr malerisch aussieht, führt über einen kleinen, aus einer engen Schlucht hervorstürzenden Seitenbach, rasch geht es empor, an einer Hütte vorüber, hinauf zu der Terrasse, auf der die ersten Häuser von Palai stehen. Eben zieht der Weg an den ärmlichen Häusern vorüber zum gastlichen Pfarrhause von Palai, freundlich begrüßt uns der wackere Kurat Matthias Thaler, der Fremden nicht nur Speise und Trank, sondern auch Quartier gibt und alles tut, um den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen, das — man sieht es dem Hause gar nicht an — mehreren Personen Obdach geben kann.

Es ist ein einsames Dasein, das dieser Herr hier führen muß in diesem weltfernen Dorfe, und beschwerlich, wenn tiefer Schnee oder Eis die steilen Hänge deckt und er hinaufsteigen muß zu der 50—60 *m* höher liegenden Kirche, zu der nur ein paar schmale Steige emporführen. Eine kleine Kirche ist's, schmucklos fast und dunkel ist der enge Raum, armselig der Friedhof, der das Kirchlein umgibt, aber schön ist der Blick von da oben auf das Fersental und seine Berge und hinaus über das sonnige Pergine.

An dem zum tiefen Kessel des Fersentals absinkenden Südhange des Altmanns und teilweise des Schwarzkofels liegen in unregelmäßigen, nur durch kleine Zwischenräume voneinander getrennten Gruppen die größtenteils aus Holz gebauten Häuser und Hütten von Palai; 60—80 *m* tiefer rauscht der Fersenbach in von Ost nach West gerichtetem Laufe den Sägmühlen von Knappen zu, ihm schließen sich der von Norden, vom Rohjoch herabkommende Anderlsbach und der vom Altmann heruntereilende Lenzerbach (Rio di Valenna) an, der die Palaier in Inner- und Außerbächler scheidet. Der Fersenbach selbst kommt von Süden her und schwenkt gegen Westen in den Palaier Kessel ein.

Dem Spitzsee, auch Palaiersee genannt, ca. 1860 *m*, soll unser erster Ausflug gelten. Unmittelbar neben unserm Standquartier, dem gastlichen Kuratenhause von Palai (Stefani), führt der herzlich schlechte, gepflasterte Weg am Hange ostwärts fort, vorüber an dem auf einer Terrasse frei und schön gelegenen Schulhause, dann über den Lenzerbach und durch die übrigen Gruppen von Palai, über den Anderlsbach und über Maso Taseiner, kurzweg Taseiner, die letzten ständig bewohnten Häuser von Palai und im Tale überhaupt, nach Osten weiter unmittelbar in die Almregion. Angenehm führt der Weg am Hange dahin, ziemlich hoch über dem rechts unten fließenden Fersenbach, zu dem die grünen Flächen mit ihren kleinen Hütten absinken, ein anmutiges Bild löst das andere ab, ob wir zurück auf Palai oder aufwärts dem Hintergrunde des Fersentals entgegenblicken. Das schönste Bild bietet sich dort, wo nahe dem Ende des Wiesengrundes durch einzelne Bäume der Schluß des Fersentals erscheint und hochragend die zackige, schneegefurchte Gipfelwand der Cima di Cavè über der Lücke zwischen der Hasenspitze und dem Felsturme des Cimone im Lichte der Morgensonne ihren Steilabsturz zeigt. Bald umschließt uns Wald, bis wir zur Alpe Plätzen, ca. 1600 *m*, kommen. Dort bringt uns ein Steg an das linke Ufer auf die große, geneigte Weidefläche, auf der die Pfadspur verschwindet. In südwestlicher Richtung steigen wir an dem grünen Hang empor, immer schöner zeigt sich die östliche Talseite, wo die rötlichen Mauern der Schrumspitze auftauchen und die gewaltige Felsbank uns nahe gegenübertritt, die das Becken des Spitzsees gegen das Tal vollkommen abschließt; eine riesige Kluft durchsetzt die Steilwand, sie senkrecht mit glattem Schnitt von oben bis unten spaltend; wildes Felsgetrümmer häuft sich im tiefen Schatten der Kluft. Duftig schauen die Zacken der jenseitigen Umrandung des Sees über den Felswall herüber, von dem ein kleiner Wassersturz niederrauscht in den seinen Fuß säumenden Wald, der junge Fersenbach.

Am oberen Ende der stärker antsteigenden Weide halten wir uns etwas links, südwärts und kommen auf eine Pfadspur zwischen einzelnen Fichten und den Legföhren, die bald neben Alpenrosengestrüpp allein das Gelände bestehen, das immer mehr mit Geröll übersät ist; so gelangen wir auf den Steig, der von dem Rücken zwischen dem obersten Fersental und Valcava her an den obersten Hängen hin zum Seejoch führt und dem wir nun über grobes Geröll, das mit Grasbändern und Gestrüppe durchsetzt ist, in südöstlicher Richtung folgen. So gelangen wir auf den Sattel, an dem die niedrigere nördliche Umrandung des Seebeckens an den höheren, zur Seespitze ziehenden Rücken anschließt; wir gehen von dem weiterziehenden Steige links ab und zu unseren Füßen liegt in tiefem, vollkommen geschlossenem Kessel der Spitzsee.

Dunkel und unbewegt ruht die kühle Flut, in der die wilden Hänge des jenseitigen Ufers sich spiegeln, das vollkommene Bild eines Kratersees. Mächtig drängt aus der Flucht der hohen Felsmauern östlich des Sees die Cima di Cavè vor gegen den Kessel, mit prallen Wänden niedersetzend auf die schwach begrünten Schutthänge, die, zerrissen von groben Geröllrinnen, sich steil zum stillen See absenken. Mit mäßiger Neigung setzt der Gipfelgrat zur Rechten, eine schneegefurchte Hochmulde umspannend und ein paar mächtige Felsköpfe vorschiebend, sich fort gegen die Seespitze. Zur Linken löst sich aus dem zerklüfteten Massiv der Cima di Cavè ein begrünter Sattel ab, überragt von den Felszinnen des nördlich an die Cima sich anschließenden Grates; er bildet die Verbindung zu der Felsschranke, die, im Cimone gipfelnd, den Seekessel von dem tief darunter gelegenen obersten Grunde des Fersentals abschließt. Wie mächtig sie von dort im Anstiege auch ausgesehen hat, vom See aus steigen die Felsbänke übergrünt auf zu dem kahlen Haupte des Cimone und die massigen Stufen des Kammes, der den Kessel umschließt, verschwinden fast unter dem Gewirre von Krummholz und Alpenrosen und unter dem Chaos grünübersponnener Felstrümmer, die den ansteigenden Hang bedecken. Hier öffnet sich auch die gewaltige Kluft, die durch die ganze Felsschranke hinuntersetzt gegen den Almboden; grobes Geröll und grüne Wildnis decken den Zugang. Leises Rieseln macht auf eine kleine frische Quelle zwischen Felsblöcken aufmerksam, die willkommene Erfrischung bietet.

Es ist ein schönes, tiefernstes Bild, der kleine See mit seiner nur hart am Ufer durchsichtigen, dunklen, fast schwarzen Flut, eng umschlossen von einem steil einfallenden felsigen Gürtel, am Südende im Schatten der Felswände überlastet mit einem hoch hinaufzüngelnden, unterhöhlten Schneefelde, das auch die heißen Sommertage nicht zu vernichten vermochten, und umgeben hier von den ragenden Felsmauern der Cima di Cavè, dort von dem Gewirre einer Wildnis von Felstrümmern, Legföhren, Alpenrosen und Moos. Und über dem allen die große Ruhe ewiger Einsamkeit.

Der Steig, auf dem wir heraufgekommen sind, führt in gleicher Weise südlich vom See weiter aufwärts und mit einer Schwenkung nach Süden auf das Seejoch, 2219 *m*, hart unter dem Ostabfalle der Seespitze, 2262 *m*, und jenseits hinab in die Val dei sette laghi, von wo der Weg schließlich als Straße durch die Val Cavè nach Borgo im Suganertale hinausführt.

Vom Seejoch aus ist nicht nur mittels eines kurzen Anstiegs nach rechts die Seespitze, sondern auch mit Wendung links die schon erwähnte Hochmulde unter dem Südgrate der Cima di Cavè und über begrünte Plätze, Geröll und Schneelager schließlich mit einer kurzen Kletterei der Gipfel der Cima di Cavè, 2327 *m*, zu erreichen, der einen interessanten Rundblick bietet. Gegen Norden zeigt sich der weitere Gratverlauf zur Schrumspitze, die hier als schroffes Felsenhaupt erscheint, links davon Schrimbler, Schwarzkofel und Rohjoch, zwischen den ersteren die Kreuz-

spitze; scheinbar tief unter uns liegt der dunkle Spitzsee und das enge obere Fersental. Im Nordosten erhebt sich das Gipfelgewirre der Cima d'Asta-Gruppe, während im Süden und Südosten die Val dei sette laghi und die tiefe Furche der Val Cavè sowie die Berge des Suganertales, die hier ihre Steilabfälle zeigen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aus größerer Ferne blicken im Westen und Nordwesten die Gipfel und Gletscher der Brenta-, Adamello- und Presanella- und der Ortlergruppe herüber.

Den Besuch des Spitzsees sollte niemand, der ins Fersental kommt, versäumen; die Schönheit des obersten Fersentals und des Sees ist reicher Lohn für den höchstens 2—2½stündigen Anstieg; die wechselnden Bilder verkürzen die Zeit, die Tour ist eine überaus lohnende und gewiß die lohnendste im ganzen Fersental.

Gelegenheit zu einer genußreichen Höhenwanderung bietet der von der Seespitze über Gronleite und Frauwart allgemein südlich ziehende und mit der Panarotta gegen das Suganertal zu endende Kamm. Wir überschreiten bei Knappen südlich von Palai den Fersenbach und den Torrente Valcava, verfolgen den Weg nach St. Felix 8—10 Minuten weit, schlagen aber dann den aus der Valcava kommenden, zuerst hoch am westlichen Talhange einwärts führenden, dann aufs rechte Bachufer übertretenden Weg ein, der am Talschlusse ziemlich stark ansteigt und in zwei Stunden (2¼ Stunden von Palai) das Törl (Portella), 2253 *m*, erreicht, um jenseits durch die Val Portella nach Roncegno im Suganertal hinabzuführen.

Westlich vom Törl erhebt sich langgestreckt und breit aufgewölbt die Gronleite oder Leitenspitze (Gronlait), 2383 *m*, deren kahles Haupt über den grünen, ziemlich steilen Hang in 25 Minuten zu erreichen ist und wegen seiner bedeutenderen Höhe und seiner gegen das Fersental vortretenden Stellung einen interessanten Blick auf dessen sämtliche Gipfel bietet, während die Fernsicht ähnlich jener von der Cima di Cavè ist.

Reizend und mühelos ist die Wanderung über den südwärts ziehenden Kamm zur Frauwarte und dem Weitjoch. Der felsdurchsetzte Steilhang, mit dem der Gipfel der Gronleite gegen Westen abbricht, begleitet uns fort und fort zur Rechten; über einen zweiten, namenlosen, füglich zur Gronleite zu rechnenden Gipfel, 2320 *m*, erreichen wir in weniger als einer Stunde leicht den Gipfel der Frauwarte, 2350 *m*, der im allgemeinen wieder eine ähnliche Aussicht bietet wie die Gronleite, doch ist einerseits der Blick auf die Berge des Suganertals freier, anderseits verdeckt gerade die Gronleite die Kreuzspitze vollständig. Rasch sinkt der Kamm im weiteren Verlaufe ab zum Weitjoch, 1842 *m*, dem Übergangspunkte zwischen Pergine und Roncegno.

Noch lädt südlich davon der breitgewölbte Rücken der Panarotta, 2002 *m*, zum Besuche ein; ein halbes Stündchen und wir stehen droben, uns an der prächtigen Aussicht auf das Suganertal und Pergine von unserm vorgeschobenen Standpunkte erfreuend. Nun zurück zum Weitjoch und in nordwestlicher Richtung hinab über den grasigen Hang und durch Wald auf leidlichem Wege zu den oberen Häusern von Eichleit und links hinunter zum gastlichen Hause des Kuraten.

Von dem obengenannten Törl aus ist übrigens auch die Begehung des Kammes zur Seespitze und die Übersteigung desselben zum Seejoch recht wohl ausführbar und damit die Möglichkeit einer Kombination der vorausgeführten Ausflüge gegeben.

Der interessanteste und schwierigste Gipfel im ganzen Bergkranze des Fersentals ist die östlich von Palai mit schroffen Felswänden über den Wäldern aufragende Schrumspitze, 2396 *m*. Sie wird erst sichtbar, wenn man den Kessel von Palai betritt, und versteckt sich, wenn wir uns in Marsch setzen, um ihr zu Leibe zu gehen, sehr bald wieder hinter ihren eigenen grünen Vorhöhen und dem bewaldeten unteren Hange des Schrimblers. Wir schlagen vom Kuratenhause in Palai

den Weg durch das Dorf über Maso Taseiner ins oberste Fersental ein, verlassen aber den Talweg und steigen in östlicher Richtung, einem Steige folgend, durch Wald und an den letzten Sennhütten vorüber, schließlich weglos am Gehänge des Lahnerbachs hin empor zu dem zwischen Schrimbler und Schrumspitze eingebetteten, großartig wilden Felskessel. Gewaltige Felstrümmer, aus den Steilwänden der Schrumspitze gebrochen, bedecken den Grund und weit hinab noch die Sohle des kleinen Tals, während drüben ein grüner Hang hinaufzieht zum Grate des Schrimblers. Gegen Osten schließt der die beiden Gipfel verbindende Kamm den Kessel ab; ein von der Schrumspitze gegen Nordwesten vorschießender, kurzer Gratast setzt mit Steilsturz nieder auf das den Felsbau im Norden und Westen säumende Trümmerfeld.

Wir haben nun die Wahl des Anstieges, die je nach den besonderen Verhältnissen ausfallen wird. Um von der Westseite die Ersteigung durchzuführen, umgehen wir den erwähnten Gratast und steigen zu jener Stelle auf, wo der Geröllhang ziemlich hoch hinaufreicht und, wie uns die Rekognoszierung mit dem Tubus von Palai wie vom Anstiege zum Spitzsee aus gezeigt hat, ein paar große, grüne Flecken schräg übereinanderliegen und so die Richtung angeben; kleinere Flecken, Risse und Bänder ermöglichen dann die Erreichung des Gipfels. Der zweite Anstieg führt unter dem Verbindungsgrate über das Geröll und die Felsen direkt empor zur Spitze. Der dritte und leichteste Anstieg erfordert, daß wir zuerst den Verbindungskamm zwischen Schrimbler und Schrumspitze an seiner Einsattelung überschreiten und gegen den Lago d'Ezze zu etwas absteigen, um die Ostseite der Schrumspitze zu gewinnen. Dort vermittelt ein Kamin die Erreichung der oberen Wandpartien; oberhalb des Kamins halten wir uns etwas nach links und erreichen über Fels die Spitze. Vorsicht ist überall nötig, die ausgeprägte Schichtung zeigt ihre Vor- und Nachteile und der Fels ist vielfach brüchig, wenn auch namentlich gegen Norden geschlossene Wände auftreten. Der Anstieg vom Geröll bis zum Gipfel nimmt 3/4—1 Stunde in Anspruch, von Palai bis zur Spitze 3 1/4—4 Stunden.

Die Aussicht von dem schmalen Gipfel ist, wie bei der geringen Entfernung natürlich, jener von der Cima di Cavè ähnlich hinsichtlich der Ferne, freier ist der Blick auf die Marmolata und die Palagruppe; interessant ist die nächste Umgebung, wo im Osten die grüne, hügelige Mulde der Malga d'Ezze und der kleine Lago d'Ezze, gegen Westen die eigenen Vorbauten des Berges zu unseren Füßen liegen, vor allem aber gegen Süden. Hier bricht der Gipfel nieder zu einer langen, zackenreichen Einschartung, jenseits deren sich der Gipfelgrat wieder zu bedeutender, fast den Hauptgipfel erreichender Höhe erhebt, steilwandig und die Schichtung in höchster Deutlichkeit zeigend, das Ganze ein klares Bild eines Gratausbruchs, dessen wüstes Getrümmer weithin die Hänge bedeckt. Julius Pock hat 1902 mit Lehrer Oberosler dieses Stück mit großer Mühe überklettert und den Abstieg vom südlichen Teile gegen Osten genommen.

Zur Namengebung der österreichischen Spezialkarte ist zu bemerken, daß die eben besprochene Gipfelgratstrecke dort keinen Namen führt, aber südlich davon einen Gipfel mit Sasso rosso, 2321*m*, bezeichnet, der wegen seiner auffallend weißen Abbrüche in Palai die Weiße Erd'-Spitze heißt; der Name Sasso rosso oder besser noch Sasso rotto würde der Farbe des Gesteins und vor allem des erwähnten Grateinsturzes wegen besser auf den besprochenen Gipfelgrat passen; übrigens ist der Name Sasso rosso in der ganzen Gegend überhaupt unbekannt.

Für die Rückkehr nach Palai empfiehlt es sich, vom Lago d'Ezze aus den Fußweg nach Süden einzuschlagen, der allerdings unter Überquerung von ein paar Gräben auf den von Borgo über den Sensattel, 2191 *m*, südlich der Schrumspitze führenden Saumweg leitet, und auf diesem wohlangelegten, wenn auch etwas

weiteren Wege auf den Talweg nach Palai zu gehen. Eben dieser Saumweg ist auch von dem westlich unter der Schrumspitze gelegenen Kar aus im Abstiege gegen Süden zu erreichen.

Ist aber der Abstieg vom Gipfel der Schrumspitze in nördlicher Richtung erfolgt, so ist der weitere Rückweg am besten in der Weise zu machen, daß man das kleine Kar gegen den zum Schrimbler hinaufziehenden grünen Rücken hin quert, über den Rücken emporsteigt und den Grat des Schrimblers entlang geht bis zu dem zwischen diesem und dem Schwarzkofel eingesenkten Sattel, 2073 *m*; dort trifft man auf den aus dem Calamentotal heraufführenden Saumweg, der bequem hinunterzieht ins Fersental. Eine eigene Besteigung des Schrimblers, 2205 *m*, ist, wiewohl mühelos, doch nicht lohnend, da die Stellung des Berges zwischen seinen höheren Nachbarn überaus ungünstig ist.

Erheblich glücklicher ist die Stellung des Schwarzkofels, 2302 *m*, von dessen Gipfel aus man einen großen Teil des Fersentals und das oberste, waldreiche Calamentotal überblickt; die Fernsicht ist durch die nahe Kreuzspitze und den westlich gegenüberstehenden Altmann beeinträchtigt, sonst aber namentlich gegen Norden und Osten sehr schön. Der Anstieg geschieht zunächst auf dem zum Übergange ins Calamentotal führenden Saumwege; dort, wo der gestreckte Rücken von der südöstlich des Gipfels befindlichen Kuppe, 2261 *m*, heranzieht, steigt man auf diesem zur Kuppe und dem Kamme folgend über die nächste Einsenkung zum Gipfel empor. Mühelos ist auch der Abstieg in nordwestlicher Richtung zum Palaier Jöchl.

Beim Blicke von Pergine aus auf das Fersental schließt die breite Gestalt des Altmanns (Alter Mann) hochaufragend scheinbar das Tal ab. Wenngleich dieser Berg und der damit zusammenhängende Lamperberg, 2007 *m*, infolge der Einförmigkeit ihrer Erscheinung nicht zum Besuche reizen, so bietet doch gerade der Altmann, mit 2417 *m* der höchste Gipfel des ganzen Fersentaler Bergkranzes, ein vollständiges Bild des Tales selbst und seiner Berge und eine prächtige, jener von der Kreuzspitze sehr ähnliche Fernsicht. Für den Aufstieg von Palai aus dient ein nördlich von da zuerst durch Wald und Gestrüppe steil über den von vielen Wasserrinnen und Gräben durchfurchten Hang zu der Einsattelung zwischen Altmann und Lamperberg hinaufführender Steig. Ein kurzer Gang hinauf und herunter zum Sattel ist dem letzteren gegönnt. Dann geht es auf dem namentlich gegen den Schluß zu stärker ansteigenden Kamme hinauf zu dem aussichtsreichen Gipfelrücken, dessen Rundschau in nächster Nähe nur unterbrochen wird durch die zwischen Marmolata und Palagruppe aufragende Kreuzspitze. Wäre der über drei Stunden beanspruchende einförmige Anstieg nicht, müßte der Altmann als sehr lohnend bezeichnet werden. Für den Abstieg eignet sich die Fortsetzung der Kammwanderung bis hinab auf das Rohjoch mit dem Rückwege durch das Anderlstal nach Palai.

Unser letzter Besuch gilt der Kreuzspitze, 2491 *m*, die zwar nicht mehr dem Fersental unmittelbar angehört und von diesem selbst auch nirgends sichtbar ist, deren Ersteigung aber von Palai aus am hübschesten auszuführen und überaus lohnend ist. Zwischen den ersten Häusern von Battisti schwenken wir vom Dorfwege links ab und verfolgen den anfangs erbärmlich gepflasterten, aber schöne Bilder — namentlich im Rückblicke auf Palai — bietenden Weg im Anderlstal gegen Norden aufwärts zu einigen Alpen und durch ein kleines Lärchenwäldchen. Während dann der Weg nach rechts wegzieht, behalten wir die bisherige Richtung möglichst bei und steigen die nun folgende lange Strecke über mit einzelnen Felsblöcken besäten Wiesengrund gleichmäßig weiter; ein an dem von links nach rechts absinkenden Rücken vor uns gegen das Firmament sich abhebender, auffallender Felsblock kann hierbei als Richtpunkt gelten, soll jedoch eine kleine Strecke links liegen

bleiben. Am oberen Ende wird der Weideboden aber moorig; wir wenden uns daher dem felsigen Hange rechts vor uns zu und treffen so auf den Pfad, der mit hübschem Blicke auf den Westabfall des Schwarzkofels, wo zahlreiche und große Abrutschungen Erdboden und Wald in die Tiefe gerissen haben, an der westlichen Lehne des Anderlstals aufwärts und bequem in die zwischen dem Ostabfall des Altmanns und dem Südhange des Rohjochs eingebettete Mulde führt, wo eine gute Quelle Labung bietet.

Der Weg durch das Anderlstal zum Palaier Jöchl, 2123 *m*, dem Übergange ins Calamentotal, auf dem wir uns gleich anfangs befanden, läuft am anderen Ufer am östlichen Talhange aufwärts; wer das Rohjoch nicht besuchen will, folgt diesem Wege, dafür kann er vom Jöchl aus den Schwarzkofel besteigen, der freilich dem Rohjoch an Schönheit nachsteht.

Der Kessel des Anderlstals ist nur gegen Süden offen und deshalb windstill und heiß; es empfiehlt sich daher frühzeitiger Aufbruch von Palai, um ohne Sonnenglut den Kessel durchwandern zu können.

Von der Quelle weg verlassen wir den nach rechts zum Palaier Jöchl abschwenkenden Pfad und steigen weglos über den ziemlich steilen, gestuften Hang des Rohjochs empor zu seinem Gipfelrücken, 2312 *m* (2½—3 Stunden von Palai), dessen grüne Decke vielfach vom scharfen Gestein durchbrochen ist. Der Blick ist schön, wenn auch beschränkter als jener von der Kreuzspitze aus; interessant ist der Anblick des nordwestlichen Abbruchs dieser Spitze und des zu ihr führenden Grates gegen den grünen Kessel des Mattiotals mit der Malga Casarini.

Einige Schritte abwärts und wir betreten den zur Kreuzspitze führenden, begrünten, welligen Kamm, der uns zuletzt mit stärkerer Steigung in einer Stunde auf den gegen Nordwesten aufsteigenden und dann mit Steilwänden abbrechenden Gipfel bringt.

Wir stehen vor einer prächtigen Rundschau. Uns zu Füßen die drei von der Kreuzspitze ausgehenden Täler, das Calamento-, das Mattio- und das finstere Cadintal; darüber ein Heer von Gipfeln, deren Hauptgruppen nur zu nennen sind. Im Osten die Cima d'Asta, im Südosten und Süden die Berge von Val Sugana, der nahe Kamm der Meneghina und die Gipfel des Fersentals, gegen Südwesten über dem Fersental der Monte Scanuppio, im Westen die Brentagruppe und hinter ihr, kaum davon zu unterscheiden, die Adamellogruppe, rechts davon Presanella- und Ortlergruppe, die stark zur Geltung kommen; zwischen ihnen anscheinend die Berninagruppe; nordwestlich und nördlich die Ötztaler und Stubaier Ferner und die Berge um Bozen; über dem Latemar und der teilweise verdeckten Rosengartengruppe die fernen Zillertaler Eisberge, rechts davon anscheinend die Venedigergruppe, dann den ganzen Nordosten einnehmend, die Dolomiten, vor allen Marmolata und Palagruppe, davor der Zug der Lagorei. Wer sollte alle die Gipfel nennen, die sich zu dem prächtigen Bilde einen, das uns die Ersteigung der Kreuzspitze bietet!

Wir wenden uns zum Abschied! Ob wir durch das Cadintal nordwärts in das Gebiet der Dolomiten ziehen oder über Palai und Pergine dem sonnigen Süden uns zuwenden, nichts wird uns die Erinnerung an die in Lusern und im Fersental verlebten Tage und an jene Deutschen verwischen, die dort im Kampfe um ihr Volkstum bessere Tage erhoffen, die hoffen und wünschen, daß der Alpinismus mit ein Bindeglied werde zwischen ihnen und uns, und die jeden Deutschen willkommen heißen an ihren bescheidenen Heimstätten.



Aufnahme von Aug. C. F. Ferber. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Anstiegroute zum Mustaghpaß (die »Platten«) mit Blick auf die Türme der »Seven Pagodas«.

Die Erkundung des Mustaghpasses im Karakorum-Himalaya.

Von

Aug. C. F. Ferber.

Die große Kette des Karakorum-Himalayas, welche Indien und insbesondere Kaschmir von Innerasien trennt, besitzt nur zwei gangbare Pässe. Der eine im Osten der Kette führt von Leh in Ladak nach Yarkand in Chinesisch-Ostturkestan, der andere im Westen derselben von Gilgit in Dardistan, der nördlichsten Garnison der Engländer, über das Pamir oder »Dach der Welt« nach Kashgar, der westlichsten Stadt des himmlischen Reiches. Ladak, Dardistan und Baltistan sind dem Maharadja von Kashmir tributäre Himalayastaaten. Beide Pässe sind für Maultiere benutzbar, jedoch kommt als großer Karawanenweg nur der über Leh in Betracht. Eine gewöhnliche Warenkarawane braucht von Leh nach Yarkand sechs bis sieben Wochen. Ein dritter Gebirgspaß, der Mustagh-Pir, der Skardu in Baltistan direkt mit Yarkand verbindet und der in früheren Zeiten von Fußgängern benutzt wurde, durchkreuzt die gewaltige Schneegebirgskette in ihrer Mitte dicht bei der höchsten Erhebung, dem K_2 oder Tschogo-Ri, 8720 *m*. Durch starke Vereisung ist er jedoch bereits geraume Zeit gesperrt, so daß die Eingeborenen seit ihrer Urgroßväter Zeiten keinen Gebrauch mehr von ihm machten.

Im Jahre 1887 überschritt als erster und bisher letzter Europäer Oberst Younghusband den Paß, derselbe Offizier, welcher kürzlich die militärische Expedition der Engländer nach Lhassa leitete. Er ging von Peking durch die Wüste Gobi nach Yarkand. Dort wandte er sich dem Mustaghpaß zu, wurde durch die Unwegsamkeit des Anstiegs gezwungen, seine gesamten Maultiere in der Gebirgseinsamkeit zurückzulassen, schlug sich selbst mit nur einigen Getreuen unter großen Gefahren und Entbehrungen weiter durch, erreichte dann auch glücklich Askole in Baltistan und weiterhin Indien. In seinem Buche »The heart of a Continent« gibt er eine spannende und interessante Schilderung dieser Begebenheit. Dieses Buch, sowie Sir Conways »Climbing in the Himalayas« erwiesen sich als äußerst nützlich, um so mehr, da Conway die Gegend des Baltorogletschers in einer Karte niederlegte. Als älteste diesbezügliche Aufzeichnung bleiben noch Oberst Godwin Austens Veröffentlichungen im Journal der Royal Geographical Society, London, 1864, zu erwähnen. Inzwischen ist die Literatur um eine ausgezeichnete Beschreibung von Dr. Jacot Guillarmod bereichert worden, der Eckensteins Expedition im Jahre 1902 mitmachte.

Am 8. September 1903 um 1 Uhr morgens verließen Herr E. Honigmann und ich Srinagar, 1585 *m*, die schmutzig malerische Hauptstadt Kaschmirs. Wir hatten unseren »Bandabast«, das indische Sammelwort für die vollständige Ausrüstung und Inscenierung einer Expedition, durch die so liebenswürdige Vermittlung des stellvertretenden Generalkonsuls in Simla, Herrn Dr. Voretzsch, beinahe fertig vorgefunden, so daß nur weniges zu tun geblieben war. Eine bequeme, etwa zwölfstündige Donga-Fahrt den Ihelum abwärts und über den teilweise sumpfigen, mos-

kitoreichen Wularsee brachte uns nach Bandipur am flachen Seeufer, wo die Ponies unser harrten. Das Gepäck war für 2½ Monate so knapp wie möglich bemessen und machte dennoch 17 Ponylasten aus. Ein Pony trug zwei Mand = 80 Seer = 160 Pfund engl. oder soviel wie zwei Kuli. Von Bandipur führt ein ca. 2 *m* breiter Weg nach Gilgit. Er wurde aus strategischen Rücksichten gebaut, denn Gilgit ist die Grenzwacht der Engländer gegenüber den bösen Russen. Über Pässe und durch Täler folgten wir dem malerischen Wege einige Tage. Heftige Regengüsse durchweichten unsere Sachen. Leider hatten wir nicht genügend wasserdichte Decken für unser Gepäck mit, so daß einige Koffer sachte auseinander fielen. Die Gegend gleicht vollständig der Schweiz. Fichtenwälder, Almen mit prächtigster Flora und Sennhütten finden sich allenthalben. Auf den Berghöhen läuft die Birke der Fichte den Rang ab. Wo diese nicht mehr fortkommt, grünt jene noch, wenn auch gebeugt durch die langen Schneelasten. Steile Felsabstürze versperren den Bächen den Weg und hin und wieder lugt auch wohl ein Schneeberg hinab in die engen Täler. Die Südabhänge der Berge sind zumeist kahler, da hier der heiße Sonnenbrand das Fortkommen des Pflanzenwuchses beeinträchtigt. Wir hatten Gelegenheit, eine schwarze Bärenmutter zu beobachten, wie sie mit ihren beiden Jungen die Nüsse aus den Bäumen holte. Die schweren Tiere stiegen behende bis in die höchsten Wipfel; die Zweige krachten und brachen, aber keines fiel.

Bei Burzil-Choki (Choki = Haus), einem festen Unterkunftshaus, wie es deren verschiedene am Gilgitwege gibt, am Fuße des gleichnamigen Passes und nach Art unserer Klubhütten erbaut — selbst der stets rauchende Kamin fehlte nicht —, verließen wir die bequeme Straße und betraten einen holprigen Saumpfad, der zum Deosaiplateau hinaufführt. Es ist eine rauhe, über 4000 *m* hohe, ihrer plötzlichen und schweren Schneestürme wegen gefürchtete Hochfläche. Erst kurz vor unserer Überschreitung waren einige Kuli dort erfroren. Da kein Brennholz oben zu finden ist, so mußte es von Burzil-Choki aus mitgeführt werden. Zahlreiche, teilweise starke Quellen mit rauchkristallfarbenem Wasser versumpften oftmals den Pfad. Allenthalben spielten Murmeltiere vor ihrem Bau oder flüchteten sich mit warnendem Pfiff. Der steinige Boden ließ auf alte Moränenfelder schließen. Hier wie in anderen großen Höhen beobachteten wir häufig, daß das Brausen des Windes sich wie das Auswehen einer großen Flagge anhörte. Abends kreisten schön gezeichnete Aasgeier furchtlos über unserem Zelte. Zur Durchquerung dieser welligen, kreisförmigen, durch etwas höhere Randgebirge eingeschlossenen Öde brauchten wir zwei Tage. Auf der Paßhöhe des Nordrandes der Hochfläche, dem Burji La, 4850 *m*, angekommen — die Ponies blieben häufig stehen, um Luft zu schöpfen — erblickten wir zum ersten Male in weiter Ferne das ersehnte Ziel, die Mustaghkette. Deutlich waren der pyramidenförmige Mango-Gusor, der Zahn des Masherbrum, der spitze Mustagh-Tower, der zuckerhutförmige K2, der zweispitzige Gusherbrum zu erkennen. Alle gelblichbraun und hell mit Ausnahme des Mustagh-Tower und K2, die dunkel erschienen. K2 lag etwa unter 42° der Kompaßrose, Skoro-La, der Paß zwischen Skardu und Askole, unter 22°, Haramuk, 5152 *m*, der höchste Schneeberg am Wularsee, unter 205°, der rosige, hünenhaft aus seiner bedeutend niedrigeren Umgebung hervorragende Nanga Parbat, 8115 *m*, unter 270° und nordwestlich ein hohes Schneegebirge in der Richtung von Gilgit, vermutlich Rakapushi, unter 340°. Auffallend war die Höhe der Schneegrenze, die erst beim oberen Drittel der Gesamthöhe zu beginnen schien. Da das Gebirge noch sehr fern lag, so wurde man sich seiner gewaltigen Größe erst durch das Glas bewußt.

Vom Deosai stiegen wir steil hinab zum Industale, dessen Landschaft durch ihr gänzlich verändertes Bild äußerst überraschend wirkt. Auf allen Seiten strebt kahles, hohes, von der Sonne ausgebranntes Gestein gegen Himmel. Pflanzenwuchs

existiert zumeist nur da, wo sich die angeschwemmte Erde aus den engen Seitentälern fächerförmig ausbreitet und von Gebirgsbächen bewässert wird. Zahlreiche Pappeln erhöhen die Eigenheit des Bildes und Meister Böcklin würde eine unendliche Fülle von Motiven hier gefunden haben. Am 16. abends schlugen wir in Skardu, der Hauptstadt Baltistans am oberen Indus mit bedeutend wärmerem Klima als Srinagar, obgleich der Ort 800 *m* höher liegt, unsere Zelte auf. Der nächste Weg nach Askole führt durch das fruchtbare Shigartal und über den Skoro La. Ihn wählten wir schon deshalb, weil in einigen am Talwege gelegenen Dörfern die schwarzen Pocken herrschen sollten.

Beim Orte Skoro verließen wir den Lauf des Shigar. Schon seit Skardu befanden wir uns auf Schusters Rappen. Buchweizen und Weizenfelder umgeben das Dorf. Die vielfach in violette, faltenreiche Gewänder gehüllten Frauen tuen Feldarbeit. Aprikosen hingen an den Bäumen wie bei uns in einem guten Jahr die Kirschen. Sie sind der große Ausfuhrartikel des Shigartales und wir waren langen Ochsenkarawanen begegnet, die die Ware nach Kaschmir brachten. Der in der Schweiz so häufig auftretende Kropf ist auch hier zu Hause. Der Unterschied zwischen Sonne und Schatten gestaltete sich recht empfindlich. Ich verzeichnete 38° C. in der Sonne und 17° C. im Schatten. Trat man unter einen Baum, so fühlte man sich sofort kalt. Den Skorobach durchwateten wir wohl ein Dutzendmal, durchschritten coulissenartige Schluchten, überwanden Erdrutsche, Schlammlawinen, Schiefer- und Marmortrümmer und kletterten schließlich den linken, verwitterten Hang hinan. Überall wächst Bursi (scharfes ß), ein graues, stark riechendes Heidekraut, das tupfenweise ganze Bergabhänge besetzt. Faute de mieux wird es als Brennholz benutzt. Wir begegneten einigen Kuli, welche eine Art verkrüppelte Thuiastämme zu Tal schleppten, denn das unten wachsende Holz ist zu wertvoll, um verbrannt zu werden. Gegen Abend befanden wir uns am Talende, etwa 1400 *m* über Skoro. Der Marsch war entsetzlich heiß gewesen. Heiderosen und Edelweiß blühten, und Rhabarber wurde zu Kompott verarbeitet. Die Anstiegroute wendet sich nun dem rechten Berghange zu. Wir erklommen seine glatten Grashalden und stiegen über Schutt und Schnee sehr steil zur felsgekrönten Scharte des Skoro La an, 5396 *m*. Sie liegt 2900 *m* über Skoro und 2240 *m* über Askole. Ein leichter Südwind ließ uns frösteln, es war 9 Uhr morgens und — 9° C. im Schatten. Steinböcke konnten wir durch das Glas bemerken. Die hohe Warte ist auf beiden Seiten von steilen Felskegeln eingeschlossen, die nach Norden hin firnbedeckt sind. Die Aussicht ist zum Deosai hin hübsch, nach Askole beschränkt. Der Abstieg zum Testetal verläuft bedeutend flacher. Eine frische Bärenspur wies uns den Weg. Das Tier war wie ein Mensch im Zickzack den Berg hinangegangen, hatte uns wohl gewahrt und wieder Kehrt gemacht. Über lawinenbedeckte Schneefelder, Gletscher und Moränen marschierten wir talwärts. Der Paß bietet hier ein großartiges Hochgebirgsbild. Zu beiden Seiten thronen mächtige Schneekuppen oder Spitzen mit gletscherbedeckten Hängen und Mulden. Besonders auffällig erschien uns wiederum der große Unterschied zwischen Nord- und Südabhang der Berge. Auf den letzteren zumeist kahles, zerklüftetes, steiles und verwittertes Gestein, auf ersteren Schnee und Eis, sowie bedeutend geringere Steilheit. Nach mehrstündigem Marsche wurden die Sennhütten von Tla Brok sichtbar. Zahlreiches Vieh bevölkerte die Weiden und freundliche Leute kamen zu unserer Begrüßung. Wir fanden Enzian und Alpenrosen, und hätten uns nicht die neugierigen braunen Gesichter angestarrt, so hätten wir uns in der Schweiz wähnen können. Bei diesem Hirtendörfchen fällt die Talschlucht jäh 900 *m* ab und ein überraschender Blick öffnet sich auf Askole und das obere Braldutal. Unmittelbar unter uns liegt Teste, ein Ort, dem unser Bächlein zueilt und nach dem das Tal benannt ist. Terrassenförmig angelegte Weizenfelder machen die



Seilbrücke über den Braldu bei Askole.

Dörfer kenntlich. Hohes, felsiges Gebirge entzückt das Auge des Alpinisten.

»Station Tla Brok« wird es in 100 Jahren heißen, »Luftkurort I. Ranges, im unvergleichlichen Testetale gelegen. 4000 *m* über dem Meere. Jagd. Fischerei. Klettertouren für Hochtouristen. Romantische Schlucht mit kühlen Promenadenwegen und Blick auf das freundliche Braldutal. Tennis. Golf Links. Täglich frische Milch. Zivile Preise.« — Gott sei Dank, es ist noch nicht soweit!! — Ein schmaler Fußpfad schlängelt sich den Bergabhang entlang zu Tal. Nach einstündigem Marsch betraten wir wieder bebauten Boden. Große rotrindige Weidenbüsche, die in 30 bis 40 schlanken Gerten zugleich aus einer Wurzel emporzuschießen scheinen, schmücken wie riesige Bambusstauden Garten und Feld. Erbsen und Kohlrabi erweckten unseren Neid. Auch hier sahen wir die im Orient überall verbreitete Dreschart. Vier bis fünf aneinander gebundene Rinder wurden um einen Pflock herumgetrieben und entkörnten mit ihren Hufen die untergestreuten Fruchthalme. Bald erreichten wir den Braldu. Er ist breit und reißend, ähnlich der Rhone im Rhonetale. Seine gelben Gewässer überstürzen sich und haben ein tiefes Bett gegraben. Eine schwanke Seilbrücke aus Weidengeflecht verbindet die hohen Ufer. Mit Seiltänzerallüren betraten wir ihren luftigen Bau. Nur wenige Mann zugleich dürfen die Brücke beschweren. Der Übergang dauert dementsprechend lange. Stundenlang währte die Herzbeklemmung, da wir am Ufer standen wie die Henne, die die Enten ausgebrütet hat. Mit zärtlichem Blick begleiteten wir jedes gute, liebe, teuere Gepäckstück, wie es über den tobenden Gischt zum anderen Ufer hin balancierte. Doch unsere braven Kuli aus Skoro hatten einen sicheren Tritt. Nichts ging verloren und wir atmeten erleichtert auf, als alles erledigt war und wir die Leute entlohnen konnten. Ein jeder erhielt für drei Tage zwölf Annas Lohn und vier Annas Bakschisch, zusammen Mark 1,36. Dafür hatten sie jeder 60 Pfund über 2900 *m* geschleppt, waren dabei halb erfroren, hatten sich selbst beköstigt, liefen noch weitere vier Tage das Braldutal hinab nach ihrem Heimatsdorf zurück und waren hochbefriedigt, denn 34 Pfennige Trinkgeld sind sehr viel. Nachdem der Brückenwart — er fehlt auch hier nicht — noch seinen Obulus erhalten hatte, schritten wir dem nahen Askole zu, dem Zermatt Baltistans, das wir am 23. morgens betraten.

In einem schattigen Garten begann das Feilschen und Handeln im höchsten Maße. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Männer, darunter verschiedene mit auffallendem semitischem Typus, alte Weiber und Kinder belagerten die niedrige Gartenmauer und nahmen regsten Anteil an dem Verlauf der Verhandlungen. Ein Glück, daß durch Boten unsere Absichten bereits bekannt waren. Die Aufregung wäre sonst unbeschreiblich gewesen. Nachdem sich alle etwas ausgeschnattert hatten, konnten wir zur näheren Sondierung der Angelegenheit übergehen.

Drei Leute waren uns von Wichtigkeit. Der Lombardar von Askole, Bürgermeister und unentbehrlich, Herr Kitul aus Teste, der behauptete, für die zurück-



Aufnahme von E. Honigmann. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Auf der Nordseite des Skoro La.

gelassenen Leute des Obersten Younghusband Lebensmittel zum Mustaghpaß gebracht zu haben, und der die Führung übernehmen sollte, sowie Herr Salman, ebenfalls aus Teste, der einmal in Simla Diener war und, des Hindustani mächtig, als wertvoller Dolmetscher diente, denn keiner unserer Kashmiri konnte sich mit den Balti verständigen. Er war der feine Mann im Lande, trug Stiefel und blaue Hemdenknöpfe. Von den Empfehlungsschreiben, welche der Lombardar vorbrachte — die meisten stammten von Jägern —, interessierte natürlich besonders dasjenige Conways.

Die einzelnen Märsche wurden wie folgt festgelegt.

Biaho-Tal: 1. Kōrōfōn, 2. Bárdumal, 3. Pajú, am Fuße des Baltorogletschers.

Baltoro-Gletscher: 4. Liligó, 5. Chober Zéchen (ch in chober wie im Deutschen ach), 6. Ordokás, 7. Lung Ká.

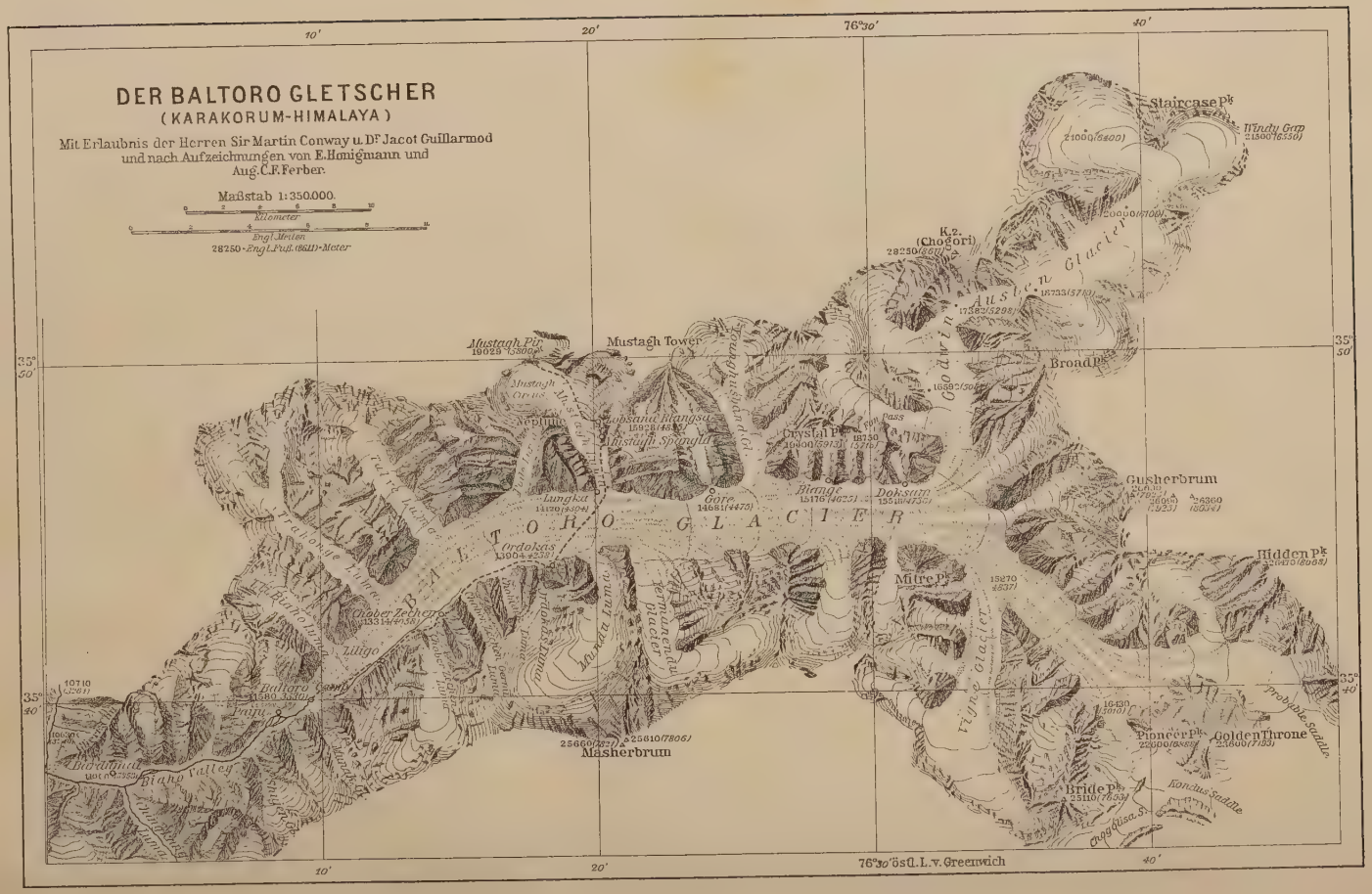
Mustagh-Gletscher: 8. Mustagh Spángla, 9. Lobsána Blángsa (Blang = frz. blanc, sa mit scharfem s), 10. Tschang Tók (mit offnem o) auf der chinesischen Seite.

Jeder Kuli, es waren ihrer 34, sollte den Tag 4 Annas = 34 Pfennig, sowie ein Seer = zwei Pfund Mehl erhalten, weiter nichts. Wir gaben aber hin und wieder Extrazulagen und erreichten dadurch meist, was wir wollten.

Nach einigen Stunden endlich verließen wir das Dorf und kamen gleich außerhalb an zwei viereckigen alten Lehmtürmen vorbei, die als Befestigung gegen räuberische Überfälle gedient haben sollen, heute aber friedliche Getreideschober waren. Eine schöne, ziegelrote Ginsterart blühte am Wege und formte mit einer bläulichen Distel ein durch seine matten Farben exquisites Bukett.

Der jetzt folgende Weg das Biahotal hinan wurde im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift bereits durch Herrn Dr. Pfannl, ebenfalls von Eckensteins Expedition, beschrieben, so daß mir nur noch weniges zu sagen verbleibt. Für die Folge bediene ich mich derjenigen Namen, welche die Leute des Landes, die Balti, benutzten, und setze dahinter in Klammern die Bezeichnungen, die sich dafür auf Conways Karte fanden. Ein eingeklammerter Strich bedeutet, daß Conway nichts vermerkt hat. In der Aufzeichnung der Namen war ich sehr vorsichtig und habe nur solche gebucht, wo sich die Leute alle einig waren, möchte aber dennoch nicht die Aussagen als maßgebend bezeichnen, wenngleich auch deren Richtigkeit höchst wahrscheinlich ist. Die Schreibweise entspricht dem deutschen Sprachlaute. Lūmá bedeutet Tal, Paró = Feuerplatz.

Bei Korofon, dem ersten Paro bereits jenseits des Bīó — (Biafo-Gletschers) gelegen, führt ein Pfad zu dem etwa 650 *m* über der Talsohle sich erhebenden Laskampaß. Eine großartige, erstklassige Aussicht lohnt die geringe Mühe der Besteigung. Zur Linken trotzen die zackigen Türme und Ketten, die sich um den Punmahgletscher reihen und zwischen denen der Zugang zu dem sogenannten New Mustaghpaß liegen soll. Dann folgt das obere Biahotal und in seiner gradlinigen Verlängerung bei Bardumal, dem zweiten Paro, sein linkes großes Nebental, das Tsching Káng Luma (—), welches in weiter Ferne von einem hohen, gewaltigen, breiten Schneeberg abgeschlossen wird. Gerade gegenüber auf dem linken Braldufer ragt drohend ein mächtiger, eisgepanzerter Riesenzahn empor und talabwärts streift der Blick über die moränebeladene Stirn des Biogletschers hinweg nach Testes grünen Gefilden und seinen umliegenden Schneebergen. Am zweiten Tage erreichten wir Bardumal und am Abend des dritten lagerten wir am Fuße des Baltorogletschers, etwas oberhalb Paju (—). Hier schlugen wir unser Hauptquartier auf und ließen überflüssige Sachen und Leute zurück, um möglichst unbehindert die Gletschertour in Angriff zu nehmen. Im Flußsande fand sich Gold, doch soll die Wäsche nicht gelohnt haben. Die Sonne meinte es noch recht gut. Um die Mittagszeit verzeichneten wir stets an die 37° C. und die Strahlung war so stark, daß Talgflecken auf der Kleidung (die reinliche Menschen zu entfernen pflegen) — durch sie schmolzen.


DER BALTORO GLETSCHER
(KARAKORUM-HIMALAYA)
Mit Erlaubnis der Herren Sir Martin Conway u. Dr Jacot Guillarmod
und nach Aufzeichnungen von E. Honigmann und
Aug. C. F. Ferber.
Maßstab 1:350.000.
Kilometer
Engl. Meilen
28250 = Engl. Fuß (8611) = Meter
10'
20'
76°30'
40'
35° 50'
35° 40'
Staircase Pk
Trinity Gap
K.2. (Chogori)
Godwin Austen Glacier
Broad Pk
Mustagh Pk
Mustagh Tower
Mustagh Arms
Mustagh Spring Gl.
Crystal Pass
Crystal Pk
Biange
Doksum
Gusherbrum
Hidden Pk
Mitre Pk
Mitre Glacier
Lungkar
Gore
Ordokas
Trango Tower
Uli Biaho Tower
Great Trango Tower
Lunkar Tsambo
Yermanendu Glacier
Lobsang Glacier
Lobsang Hlangsa
Ligligo
Biaho Valley
Probable Saddle
Pioneer Pk
Golden Throne
Bride Pk
Koncus Saddle
Angelika S.
Masherbrum
BALTORO GLACIER
76°30' östl. L. v. Greenwich

Die Wanderung in dem schattenlosen Gelände, stets über steinigen, geröllbedeckten Boden, gestaltete sich somit häufig unerquicklich.

Am 26. September morgens betraten wir das Schuttlabyrinth des etwa 50 *km* langen Baltorogletschers. Seine Moräne ist alt, verwittert und ehrwürdig, so daß sogar Pflanzen auf ihr fortkommen. Zwischen hohen und niedrigen Moränenhügeln durch schritten wir schräg aufwärts dem linken Gletscherufer zu. Dicke weiße Eisballen von der Größe einer Kanonenkugel und auch kleiner lagen stellenweise auf dem Schutt. Ihre Herkunft blieb uns rätselhaft. Nach dreistündigem Marsch langten wir in Liligo (—), dem vierten Paro an. Es ist ein breiter, ebener, geröllbedeckter, halbkreisförmiger Platz, der auf der Bergseite von steilen Konglomeratwänden eingeschlossen wird. Von jetzt an blieben wir bei dem linken Baltoroufer bis Ordokás (—). Ein starker Eisbruch, der sich gerade vor uns krachend in die Wasserrinne senkte, die unsern Weg ausmachte, mahnte zur Vorsicht. Auch seine überflüssigen Moränenlasten lud der Gletscher in die Rinne ab und häufig sausten Steine von dem hohen, schmutzig-schwarzen Eisrande herunter. Nach weiteren drei Stunden öffnete sich das erste Seitental rechter Hand, das Chober Zechen Luma (Liligua Glacier), in dessen oberem Teile ein Gletscher sichtbar wurde. Sein graues Gewässer speist den vor uns liegenden »Märjelensee«, in dessen trüben Fluten große Eisblöcke baden, Kinder des Baltoro. Wir standen auf einem hohen Moränenhügel an der Westecke des Tales, in der Achse des gegenüberliegenden langen Trahongé-Luma (Uli Biaho Glacier). Die Berge auf der anderen Seite des breiten Baltoro zeigen ihre ausgedörrte Südseite. Schnee und Eis sind kaum zu sehen. Alles starrt in hartem Guß von Stein und Fels. Kühne Nadeln und Türme wechseln mit breiten Massiven. Hinan bis zum Mustagh-Luma (Piale Glacier) erscheint das Gestein hellgelblich-braun, höher hinauf dunkelbläulich-schwarz. Die Balti benannten die



Blick durch das Mustaghtal aufwärts, links Neptune, in der Ferne Snow Cap (apere Seite des Mustaghtales).



Eisformationen auf dem Baltorogletscher.

rechten Seitentäler des Baltoro bei der Gletscherstirn anfangend wie folgt: 1. Uli Biaho Luma (—), 2. Trahongé Luma (Uli Biaho Glacier), 3. Talve Luma (Dunge Glacier), 4. Piale Luma (Durni Glacier), 5. Mustagh Luma (Piale Glacier).

Nach Umschreitung unseres Märchensees blieb ein Stück Mauvais Pas zu überwinden und in einer weiteren Stunde rasteten wir bei dem fünften Paro, Chober Zechen (—). Wir brauchten also ab Baltoro Camp sieben Marschstunden, doch muß ich dabei bemerken, daß die Kuli stets sehr angetrieben wurden, wodurch allein es uns gelang, eine größere Wegstrecke zu machen, wie ihnen erwünscht schien.

Den folgenden Morgen um 7 Uhr zeigte das Thermometer — 4° C. im Zelte. Die Sonne vergoldete die Spitzen der Berge und ein frischer Ostwind ermunterte zu neuen Taten. Gekräftigt durch mehrere Tassen Kakao machten wir uns an die Arbeit. Eine Weile noch folgten wir der Uferrinne, dann versperrte der Gletscher des zweiten Seitentales Chober Zechen Germi Luma (—) den Weg. Wir erkletterten seine frische Granitmoräne und standen um 8 Uhr auf ihrer Mitte, genau in der Achse des gegenüberliegenden Talve Luma (Dunge Glacier). Zum ersten Male wurde der stumpfe Kegel des Gusherbrum, 8034 *m*, sichtbar, der majestätisch den obersten Lauf des Baltoro beherrscht. Nach einer weiteren Stunde querten wir den Gletscher des dritten rechten Nebentales, des Cho Blák Luma (—), dessen Einmündung in den Baltoro scharf markiert ist, denn friedlich fließt die junge helle Moräne neben der alten, verwitterten zu Tal. Wir verließen sie, um uns wieder dem Bergabhange zuzuwenden, der hier etwas zurückliegt und mit dem hohen Gletscherrand ein kleines lawinenerfülltes Tal bildet. Eine noch frische Eislawine, die ein hoch im Berge klebender Gletscher herabgesandt hatte, verlegte uns den Weg und weiterhin erreichten wir über Grashalden ansteigend Paro Nr. 6, Ordokas (—), einen herrlich gelegenen Feuerplatz, dem Piale Luma (Durni Glacier) schräg gegenüber.

Bemooste Reste von Körben und sonstigem Überbleibsel zeugten von Eckensteins Expedition, die hier ein Lager hatte. Wir benutzten die Gelegenheit, um Holz zu sammeln, da solches höher hinauf angeblich nicht zu finden ist. Erneut betraten wir nunmehr den Baltorogletscher, um ihn zum zweiten Male schräg aufwärts zu kreuzen. Je weiter wir voranschritten, um so prächtiger trat das mächtige, firnbekleidete Südufer des Gletschers in die Erscheinung. Vom oberen Ende grüßt Mitre Peak, dann folgt eine Reihe großer, unbenannter Gipfel und ihnen schließt sich in nächster Nähe der gewaltige, gelblich und hellgeaderte Masherbrum, 7821 *m*, mit seinen wilden Wänden und seinem schneebedeckten Gipfel an. Kühn steigt sein trotziger Eis- und Felsbau aus dem flachen Mundugletscher empor, durch dessen Mündung wir seinen Fuß erblicken konnten, und zackig gewundene Grate von großer Zerrissenheit führen zu seiner luftigen Höhe. Weiterhin talabwärts reihen sich Gipfel an Gipfel,



Naturaufnahme von Aug. C. F. Ferber. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Masherbrum, 7821 m, und Mündung des Mundugletschers in den Baltorogletscher vom Wege von Ordokas nach Lungka.

sie harren in ungezählter Zahl ihrer Eroberer. Die oftmals bis zu 50*m* hohen Moränenhügel machen den Weg unbequem und unübersichtlich. Zwei Täler, in denen Bäche rauschen, durchschritten wir etwa in der Mitte des gewaltigen Eisstromes. Drei deutlich zu trennende Moränen bedecken seine Oberfläche. Das linke Ufer ist mit großen Granitblöcken und Glimmer besät, die Mitte führt kleinere Stücke Schiefer und beim rechten Ufer findet sich ein buntes Gemisch aller Arten, teilweise farbenprächtiger Steine, darunter eine Menge Marmor. Wir bewunderten einige scharfe Eispyramiden von mehreren Metern Höhe, die schneeweiß aus der steinigen Umgebung hervorragten und deren Entstehung wir nicht ergründen konnten. Nach dreistündigem Marsch, die Kuli gebrauchten diesmal die doppelte Zeit, lag der siebente Paro, Lung Ka (Camp 14120), vor uns, ein tiefes, an der Westecke des Mustagh Luma (Piale Glacier) zwischen Gletscher und Fels gelegenes, sandiges Loch, welches uns zum Lagerplatz wenig einladend erschien.

So standen wir nun endlich an der Eingangspforte des lang ersehnten Mustaghtales. Seit 14 Tagen schon strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Noch hielt die Witterung und der bei so vorgerückter Jahreszeit von uns gefürchtete Umschlag war glücklicherweise ausgeblieben. Wir schöpften frischen Mut und hofften erneut unser Ziel, den Paß zu erreichen. Kismet, pflegte Mahud, mein getreuer Diener, mit Achselzucken zu sagen — Schicksals-Fügung — What is to be, will be. — Ein angenehmes Wort dieses Kismet, mit dem man sich gleichmütig über alles hinwegsetzt. Der eigentliche Reiz der Tour begann ja erst. Vollständig neues Gebiet sollten wir betreten, wenigstens solches, das zwar einmal beschritten, aber nicht näher erforscht worden war. Gegen Geld und gute Worte, hauptsächlich aber ersteres, erlangten wir von unsern Balti noch den Weitermarsch bis Mustagh-Spangla (—), dem ersten Paro im Tale und dem achten ab Askole. Kurz vor Ankunft daselbst mußten wir die brüchigen Seraks eines zerklüfteten, langen, aber schmalen Seitengletschers überwinden und erkletterten dann den Südzipfel einer gletscherumschlossenen Alm, Mustagh-Spangla (—), wo wir Muße hatten, das Tal zu studieren. Wir hatten 6 1/2 Marschstunden ab Chober Zechen gebraucht.

Der Mustaghgletscher füllt das ziemlich lange und geschweifte Tal ganz aus, ist sanft gewellt und von nur mäßigem Gefälle. Er führt zwei Moränen mit sich, welche einen verschwindend kleinen Teil des Eises bedecken, im Gegensatz zum Baltoro, der bis hierher vollständig moränenbeladen ist und, aus der Höhe gesehen, in seiner trägen Breite einem ungeheuren Felde gleicht, auf dem Riesenkarren einzeln ihren Schutt abgeladen haben. An seinem unteren linken Ufer führt der Mustaghgletscher einen schmalen Streifen von Seraks, gewissermaßen wie wenn das Randeis sich an dem rauhen Gestein staue, verschöbe und auftürme.

Das rechte Ufer des Gletschers ist von einer Kette steiler, zackiger, dachförmiger Felstürme begrenzt, welche stets wieder die gleiche Formation aufweisen. Sehr überraschend wirkt die veränderte Ansicht dieser Spitzen, je nachdem man oben oder unten im Tale steht. Nach Süden hin zeigen sie nur kahle, ausgedörrte Felsen, während gegen Nord das Ganze als eine Coulissenreihe von Schnee- und Firnzacken erscheint. Am Ende dieser Felskette türmt sich im oberen Teile des Tales ein gewaltiger, felsiger Dreizack auf, den wir »Neptune« tauften. Er bildet zugleich den Abschluß für das tiefergelegene und kürzere Nachbartal, das Piale Luma (Durni Glacier). Kein Gletscher findet sich auf dem rechten Ufer, nur der abgewandte Nordabhang des Neptune sendet eisige Grüße in den Kessel des obersten Mustaghtales.

Das linke Ufer ist länger, weniger steil, zerrissener und von höheren Bergen besetzt. Vier große, zerklüftete Gletscher, von denen der oberste den Mustaghpaß bildet, münden hier. Ein Teil der unteren Uferhälfte besteht aus einer sanft



Skizze des Mustaghtales im Anschluß an Conways Karte. Maßstab: 1 Inch = 2 Miles.

geneigten, grasbewachsenen Schutthalde, welche zahlreichen Steinböcken willkommene Weideplätze bietet. Wie bereits erwähnt, befanden wir uns an ihrem südlichsten Ende.

Am nächsten Morgen beim Weitermarsch die Alm hinan entdeckten wir zu unserer Freude 22 verlassene und verfallene Hütten, als Wahrzeichen der früheren Benutzung des Passes. Kitul zeigte uns in einer von ihnen ein Grab, das durch einen aufrechten Stein bezeichnet war. Die alten Dachsparren der Hütten waren uns als Brennholz sehr erwünscht. Etwas höher hinauf fand sich eine zweite Überraschung in einem 50 Schritt breiten und 300 Schritt langen, ebenen Platz, Schāgārān (—) benannt, von dem erzählt wird, daß einstens hier die Bewohner von Baltistan und Yarkand zum friedlichen Polospiel zusammentrafen. Dies war aber wohl Polo zu Fuß, man müßte denn schon Steinböcke geritten haben! Nach 1½stündigem Marsche endigte die Alm bei einer lieblichen Stelle, Lobsana Blangsa (—), wo ein Einsiedler zu hausen pflegte, nach dem der Ort benannt wurde. Ein Bächlein klaren Quellwassers durchrieselt im sandigen Bett eine kleine, zwischen Felsblöcken gelegene, steinfreie, vollständig ebene Matte. Kräftiges und ziemlich langes Gras dämpft den Schritt. L'on est à son aise içi, und wir schlagen unser zweites Standquartier auf. 15 Marschstunden trennen uns von Baltoro Camp, obgleich durch die langsamen Kuli leicht die doppelte Zahl herauskommen kann.

Wir sind in Montblanc-Höhe, doch nur 350 *m* über dem Talende. Nach Süden bieten der Zusammenfluß von Mustagh- und Mundugletscher mit dem Baltoro, und der mächtige Firnzirkus des Masherbrum und seiner Nachbarn ein wunderbares Bild. Die Scenerie gleicht einer Riesenbühne mit herrlichem Hintergrund. Talaufwärts behindert die etwa 100 *m* hohe Endmoräne des zweiten Nebengletschers, die unserer schönen Alm ein so jähes Ende bereitet, den Blick. Nur einige hohe Spitzen lugen über sie hinweg, unter ihnen eine Schneekuppe, welche den Mustaghpaß westlich begrenzt. Gleich am Fuße dieser Moräne, also etwas oberhalb unseres Lagerplatzes, fanden sich noch einige Feuerplätze; kreisförmig gelegte Steine, die, teilweise vom Feuer geschwärzt, den Anschein hatten, als ob sie vor nicht zu langer Zeit benutzt worden wären. Edelweiß, Primeln, Rhabarber und ein schönes, gelbes,

festes Moos, das tellerförmig die Felsblöcke bedeckte, wuchsen allenthalben. Bewundernswert benahmen sich unsere Balti. Nachts sank das Thermometer ganz beträchtlich unter Null. Die Leute legten sich zum Schlaf eng aneinandergeschmiegt in zwei Reihen zu Boden, die Fußsohlen gegeneinandergedrückt und das Gesicht zur Erde. Die Röcke hatten sie zu diesem Zwecke ausgezogen und sich fest in sie hineingedreht, wie in einen Shawl. Nichts konnte sie bewegen, eher aufzustehen und Brot zu backen, bis Phöbus sie auftaute. Ein kurzes, schlotteriges Beinkleid; ein dünner Rock, ein wollener Gürtel, Turban und Wadenbandagen (Putties) waren ihre ganze Kleidung. Auf dem Gletscher benutzten sie Mokassins, im Felsen aber, der ihnen viel sympathischer war wie Eis und Schnee, liefen sie meist barfuß, und aufgesprungene, wunde Fersen waren ein häufiges Übel. Manche klagten auch wohl über Kopfweh oder Stiche in den Schläfen, was aber stets verschwand, wenn die Gedankenkammer gründlich eingewickelt und warm gehalten wurde. Fast alle hatten gute, weiße Zähne und rosiges Zahnfleisch. Vollbärte waren die Regel. Der Schnurrbart wurde über der Oberlippe kurz getragen, ebenso war die Mitte des Haupthaares kurz, während über die Ohren lange, schwarze Locken fielen. Ihr kindliches Gemüt und ihre Unbefangenheit waren oft verblüffend. Bei Sonne und Mehl lachten sie und dachten nicht an das Morgen. Sie waren freundlich, aber schwerfällig, jedoch äußerst beweglich, wenn ein Bakschisch in Aussicht stand. Wenn sie etwas erbitten wollten, was recht häufig vorkam, so legten sie die beiden Handflächen zusammen wie zum Gebet und verbeugten sich. Das Bakschisch wurde dann mit beiden geöffneten aneinandergelegten Handhöhlen empfangen, in welchem riesigen Loch sich der Tagesverdienst in Form von 4 Anna, einem Silberstück in der Größe unseres 20 Pfennigstückes, äußerst mikroskopisch ausnahm. Die Ernährung geschah im allgemeinen mit »roti«, einem zähen, tellergroßen Weizenbrote, welches täglich eigenhändig mit größter Sorgfalt und unter Schmunzeln zwischen zwei Steinen in der Asche eifrig gedreht und gebacken wurde. Als Getränk diente »tscha«, der Tee. Das Brot erschien uns unverdaulich, doch waren wir gezwungen, späterhin oft Gebrauch davon zu machen. — Unvergleichliche Nächte erlebten wir in diesen Höhen. — Tiefstahlblau erglänzt der Himmel, die eisigen Schneeriesen werfen sein kaltes Licht zurück. Die Sterne funkeln zahlreicher und stärker wie in unserer klarsten Winternacht. Tief am Horizont steht die grünliche Mondsichel im rötlichen Grunde. Ein großer Brand scheint dort die Nacht zu erhellen. Unsere Balti kauern leise flüsternd bei den Wachtfeuern. Hin und wieder poltern Felsblöcke von den Wänden, sonst stört nichts die erhabene Ruhe der gewaltigen Gebirgswelt. Mir fielen Schillers Worte ein:

»Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst —«

— Doch es ist stets verderblich, sich in dieser Welt der Realität überschwenglichen Gefühlen hinzugeben, und so hatte auch eine emsige Feldmaus die Zeit der Träumerei benutzt, meine schönen, guten, warmen Filzpantoffel anzufressen. — Zur Herstellung der nötigen Bettwärme bedienten wir uns einer Menge Zutaten. Der Luftzug, welcher bei den Feldbetten, die nur aus einem gespannten Segeltuch bestehen, von unten besonders empfindlich wirkt, wurde durch eine Wachstuchunterlage gedämpft. Es folgten mehrere wollene Decken und ein unentbehrlicher Schlafsack aus dichtem Schaffell. Den Schlafsack bezogen wir mit wollenen Unterkleidern, Pantoffeln und Ohrenklappe, setzten auf das Ganze einen Grog und fühlten uns dann erst wohl und warm.

Der Morgen des 29. September brach an. Die große Schlacht sollte geschlagen werden. Unsere Partie bestand aus zwölf Mann. Auf Lobsana Blangsa blieben außer-



Der Mustaghpaß. Links Snow Cap, rechts der Fuß von Seven Pagodas.

dem drei zurück und weitere Kuli besorgten die Lebensmittelzufuhr von Baltoro Camp. Wir sorgten für mehrere Tage, da wir beabsichtigten, auf der chinesischen Seite bis Tschang-Tok vorzudringen, wo nach Kituls Aussage wieder Holz zu finden sei, und uns dort unbestimmte Zeit aufzuhalten. Die Verteilung war folgende: Der Koch Ahamdu mit seinem Laden, Mahud der Diener mit den photographischen Sachen, Abdullah Lu, der geschätzte Frühstücks- oder Tiffin-Kuli, ein Kuli Zelt, zwei Kuli Bettzeug, ein Kuli Holz, ein Kuli Mehl, ein Kuli Konserven, ein Führer Kitul mit 48 *m* Seil und wir beide.

Um 7 Uhr 15 Min. brachen wir auf, überschritten auf bereits am Vorabend gehauenen Stufen die Seraks und gelangten schnell auf den flachen Teil des Mustaghgletschers, dessen innerer Moräne wir folgten. Bereits nach einer halben Stunde waren wir dem Mündungspunkt des zweiten, großen Seitengletschers gegenüber, den wir seiner gekrümmten Form ∂ wegen Snake Glacier nannten, und welcher den Teil eines großen Eismeeres bildet, das hier zwischen hohen Spitzen gebettet liegt. Seinen Anfang nimmt er an der Nordwestseite eines schwarzen, etwas zurückliegenden Riesenzahnes, dem Black Tooth (wir benannten die verschiedenen Spitzen etc. der besseren Verständigung wegen), von dem auch der Black Tooth Glacier herabkommt, den wir bereits bei Mustagh Spangla gekreuzt hatten. Auf halbem Wege wird dem Snakegletscher der Raum streitig gemacht durch einen ebenbürtigen Mitbewerber, der von der sich über Lobsana Blangsa erhebenden Firnkuppe genährt wird. Wir stiegen weiter an. Rechts schwenkt die erste Moräne zum Snakegletscher ab. Es folgt ein vorgeschobenes Massiv von weniger hohen Türmen, aus deren Mitte sich eine geröllflankierte Eiskaskade niedersenkt. Um 8 Uhr 30 Min. erreichten wir das dritte Gletschertal rechter Hand, den Tower Glacier, eine tief eingeschnittene, serakerfüllte, von starren Felsen und Schneefeldern eingeschlossene, gekrümmte Schlucht, an deren Ende sich der zu schwindelnden Höhen anstrebende Mustagh-Tower erhebt. Sein Gestein ist dunkel, fast schwarz und nur die Spitze erscheint etwas heller. Gebannt und überrascht blieben wir stehen, um immer wieder seine trotzig finstere Größe zu bewundern. Die uns zugekehrte Seite ist ein gewaltiger Felsabsturz, während Gwächten auf dem Nordwestkamm vermuten lassen, daß die

Nordseite ein eis- und schneebedecktes Gletscherdach bildet. Der Towergletscher führt dem Mustaghgletscher die zweite Moräne zu, auf der wir anfänglich aufgestiegen waren. Das Mustaghtal schwenkt nunmehr stark nach Westen. Wir umgingen den Fuß des Neptune, dessen firnbekleidete Nordseite immer mehr sichtbar wurde. Zur Rechten an der Biegung liegt ein hohes, zackiges Gebirge, die Seven Pagodas, welches mit dem weiterfolgenden Snow Cap, einer runden, schneebedeckten Kuppe, die auch im unteren Mustaghtal sichtbar ist, den Mustagh Pir (-Paß) einschließt, von dessen sanftem Sattel sich der steile, zerklüftete Mustagh Pir Glacier herabsenkt. Hier in seinem obersten Teile erweitert sich das Mustaghtal kreisförmig und bildet einen weiten Gletscherzirkus. Die wenigst hohen Firnfelder, welche nur von einigen kleineren Spitzen unterbrochen werden, befinden sich am Talabschluß, dann folgen anschließend südöstlich die Eiswände des Neptune und östlich das Snow Cap mit dem Mustaghpaß als niedrigster Übergangsstelle.



Aufstieg zum Mustaghpaß, ca. 5800 m.
(Die rechtseitige Schlinge ist Honigmanns Variante.)

Inzwischen hatten wir Neuschnee betreten und der verdeckten Spalten wegen erhöhte Vorsicht angewandt. Trotzdem plumpste ein Balti in eine solche, schrie jämmerlich, obschon er nur bis zur Hüfte einsank, und gebärdete sich wie ein kleines Kind, das nicht aufstehen will, wenn es gefallen ist. Wir mußten ihn herausziehen und beruhigen. Gegen 9 Uhr 30 Min. standen wir am Fuße des Mustaghpasses, ca. 700 *m* über Lobsana Blangsa. — Jedoch, o weh, Kitul unser Führer versagte. Er war vor 16 Jahren den Mustagh Pir-Gletscher hinaufgegangen und schien heute noch dieselben Eisverhältnisse zu erwarten. Er erklärte, den Weg nicht mehr zu kennen, verweigerte jedes Weitergehen und machte zu unserem großen Unglück die gesamten Kuli kopfscheu. Sie weigerten sich ebenfalls mit großer Hartnäckigkeit, auch nur einen Schritt weiter zu machen, blieben wie eine Herde erschreckter Hammel dicht beieinander stehen, hockten schließlich nieder und regten sich nicht. Selbst die eingehendsten Vorstellungen über den zum Rasten unvorsichtig gewählten Platz — denn wir befanden uns inmitten großer Eisblöcke, welche vom Pir-Gletscher losgebrochen waren — brachten sie nicht zum Wanken. Nach langen Verhandlungen gelang es endlich, wenigstens Kitul zu veranlassen, das seinige zur Auffindung des Weges zu tun. Er und zwei andere Mutige, Mahud und Abdullah Lu, der Unentbehrliche mit dem Futterkorb, entschlossen sich dann mitzugehen.

Wir entwarfen einen Angriffsplan. Der Pirgletscher erschien uns ungangbar, weil außerordentlich zerklüftet, die rechte Seite bei Seven Pagodas machte einen unnahbaren Eindruck, und so hofften wir also auf die steile Felswand westlich vom Pirgletscher, die zum Snow Cap aufstrebt. Bei näherer Besichtigung entdeckten wir ein Band, welches bei der höchsten Spitze des der Wand vorgelagerten Lawinenschnees ansetzte und sanft ansteigend nach rechts dem Pirgletscher zulief, bis etwa

zu der Stelle, wo der Grat vom Snow Cap mit ihm zusammentrifft. Unser Plan war schnell gefaßt. Es galt zuvörderst das Band zu erreichen und zwar möglichst unter Vermeidung der Steinfälle, welche den steilen Lawinenschnee spickten, sowie der Eisbrüche, die jederzeit von dem Pirgletscher abzustürzen drohten. Einige kleine Felvorsprünge, die sich aus dem unteren Viertel der Wand herausschieben, um später von ihr aufgenommen zu werden, erschienen uns als die geeignete Angriffsstelle. Zunächst stiegen wir ein kleines Stück Lawinenschnee hinan zum ersten Felsvorsprung, gelangten von diesem über den First eines kleinen, dachförmigen Schneeflecken zu einem zweiten solchen, erkletterten denselben, überschritten ein zweites, ca. 20 Schritt langes Schneefeld und befanden uns nun an der eigentlichen Wand. Ein altes, vermodertes Trägerholz lag zwischen den Felsen und ließ uns vermuten, daß Younghusband hier abstieg. Es galt, das etwa 15 *m* über uns in der Wand befindliche Band zu erreichen. Doch alle noch so großen Bemühungen blieben vergeblich. Entweder boten sich keine Griffe oder sie lagen zu weit auseinander, so daß wir schließlich entmutigt die Versuche aufgaben. Inzwischen war auf der linken, dem Gletscher abgewandten Seite eine Dusche kleiner Steine niedergegangen, die aber nicht aus beträchtlicher Höhe, sondern von dem Band zu kommen schienen. Wir hielten Kriegsrat, ließen zur Erfrischung und Ermutigung unser Tiffin kommen und begannen nach einstündiger Rast den Angriff von neuem.

Wir trennten uns. Herr Honigmann übernahm, da ihm Eis mehr zusagte wie Fels, das steile Schneecouloir, welches zwischen Gletscher und Wand direkt hinaufführt, und ich schwenkte nach links ab, um das niedriger gelegene Ende des Bandes zu erreichen. Dies gelang mir auch da, wo der Lawinenschnee am höchsten an der Felswand hinaufzüngelt. Nur 3—4 *m* steiler Wand trennten mich hier von dem ersehnten Band. Einige Risse im Felsen halfen diese Schwierigkeit überwinden und bald stand ich auf dem schuttbeladenen Band. Seine größte Breite ist vielleicht 1,50 *m*, oft verengt es sich aber bedeutend. Da selbst große Steine nachgaben, war erhöhte Vorsicht geboten und mit Wonne sandte ich einige dieser hinterlistigen Kameraden zur Tiefe, nachdem Mahud und Kitul, die mir folgten, außer Schußlinie waren. Leicht ansteigend folgte ich nun dem Band bis zu einer Stelle, wo es durch schneeuntermischte, steil abfallende Platten jäh abgebrochen wird. Angesichts dieser beglückenden Tatsache versagte Mahud und nur Kitul blieb treu. Nach oben hin, wo der feste Fels wieder hervorragte, gab es kein Weiterkommen. Es blieb also nichts anderes übrig, als einige Meter abzusteigen und die teilweise nur durch den gefrorenen Schnee gehaltenen Platten schräg aufwärts zu überschreiten. Dies war die via dolorosa der Besteigung. Mit größter Behutsamkeit jeden Stand des Fußes mehrere Male prüfend, schritt ich voran über diese ungemütliche, aber dafür glücklicherweise nicht allzu lange Stelle und erreichte wohlbehalten einen Felsvorsprung, welcher das Ende des Grates darstellt, der vom Snow Cap zum Pirgletscher herabkommt. Zu meiner nicht geringen Freude sah ich Herrn Honigmann nur einige Meter von mir in der Mitte der Eisrinne stehen. Er hatte etwa 150 Stufen geschlagen und alles war glatt verlaufen, wenngleich auch Eisbrüche die Rinne bedrohten und sich im oberen Teile einige schlecht verwachsene Spalten zeigten, so daß er den Weg zur Sonntagspromenade nicht empfahl. Zur Erhöhung der Sicherheit warf ich Herrn Honigmann ein Seilende zu und mit wenigen Schritten erreichte er meinen festen Standpunkt. Wir setzten nun den Anstieg in dem stets besser werdenden Fels gemeinsam fort und stiegen den Grat trotz einiger vereister, unbequemer Stellen flott hinan. Der die Paßhöhe bedeckende Firn schiebt sich bis dicht an den Rand des Grates, beziehungsweise der Felswand vor, so daß stellenweise nur den Füßen Raum bleibt und sich die Hände im Schnee verankern müssen. Jedoch je höher wir stiegen, desto mehr flachte der Firn ab

und nach drei Viertelstunden vom Punkte unseres Zusammentreffens aus konnten wir ihn, ohne Stufen zu schlagen, betreten, in etwa 25 *m* Höhe westlich über dem niedrigsten Punkte der Paßhöhe. Oberst Younghusband scheint gleich am tiefsten Punkt der Paßhöhe zum letztbeschriebenen Felsvorsprung abgestiegen zu sein, wo der Eishang entsetzlich steil ist. Ein mutiges, bewundernswertes Wagnis für einen Mann, der nie zuvor einen Gletscher betreten hatte.

Unsere Aufgabe war gelöst. Nach fünfstündiger Arbeit um 14 Uhr 45 Min., genau einen Monat nach unserer Landung in Bombay, standen wir auf der Höhe des Mustagh (= Eisberg-) Passes, im Herzen des Karakorum (= Schwarzkies-) Gebirges und auf der Wasserscheide zwischen Indus und dem Tarimbecken. Wir waren äußerst beglückt über den Erfolg und unserem guten Sterne dankbar, um so mehr, da wir nicht erwartet hatten, am heutigen Tage noch hinaufzukommen. Kitul war der einzige Getreue, welcher ausgehalten hatte. Begriffen hat er, glaube ich, den Zweck der Übung nicht. Daß der Mensch auf die Berge läuft, sich allen möglichen Entbehrungen aussetzt, um nicht einmal zu jagen, sondern nur durch ein Glas zu gaffen und in ein Buch zu malen, kommt diesen Leuten äußerst töricht vor. Ein herrlicher, wolkenloser Himmel belohnte unsere Ausdauer. Das Thermometer zeigte 0° C. in der Sonne, also 38° C. weniger wie vor vier Tagen bei gleicher Witterung und Tageszeit in Baltoro Camp.

Die nachfolgenden Höhenangaben wurden, soweit sie nicht bereits festlagen, von uns mit einem brauchbaren Aneroïd bestimmt. Es ergaben sich folgende Zahlen:

Der Mustaghpaß, 5800 *m*, liegt:

225 *m* über Mustaghzirkus, 5575 *m*;
940 *m* » Lobsana Blangsa, 4860 *m*;
1290 *m* » dem Ende des Mustaghgletschers bei Lung Ka, 4510 *m*;
1575 *m* » Ordokas, 4225 *m*;
2270 *m* » Baltoro Camp am Fuße des Baltorogletschers, 3530 *m*;
2640 *m* » Askole, 3160 *m*;
3450 *m* » Skardu am Indus, 2350 *m*.

Eine einige hundert Meter breite Firnmulde bildet die Paßhöhe. Zum Mustaghzirkus stürzt der steile, wildzerklüftete Pirgletscher ab, während sich nach China hin das eiserfüllte Tal sanft senkt. Mit Neugierde widmeten wir zuerst der unbekannten Seite unsere Aufmerksamkeit, aber leider verdeckte eine nicht allzuferne, hohe, dunkle Felskette neidisch jede Aussicht. Das Tal biegt sehr bald um den hier ganz in Weiß gekleideten Snow Cap und wendet sich nach Westen. Unser eigentliches Ziel Tschang Tok blieb infolgedessen verborgen. Auf der östlichen Seite des Passes streben die steilen Seven Pagodas empor, nur einigen kleineren Firnfeldern in ihren engen Schluchten Platz lassend. Zwischen ihnen und einem breiten, felsigen Massiv nordöstlich, wird das Ende eines großen Gletschers sichtbar, der bei dem durch Seven Pagodos verdeckten Mustagh Tower seinen Anfang zu nehmen scheint. Die schöne Aussicht bleibt nach Süden. Der Blick schweift die gekrümmte Gletschergasse des Mustaghtales hinab zum breiten Baltoro hin und über diesen zum Yermanendugletscher, dem höheren Nachbar des Mundugletschers, und den ihn einschließenden Schneebergen. In der Lücke einer tiefen Einbuchtung des Grates, der den Masherbrum mit diesen Spitzen verbindet, reckt in weiter Ferne ein hünenhafter Rücken seine weißen Schultern. Der ganze Eindruck ist gewaltig und unvergeßlich, besonders wenn man sich die großen Entfernungen vergegenwärtigt. Schier erdrückend wirken die greifbar nahen Eismassen des gegenüberliegenden Neptune. Wildzerklüftet und unheildrohend hängen sie an seinen steilen Wänden, verderbenbringend, wohin ihr Weg führt. Zum ersten Male spürten wir die Unannehmlichkeiten der dünnen Luft, denn wir konnten höchstens 10 bis

20 Schritt in dem etwas erweichten Neuschnee machen, ohne erneut rasten zu müssen. Mit größtem Eifer forschten wir nach der Lage des sog. New Mustagh-Passes, der westlich von diesem zum Punmahgletscher führen soll. Doch konnten wir nichts über ihn erfahren, da auch die Balti stets behauptet hatten, nur einen Mustaghpaß zu kennen, und zwar diesen.



Ansicht des Mustaghtales von der Höhe des Mustaghpasses aus, 5800 m.
Links Schneespitze über Lobsana Blangsa, rechts Fuß des Neptune. In der Ferne unten der Yermanendugletscher.

Unsere Bemühungen, die Kuli zum Aufstieg zu bewegen, waren fruchtlos geblieben, in der Tat wäre er auch für einen beladenen Mann unter den bestehenden Verhältnissen kaum ausführbar gewesen. Wir stiegen also nach kurzem Aufenthalt wieder ab und überlegten, wie wir durch Anbringung von Hilfsseilen am nächsten Tage die schlimmsten Stellen gangbar machen würden. Nach drei Viertelstunden betraten wir den höchsten Absatz des Bandes und waren froh, die losen, steilen Platten hinter uns zu haben. 20 Minuten lang folgten wir dem Bande bis zur obersten Spitze des Lawinenschnees und fuhren dann auf diesem in weiteren zehn Minuten zu einem Bergschrund ab, der übersprungen werden mußte, wonach wir uns bald wieder am Ausgangspunkt befanden. Der Abstieg nahm somit fünf Viertelstunden in Anspruch. Berechnet man die doppelte Zeit für den Aufstieg, und 2½ Stunden für den Anmarsch, so liegt die Paßhöhe insgesamt fünf Marschstunden von Lobsana Blangsa entfernt. Vergleichen könnte man den Aufstieg in der Wand des Snow Cap mit der Zinalseite des Triftjochs.

Unsere Kuli hatten sich treu dem einmal gefaßten Entschlusse nicht vom Flecke gerührt. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, irgend etwas mit ihnen anzustellen, breiteten das mitgebrachte Holz an einer ungefährdeten Stelle auseinander, legten auf dasselbe Mehl und sonstige entbehrliche Sachen, die wir nicht zurückschleppen wollten und traten den Rückmarsch mit der bestimmten Absicht an, am



Aufnahme von Aug. C. F. Ferber. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Das obere Mustaghtal mit der vom Neptune herabkommenden Felskette.

nächsten Morgen zurückzukehren und einen erneuten Versuch zu machen. — Doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu flechten. — Um 17 Uhr 30 Min. verließen wir den Fuß des Passes und erreichten, angeseilt flott abwärts schreitend, gegen 19 Uhr 30 Min. bei Anbruch der Dunkelheit den Einstieg in die Seraks bei Lobsana Blangsa, als plötzlich aus unbekannten Gründen zwischen unserem Koch und einem Balti ein Streit ausbrach, wobei dem letzteren die rechte Kniescheibe zertrümmert wurde. Die Balti hockten um den jammernden Mann nieder, weinten und wehklagten, befühlten andauernd die wunde Stelle und taten im übrigen nichts. Die Lage war äußerst peinlich. Die Dunkelheit brach an, wir hatten die schwierigen Seraks noch vor uns und kein geeignetes Licht. Durch anhaltendes Rufen konnten wir uns endlich mit den Zurückgebliebenen im Lager verständigen, die dann nach geraumer Zeit mit zwei Laternen zu Hilfe kamen. Wir legten das Bein so gut es ging in eine Schiene aus gebrochenen Alpenstöcken, ein kräftiger Mann nahm den Kranken auf den Rücken, während zwei andere ihn stützten. Die Stufen in den Seraks mußten alle bedeutend vergrößert und vermehrt werden, glücklicherweise leuchtete der Mond, und endlich nach vieler Mühe erreichten wir unser Lager. Unter den Balti griff sofort eine große Gehässigkeit gegen die Kashmiri Platz und wir hatten alle Not, die Leute zu beruhigen. Nachts machten wir dem Manne kalte Umschläge, in der Absicht, eine Entzündung fernzuhalten. Leider aber schwoll das Knie infolge eines Blutergusses furchtbar an, so daß wir am nächsten Morgen aus einem unserer Feldbetten eine Tragbahre zimmerten und den kranken Mann mit sechs Kuli, die leider auch noch zu den Besten zählten, nach Askole schickten. Zur Erhaltung des Friedens waren wir gezwungen, den Missetäter, unseren Koch, mitzugeben. Die Balti bestanden darauf, er solle zur Strafe mit tragen helfen (ein Koch erachtet sich bedeutend höherstehend, wie ein Kuli), und da das Verlangen kein ungerechtes war, so mußten wir nachgeben, wenngleich unser Küchenzettel sehr dadurch litt.

Unser Plan schien somit auf unberechenbare Zeit hinausgeschoben zu sein. Er sollte aber noch ganz vernichtet werden. In Erwartung der neuen Kuli, welche uns von Baltoro Camp geschickt werden sollten, hatten wir müßige Tage vor uns. Trotz des schönen Wetters und aller angewandten Vorsicht waren wir leider stark erkältet. Ich benutzte den Tag, um mit meinem getreuen Mahud den Gletscher hinaufzuwandern und einige Aufnahmen zu machen. Als ich beim Snakegletscher anlangte, sank plötzlich das Barometer ganz bedenklich und noch hätte ich den Towergletscher nicht erreicht, als schon ein stürmischer Südwest einsetzte. In kurzer Zeit bewölkte sich der ganze Himmel und eilig wandte ich mich zum Lager zurück. Mit Abschiedsgefühlen und das Ende unserer hoffärtigen Pläne ahnend, erbauten wir einen Steinmann, in dessen kalten Magen wir unsere stärkste Flasche versenkten. Es fing an zu schneien und am kommenden Morgen drängte anhaltendes Schneegestöber zum eiligen Rückmarsch. Die Unkenntnis der Witterungsverhältnisse ließ uns befürchten, zu so später Jahreszeit hier oben einzuschneien. Zudem wurden unsere Kletterpläne auch durch den Neuschnee gekreuzt. Unser großes Zelt ließen wir zurück und verstauten in ihm alles, was wir nicht schleppen konnten. Die übrigen Habseligkeiten mit dem kleinen Dienerzelt wurden schnell verpackt, und wir traten, selbst mit schweren Rucksäcken beladen, um 8 Uhr die Flucht an. In 50 Minuten erreichten wir Mustagh Spangla und es folgte der Abstieg von der Grashalde durch eine steile Schuttrinne zum Gletscher. Um 10 Uhr 30 Min. passierten wir Lung Ka und sagten unserem Mustaghtal adieu — auf Nimmerwiedersehen?! Wir steuerten hinaus in das Schuttmeer des Baltorogletschers und landeten um 13 Uhr 15 Min. in Ordokas. Wie lohnte es sich da, daß wir nicht versäumt hatten, beim Hinmarsch kleine Steine als Wegweiser aufzubauen! Das Wetter, welches sich

gegen Mittag etwas aufgeklärt hatte, verschlechterte sich wiederum und ein kalter Wind blies das Tal herauf. Um 15 Uhr 30 Min. erreichten wir Chober Zechen, umschritten in drei Viertelstunden den See und machten um 18 Uhr 45 Min. in Liligo Halt. Am Morgen des 2. Oktober schneite es noch immer. Wir verließen Liligo um 9 Uhr und waren gegen 11 Uhr 30 Min. in unserem Standquartier, am Fuße des Baltoro. Wie die Leute behaupteten, soll hier der Schnee den Winter über nicht liegen bleiben. Inzwischen besserte sich das Wetter nicht. Wind und Schneegestöber nahmen zu. Wir buchten mittags 3° C. gegenüber 38° C. vor acht Tagen. Wenn das gleiche Verhältnis auf dem Mustaghpaß war, so mußte es dort — 35° C. sein. Zu unserer Erwärmung errichteten wir auch hier auf einem alten



Neuschnee auf dem Baltorogletscher.

Moränenhügel einen Steinmann und traten am folgenden Morgen 8 Uhr 30 Min. den Rückmarsch an.

Die Wolken hingen tief zu Tal und es sah erbärmlich aus. Ein richtiger Lungenentzündungswind pfiff uns um die Ohren. Kein Kleidungsstück erschien uns dicht und warm. Auf dem steinigen Boden so schnell wie möglich voranschreitend, passierten wir um 14 Uhr Bardumal und gegen 17 Uhr den aus dem Dumordotal kommenden breiten Gebirgsbach. Erstaunenswert war, wie die Leute bei dem rauhen Wetter das eisigkalte Wasser durchwateten. Stets stützten sich mehrere untereinander mit den Armen, um nicht von der starken Strömung umgerissen zu werden. Ich saß auf Mahuds Rücken und meine Füße, die im Wasser baumelten, drohten zu Eis zu erstarren. Mahud, der manchmal bis zur Hüfte im Wasser stand, schien hingegen nichts zu spüren. Es folgte noch ein Stück Mauvais Pas am Südabhang des Laskampasses, der hier vom Braldu bespült wird, und um 18 Uhr 30 Min. rasteten wir bei dem Riesenblock von Korofon.



Notbrücke über die Bralduklamm unterhalb Pakora.

Das Wetter klärte sich etwas auf. Nebelschleier zogen umher. Der Mond beschien die frischbeschneiten Berge, welche einen viel imposanteren Anblick gewährten wie beim Hinmarsch, wo alles unter dem Sonnenbrand erglühte. Auch der Baltorogletscher war uns schneebedeckt viel schöner und großartiger erschienen. Am folgenden Tage zogen wir nach vier Stunden Marsch in Askole ein. Der Lombardar war im Acker mit Schaufel und Spaten tätig. Er hatte seine Frau begraben, die an einer Geburt gestorben war, und schien sehr vergnügt. Nicht ohne Schwierigkeiten löhnten wir unsere Kuli aus. Nachdem alles Geld aufgezählt und unter so und so viel Zeugen die Einteilung gemacht worden war, stellten sich noch alle möglichen Ansprüche heraus, so daß wir schließlich, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und nachdem wir manches Unberechtigte zugegeben hatten, ohne Zufriedenstellung zu erlangen, Miene machten, die gesamten Silberstücke wieder einzusäckeln. Das half, die Gier gewann die Oberhand und alle drängten sich nun zur Bezahlung heran. Diejenigen welche sich besonders ausgezeichnet hatten, erhielten eine Extrabelohnung, so z. B. Kitul außer Geld noch ein Paar Bergschuhe, die er unendlich hochschätzte. Für den armen Verwundeten ließen wir eine Gabe zurück und legten dem Lombardar ans Herz, wenn möglich unsere Sachen von Lobsana Blangsa herunterzuholen und nach Srinagar zu schicken, was ihm, zu seinem Lobe sei's gesagt, auch gelungen ist.

Nach so langer Gebirgseinsamkeit wirkte das landschaftlich prächtige obere Braldutal doppelt freundlich. Goldige, terrassenförmige Weizenfelder durchwanderten wir stundenlang, inmitten derselben Dörfer mit Pappeln und Weidenbüschen, tief unten in ausgewaschener Schlucht der tobende Strom, kahle steile Felswände, allenthalben auf kühnen Zacken der frische Schnee und hoch oben in den Schluchten zerklüftete Gletscher. Unterhalb Pakora, einem Dorf, wo sich das Tal verengt, wurden wir durch eine ungangbare Seilbrücke gezwungen, uns selbst eine Notbrücke zu zimmern, an einer Stelle, wo sich die mächtigen Wassermassen des Braldu durch eine enge, wenige Meter breite Klamm zwängen. Ganz in der Nähe sprudelte ein Quell, der sich einmal als wohlschmeckender Hunjadi Janos einen Namen machen wird.

Im Shigartale angelangt, fand sich zu unserer großen Freude ein Floß, das kundige Leute nach Jummu, dem höchsten »schiffbaren« Ort des Braldu, gebracht hatten. Es bestand aus 24 aufgeblasenen Hammelbälgen, die durch über Kreuz gelegte Reiser verbunden waren. Auf einem Jāgdān (Koffer), den wir hinaufstellten, nahmen wir Platz und ein zusammengeklappter Tisch diente uns als Schutz gegen die Spritzer, die von unten durchkamen. Vier Leute lenkten mit Stöcken bewaffnet das Fahrzeug, zwei vorne stehend und zwei hinten sitzend. Somit war die Höchstbelastung erreicht. Die Reise ging um 7 Uhr 30 Min. los und zu unserer Freude

ziemlich schnell. Bei Gulapor am rechten Ufer machten wir Rast, nachdem wir einen großen Seitenstrom aufgenommen hatten und wir nunmehr auf dem Shigar schwammen. Hier war das Floß zu Hause und eine Dorfabordnung brachte Obst und sonstige gute Sachen. Während wir uns labten, wurden die armen Hammelbälge, die durch die lange Fahrt bereits stark Luft verloren hatten, mit vollen Backen wieder aufgeblasen. Gegen 13 Uhr begrüßten wir zur Linken unseren guten Freund, den Skoro-La. Gelegentlich saßen wir auch auf den Steinen fest. Dann wurde eben ausgestiegen. Erneut erfreuten wir uns an den schön marmorierten Felswänden des Tales. Einige reißende Stromschnellen durchschifften unsere Leutchen mit großer Geschicklichkeit. Endlich gegen 15 Uhr 30 Min. wurde die Burg von Skardu sichtbar und wir landeten am linken Ufer, etwas oberhalb der Mündung des Shigar in den Indus. Das Floß wurde kurzweg auf die Schulter genommen und im Geschwindschritt ging's über die sandige Ebene dem breiten trägen Indus zu. Wir setzten über, betraten eine malerische, vom Fluß bespülte Felspartie mit kleiner Pappeloase und einigen Häusern am Fuße des Burgfelsens und bogen um diesen in Skardu ein.

Es wurde gerade Polo gespielt. Der Radja zeigte seine Künste. Zwölf Reiter auf Bocksätteln nahmen an dem Spiele teil. Verschiedene verschleierte Schöne saßen in dem Festlehmbau und bewunderten ihren Herrn und Gebieter. Eine orientalische Musik zimpte ungeahnte Weisen. Der Ball wurde zum Anwurf in die Luft geschleudert, der Reiter folgte in der Karriere und schlug ihn weiter, ehe er zu Boden fallen konnte, — jedoch, der Radja hatte heute Pech. Es wurde flott und schneidig geritten. Die Leute trugen buntfarbigen Turban und Burnus, was dem Bilde ein hübsches, lebhaftes Gepräge gab.

Beim primitiven Rest-house bezogen wir unser Lager. Die Nacht war unvergleichlich schön. Glänzender Mondschein überflutete die sandige Indusebene mit ihren kahlen Riffen. Die tiefen Schluchten des zackigen Gebirges markierten scharf und schwarz. Ein stoßweiser, heftiger, sanderfüllter Wind vom Deosai her bog die schlanken Pappeln. Geheimnisvoll murmelten die Gebirgswässer. Ein unerreichtes Stimmungsbild in diesem fernen Lande. — Selbst eine teilweise Mondfinsternis fehlte nicht. — Wir kramten unsere Siebensachen und rüsteten zum Rückmarsch via Deosai. Noch war der Weg offen, aber jeden Tag konnte er für dieses Jahr verschneien.

Den 9. Oktober 1903 ritten wir durch die sich verfärbenden Alleen Skardus. O welche Lust nach all den Steinen! Niemals erkannte ich so sehr den wahren Wert des Wortes:

»Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde.«

Der elegante Thasildar, die Spitze sämtlicher Behörden, im engen, braunen Gehrock, winkte uns mit seinem Spazierstöckchen ein Lebewohl zu. Nicht ohne Dank warfen wir von der Höhe des Burji La einen letzten Blick zurück zur Mustaghkette. Hatten wir doch unser Ziel erreicht, und unauslöschlich sind die Eindrücke, die wir von dieser gewaltigen Gebirgswelt mitnahmen!

Aus den Alpen von Britisch Columbia.

Von

E. Tewes.

So manchen der geneigten Leser dieser Zeitschrift, der über andere außereuropäische Bergländer, wie z. B. den Kaukasus oder Neuseeland einigermaßen orientiert ist, dürfte kaum mehr als eine vage Idee mit dem Hochgebirge verbinden, das ich in der Überschrift mit voller Absicht »Alpen« von Britisch Columbia genannt habe. Und doch handelt es sich um eins der gewaltigsten Gebirgssysteme der Erde, ein wichtiges Glied des Rückgrats des amerikanischen Kontinents, das sich von den in ewigen Nebel gehüllten Gipfeln Feuerlands Tausende und aber Tausende von Meilen hinaufzieht zu den Schneefeldern Alaskas; es handelt sich, was vielleicht für uns noch mehr bedeutet, um den einzigen Teil dieses Gebirges, der ein wirkliches und würdiges Seitenstück zu unseren Alpen bildet.

Ganz leicht ist es allerdings nicht, eine eingehende Kenntnis dieser amerikanischen Schweiz zu erlangen: Die alpine Literatur deutscher Sprache, so reichhaltig sie sonst ist, enthält nicht mehr als zwei Abhandlungen, die für uns in Betracht kommen; das sind zunächst die Berichte der Schweizer Alpinisten Huber und Sulzer, die im Jahre 1890 als ziemlich die ersten und für lange Zeit einzigen Bergsteiger in die Selkirkkette eindrangen, im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs, ferner ein Aufsatz des vor zwei Jahren verstorbenen, verdienstvollen deutschen Reisenden Jean Habel im Jahrgang 1900 dieser Zeitschrift. Habel ist im kanadischen Hochgebirge kaum als Alpinist tätig gewesen, hat sich jedoch große Verdienste um die Erforschung des Landes im allgemeinen erworben. Seine sonstigen Berichte über diese Forschungen sind meist in der Zeitschrift des Appalachian Mountain Club, Boston, veröffentlicht, dürfen also weiteren Kreisen kaum bekannt geworden sein.

Die Hochgebirge von Nordamerika, soweit es sich um die Union und Mexiko handelt, sind, wie das ja auch durch die Art ihrer Entstehung bedingt ist, grundverschieden von den Gebirgen mit alpinem Charakter, d. h. dem Typus, der sich in den europäischen Alpen wohl am vollendetsten darstellt. Das gilt besonders für die Rocky Mountains, die in diesem Teile ihres Verlaufes zwar zu ziemlich beträchtlichen Höhen ansteigen, aber schließlich nichts sind als ungeheuere, mehr oder weniger formlose Steinmassen, und ebenso wie man beispielsweise auf den Pikes Peak in Colorado, der zu den höchsten Gipfeln gehört, ohne irgendwelche Schwierigkeiten eine Bahn gebaut hat, könnte man auch fast alle anderen Gipfel der Kette auf diese Weise bequem zugänglich machen.

Die Sierra Nevada unterscheidet sich zwar von den Rocky Mountains insofern, als wenigstens die nach Norden gerichteten Hänge hier und da Gletscher tragen; im allgemeinen ist aber auch dieses Gebirge trotz seiner Höhe in den Gipfelkämmen flach und abgestumpft, und so gewaltig auch die granitenen Felsbildungen des Yosemite und ähnlicher Täler sind, man wird sich doch kaum einer Enttäuschung

erwehren können, wenn man der sogenannten »Hohen Sierra« gegenübersteht. Den glatten Riesenwänden der Täler fehlt eben gleichsam die entsprechende Fortsetzung nach oben hin.

Die großen isolierten Vulkane der pacifischen Küste sind zwar sehr stark vergletschert, aber auch über sie darf ich mich wohl kurz fassen. Vulkane sind nun einmal, um mit Freshfield zu reden, ein minderwertiger Bergtypus; sie sehen sich schließlich überall gleich und haben für den Alpinisten kaum großes Interesse. Übrigens ist die Ersteigung z. B. des Mount Hood von Portland oder des Mount Rainier von Tacoma aus ein ziemlich alltägliches Unternehmen.

Wenden wir also unsere Blicke weiter nach Norden. Hier ziehen sich im Anschluß an das Felsengebirge der Union, unmittelbar nördlich vom 49. Breitengrade, im Süden von den kanadischen Grenzprovinzen Britisch Columbia und Alberta ausgehend, mehrere parallel laufende Reihen von Gebirgssystemen nach Norden, die uns nichts vermissen lassen, was uns die Alpen zu bieten vermögen: Mannigfaltigkeit der Formen von Berg und Tal, zerklüftete, klippenumrandete Steilgletscher, weite Firn- und Eisflächen, über die sich stolze Hochgipfel erheben, die an Kühnheit des Aufbaues und Schwierigkeit der Ersteigung mit den gewaltigsten Zinnen der Alpen sich messen können, während das, was ihnen fehlt, die grünen Matten und traulichen Bergdörfer mit ihrem poesieumwobenen Leben, mehr als ersetzt wird durch die Majestät der tausendjährigen Urwälder, deren Dickicht die Folie bildet für eine Unzahl großer und kleiner Seen, glänzende Perlen landschaftlicher Schönheit. Und über dem allem liegt ein Hauch des Mystischen und Unnahbaren, der jeden, dessen Sinn empfänglich ist für Größe und Einsamkeit, unwiderstehlich anzieht. Wir unterscheiden hier in der Hauptsache vier Bergketten, von denen wieder die beiden östlichen, die Hauptkette der kanadischen Rocky Mountains und die Selkirk Range die wichtigsten sind. Nach Westen folgt dann zunächst die Goldkette und zwischen dieser und dem Stillen Ozean ist das Küstengebirge als letzter Wall eingeschoben.

Zunächst ein paar Worte über die kanadische Pacificbahn, die für Unternehmungen in diesen Gebirgen vorläufig allein als Basis in Betracht kommt. Diese, die nördlichste der großen Transkontinentalbahnen, betritt die Hauptkette der Rocky Mountains westlich von Calgary, durchschneidet den »Rocky Mountains Park«, eine kanadische Nationalreservation, bei Banff und folgt dann dem Laufe des Bowflußes in nordwestlicher Richtung bis zur Station Laggan, die, dicht unterhalb der Vereinigung des Bow mit dem Pipestoneflusse gelegen, als Ausgangspunkt für die Täler östlich vom Hauptkamme des Felsengebirges von Wichtigkeit ist. Die Bahn steigt dann auf dieser Seite ziemlich allmählich an, um hinter der Station Hektor die »Great Divide«, die kontinentale Wasserscheide, im Kickinghorsepaß, 1589 *m*, zu überschreiten. Die Bahn folgt nun dem Kickinghorseflusse, den sie mehrfach überschreitet und bis zu seiner Vereinigung mit dem Columbia kaum mehr verläßt. Der Abfall des Passes nach Westen zur Station Field im Kickinghorsetale ist weitaus steiler als die Ostseite und hat den Ingenieuren manches Kopfzerbrechen verursacht; die Durchschnittsneigung überschreitet denn auch die von der Regierung vorgeschriebene Grenze und hat Sicherheitsvorrichtungen der verschiedensten Art nötig gemacht. Field spielt für die westlichen Gruppen dieselbe Rolle wie Laggan auf der Ostseite. Die Bahn verläßt dann bei Leanchoil die Rocky Mountains, durchkreuzt das Tal des Columbia, der hier in nördlicher Richtung fließt, und betritt die zweite große Reihe von Berggruppen.

Sie erklimmt diese, die Selkirkkette, im Tale des Beaverflusses, überschreitet den Rücken der Kette im Rogers Passe in einer Höhe von 1200 *m* und steigt dann zum Illecillewaettal hinab, dem sie nun folgt. Hier liegt im Herzen der Gruppe,

am Fuße des Mount Sir Donald, die Station Glacier, das zukünftige Grindelwald der Selkirks. Von hier kann selbst der eiligste Durchreisende in kaum halbstündigem Spaziergang von der Bahn einen wundervollen Eisstrom, den Großen oder Illecillewaetgletscher[1]) besuchen und, wenn er ein besonderer Held ist, sogar betreten. Es fehlt also nur noch eine Eisgrotte à la Grindelwaldgletscher oder Glacier des Bossons, um die Illusion, daß man sich irgendwo im Zentrum der Schweiz befindet, vollständig zu machen, eine Illusion, die allerdings eine gewisse Lokalfarbe erhält durch verschiedene mehr oder minder amüsante Berichte von Erlebnissen, die hier todesmutigen Passagieren der Bahn zugestoßen sind. So dasjenige zweier emancipierter Amerikanerinnen, die dem Gletscher einen Besuch abgestattet hatten und beim Abstieg auf der Moräne einem grauen Bären begegneten. Sie flüchteten sich schleunigst in die Eiswüste, die sie sonst wohl nie betreten hätten, und verbrachten die halbe Nacht zwischen den Seracs, vor Furcht und Kälte zitternd.

Die Bahn durchzieht nun bis zu ihrem Austritt aus der Kette das Illecillewaettal; auch auf dieser Strecke waren große technische Schwierigkeiten zu überwinden. Der restliche Teil der Strecke kommt für uns kaum mehr in Betracht; die Bahn passiert die Goldkette mittels des Eaglepasses, durchschneidet die Coast Range vermittels des Thomson und Fraser Canyons, so einen Paß vermeidend, und erreicht ihren Endpunkt an der pacifischen Küste, das Städtchen Vancouver am Pugetsund.

Sollte das von dem Grand Trunk-Bahnsystem geplante Projekt einer noch nördlicheren Pacificbahn zur Ausführung gelangen, so wäre damit natürlich ein vorzüglicher Rückhalt für die Erschließung der mehr nach Norden zu gelegenen Gruppen geboten; die einzigen Übergänge, die nördlich von Kickinghorse, wenigstens ihrer Bodengestaltung nach, für Eisenbahnbau in Frage kommen, scheinen der Yellowhead, Peace River- und Pine River-Paß zu sein. Wie man sich indessen mit dem in diesen Distrikten furchtbar rauhen Winter abfinden wird, bleibt noch sehr abzuwarten; hat doch schon die Canadian Pacific Railway im Winter Mühe, ihren Betrieb aufrecht zu erhalten.

Die Vergletscherung der kanadischen Alpen ist infolge der warmen Strömung, die die Küste von Britisch Columbia bespült, und der daraus resultierenden feuchten Winde, eine sehr starke; besonders die Selkirkkette, die diesen Winden zunächst ausgesetzt ist, trägt eine außerordentlich mächtige Eisbedeckung. Sämtliche in den letzten zehn Jahren beobachteten Gletscher in den kanadischen Gebirgen sind in diesem Zeitraum ziemlich erheblich zurückgegangen, doch scheint es, als ob gerade jetzt nicht nur ein Stillstand in dieser Bewegung eingetreten sei, sondern als ob sich sogar eine Zunahme bemerkbar mache.[2]) Von einer stichhaltigen Erklärung für dieses Phänomen habe ich bislang noch nichts gehört. Die Höhe der Schneegrenze ist ganz außerordentlich verschieden; sie variiert im allgemeinen zwischen 1800 *m* (in den Selkirks) bis zu 2500 *m*, liegt also durchschnittlich erheblich tiefer wie in den Alpen. Nicht selten findet man von Hängen, die der gleichen Himmelsrichtung zugewandt sind, den einen mit Wald bedeckt, während der andere bereits in ewigen Schnee gehüllt ist.

Über die Gipfelhöhe der Selkirks ist noch so gut wie nichts bekannt, da nur wenige Gipfel im Zentrum der Kette erstiegen und gemessen sind; hier erheben sich der Mount Dawson und Mount Sir Donald mit ca. 3250 *m* sehr beträchtlich

[1]) Indianisch »Eilendes Wasser«.

[2]) Über den Illecillewaetgletscher s. Professor A. Pencks Abhandlung im Jahrgang 1898 dieser Zeitschrift; das dort Gesagte trifft auch für viele ähnliche Gletscher in den Selkirk Rocky Mountains zu. Im übrigen verweise ich auf die an verschiedenen Stellen publizierten Beobachtungen der Herren G. und W. Vaux.

über die Talsohle, deren Niveau auf 1050 *m* liegt; es ist jedoch nicht zweifelhaft, daß der nördliche Teil des Gebirges noch höhere Gipfel enthält. In der östlichen Hauptkette scheint die äußerste Gipfelhöhe, seitdem die schönen Mythen von den Riesenbergen Hooker und Brown dank den Forschungen Colemans, Norman-Collies und anderer in den letzten Jahren zerstört sind, 3600—3700 *m* nicht zu überschreiten. Wirklich zuverlässige Messungen liegen bis heute wenige vor, der höchste bisher erstiegene Gipfel dürfte der Mount Columbia sein, dessen Gletscher die Quellen des Athabasca, Saskatschewan und Bush River speisen; die näher nach der Bahn zu gelegenen Berge erheben sich durchschnittlich zu 3400—3600 *m* Höhe. Wie weit diese Zahlen korrekt sind, wird erst die Zukunft lehren.

In der Erforschung der kanadischen Alpen ist, seitdem Herr Habel den eingangs erwähnten Artikel schrieb, also seit 1900, wieder ziemlich viel geschehen; das heißt viel, wenn man den Umfang der geleisteten Arbeit in Betracht zieht, wenig im Verhältnis zu der ungeheuren Ausdehnung dieser Gebirgsländer. Sind doch die Selkirks wenige Meilen nördlich und südlich von der Bahnlinie noch heutigen Tages absolut Terra incognita! Hier im Far West Kanadas wartet noch ein Feld des Forschers und Alpinisten, wie es selbst der Kaukasus nicht mehr bietet. Bis vor etwa einem Jahrzehnt war, wenn man von den früheren Expeditionen Pallisers, Hectors etc. absieht, von Nordwestkanada überhaupt recht wenig bekannt und auch die Unternehmungen Hubers, Sulzers und anderer in den Selkirks im Jahre 1890 stehen ganz vereinzelt da. Seitdem haben sich, abgesehen von Jean Habel, lediglich Engländer und Amerikaner um die Aufschließung der kanadischen Bergketten bemüht. Es ist eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Männern, auf deren Namen man immer wieder stößt. Um die Erforschung im allgemeinen haben sich vor allen Dingen Mc. Arthur, Dawson, Wilcox, Coleman, Norman-Collie, letzterer besonders durch seine Reisen in nördlicher Richtung »auf der Suche nach Mt. Hooker und Mt. Brown« verdient gemacht, während sich als Bergsteiger im eigentlichen Sinne zunächst der Schotte James Outram und die Amerikaner Prof. Fay, Prof. Parker, Thomson und andere hervorgetan haben. Daß heute von einer systematischen Erforschung und einem Alpinismus in den kanadischen Bergen überhaupt die Rede sein kann, ist hauptsächlich der Initiative der Canadian Pacific Railway selbst zu danken; die von derselben an verschiedenen Punkten der Linie bei Laggan, in Banff, Field und Glacier erbauten Hotels bilden in diesen sonst ganz unbewohnten Ländern die einzig möglichen Ausgangspunkte. Ebenso wichtig ist, daß die Bahngesellschaft seit ein paar Jahren einige Führer aus dem Berner Oberland hinüberkommen läßt, wodurch eine der Hauptschwierigkeiten bei außeralpinen Hochtouren, nämlich die, kompetente Begleiter zu finden, behoben wird. Denn um ein führerloses Gehen im alpinen Sinne kann es sich bei Unternehmungen abseits von den begangenen Pfaden doch nur handeln, wenn noch mindestens zwei bis drei gleichwertige Gefährten zur Stelle sind, die aber für die Rocky Mountains begreiflicherweise doch schwerer aufzutreiben sind, als etwa für eine Kletterei im Kaisergebirge.

Das wichtigste Material zur neueren Geschichte der kanadischen Rocky Mountains findet sich außer in den Journalen der Royal Geographical Society und des Alpine Club in den Werken von W. D. Wilcox [1]) und Norman-Collie, und vor allen Dingen in der vorzüglichen Zeitschrift »Appalachia« des Appalachian Mountain Club in Boston. Alle Publikationen hier aufzuzählen, würde natürlich zu weit gehen; ich verweise auf »Appalachia« Nr. X, 2 (1903), die eine vollständige Liste enthält.

[1]) W. D. Wilcox, The Rockies of Canada, London, Putnam & Sons. J. Norman-Collie, Climbs and Explorations in the Canadian Rockies, London, Longmans, Green & Co.



Nach einer Aufnahme von E. Tewes.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Mount Victoria von Nordosten.

Das Kartenmaterial ist im allgemeinen, wie sich denken läßt, noch recht lückenhaft; die meisten Karten, selbst die vom Department of the Interior herausgegebenen, sind eigentlich nur zur Übersicht zu gebrauchen; im Detail bieten sie kaum Nutzen. Doch dürfte hierin sehr bald eine Änderung eintreten und das Kartenmaterial, wenigstens soweit die heutige Kenntnis des Landes reicht, demjenigen anderer Gebirgsländer ebenbürtig werden.

Zu guterletzt noch ein paar praktische Bemerkungen. Man wird gut tun, da im kanadischen Nordwesten wenig zu haben ist, alle notwendigen Ausrüstungsgegenstände vom Osten, resp. von Europa mitzubringen. Dahin gehören vor allen Dingen sehr reichlich Bergschuhe und Nägel (beides ist in ganz Amerika kaum zu haben), Seile, Eispickel etc., aber auch die nötigsten Konserven, da man sonst das zweifelhafte Vergnügen hat, frisches Fleisch und dergleichen, das viel wiegt und schnell verdirbt, mitschleppen zu müssen.

Wenn ich nun aus der Reihe der von mir selbst ausgeführten Unternehmungen die nachfolgenden zu schildern versuche, so geschieht das weniger, weil ich gerade diese für besonders wichtig oder ereignisreich halte, sondern weil ich glaube, daß sie am besten geeignet sind, ein Bild des allgemeinen Charakters der in ihnen behandelten Gegenden respektive der Art der Schwierigkeiten, die sich bei den Hochtouren selbst in den Weg stellen, zu bieten. Aus diesem Grunde habe ich auch vorgezogen, anstatt einer beliebigen erfolgreicheren, eine wenigstens in ihren Endresultaten mißglückte Tour zu schildern; möglicherweise ziehen auch andere Nutzen aus Erfahrungen, die für mich selbst lehrreich gewesen sind.

Mount Huber und Mount Victoria.

Wie schon eingangs angedeutet, folgt die kanadische Pacificbahn durch die Hauptkette der Rocky Mountains zuerst dem Bowflusse in nordwestlicher und dann dem Kickinghorseflusse in südwestlicher Richtung, beschreibt also einen weiten Bogen, mittels dessen sie mehrere gewaltige Bergsysteme umgeht. Hier lassen sich zunächst zwei Hauptgruppen unterscheiden, die übrigens keineswegs scharf voneinander getrennt sind; die Ottertailgruppe im Osten und die Bow-Range oder Victoria-Lefroygruppe, wie Habel sie nennt, im Westen. Diesen beiden gliedern sich andere Ketten nach Süden an. Am leichtesten zugänglich ist die Bow-Kette; hier hat die Bahn am Lake Louise, im Herzen der Gruppe und wenige Meilen von der Station Laggan, ein kleines Hotel erbaut, das für Hochtouren ein ideales Standquartier bildet.

Der Lake Louise, der unterste und größte einer Reihe von übereinander liegenden Seen, denen man den passenden Namen »Lakes in the Clouds« beigelegt hat, dürfte wohl selbst in diesem mit Seen so überreich geschmückten Lande seinesgleichen suchen; ringsum eingeschlossen von gewaltigen gletscherstarrenden Bergen, die sich in seinen Fluten, deren Farbe tagsüber alle Schattierungen von Tiefgrün bis Dunkelblau durchläuft, spiegeln, bietet er ein Landschaftsbild von solch märchenhafter Schönheit, wie es wohl in seiner Art auf der ganzen Erde kein zweites gibt. Unter den Bergen, die den würdigen Rahmen zu diesem Bilde abgeben, ragen besonders hervor der Mount Sheol und Aberdeen, ferner der Mount Lefroy, der nach dieser Seite in unzugänglichen, von Hängegletschern gekrönten Felswänden abstürzt, und endlich der schönste von allen, der majestätische Mount Victoria, mit seinen schimmernden, lawinenzerfurchten Schneeflanken und schön geschwungenen Graten, deren Scharten und Türme sich scharf gegen den Himmel abheben, eine der erhabensten Bergerscheinungen der kanadischen Rocky Mountains.

Allzuviel gab es, als ich Mitte des Sommers 1903 am Lake Louise eintraf, begreiflicherweise nicht mehr zu tun. Außer anderen kleineren Unternehmungen

führte ich am 6. August mit Christian Bohren aus Grindelwald die Ersteigung des Mount Aberdeen, 3250 *m*, und Mount Sheol, 3200 *m*, die des letzteren zum ersten Male, aus; der Mount Aberdeen war bereits ein- oder zweimal von Süden her erstiegen worden, daher zogen Bohren und ich es vor, eine neue direkte Route zu wählen. Wir überschritten die dem Sheol-Aberdeenmassiv vorgelagerte Reihe von Felsklippen, die Castle-Crags, mittels einer rißartig eingeschnittenen Scharte und wandten uns dann dem Gletscher, der sich vom Mount Aberdeen herabsenkt, zu. Es war unsere Absicht gewesen, zunächst den Sattel zwischen Sheol und Aberdeen zu erreichen, da aber die starke Zerklüftung und Steilheit der letzten Firnhänge ein weiteres Vordringen nicht rätlich erscheinen ließen, so verließen wir den Gletscher schon tiefer unten und nahmen unseren Weg direkt über die zum Grat des Mount Sheol emporführende Felswand. Eine etwa einstündige Kletterei, die wegen der Richtung der Schichten und des außerordentlich brüchigen Gesteins nicht leicht war, brachte uns auf den Grat, über den wir in kurzer Zeit ohne weitere Schwierigkeiten den Felsengipfel des Mount Sheol erreichten. Im weiteren Verlaufe der Tour führten wir dann den Übergang zum Mount Aberdeen aus, von wo wir, infolge der zentralen Lage unseres Berges, einen umfassenden und großartigen Rundblick genossen. Der Abstieg vollzog sich über die Fels- und Geröllhänge der Südwand zum Lefroygletscher.

Vom Lake Louise nicht sichtbar, unmittelbar hinter der gewaltigen Masse des Mount Victoria, erhebt sich der Mount Huber, zu Ehren des Schweizer Alpinisten Emil Huber, eines der Erstersteiger des Mount Sir Donald, so genannt, ein stolzer, eisgekrönter Felsbau, wie ein Wächter dieses Reiches von Firn und Schnee. Er war damals der letzte noch unerstiegene Gipfel in der unmittelbaren Umgebung des Lake Louise, in jeder Hinsicht ein Ziel, das wohl eines Angriffes wert war. So beschlossen denn mein Freund Mr. Gerard Collier von London und ich die Ersteigung zu versuchen. Bohren war der dritte und Chr. Kaufmann, gleichfalls aus Grindelwald und ebenso wie Bohren ein Führer ersten Ranges, der vierte im Bunde. Es standen uns zwei Wege zu Gebote: entweder von der dem Lake Louise abgewandten Seite aus dem Tale des Kataraktflusses oder direkt von unserm Standquartier aus, in welchem Falle wir den Victoriagrat überschreiten und mithin auf einen sehr anstrengenden und langen Tag rechnen mußten. Wir wählten nichtsdestoweniger den letzteren, weil er immerhin kürzer war und uns außerdem die verlockende Möglichkeit bot, am gleichen Tage den Mount Victoria zu ersteigen.

Wir verließen das Chalet am Lake Louise am 9. August um 4½ Uhr morgens und wanderten zunächst dem Talschlusse entgegen am Ufer des Sees entlang. Dichte Morgennebel zogen einen Dunstschleier über die schweigend daliegende Wasserfläche und von den umliegenden Bergen war noch nichts zu sehen als ein Teil des Victoria, dessen Gletscher sich mit ihrem toten Weiß geisterhaft gegen das einförmige Grau der Nebelwand abzeichneten. Wir folgten der Seitenmoräne des unteren Victoriagletschers und betraten etwa um 5½ Uhr das Eis desselben. Links erhob sich nun der Mount Lefroy, rechts setzte der Mount Victoria in steilen Eis- und Felswänden ab; hoch oben zwischen beiden lag unser nächstes Ziel, der Abbotspaß, zu dem wir nun anstiegen. Unmittelbar vor uns schoben sich die Felscoulissen zusammen und bildeten einen engen Durchlaß, der den ominösen Namen »Death-Trap« (= »Todesfalle«) führt. In der Nähe, hoch über uns in den Gipfelfelsen des Mount Lefroy, ist der Schauplatz der einzigen Katastrophe, die sich bisher in den kanadischen Bergen abgespielt hat, die Todesstätte P. S. Abbots, der hier bei einem Ersteigungsversuch des Mount Lefroy seinen Tod fand.[1]) Da ich

[1]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 152; Appalachia VIII, II.

kurz vorher aus dem Munde zweier seiner Gefährten eine Schilderung des Unglücks gehört hatte, so konnte ich mir das traurige Ereignis um so lebhafter vergegenwärtigen, als wir nun die Death-Trap betraten. Es ist ein stummes, aber umso eindringlicheres Memento, das die schwarzen, von Schmelzwasser überrieselten Klippen dem Berggänger, der in diese Wildnis eingedrungen ist, zurufen, eine ernste Mahnung zur steten Vorsicht.

Die Ersteigung des Abbotspasses ist, wie so manches andere Hochgebirgsunternehmen, an sich sehr einfach, aber keineswegs ungefährlich. Namentlich an warmen Tagen oder nach einer Periode schlechten Wetters stellt die gleich einem Korridor eingerissene Death-Trap stets eine sehr bedenkliche Passage dar. Ich hatte dies erfahren, als ich vor etwa einer Woche zum Passe emporgestiegen war: damals hatten wir die Death-Trap, d. h. die gefährlichste Stelle derselben, in etwa einer halben Stunde passiert — ohne Unfall, — aber noch dröhnt mir der Donner der Lawinen ins Ohr, die in der darauffolgenden Zeit von weniger als 20 Minuten dreimal in den eisigen Hohlweg niederfuhren, jede Spur unserer Trasse auslöschend.[1]) Heute lag weniger Gefahr vor, doch veranlassten uns immerhin ein paar kleinere Eislawinen, die, wenn auch in unschädlicher Entfernung, mit unheimlichem Prasseln vom oberen Victoriagletscher abbrachen, unsere Beine unter den Arm zu nehmen, bis die gefährliche Zone hinter uns lag. Wir erreichten die Paßhöhe um 9 Uhr.

Der Abbotspaß ist unzweifelhaft einer der großartigsten mir bekannten Hochpässe; der Eindruck, den die furchtbare Wildheit der Umgebung, das Chaos von Eismassen, drohend schwarzen Felswänden und glitzernden Schneehängen hervorbringen, ist überwältigend. Zur Linken zog sich ein fast ununterbrochener, steiler Firnhang hinan zum Gipfel des Lefroy, rechts bildeten Felsabstürze den Ostabfall des Victoriagrates. Leider konnten wir uns nicht lange der Bewunderung über die umgebende Scenerie hingeben; das Wetter begann uns Sorge zu machen und drängte zur Eile. Vom Westen her wälzten sich schwere dunkle Wolken in schnellem Zuge über den Himmel; ihre Bahn war jedoch noch eine so hohe, daß bis auf ein paar Nebelfetzen, die gleich Fahnen an den Felszacken des Victoriagrates hingen, die Aussicht vollkommen klar blieb. Wir hielten eine kurze Beratung ab und machten uns alsdann an den weiteren Aufstieg, indem wir begannen, die Felsen, die den Weg zum südöstlichen Gipfel des Mount Victoria vermitteln, zu ersteigen. Das Terrain war terrassenförmig, mäßig hohe Felswände wechselten mit kurzen Firnhängen ab. Im allgemeinen war die Kletterei leicht, nur hier und da trafen wir plattige Stellen, die uns Mühe machten und dafür sorgten, dass unsere Arbeit nicht einförmig wurde. Große Vorsicht erforderten natürlich hier, wie überall in diesen Bergen, die außerordentliche Brüchigkeit des Gesteins, die ja stets bei Hochtouren in unbetretenen Gebieten die Hauptschwierigkeit bildet.

Wir gewannen rasch an Höhe und erreichten, zuletzt durch einen kurzen Kamin, die Felsbastion, in dem hier der Victoriagrat gipfelt. Wir nahmen etwas Nahrung zu uns und sahen uns um. Am meisten interessierte uns natürlich der Berg, auf den wir es abgesehen hatten: der Mount Huber präsentierte sich uns zum erstenmal und zeigte uns gleich seine unzugänglichste Seite. Seine Form war die einer oben abgestumpften Pyramide; senkrechte, unersteigliche Felsabstürze trugen einen prächtigen Schneebau, der seinerseits von einer ungeheuren Wächte, die den Gipfel bildete, gekrönt wurde. Das Wetter war inzwischen nicht besser, aber auch nicht schlechter geworden, und wir machten uns bald wieder auf den Weg.

Der Victoriagrat, dessen Schneide wir nun folgten, erscheint vom Lake Louise als ein fast ununterbrochener Kamm; in Wirklichkeit aber ist er vielfach gewunden

[1]) Wer die Corridor-Route auf den Grand Combin kennt, wird sich von dem Charakter der Wände, die die Death-Trap einsäumen, einen Begriff machen können.

und stellenweise tief eingeschnitten. In seinem ersten Teile, auf dem wir uns jetzt befanden, ist er nicht allzu schmal, der Schnee war in gutem Zustande und wir kamen ziemlich schnell vorwärts. Nur gleich zu Anfang gab es einen Aufenthalt, als wir eine tiefe, fensterartig eingeschnittene Scharte zu passieren hatten; weiterhin brachte uns hier und da eine kurze Kletterei an den Felsköpfen, die den Grat unterbrachen, etwas Abwechslung. Unsere Aufgabe war nun, eine Stelle zu finden, von wo wir zu der zwischen dem Mount Huber und unserem Grate eingesenkten Gletscherschlucht absteigen konnten. Vorläufig bot sich indessen keine Gelegenheit hierzu, die Steilheit der Wände verbot, da wir uns auf eine allzulange Kletterei nicht einlassen durften, jeden Versuch. Wir setzten also unsern Weg auf dem Grat, der immer schmäler wurde, fort, aber fast schien es, als ob die Nordwände des Mount Victoria ebenso unnahbar seien, wie die dem Lake Louise zugekehrten Hänge. Endlich, wir waren kaum eine halbe Stunde vom Gipfel entfernt, bot sich uns, was wir suchten. Zwischen zwei Felspfeilern, die den Grat gleichsam zu stützen schienen, zog sich ein Couloir zu einem Schneehange hinab, der seinerseits wieder auf die oben erwähnte Firnmulde auslief. Sowohl Couloir wie Hang waren sehr steil; nichtsdestoweniger waren wir uns — schon weil wir keine andere Wahl hatten — einig darüber, daß sich ein Abstieg hier, der günstigen Schneeverhältnisse wegen, ohne allzu großes Risiko bewerkstelligen ließe.

Wir deponierten unser Gepäck an einer geschützten Stelle und kletterten dann am Rande der Felsen, die stellenweise vereist waren, durch die Rinne hinab. Bald war der anschließende Schneehang erreicht, auf dem wir uns nun mit großer Vorsicht, um keine Lawine loszutreten, im Zickzack abwärts bewegten. In kürzerer Zeit, als wir gehofft hatten, gelangten wir an den stark verschneiten Bergschrund, passierten denselben und standen alsbald in der Mulde am Fusse unseres Berges. Unverzüglich gingen wir an den Anstieg. Gerade vor uns war der Hang nicht allzu steil, doch durfte leider nicht daran gedacht werden, denselben zu betreten, da hoch oben die Gipfelwächte seiner ganzen Breite nach drohend überhing. Wir mußten uns also weiter rechts halten. Hier lag der Schnee in nahezu dem steilsten Winkel, in dem er sich halten kann, ohne abzurutschen, und ohne Vertrauen auf seinen vorzüglichen Zustand und unser Glück wäre auch hier kein Weg für uns gewesen. Mit vieler Mühe überwanden wir den Bergschrund; der jenseitige Hang war so steil aufgerichtet, daß ich Kaufmann, der voranging, buchstäblich über meinem Kopfe erblickte. Mit der äußersten Vorsicht schoben wir uns nun weiter empor, jeden Augenblick erwartete ich das verheißungsvolle Zischen, das eine Lawine zu begleiten pflegt, zu vernehmen.

Da trat eine ebenso interessante wie merkwürdige Formation des Firns in die Erscheinung. Wie aus oben Gesagtem hervorgeht, stellt sich die Nordflanke des Mount Huber als ein gewaltiger Mantel von Schnee und Eis dar, an dem sich zwei Flächen von verschiedener Neigung unterscheiden lassen; diese beiden Flächen gingen nun nicht etwa ineinander über, sondern bildeten einen scharfen Knick, indem der steilere Teil, — derjenige auf dem wir unser Heil suchten, — nach links in einer gipfelwärts stetig höher werdenden Mauer abbrach. Über diese hinaus hatten nun Wind und Frost einen höchst zerbrechlich aussehenden Überhang gespannt, der sich die volle Höhe der Schneewand hinaufzog und erst in der Gipfelkrone zu endigen schien.

Schon nach wenigen Schritten war es klar, daß der relativ sicherste Weg für uns genau da lag, wo die Wächte angeheftet war, da der Schnee hier die größte Konsistenz besaß: eine schmale Linie, die den Pfad zwischen Scylla und Charybdis bildete. Ein Schritt zu weit rechts konnte die schlummernden Kräfte einer Lawine zur Auslösung bringen, während zur Linken sturzbereit die trügerische Decke der

Wächte lauerte. Das Seil fortwährend gespannt haltend und keine Vorsichtsmaßregel versäumend, nahmen wir unsern Weg empor, langsam aber stetig vorrückend. Schon näherten wir uns dem ersehnten Ziele, als sich mit einem Schlage eine graue Kappe über den Gipfel herniedersenkte; gespenstisch glitten Nebelschleier wie Fangarme gegen uns über den Schnee hinab, blitzschnell waren wir von dem dichten, wesenlosen Gewebe umhüllt und schon hagelte es auf unsere Köpfe hernieder, daß uns Hören und Sehen verging. Und wie um uns armen Sterblichen klar unsere Ohnmacht gegenüber der Wut der Elemente vor Augen zu führen, ging plötzlich ein fatales Geräusch, ein Knistern und Summen von unseren Eisäxten aus — ein Zeichen, wie stark die Atmosphäre mit Elektrizität geladen war.

Aber auch diese letzte Prüfung ging vorüber; noch wenige Schritte und wir betraten nun den Gipfel des Mount Huber, 3450 *m*, während es gleichzeitig um uns herum wieder klar wurde. Die Aussicht, besonders auf die sich gegenüber hinziehende Riesenmauer des Mount Victoria, war großartig. Deutlich konnten wir, trotzdem jetzt der ganze Himmel sich bewölkt hatte, im fernen Westen die Gipfel der Selkirkkette erkennen; noch mehr aber fesselte der Blick in die grausige Tiefe des Cataracttals, aus dem Tausende von Metern unter uns der blauschimmernde Spiegel des Lake O'Hara aus dem Dunkel der Wälder heraufgrüßte. In aller Eile bauten wir am Rande der Felsen des Westabsturzes den obligaten Steinmann und machten uns dann an den Abstieg. Auch dieser ging glücklich von statten; ohne Unfall erreichten wir den Bergschrund, überschritten ihn und arbeiteten uns mühsam im weichen Schnee des jenseitigen Hanges abermals zur Höhe empor. Keuchend und tüchtig abgearbeitet standen wir endlich wieder auf dem Grat; eine kurze Rast, um wieder zu Kräften zu kommen, dann ging es weiter, unserm letzten Ziele, der höchsten Spitze des Mount Victoria, zu. In unglaublich abenteuerlichen Linien zog sich der Schlußgrat als zerzacktes und zerrissenes Schneegebilde vor uns dahin, hier sich schroff aufbäumend, dort wieder senkend, um zuletzt in einer zierlichen, kühn geschwungenen Schneide den Kulminationspunkt des ganzen Massivs zu bilden. Es war ein luftiger Weg, ein Gang zwischen Abgründen, der uns noch bevorstand; zu beiden Seiten stürzten abschüssige, ins Leere endende Firnhalden ab, und hin und wieder zeigten Schneeschollen, die, von unsern Tritten losgelöst, mit eindrucksvoller Schnelligkeit hinabglitten, wie rasch und mühelos das Spaltengeäder der die Wand säumenden, zerborstenen Eisflächen unter Umständen erreichbar sei. Weiterhin war der Grat, wie sich vorraussehen ließ, auf lange Strecken von Wächten gekrönt und äußerste Behutsamkeit der Bewegung war nötig, um diesen tückischen Fallschlingen des spröden Hochgebirges nicht zum Opfer zu fallen. — Trotzdem sollte es uns wieder einmal klar werden, daß es nur ein sicheres Schutzmittel gegen Schneewächten gibt — nämlich ihnen fern zu bleiben. Wir hatten den Gipfel erreicht und Bohren, der vor mir ging, drehte sich halb um, wie um etwas zu sagen; im selben Augenblick vernahm ich ein eigentümliches Geräusch, etwa, wie wenn Luft aus einem Pneumatik entweicht, und schneller, als es sich erzählen läßt, waren Bohren und ich nach der entgegengesetzten Seite den Steilhang hinabgesprungen, wo wir glücklicherweise Halt fanden. Die Wächte war in einer Ausdehnung von etwa 5—6 *m* zwischen Bohren und mir abgebrochen und stürzte lautlos in den Abgrund hinab. Das Gratstück, auf dem wir eine Sekunde zuvor gestanden hatten — noch diesseits der Mittellinie der Schneide —, war verschwunden und an seiner Stelle gähnte uns ein Loch entgegen, durch das wir in blauer Tiefe den Viktoriagletscher schimmern sahen. Eine ganze Weile standen wir bewegungslos da und starrten mit mehr oder weniger verfärbten Gesichtern den Riß an, der um ein Haar unser aller Verderben geworden wäre.

Aber zu langen Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Daseins war hier

nicht der Platz. Um Mount Lefroys Haupt schlang sich bereits ein undurchdringlicher Vorhang, aus dem von Zeit zu Zeit das Grollen des Donners zu uns herüberklang; auch über unsern Berg zogen in wilder Jagd dunkle Wolkenmassen, vom Sturmwinde gepeitscht, dahin, bald jeden Blick versperrend, bald irgend einem weißleuchtenden Firnzacken als Folie dienend. Klar stand uns die zwingende Notwendigkeit, die exponierte Grathöhe zu verlassen, ehe das drohende Gewitter zum Ausbruch kam, vor Augen. So rasch die Vorsicht erlaubte, stiegen wir zu unserem Gepäck hinab, nahmen dieses auf und eilten weiter. Es war eisig kalt geworden, heulend umtobte der schneidende Wind, Eissplitter und stiebenden Schnee uns ins Gesicht schleudernd, den schmalen First und zwang zur Aufbietung aller Kräfte, um einen Weg durch das Treiben der entfesselten Elemente zu erkämpfen. Aber glücklich erreichten wir das Ende des Grats und kletterten ohne eine Sekunde Aufenthalt ab. Die Felsen, die uns beim Aufstig relativ leicht erschienen waren, zeigten jetzt ein ganz anderes Gesicht; eine schlüpfrige Lage von Eis überzog alle Vorsprünge, dabei war das Seil halbgefroren und starr wie ein Stock, so daß unser Vorwärtskommen sich nur langsam — angesichts der von der Grathöhe herabklirrenden Steine viel zu langsam — vollzog. Dazu kam der entsetzlich morsche Zustand der Felsterrassen, der uns einmal beinahe zu deutlich demonstriert wurde. Als nahezu die Hälfte des Abstiegs zum Passe hinter uns lag, wollte Kaufmann eben auf ein die Felsmauer unterbrechendes, steilgeneigtes Firnband hinabsteigen, als ein klobiger Block, den er mit der Hand berührt haben mochte, sich ablöste und niedergleitend ihn augenblicklich aus der Stellung riß. Im Nu lag Kaufmann auf dem Rücken und rutschte ein paar Schritte auf der glatten Fläche abwärts; zum Glück hatten wir andern guten Halt und das Seil war straff gespannt, so daß der Ruck sofort aufgefangen wurde. Eine heftig blutende Quetschwunde an Kaufmanns Hand war der einzige Schaden, den der nur wenige Sekunden währende Vorgang angerichtet hatte.

Um 5½ Uhr standen wir wieder in der Einsenkung des Abbotspasses. Es war höchste Zeit; während wir in atemloser Hast den Abstieg durch die Death-Trap fortsetzten, kam das drohende Gewitter zum Ausbruch und die einschließenden düsteren Felswände wurden nun von den in kurzen Intervallen aufleuchtenden Blitzen erhellt, die für Augenblicke hoch oben die drohend getürmten, bläulichen Eisbrüche des Victoriagletschers gleich einer Vision erkennen ließen — ein Schauspiel, so eindrucksvoll und unheimlich, wie es sich nur in den Hochregionen offenbart. Oft schien es, als müßten mit jedem Donnerschlag, der schmetternd und knatternd durch die enge Schlucht widerhallte, die zerfressenen Blöcke von ihren Grundlagen gerissen und als zermalmende Geschosse in die Tiefe geschleudert werden, mehr als einmal klang auch das fatale Knacken und Prasseln berstender Eismassen aus den Lüften herab und spornte uns zur größten Eile an.

Unbehelligt erreichten wir den unteren, aperen Teil des Gletschers, legten das Seil ab und stolperten über die endlos scheinenden Moränen dem Lake Louise zu. Ein dichter, gleichmäßiger Regen strömte hernieder und hatte uns bald bis auf die Knochen durchgeweicht; so waren wir froh, auf dem See einen allerdings bereits zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kahn zu finden, den Gott weiß wer dort vergessen haben mochte. In rascher Fahrt, deren Tempo durch die herrschende Kälte sehr beschleunigt wurde, kreuzten wir das etwa 2 *km* lange Wasserbecken; es war 8 Uhr abends, als wir das Boot verließen und am Nordufer des Sees an Land stiegen.

Zum Lake McArthur.

Des den oben geschilderten Expeditionen folgenden Zeitraums sei nur kurz Erwähnung getan; von den noch unternommenen Hochtouren war besonders

interessant die Ersteigung einer schönen Felszinne zwischen Mount Aberdeen und Lefroy, der Mitre, 3100 *m*, die ich am 13. August mit Mr. Collier und Bohren über den Mitre-Paß und nach mehreren vergeblichen Versuchen durch ein Couloir der Südwand, dann über den sehr exponierten Grat erkletterte. Später wurden in der Gesellschaft der Herren E. Gildemeister (Bremen) und Dr. v. Bauer (Brünn) eine Reihe kleinerer Wanderungen in der herrlichen Umgebung des Lake Louise ausgeführt, Wanderungen, die allerdings mitunter etwas ausarteten. So erinnere ich mich eines in dunklem Forschungstriebe unternommenen Abstieges vom Mont Fairview durch das dem Lake Louise benachbarte Paradise-Valley, mit dessen Dickicht wir uns bei strömendem Regen einen halben Tag herumschlagen mußten, um erst nach Anbruch der Dunkelheit, völlig durchnäßt und zerschlagen, einen Weg ins Freie zu finden.

Am 19. August endlich kehrten wir den östlichen Gruppen den Rücken und fuhren über den Kickinghorsepaß nach Field, am Fuße der hochragenden Felsenburg des Mount Stephen. Hier trennten sich unsere Wege für einige Zeit, da die Herren Gildemeister und Dr. v. Bauer keine Hochtouren im Schilde führten. Die beiden hatten dafür später Gelegenheit, die dem Columbia parallel laufenden Täler des Beaverfoot River und nördlichen Kootenay auf einer achttägigen »Campingtour« kennen zu lernen.

Der Ottertailgruppe, deren Abflüsse den Columbia speisen, gliedern sich nach Osten mehrere isolierte Berggruppen an, die im Mount Stephen und der Cathedrale am Kickinghorsepass beginnen; diesen folgen südlich der Mount Odaray und Mount Owen, und vor allem der Mount Biddle, dessen hufeisenförmige Ausläufer den Gletschersee McArthur einschließen. Der durch diese Gipfel dargestellte Gebirgszug und die Victoria-Lefroygruppe, auf deren Scheitel die Wasserscheide des Kontinents liegt, werden getrennt durch eine tiefe Längsfalte, das von Norden nach Süden zum Fuße des Mount Biddle ziehende Tal des Cataractflusses, das im südlichen Teil seines Verlaufes einen weiten Kessel voller Seen und Wälder, umgeben von mächtigen, schneebedeckten Bergen bildet.

Schon lange war es mein Wunsch gewesen, dieses Tal eingehender kennen zu lernen und zugleich den stolzen Gipfel des Mount Biddle, dessen unbetretene und unnahbar scheinende Zinnen mir schon manches Mal aus der Ferne verlockend und abweisend zugleich gewinkt hatten, zu ersteigen. Als mich nun Herr Prof. Charles E. Fay, dem es der Mount Biddle gleichfalls angetan hatte, aufforderte, unsere Streitkräfte gegen das begehrte Ziel zu vereinigen, war ich dazu um so eher bereit, als Prof. Fay, der Präsident des American Alpine Club, einer der besten Kenner des Felsengebirges ist und in der Geschichte dieser Berge eine hervorragende Rolle gespielt hat. Seine Pläne für unsere Unternehmung, mit denen ich mich, da ihm die Umgebung des Cataracttales von früher her einigermaßen bekannt war, einverstanden erklärte, waren kurz etwa folgende: Wir wollten zunächst in die Nähe des Lake McArthur vordringen, diesen über die vorgelagerte Talstufe erreichen und von einem möglichst hochgelegenen Biwak aus den Berg über seine Ausläufer und Grate westlich des Sees zu ersteigen suchen.

Zwei Möglichkeiten boten sich uns, den Lake McArthur zu erreichen: von Hector, der Gipfelstation des Kickinghorsepasses aus, durch das Cataracttal, oder über einen der Pässe der Stephen-Cathedralgruppe und am Fuße des Mount Odaray entlang. Der erstere Weg wäre wohl der bequemere gewesen, da wir auf ihm hätten Pferde, Zelte und dergleichen mitnehmen können, aber es lag Prof. Fay aus verschiedenen Gründen viel daran, den Paß, der zwischen Mount Stephen und der »Cathedrale« eingeschnitten sein mußte, und der noch nicht überschritten worden war, kennen zu lernen. Über die Natur dieses Passes war uns nichts Näheres be-

kannt, aber da Prof. Fay bestimmt glaubte, daß seine Höhe etwa 6000 Fuß nicht überschreiten würde, so war auch ich gern bereit, diese jedenfalls viel anziehendere Route einzuschlagen, denn wir hätten selbst mit schwerem Gepäck eine so geringe Höhendifferenz leicht in zwei Stunden vom Kickinghorsepaß überwinden können; weitere vier bis fünf Stunden sollten uns dann in die Nähe des Sees bringen. So rechneten wir uns mit viel Behagen aus und übersahen den Fehler, der sich in diese Rechnung eingeschlichen hatte: denjenigen nämlich, daß wir leichten Herzens die Höhe des Passes zu niedrig, die Strecke zur Basis des Mount Biddle zu kurz angenommen hatten, anstatt, wie sonst im Gebirge bei unbekannten Faktoren, lieber zu hoch zu greifen. Wir trafen unsere Abmachungen demgemäß. Prof. Fay fuhr am Abend des 19. August nach Laggan, um für Proviant zu sorgen, der, weil wir ihn selbst zu tragen hatten, möglichst knapp bemessen werden mußte; gleichzeitig überbrachte er Bohren und Kaufmann, die mit von der Partie sein sollten, den nötigen Bescheid.

Am folgenden Morgen kletterte ich schon in aller Herrgottsfrühe auf eine Lokomotive und fuhr langsam zum Kickinghorsepasse hinauf. Eine amüsante Unterhaltung mit »Engineer« und Heizer verkürzte mir die Zeit. Wahrscheinlich schlossen die beiden aus meiner Ausrüstung, daß es sich um einen armen Teufel von »Prospector« — Goldsucher — handele, der im Begriff steht, seinem Berufe in der Wildnis nachzugehen, und suchten mich in mitleidig interessiertem Tone über meine Pläne auszufragen, Als ich ihnen nun sagte, daß mein Herz — für den Augenblick wenigstens — nicht nach den Gütern dieser Erde stände, und mich über Ziele und Absichten eines Bergsteigers verbreitete, steckten sie die rußgeschwärzten Köpfe zusammen und grinsten in sehr bezeichnender Weise; man hörte etwas wie »lunatic« und noch stärkere Ausdrücke — es war klar, ihre Meinung über mich stand fest. Wie kann denn aber auch jemand darauf kommen, lediglich idealer Motive halber freiwillig die fragwürdigen Segnungen der Kultur mit allen ihren Vorzügen und Nachteilen aufzugeben und sich dafür in wilden, unzugänglichen Tälern abzumühen oder gar auf Schnee und Eis herumzusteigen! Als ob es nicht im Winter schon kalt genug wäre!

Endlich passierten wir die Mündung des zwischen der Cathedrale und dem Mount Stephen eingesenkten Tales und ich sprang an dem mit meinen Freunden verabredeten Treffplatze herab. Der Zug, mit dem die Hauptmacht kommen sollte, war vorläufig nicht zu erwarten — die Bahn ist natürlich eingleisig —, und ich konnte mich in Ruhe verschiedenen nützlichen Beschäftigungen hingeben; ich holte den versäumten Schlaf nach, rauchte die Hälfte meines Zigarrenvorrats, aß Himbeeren, die hier in großer Menge wuchsen, und sann darüber nach, wie beneidenswert doch das Leben des Bergsteigers ist, solange er vernünftig im Tale bleibt.

Es war ein herrliches Stück imposanter, echter Hochgebirgsscenerie, das mich rings umgab und dem schönheitsdurstigen Auge ewig neue Reize eröffnete. Aus der Schlucht zu meinen Füßen tönte das Rauschen des Kickinghorseflusses empor; hier und da leuchtete weißschäumend die Wassermasse in der dunklen Tiefe durch das dichte Gezweig. Drüben tauchte der Blick in die Eiswildnis der Waputehk-Range, in deren finstere Gründe gegenüber ein scharf eingerissenes Tal gleich einem Torweg leitete. Vergletscherte Gipfel, kahle Felshalden und Urwalddickicht verliehen der Landschaft ein ernstes, ja strenges Gepräge, das auch einzelne grüne Matten an der jenseitigen Berglehne nicht zu mildern vermochten. Der Abschluß des Tales, durch das wir aufsteigen wollten, war nicht sichtbar; vorgeschobene Felscoulissen verdeckten ihn. Über riesigen Geröllkegeln stand gleich einer trotzigen Feste die Cathedrale, bizarre, kühn aufschießende Türme, deren zerzackte Spitzen das Firmament zu durchbohren schienen; hoch über meinem Standpunkte erhob



Nach einer Aufnahme von E. Teves. Angerer & Göschl aut., Brückmann impr.

Abbotspaß: Blick nach Südwesten (Mount Biddle).

sich die lotrechte Nordwand des Mount Stephen, viele Hunderte von Metern von dem im Morgenlicht erglänzenden Gipfelfirn in einem einzigen, ungeheuren Plattensturze niedersetzend.

Ein Dröhnen, wie von fernem Donner, schlug an mein Ohr; von dem kleinen Hängegletscher, der die Mauer flankiert, waren Eismassen abgebrochen und stürzten krachend über die Felsstaffeln, der Bahnlinie zu, herab. Wollte Mount Stephen, an dessen Fuß viele Generationen hindurch höchstens hin und wieder ein einsamer Trupp Indianer entlang gezogen sein mochte, seinem ohnmächtigen Zorn über die Pygmäen Luft machen, die um seinen Sockel keck den eisernen Gürtel geschlungen hatten? Nachdenklich sah ich auf die Gleise, die sich vor mir dahinzogen, nieder.



Die »Cathedrale«-Zinnen von einem Punkte unterhalb des Cathedralpasses.

Es liegt etwas Fascinierendes in solchem meereverbindenden Schienenstrang, das ich immer wieder tief empfunden habe; hier ein unscheinbares Doppelband, das um eine Felsecke biegend verschwindet, draußen in der weiten Prärie eine endlose gerade Linie, die allein die Einförmigkeit der Graswüste unterbricht —, so zieht sich die Bahn von Ozean zu Ozean über den Kontinent, die wichtigste Schlagader Kanadas, sein Lebensnerv und seine Zukunft.

In diesen Betrachtungen wurde ich gestört, als Prof. Fay mit Kaufmann und Bohren auf der Bildfläche erschien. Die kurze Zeit des süßen Nichtstuns war aus, die Arbeit begann. Seufzend packten wir unsere schweren Lasten, Decken, Seile und Proviant auf und seufzend machten wir uns auf den Weg. Zunächst über die Schuttmassen am Eingang des Tales ansteigend, kamen wir ziemlich rasch vorwärts, immer in der Hoffnung, daß die vor uns liegende Höhe den Sattel darstellte. Wir glaubten in 1½—2 Stunden den anstrengenden Teil des Tages hinter

uns zu haben. Es war hier auf dem steinigen Hange, den die Sonne jetzt voll beschien, bereits hübsch warm; in der Tiefe hinter uns schleppten gerade ein paar rauchende Ungetüme von Maschinen den »Imperial Limited« langsam die Kurven zum Kickinghorsepasse hinauf und von ganzem Herzen beneidete ich die Glücklichen, die da unten in den Polstern ihrer Pullmanwagen saßen und sich zufriedenen Herzens darauf beschränkten, die Berge aus sicherer Entfernung zu bewundern. — Wir waren etwa zwei Stunden ohne anzuhalten gestiegen und hatten bereits eine ziemlich beträchtliche Höhe erreicht, als sich — nach Überwindung der vermeintlich höchsten Niveaustufe — mit einem Schlage der ganze Hintergrund des Tales vor uns auftat. Entsetzt sahen wir uns an: im Halbkreis lag der Talschluß da, gekrönt von Fels und Eismauern, die dem suchenden Auge keine Lücke zeigten; dort an der tiefsten Einsenkung dieser Bastion, das war ein Paß, aber kein niedriges Joch, wie wir erwartet hatten, sondern ein regelrechter Hochpaß, von dem sich steile Fels- und Schneehänge herabzogen, an deren Fuße ein Gletscher seine Eismassen zu Tal sandte, gerade vor uns eine ungeheure Moräne auftürmend. Zum ersten Male stiegen Zweifel an dem Erfolg unserer Expedition in mir auf; es ist nun einmal ein Unterschied, ob man am Vortage einer großen Besteigung eine wahre Maultierlast Gepäck über eine Höhe von vielleicht 2000 oder aber 3000 *m* zu tragen hat, ob eine gewöhnliche Jochbummelei oder eine lange Kletterei, selbst wenn diese technisch nicht schwierig ist, mit Stufenschlagen und allem Drum und Dran auszuführen ist.

Wir überwanden die dem Eise vorgelagerte Moräne, deren enorme Ausdehnung wie so oft in diesen Bergen in gar keinem Verhältnis zur heutigen Größe des Gletschers stand und stiegen auf diesem selbst langsam aufwärts. Die Umrahmung unseres abgeschiedenen Hochtals war großartig; zur Linken ragten die Cathedralezinnen hoch in die Lüfte, mit ihren abenteuerlichen Formen und dem wechselnden Farbenspiel ihres Gesteins lebhaft an die Dolomiten erinnernd, rechts stürzte Mount Stephen in steilen Wänden ab. Dann leiteten uns die vom Passe herabziehenden Hänge empor; sie bestanden aus hartem Firn und machten fortwährendes Stufenschlagen nötig. Weiter oben fanden wir blankes Eis, so daß wir es vorzogen, auf eine mehrfach unterbrochene Felsrippe, die den Hang vertikal teilte, überzugehen. Die stark eisenhaltigen Felsen waren nicht sehr steil, aber so brüchig, und so ungünstig geschichtet, daß wir mehr als reichlich zu tun hatten, um sie zu überwinden, um so mehr als unsere Lasten das Klettern an exponierten Stellen sehr erschwerten. Die zwischen den einzelnen Felsgruppen liegenden Eisflächen erforderten wieder zeitraubendes Stufenschlagen.

So wurde es 4 Uhr nachmittags, als wir endlich gehörig abgearbeitet und ermüdet die Höhe des Passes erreichten. Eine Messung mit dem Watkin Aneroid ergab eine Höhe von 2900 *m*, also etwa 1000 *m* mehr, als wir vorausgesetzt hatten. Gern hätten wir jetzt gerastet, um neue Kräfte zu sammeln und den Rundblick in Ruhe zu genießen, aber an einen längeren Aufenthalt war nicht zu denken, da der größte Teil unseres Tagewerkes noch vor uns lag.

In rascher Fahrt ging es über die Geröll- und Schneehänge, welche die Südseite des Cathedralpasses, wie wir ihn nennen wollen, verkleideten, hinab; in einer Stunde war die Sohle des Tales, deren Niveau erheblich höher liegt als diejenige der Kickinghorseseite, erreicht. Dieses Tal läuft in das kesselartig erweiterte obere Cataracttal aus; flankiert wird es im Süden durch die Steilwände des Mount Odaray, dessen Massiv also den Weg zu den Hängen unterhalb des Lake McArthur versperrte und zu einer weiten Umgehung in östlicher Richtung zwang. Ein endloser, ermüdender Marsch durch die trümmerbesäte Talung begann; furchtbar müssen hier bis in die Gegenwart hinein Bergstürze und Lawinen gehaust haben, von deren

verheerender Wirksamkeit noch jetzt riesige, moosbewachsene Blöcke, die überall zerstreut umherlagen, zeugten. Naturgemäß hatte dieser steinige Untergrund dem Walde wenig Raum zur Entwicklung gelassen, so daß uns wenigstens hierdurch ausnahmsweise kein Hindernis entstand; nur hier und da gab es Baumgruppen, die die Öde des Hochtals wirkungsvoll unterbrachen. Weiter gegen die Öffnung des Tales hin nahm die Vegetation zu; fortwährend passierten wir kleinere und größere, waldumrandete Seen, deren blau oder grün schimmernde Fluten reizvoll mit ihrem Hintergrund von steilragenden Felswänden und blinkenden Gletschern kontrastierten. Aber der Sinn für solche Naturschönheiten kam uns allmählich abhanden, es begann zu dunkeln, wir waren noch weit von unserm Ziel entfernt und dabei schon mehr als erschöpft.

Wiederum hatten wir ein kleines Wasserbecken am Fuße des Mount Odaray erreicht, als sich uns noch ein Hindernis in den Weg stellte. Von dem jochartigen Plateau, das die Verbindung zwischen den Ausläufern des Mount Biddle und Mount Odaray bildet, schob sich jenseits des Sees ein breiter, an seiner Basis dicht bewaldeter Riegel weit in das Tal hinaus. Diesen Riegel mußten wir umgehen oder ersteigen, um auf das erwähnte Plateau zu gelangen. Zum See senkten sich stark geneigte Schutt- und Schneehänge hinab, die unseren Weg versperrten und deren Begehung der Dunkelheit wegen sehr lange dauerte; jenseits ging es dann steil empor. Nie werde ich diesen letzten Anstieg vergessen. Was es heißt, nach einem solchen Tage sich in der Dunkelheit, übermüdet und mit schwerem Gepäck über einen langen Geröllhang hinaufzuarbeiten, wird jeder begreifen, der in den Bergen herumgestiegen ist; so mancher energische aber nutzlose Fluch entfuhr unsern Lippen.

Wir stolperten nun auf der Suche nach einem Platze, wo wir unser Haupt hinlegen konnten, über die Hochfläche dahin; dieselbe bildete, soviel sich in der Dunkelheit erkennen ließ, einen grasigen Gürtel zwischen Wald und Firnregion, also eine Art Alpe, der allerdings das melodische Glockengeläute unserer Matten — und noch anderes — fehlte. Solche Alpen sind sonst im kanadischen Gebirge außerordentlich selten, meist nehmen Wald und latschenartiges Gestrüpp jeden Fleck unter der Schneegrenze für sich in Anspruch.

Endlich fand sich um 9½ Uhr — mehr durch Zufall als durch unser blindes Umhertappen — ein Biwakplatz, der einigermaßen gegen den kalten Wind, der von den Schneefeldern daherstrich, Schutz gewährte; unter den Ästen einer mächtigen Wettertanne ließen wir uns, wie erschlagen vor Ermüdung, niederfallen, zuerst kaum imstande, ein Feuer anzufachen. Ein kleines Rinnsal in der Nähe lieferte das nötige Wasser; leider hatten wir, des Gewichtes wegen, kein Kochgeschirr mitgenommen und mußten uns nun mit kaltem Speck, der mit noch kälterem Wasser hinuntergespült wurde, begnügen. Ich kann mich deutlich erinnern, gemütlichere und kurzweiligere Biwaks erlebt zu haben.

Unsere Hoffnung auf den Erfolg der Ersteigung, die wir vorhatten, war, wie sich denken läßt, auf den Nullpunkt gesunken; aber ein Versuch sollte doch wenigstens gemacht werden. Auch das Wetter sah nicht sehr vielversprechend aus; kein Stern glänzte am Himmel, kalt und bleich standen ringsum die Bergriesen, über deren verschneiten Gipfeln das erste fahle Licht des kommenden Morgens eine ungewisse Helligkeit verbreitete. Gegen 5 Uhr brachen wir auf, etwas reichlich durch die Kälte in dieser Höhenlage und das frostige Frühstück erfrischt.

In etwa einer Stunde erreichten wir die Höhe des zwischen den Ausläufern des Mount Biddle eingebetteten Tales und hemmten wie gebannt unsere Schritte. Zu unseren Füßen, ringsum von himmelhohen Felswänden eingeschlossen, lag der ovale Spiegel des Lake McArthur; gerade uns gegenüber stieg der Mount Biddle als riesenhafte schwarze Pyramyde empor. Von seiner uns zugewandten

Flanke floß ein Gletscher herab, dessen schimmernde, zerfurchte Eismassen einen wundervollen Kontrast zu der dunkelblauen Färbung des Sees bildeten; wo die Eismauer in das Wasser abbrach, war dieses leuchtend grün. Über dem Ganzen lag Todesschweigen; kein Baum, kein Strauch grünte an den unzugänglichen Felsklippen, keine Welle kräuselte die regungslos daliegende Wasserfläche. Es war ein melancholischer und doch unendlich majestätischer Anblick, der sich meinem Gedächtnis tief eingrub.

Unsere Absicht war gewesen, den See zu umschreiten — dies hatten wir uns sehr einfach vorgestellt —, zu dem Grat zu unserer Rechten (westlich des Sees) emporzusteigen und über diesen den Gipfel zu gewinnen. Gleich der erste Teil unseres Programms machte uns Schwierigkeiten, auf die wir nicht im entferntesten gefaßt waren. Unser nächstes Ziel waren die Firnhänge, die sich von der tiefsten Stelle des Grates, oberhalb des Südendes des Sees, herabzogen. Wir kreuzten, immer schräg aufwärts steigend, abwechselnd ein paar Geröllhänge und unangenehme, plattige Felspartien, die durch ihre Schlüpfrigkeit Aussicht auf ein nasses Bad in den unergründlichen Fluten des Sees boten; dann kam ernstere Arbeit. Steil niederschießende Halden von hartem Eis stellten sich uns in den Weg und erforderten das Schlagen von Stufen; zudem begann es plötzlich über unseren Köpfen in den Felsen zu rumoren und surrend kamen Steine dicht an uns vorbeigetanzt; angenehmer und sicherer wurde das an sich heikle Traversieren dadurch nicht. Wir beeilten uns so sehr wie möglich, um aus der gefährlichen Zone herauszukommen, doch nahm das fortwährende Stufenschlagen viel Zeit in Anspruch. Auch die Hänge unterhalb des Grats bestanden aus hartem Firn, so daß wir das letzte Stück auf den anschließenden Felsen erkletterten, die außer der üblichen phänomenalen Brüchigkeit nur stellenweise größere Schwierigkeiten boten. Über alledem war es 9 1/4 Uhr geworden, als der Grateinschnitt endlich betreten wurde; ursprünglich hatten wir gehofft, zu dieser Zeit bereits in nächster Nähe des Ziels zu sein. Eben begannen sich hoch oben die Gipfelfelsen in einen Nebelschleier zu hüllen, trostloses Grau überzog den Himmel und trug nicht dazu bei, unsere Stimmung zu heben; nur zu gut wußten wir, daß der Eintritt schlechten Wetters jede Fortsetzung der Tour zu einer absoluten Unmöglichkeit machen würde.

Wir kletterten nun den Grat, der mehrfach tief eingezackt war, auf und ab; die Felsen waren durchweg schwierig, hier und da gab es bedenkliche, plattige Formationen, und wir kamen, der unzähligen Windungen der Schneide wegen, nur langsam weiter. Aber auch die unerhörten Anstrengungen des vorausgegangenen Tages machten sich energisch geltend, und als wir endlich von einem hervorragenden Punkte des Grates einen Blick auf den Weg werfen konnten, der uns noch bevorstand, wussten wir, daß wir geschlagen waren und daß der Mount Biddle uns nicht gehören sollte. Noch eine Strecke kämpften wir uns vorwärts, um schließlich einzusehen, daß alles Mühen vergeblich war. Die Sachlage war nun etwa folgende: die Tageszeit war vorgeschritten — es war 12 1/2 Uhr —, das Wetter so ungünstig wie nur möglich, der Gipfel zwar in der Luftlinie nicht weit entfernt, aber von uns durch eine tiefe Scharte getrennt, und wir selbst nicht mehr in einem Zustande, in dem man exponierte Klettereien ausführen soll, alles forderte gebieterisch die sofortige Umkehr. Der Entschluß kostete uns kaum noch Überwindung, ein Weitergehen wäre nur als zweckloser Leichtsinn zu bezeichnen gewesen; selbst ein längeres Verweilen auf dem Grat erschien bei der zunehmenden Vereisung der Felsen nicht rätlich. Dennoch gönnten wir uns einen kürzeren Aufenthalt. An einer etwas tiefer gelegenen Stelle beschrieb der Kamm einen scharfen, fast rechtwinkeligen Bogen; eine mächtige Schneemauer füllte das dadurch entstandene Dreieck aus, gleichzeitig dessen Hypotenuse bildend. Oben zwischen den Felsen

und dem Schneerande hatte sich im Firn eine Vertiefung ausgehöhlt; dadurch war ein ganz ansehnlicher, gründurchsichtiger Tümpel entstanden, den eine dünne Eiskruste bedeckte — gewiß eine merkwürdige Erscheinung in dieser luftigen Höhe! Hier rasteten wir einen Augenblick, um uns an dem klaren Naß zu erfrischen und über unsere Situation zu beratschlagen. Wenn wir uns sehr beeilten, mußte es möglich sein, noch am selben, schlimmstenfalls am nächsten Tage durch das Cataracttal zur Bahnlinie zu gelangen, wo wir möglicherweise einen verspäteten Zug treffen konnten; wenigstens sollte des schlechten Wetters wegen ein Versuch dazu gemacht werden.

Wir kletterten also so schnell, als es die Vorsicht zuließ, zur Scharte ab. Die Sonne, die in den Morgenstunden kurze Zeit ihre Strahlen auf die Hänge herabgesandt hatte, hatte den Schnee soweit erweicht, daß er gut gangbar war und stellenweise sogar ein Abfahren erlaubte; wir konnten das Terrain jetzt gut überblicken und nahmen daher diesmal einen leichteren Weg, fast unmittelbar über den Ufern des Sees entlang. Um 3 Uhr wurde das Seil, das uns bis dahin verbunden hatte, abgelegt. Wir gelangten an das Nordende des Tales zurück, warfen noch einen letzten, sehnsüchtigen Blick auf das herrliche Hochgebirgsbild hinter uns und stiegen schnell zu unserm Lagerplatz ab, um den zurückgelassenen Teil des Gepäcks zu holen.

Vor uns lag noch ein langer, beschwerlicher Weg, ein Marsch von sechs bis acht Stunden. Von der Gegend des Lake O'Hara, am Fuße des Mount Huber, gibt es einen »Trail« zur Station Hector am Kickinghorsepaß, den wir zu benutzen gedachten. Über den Ausdruck »Trail« muß ich den Leser aufklären, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen. Sollte sich jemand die Mühe machen, dies Wort in einem Lexikon nachzuschlagen, so wird er wahrscheinlich die optimistische Verdeutschung »Pfad« darin finden, da der betreffende Übersetzer wohl nie in Nordwestkanada war. Ein Trail ist aber so verschieden von einem Pfade, wie ein solcher von einer Heerstraße. Ein Trail entsteht zunächst nicht in natura, sondern auf der Karte, in der er durch eine hübsche, rotpunktierte Linie angedeutet wird, sobald einmal jemand eine Strecke in der Wildnis zurücklegt, auf der diese Verzierung bisher fehlte; vielleicht schlägt er ab und zu, um sich nicht zu verirren, mit der Axt einen Baum an, vielleicht tritt er hier und da einige Gräser nieder und der Trail ist fertig. — Auf einem solchen »Trail« arbeiteten wir uns nun durch das Cataracttal am gleichnamigen Flusse vorwärts. Dichte Nebelmassen wallten, von Feuchtigkeit schwer, durch die Täler; die Bergriesen, Mount Huber und Victoria, an deren Basis unser Pfad dahinführte, waren in undurchsichtige graue Dunstschleier gehüllt. Nur selten, wenn einmal ein lebhafter Luftzug das Gewölk zerriß, wurde für Augenblicke hoch über den triefenden Baumwipfeln ein neuschneeblitzendes Schneefeld oder ein unwahrscheinlich riesenhaftes Felsgebilde sichtbar. Wie mochte jetzt dort oben der Schneesturm als Alleinherrscher in der Region des ewigen Eises einhertoben! Der anfangs nur sanft niederrieselnde Regen setzte immer kräftiger ein und hatte uns bald völlig durchnäßt. Baumwurzeln und Unterholz, umgefallene Baumstämme, Felsblöcke und dergleichen Zutaten mehr bildeten die Hindernisse, die für Unterhaltung sorgten und den Vorteil hatten, uns warm zu erhalten. Auch hatten wir uns verschiedentlich als Seiltänzer hervorzutun, indem wir den Strom geschickt auf hineingefallenen Baumstämmen und Steinblöcken balancierend überschritten. Einmal gab es noch mehr, aber keineswegs erwünschte Abwechslung. Wir standen wieder vor dem Strom, der passiert werden mußte, da auf unserer Seite des Dickichts wegen nicht weiter zu kommen war. Diesmal aber waren weder Felsblöcke noch Baumstämme in Sicht, uns trocken hinüber zu geleiten. Also hindurch! Nun haben Abflüsse von Gletschern meist die Gewohnheit,

nicht nur reißend, sondern auch naß und kalt zu sein, so daß unsere Freude über das unfreiwillige eisige Bad keine nennenswerte war. Aber alle Betrachtungen darüber konnten uns nicht weiter helfen, mochten die Blicke auch noch so tiefsinnig den munter dahinschießenden Fluten folgen. Schließlich hatten wir so wie so nicht gar viel trockenes Zeug mehr am Leibe. Vorsichtig, fortwährend den Pickel als Anker gebrauchend, wateten wir hindurch. Das Wasser ging uns nur bis oberhalb der Kniee, überspritzte uns aber natürlich vollständig. Wir kamen am anderen Ufer an und liefen, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, im Trabe weiter, um uns zu erwärmen. Mancher wird vielleicht geneigt sein, solche kleine Erlebnisse recht scherzhaft zu finden, aber ich muß gestehen, daß mir die Sache damals durchaus nicht komisch vorkam, denn ein Ausgleiten in einer solchen Strömung würde sehr bedenkliche Folgen haben; übrigens haben wir in Zukunft bei ähnlichen Gelegenheiten stets das Seil in Anwendung gebracht.

Über den Schluß dieses genußreichen Spazierganges kann ich mich kurz fassen. Der Rest des Weges wurde glücklich zurückgelegt; zuletzt gab es noch einen harten Strauß zu bestehen mit einem Gürtel verbrannten Waldes, der überall in diesen Gebirgen mehr oder weniger die Zone der Bahnlinie bezeichnet, ein unglaublicher Wirrwarr von teilweise oder ganz verkohlten Stämmen, die der geringsten Berührung nachgeben und im Gesicht, an den Händen und Kleidern ihre schwarzen Spuren zurücklassen. Das letzte bißchen Lebensmut und Widerstandsfähigkeit erstickt das klatschnasse, üppig wuchernde Gebüsch, eine wahre Brutstätte von blutdürstigen Moskitos, die in dichten Wolken gefräßig über ihre Opfer herfallen und es zu eiligster Flucht zwingen. So sorgt die Natur selbst dafür, daß der Abschied von der Wildnis nie allzu schwer fällt.

Wir erreichten den Kickinghorsepaß nach Anbruch der Nacht, aber zur rechten Zeit, um einen ostwärts fahrenden Zug abzufangen, der Prof. Fay und Kaufmann nach Laggan brachte, während Bohren und ich auf einer der überzähligen Lokomotiven, die den Zug zur Paßhöhe emporgeschoben hatten, gen Westen talwärts rollten. Die Uhr ging auf Mitternacht, als wir nach kurzer Fahrt in Field einliefen.

Als ich später im Winter nach New York zurückkehrte, erzählte mir Prof. H. C. Parker von der Columbia Universität, daß es ihm gelungen sei, mit den Brüdern Kaufmann die erste Ersteigung des Mount Biddle auszuführen. Christian Kaufmann, der auch bei dieser Expedition als erster Führer fungierte, hatte nach den am Lake McArthur gemachten Erfahrungen keinen Versuch machen wollen, diese zu wiederholen, obwohl er mit mir der Ansicht war, daß die Erreichbarkeit des Berges über den von uns begangenen Nordwestgrat an sich technisch kaum unmöglich sein dürfte. Er zog es vor, eine andere Route zu wählen und zwar von Südosten her, aus dem Prospektors Valley; von dort aus wurde der Gipfel denn auch angegriffen und am 3. September glücklich erstiegen.

In der Waputehkkette.

Das Gebirge unmittelbar nördlich vom Kickinghorsepasse, die Waputehkkette, unterscheidet sich in vieler Beziehung von seinen südlichen Nachbarn. Anstatt scharf ausgeprägter Bergindividualitäten treffen wir hier hauptsächlich Gipfel, die sich verhältnismäßig wenig über die Hochplateaus, denen sie entragen, erheben. Die Vergletscherung ist eine außerordentlich mächtige und Firnflächen von enormer Ausdehnung geben der ganzen Region ihren Charakter; die Landschaft erhält dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem norwegischen Hochgebirge. Auch die Täler, von denen das erst seit wenigen Jahren bekannte Yoho Valley das schönste

ist, haben einen ganz eigenen Charakter und zeichnen sich vor allem durch gewaltige Wasserfälle und schroffe Felswände aus. Die Waputehkkette wird im Süden und Osten scharf durch die Täler des Kickinghorse- und Bow-River, im Westen durch das Yohotal begrenzt und verläuft in nordwestlicher Richtung; die Wasserscheide liegt hier auf der Linie Mount Daly—Balfour—Gordon.

Auf dem Wege zum Lake McArthur, bei der Überschreitung des Cathedralpasses boten sich Prof. Fay und mir schöne Rückblicke auf die Wildnis des gegenüberliegenden südlichen Teils der Waputehkkette, seine urwaldgesperrten Täler und jenes immense Eisfeld, das als Zentrale nach beiden Seiten der Wasserscheide seine Gletscher zu Tal sendet. Dieser Anblick hatte in uns den Wunsch erweckt, den damals nahezu unbekannten südlichen Teil der Gruppe näher zu untersuchen; als Ziel steckten wir uns den noch unerstiegenen Gipfel des Mount Daly, 3130 *m*, dessen Rundsicht ebenso großartige, wie instruktive Einblicke in seine nähere und weitere Umgebung bieten mußte.

Am 25. September verließen wir Field, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Unsere Gesellschaft bestand aus Prof. Fay, Mr. Batcheller aus Deadwood (Süd-Dakota), dem Verfasser, Bohren und Chr. Häsler, dieser letztere aus Interlaken. Unsere Absicht war, in eines der Seitentäler des Kickinghorse, das Sherbrooketal, an dessen Abschluß sich der Mount Daly erhebt, einzudringen, diesen zu ersteigen und uns über die großen Eisfelder im Westen des Berges einen Weg ins Yohotal zu suchen; wie wir aus diesem herauskommen wollten, sollte von dem Augenschein an Ort und Stelle abhängen. Um uns den ersten Teil der Tour möglichst zu erleichtern, hatten wir ins Sherbrooketal Packtiere mitnehmen wollen, aber Mr. Campbell, der einzige und deshalb souveräne Pferdebesitzer in Field, war offenbar der Ansicht, daß er seine Vierfüßer anderweitig vorteilhafter verwenden könne, und blieb bei der stereotypen Antwort: »You can't take horses up there!« Natürlich hatten wir später an Ort und Stelle Gelegenheit, in der Mittagshitze ingrimmig festzustellen, daß es sehr wohl möglich gewesen wäre, »to take horses there«. Wohl oder übel mußten wir also unser Gepäck auf die eigenen Rücken nehmen; das ist zwar eine gute Übung für gewisse Muskelgruppen, aber keineswegs angenehm, — in unserm Falle handelte es sich um ca. 50—60 Pfund für jeden, — und erst acht Tage zuvor hatten Prof. Fay und ich, als wir gleichfalls schwerbepackt im Sonnenbrande einen steilen Hang hinanstiegen, im Schweiße unseres Angesichts uns geschworen, uns nie wieder zum Packtier zu erniedrigen. Aber der Mensch ist nun einmal inkonsequent, und wir hatten keine andere Wahl.

Einige Herren von der Bahnverwaltung, die in Privatwagen nach Field gekommen waren, boten uns liebenswürdigerweise an, uns zum Passe hinaufzuschaffen und am Eingang des Sherbrooketals abzusetzen; so gestaltete sich die erste Episode unseres Programms sehr bequem — im Gegensatz zu der gewöhnlichen Beförderungsmethode von Bergsteigern in den Rockies, nämlich Lokomotive oder Tender. — Die Sonne stand bereits bedenklich hoch am Himmel, als wir die Wagen verließen und der durch Geleise und Telegraphenstangen dargestellten Zivilisation den Rücken zukehrten. Der erste Teil unseres Weges führte durch verbrannten Wald, die Sonne schien uns wärmer als nötig auf den Rücken und in reichlicher Zahl stellten sich Moskitos ein, um uns das Leben zu versüßen. Doch war der Wald im allgemeinen nicht sehr dicht und die zu überwindende Steigung nicht groß. In kurzem erreichten wir das Niveau des oberen Sherbrooketales, das wie alle diese wundervollen kanadischen Hochtäler größtenteils von einem herrlichen, smaragdgrünen See eingenommen wird, und bummelten in aller Ruhe, da uns Zeit genug zur Verfügung stand, an seinen bewaldeten Ufern entlang. Entzückend waren die Rückblicke, die sich uns dabei gegen die Talöffnung boten; sonnbeschienen glitzerte

die vom Winde leicht gekräuselte Wasserfläche, aus der die beschneiten Mauern des Kathedral Mountain an der jenseitigen Talwand förmlich unmittelbar aufzuwachsen schienen.

Am Nordende des Sees angelangt, stiegen wir noch etwa 1½ Stunden an den Hängen des Tales an, um für den folgenden Tag an Höhe zu gewinnen und uns nach einem geeigneten Biwakplatz umzusehen. Wir fanden einen solchen in Gestalt einer Höhle, die für uns alle Raum bot und gegen den Regen, der zu fallen begann, schützte. Unser Biwak gestaltete sich denn auch recht gemütlich — in der Tat habe ich selten ein reizvolleres erlebt. — Bald brannte ein Feuer, an dem wir unsere Glieder — es war ziemlich kalt — erwärmen konnten; dazu hatten wir, wie immer am ersten Tage, reichlich Speise und Trank und jeder suchte, in dem dunklen aber richtigen Gefühl, daß einmal verzehrter Proviant den Rücken an den folgenden Tagen nicht mehr drücken würde, unter den Lebensmitteln nach Kräften aufzuräumen. Dann eine Stunde anregender Unterhaltung, und schließlich ließen wir als musikliebende Bergsteiger auch den Gesang zu seinem Recht kommen, um unserm Wohlergehen Luft zu machen; da wir alle den Willen hatten, etwas zu leisten, und viel Gefühl aber wenig Stimme besaßen, um dasselbe zum Ausdruck zu bringen, so kam ein Lied zustande, das jedenfalls allen etwa im Sherbrooketale ansässigen Bären ihre Heimat für immer verleidete.

Es ist ein unbeschreiblicher Zauber, der sich um diese einsamen Biwaks in der Wildnis der Rocky Mountains webt und niemanden, den er einmal gepackt hat, wieder losläßt. Und der heutige Abend war besonders dazu angetan, seine Gewalt zu empfinden; der ungewisse Schein des Feuers, in dem sich die Felsen unserer Höhle in abenteuerlichen Formen gegen das nächtliche Dunkel abhoben, während nur hin und wieder ein Aufflackern der Flamme einen Lichtkegel in die Umgebung hinauswarf und für Augenblicke ein Gewirr von Felsblöcken und Wettertannen erkennen ließ — dazu die grenzenlose Ruhe des Hochgebirges, nur unterbrochen von dem eintönigen Rauschen der Gletscherbäche und des Nachtwindes, der leise klagend um das Gestein strich — das alles vereinte sich, um einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorzubringen.

Es war noch Nacht, aber sternenklar, als wir uns am folgenden Morgen gegen 4 Uhr erhoben. Wir frühstückten schnell etwas, nahmen unsere Lasten auf und verließen die Höhle, deren Gastfreundschaft wir genossen hatten. Unser Weg war uns zunächst klar vorgezeichnet. Am Nordende des Sherbrooketals erheben sich zwei Gipfel: im Westen Mount Niles und östlich Mount Daly; der letztere ist von diesen beiden bei weitem der höhere. Diese beiden Berge bilden die südliche Begrenzung des großen Waputhek-Eisfeldes, das zwischen ihren Mauern einen Ausläufer gegen das Sherbrooketal herabschiebt; zu diesem Ausläufer ging es nun durch ein einsames, trümmererfülltes Hochtal hinan. Goldiger Glanz lag rings auf den schneebedeckten Scheiteln der Berge, allmählich vertrieb die siegreiche Macht der Sonne die letzten Dunstmassen aus ihren Schlupfwinkeln. Hell beschienen stand vor uns der Abbruch des Gletschers, eine mächtige, spiegelglatte Eismauer, von deren Stirn hin und wieder Blöcke, die der Nachtfrost festgebannt hatte, polternd herabfielen. Überall erwachte in der scheinbaren Todesruhe das Leben des Sommertages, befreit rauschten Bäche und Rinnsale unter der Schneekruste hervor, aus der Ferne klang das Krachen berstender Eismassen, der Donner der ersten Lawinen. Während wir langsam über Halden von Geröll und Winterschnee aufstiegen, erschien an der Berglehne zur Rechten ein selten großes Exemplar der weißen Bergziege[1]) (Mountain goat, eine Antilopenart), die, als sie unser ansichtig wurde, in

[1]) Indianisch: »waputehk«.

raschen Sprüngen hoch oben über einen Kamm dahinfloh und mit ihren graziösen Bewegungen einen überaus reizenden Anblick bot.

Oberhalb des Eissturzes auf den Gletscher übergehend, erreichten wir bald eine Mulde am Fuße der vom Mount Daly herabziehenden Hänge, wo wir unser Gepäck niederlegten und über den weiteren Anstieg berieten. Daß derselbe nirgends irgendwelche Schwierigkeiten bieten würde, schien uns klar. Bohren war etwas vorausgestiegen und hatte einen privaten Ausflug auf eine felsige Erhebung, die aus dem Eise hervorragte, unternommen, um zu rekognoszieren. Der etwas zweifelhafte Erfolg seiner Untersuchungen war, daß sich unter uns zwei Meinungen bildeten, welches der höchste Gipfel des Mount Daly sei, worüber wir uns bis dahin nicht gegrämt hatten. Es lag ganz in unserer Hand, bis zum Gipfelgrat überhaupt keine Felsen zu betreten; da wir aber, wie gesagt, noch nicht sicher waren, welcher Teil des Grates den Kulminationspunkt bildete, und um dem langweiligen Schneestampfen zu entgehen, so wurde beschlossen, in gerader Linie über die vor uns liegenden Fels- und Schneeterrassen aufzuklettern. Schwierigkeiten fanden wir auch hier nicht; nur in den oberen Partien waren die Felsen stellenweise vereist und mit dünner Schneeschicht bedeckt, so daß immerhin Vorsicht am Platze war. In kaum 1½ Stunden war die Höhe des Grates erklommen und wir konnten über die lotrechten Riesenwände, in denen die Ostseite abstürzt, in die Tiefe blicken. Die höchste Spitze erhob sich weiter nördlich; über Felsgeschiebe und Schnee folgten wir dem Grate aufwärts und betraten den Gipfel des Mount Daly um 9¾ Uhr vormittags. Derselbe stellte sich als eine Firnkuppe dar, die nach Osten zu eine tief ausgehöhlte Wächte trug. Wir stiegen ein paar Schritte zu den Felsen auf der Nordseite hinab und errichteten hier einen kleinen Steinmann.

Es war einer jener wundervollen Tage, die dazu geeignet sind, den Bergsteiger alle kleinen Unannehmlichkeiten und Gefahren vergessen zu machen. Wolkenlos wölbte sich ein tiefblauer Himmel über uns, nicht der kleinste Nebelfetzen trübte die Rundsicht, die ebenso erhaben wie schön war. Vor allem packte der Blick auf die uns in der Tiefe umfließenden weiten Firnflächen, deren gewaltige Ausdehnung der Landschaft einen fast arktischen Charakter gab. Im Süden stiegen die Riesen der Bow- und Ottertailgruppen gen Himmel: Mount Victoria, Mount Huber, Mount Lefroy, Mount Hungabee und viele andere, näher im Vordergrunde Mount Cathedral und Mount Stephen, weiter nach Westen überragte die dreigipflige Masse des stolzen Mount Goodsir, eines der höchsten und schönsten von allen, seine Nachbarn. Im Norden schloß eine scheinbar endlose Reihe von Gipfeln den Horizont ab, alle schimmernd in ihren Panzern von Schnee und Eis. Hier fiel besonders ins Auge Mount Forbes, der in Gestalt und Aufbau lebhaft an die Dent Blanche in den Schweizer Alpen erinnerte.[1])

Nur zu bald mußten wir uns von diesem Bilde voll Licht und Schönheit trennen. Wir wußten nicht, was uns noch bevorstand, und mußten haushälterisch mit unserer Zeit umgehen. Den Abstieg nahmen wir über die Schneehänge, die wir am Morgen vermieden hatten. Dies war gerade keine interessante Arbeit und bewog Professor Fay, es mit dem Abfahren zu versuchen. Zuerst ging alles gut, aber bald geriet er auf eine vereiste Stelle, verlor das Gleichgewicht und schoß mit mehr Eile als Sicherheit und Würde der Tiefe zu. Immerhin kam er glücklich

[1]) Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß durch Waldbrände veranlaßte Raucherscheinungen, über die Habel, Collie und andere Klage führen, im Sommer 1903 nur sehr selten auftraten und niemals die Fernsicht im geringsten störten, trotzdem trockene Witterung im allgemeinen vorherrschte. Wie unangenehm solcher Höhenrauch dem Reisenden werden kann, wurde mir in der Sierra Nevada verständlich, wo oft bei vollkommen wolkenlosem Himmel die Luft infolge der dichten Dunstmassen nur ganz beschränkte Ausblicke gestattet.

unten in respektvoller Entfernung von den nächsten Spalten an und konnte uns nun in aller Ruhe erwarten. Um etwa 10½ Uhr standen wir wieder vereinigt bei unserm Gepäck, nahmen dies auf und zogen in westlicher Richtung über die Firnfelder weiter.

Wie ein Meer von Schnee dehnte sich rings scheinbar uferlos die blitzend weiße Fläche, auf die grell und blendend die Mittagssonne ihre Strahlen niedersandte; nur wenige Felsinseln durchbrachen hier und da die Eisdecke und gewährten mit ihrem dunkel getönten Gestein dem Auge willkommene Ruhepunkte. Trotz der Wärme befand sich der Schnee noch in gutem Zustande und gab dem Fuße nur wenig nach, so daß wir rasch vorwärts kamen. Die Zerklüftung des Firns war hier oben nur gering; Spaltenreviere umgaben dagegen die erwähnten Felsinseln, und zumal im Norden, wo blinkend die stolze Pyramide des Mount Balfour aufragte, gewahrte man stark zerrissene, unregelmäßig geneigte Halden, die der Brandung gleich ihre erstarrten Eisfluten als Würfel und Türme emporwarfen. Vor uns begann sich die Hochebene zu senken, allmählich trat das freie, aber mürbe Eis zutage. Dort unten, wo der Gletscher einen breiten Arm talwärts senkte, lag der Schlüssel für den glücklichen Ausgang unserer Unternehmung.

Unser nächstes Ziel bildete, wie eingangs erwähnt, der Boden des Yohotals; wie wir dieses erreichen würden, war die Frage, die uns beschäftigte. Wir wußten, daß das Yohotal auf dieser Seite von einer etwa 500 *m* hohen Felsmauer eingefaßt war; über diese stürzt sich, als einer der höchsten Wasserfälle der Erde, der Takakkawbach, der Abfluß des Gletschers,[1]) auf dem wir uns befanden, hinab. Auf welcher Seite dieses Falles die Riesenmauer ihre schwache Seite hatte, darüber konnten wir nur Mutmaßungen anstellen; da das Terrain nicht zu übersehen war, die Entscheidung aber — des Gletscherbruches wegen — schon hoch oben getroffen werden mußte, so wählten wir auf gut Glück die Südseite. So weit wie möglich nahmen wir unsern Weg auf dem Eise selbst, dann, als der Abbruch näher rückte, über die südliche Seitenmoräne; tiefer unten folgte eine Kletterei an den das Eis einfassenden Felsen. Diese waren, da offenbar auch dieser Teil des Waputehkgletschers stark zurückgewichen sein muß, glatt poliert und boten deshalb einige Schwierigkeiten. Zur Rechten brach der Gletscher in mächtigem, unpassierbarem Eissturze ab; wie eine Kaskade senkten sich die blau und grün schimmernden Massen über die jähen Wandstufen hernieder. Aus dunklen, eisigen Öffnungen quollen milchweiß die Schmelzwasser, um in engem Kanal durch steile Felsmauern brausend auf kürzestem Wege dem Tal zuzustreben.

Endlich, um etwa 1 Uhr, erreichten wir die Baumgrenze in Gestalt eines Waldstreifens, der die Talwand nach oben hin abschließt. Eigentlich hatten wir uns hier ausruhen wollen und Bohren schwenkte schon unternehmend die Kaffeekanne, aber wir andern wollten lieber erst der Unsicherheit über unsere Lage ein Ende machen und zogen es vor, zumal in der Nähe kein Wasser vorhanden war, gleich den Abstieg fortzusetzen. Bald standen wir am untern Rande des Waldes und konnten uns umsehen. Neben uns schoß der Bach, ohne die Felskante zu berühren, ins Tal hinab, um sich alsbald in eine mächtige Staubwolke aufzulösen; donnernd hörten wir die Wassermasse tief unten im Abgrund aufschlagen. Es war eine grandiose Berglandschaft, die sich von diesem einzigartigen Standorte vor unseren Augen entrollte. Wohl 500 *m* unter uns dehnte sich die grüne Sohle des Yohotals, durch das sich wie ein winziges silbernes Band der Fluß dahinwand; jenseits bildeten dunkle Wälder, blendende Schneeflächen und die graubraunen Felsstürze der Emerald-Range wirkungsvolle Gegensätze. Den Glanzpunkt dieses

[1]) Auf Habels Skizze, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 140, als »Hangende Gletscher« bezeichnet (rechts); den Takakkawfall nennt Habel ebenda »Großer Fall«.

kanadischen Yosemite stellt natürlich der Takakkawfall dar; die auf das Eis niederbrennende Sonne hatte sein Volumen erheblich vergrössert und ließ ihn ungleich imposanter erscheinen, als irgend einen der berühmtesten Fälle in der Sierra Nevada. Wie man bald sehen wird, hatten wir indes durchaus keinen Grund, diesen Vorzug zu schätzen.

Aber von all diesen Schönheiten hinweg lenkten sich unsere Blicke auf Naheliegenderes; lockend winkten in schwindelnder Tiefe die friedlichen grünen Matten, von deren lichtem Grunde Felsgruppen und Waldungen sich nur als dunklere Flecken abhoben. Ob es wohl möglich war, über die schauerlichen Mauern da hinab mit heiler Haut einen Weg zu finden? Wir probierten seitlich des Falles hinabzuklettern; eine Strecke weit gelang es, dann aber trieben uns, wo immer wir auch ansetzten, die furchtbar glatten Abstürze zurück. Nun stiegen wir am oberen Rande der Wand auf und ab, fortwährend nach einem Ausweg, einer halbwegs möglichen Abstiegsroute suchend, ohne eine solche zu finden. Gehörig abgespannt, wie wir alle bereits waren, machte uns die Aussicht, möglicherweise wieder zum Gletscher hinaufsteigen zu müssen, wenig Freude. Schließlich entdeckte Häsler ein vielfach unterbrochenes und gewundenes Band, das in südlicher Richtung in die Wand hinausführte und in einem steilen Couloir zu enden schien; es verstand sich von selbst, daß dasselbe auf alle Fälle versucht werden mußte. Wir kletterten also hinab; die ersten paar Meter waren leidlich gangbar, dann aber nahm das Band die Breite und Neigung eines Fenstergesimses an, während gleichzeitig die Felswand oberhalb sich ausbauchte. Griffe gab es nicht; da ich mir meine linke Hand verletzt hatte, hätte ich sie ohnehin kaum benutzen können. Dazu kamen unsere schweren Lasten, mit denen wir Gefahr liefen, oben anzustoßen und das Gleichgewicht zu verlieren. Kurz, die Situation war mehr als ungemütlich. Ich lobe mir Felsklettern, so lange man Bewegungsfreiheit hat und kein Gepäck auf dem Rücken; wir aber glichen jetzt lahmen Katern, die in einer Dachrinne dahinschleichen. Eine Stelle ist mir als besonders unangenehm in Erinnerung. Die Leiste senkte sich bedenklich schräg abwärts und war mit feinem Geröll bedeckt; das allergeringste Ausgleiten wäre hier verhängnisvoll geworden. Fuß für Fuß tasteten wir uns langsam hinab. Dann kam noch eine Ecke, wo das Band fast ganz aufhörte, um aber nun wieder breiter zu werden. Gleich darauf nahm unser Ziel, das obenerwähnte Couloir, uns auf; ohne Aufenthalt abkletternd, erreichten wir seine Mündung und sprangen nun rasch über die Schutthalden unter der Wand hinab.

Um Punkt 3 Uhr saßen wir am Ufer des Yohoflusses, an dessen Vereinigung mit dem Takakkawbache, rasteten und tranken ein Gebräu, das Tee sein sollte, aber aussah wie Erbsensuppe — wie sich herausstellte, waren in Häslers Rucksack Tee und der Rest einer Suppenkonserve in innige Berührung gekommen. Prachtvoll war der Blick durch das dunkelgrüne Baumdickicht auf die wie aus den Wolken herabtosenden, silberleuchtenden Wassermassen des Takakkawfalls, von denen wie Regenbogen schillernde Staubschleier zu beiden Seiten flatternd vor der gelben Felsmauer hinzogen — ein herrliches, farbenprächtiges Schauspiel, zu dem der ohrenbetäubende Donner der niederprallenden Fluten die Musik lieferte. Das Wort Takakkaw bedeutet im Dialekt der Stonyindianer etwa »es ist schön«, ein Beweis, daß auch die früheren Herren der Rocky Mountains etwas wie Bewunderung für die sie umgebende Hochgebirgnatur empfanden.

Uns weiter umschauend, stellten wir mit langen Gesichtern fest, daß unsere Lage noch keineswegs zu Freudenausbrüchen Anlaß gab. Vor uns tobte der Fluß dahin, der infolge des heißen Tages so angeschwollen war, daß an einen Versuch, ihn ohne Brücke zu passieren, nicht entfernt gedacht werden durfte. Nun hatten

wir zwar das nötige Werkzeug bei uns und hätten eine Notbrücke herstellen können, aber weit und breit war kein Baum in Sicht, der annähernd hoch und stark genug gewesen wäre. Es blieb also nichts anderes übrig, als zu versuchen, dem Flusse bis zu seiner Vereinigung mit dem Kickinghorse zu folgen; unsere Hoffnung war, diesen leichter überschreiten zu können. Über die Beschaffenheit des dorthin führenden Strombettes, des North Forktals, und speziell unserer Flußseite, war noch nichts bekannt, insbesondere hatten wir keine Ahnung von der cañonartigen Beschaffenheit des Terrains, wie wir sie nachher antrafen.

Um $3^1/_2$ Uhr nachmittags brachen wir wieder auf und hatten zunächst keine Schwierigkeit, vorwärts zu kommen; der Boden des Tales war flach und der Wald licht, bald aber änderte sich die Scene. Vor uns traten die Felsen dicht zusammen, einen scheinbar nicht sehr hohen Durchlaß bildend, dem sich der Strom brausend zudrängte. Die Schlucht nahm auch uns auf und wir begannen an den Felswänden hinzuklettern, die sich immer höher erhoben und bald einen engen Cañon mit Mauern von Hunderten von Metern Höhe bildeten. Wir waren nicht im geringsten darauf gefaßt gewesen, auf ein solches Hindernis zu stoßen, und hofften immer noch, daß es sich nur um eine vorübergehende Schluchtenbildung handle. Aber hierin sollten wir uns gründlich täuschen. Die Umgebung wurde immer wilder; in der Tiefe toste der Fluß über Felsklippen und durch enge Kanäle dahin; auf beiden Seiten schlossen senkrechte Wände das Tageslicht fast gänzlich aus und ließen den Abgrund noch unheimlicher erscheinen. Wir hatten kein Auge für die Großartigkeit der Scenerie. Bald kletterten wir hoch oben an den Wänden entlang, bald arbeiteten wir uns mühsam unmittelbar am Ufer, umspritzt von Gischt, vorwärts. Besonders da, wo die Felsen durch das Wasser ausgewaschen und in einen schlüpfrigen Zustand versetzt waren, gab es Stellen zu traversieren, die einem Berge das Prädikat schwierig eingetragen haben würden, zumal bei einem Sturze in den tiefen und reißenden Strom an Rettung nicht zu denken war.

Stunde auf Stunde verrann, die Nacht brach herein und wir befanden uns noch immer inmitten des Cañons, aus dem für uns kein Ausweg mehr zu sein schien. Die Situation begann ernstlich unangenehm zu werden; in höchstens einer halben Stunde mußte es ganz dunkel sein, und was wir anfangen sollten, falls wir bis dahin nicht eine Stelle fanden, wo wir die Nacht zubringen konnten, wußten die Götter. Leider ist es ja dem Menschen noch nicht gegeben, wie eine Fliege an der Wand zu kleben und gleichzeitig zu schlafen. Glücklicherweise bot sich uns schließlich — die Uhr ging bereits auf neun —, was wir suchten. Die Felswand war an einer Stelle niedergebrochen und bildete einen steilen, mit Geröll bedeckten Hang, der über dem Flusse auslief. Wasser gab es in der Nähe in Gestalt eines kleinen Rinnsals; so ließ sich die Stelle bei viel gutem Willen als Schlafplatz verwenden. Wir kratzten mit den Pickeln eine kleine ebene Stelle hinter einer knorrigen Wettertanne aus; um den Baum wurde das Seil geschlungen, um eine Stütze für die Beine zu schaffen, und das ganze mit Zweigen überdeckt; dann suchten wir die Aufgabe zu lösen, fünf Menschen auf einem Raum einzuquartieren, der schon für einen einzelnen unbequem gewesen wäre. Wir richteten uns glücklich ein und bald lagen wir so behaglich, wie etwa die unterste Schicht Sardinen in der Büchse. Es war nicht übermäßig warm; so läßt sich denken, wie es mit unserer Nachtruhe dicht über dem brausenden Strom bestellt war.

Wir erhoben uns schon frühzeitig am andern Morgen, mußten jedoch mit dem Aufbruch warten, bis die Sonne ihre Strahlen auch in unsere Schlucht herabsandte. Bis dahin beschäftigten wir uns damit, etwas, was früher Schokolade gewesen war, sich aber in meiner Tasche durch verschiedene chemische Vorgänge in einen unförmlichen Klumpen verwandelt hatte, klein zu schaben; dann entstand

ein Getränk, in dem sich eine zivilisierte Köchin besonnen hätte, Messer und Gabeln abzuspülen. Gegen 6 Uhr verließen wir die gastliche Stätte und machten uns wieder auf den Weg.

Noch gab es für 1½ Stunden regelrechte Kletterei, dann öffnete sich der Cañon, die Felsen traten zurück und der Strom floß breiter und ruhiger dahin. Eine Zeitlang ging es nun am Ufer leidlich bequem und schnell vorwärts. Dann bedeckte sich die Talsohle mit Wald und wieder gab es Arbeit für uns.

Ein echtes Stück kanadischen Urwaldes sperrt den Ausgang des North Fork-Tals. Hunderte und Tausende von Jahren sind vielleicht dahingegangen, ehe er sein jetziges Aussehen erhielt; unzählige Generationen von Bäumen sind entstanden, vergangen, verfault und haben anderen Platz gemacht, die ihrerseits dasselbe Schicksal hatten. Und alle diese Baumleichen liegen in dem unglaublichsten Wirrwarr, den unmöglichsten Stellungen, über- und untereinander, von Schlingpflanzen, Gestrüpp und Moos überwuchert und ein wüstes Chaos bildend, über das die lebenden Stämme, oft Riesen von gewaltigen Dimensionen, ihre Wipfel erheben. Das Vordringen durch eine solche Wildnis ist, wie sich denken läßt, mit Schwierigkeiten verbunden, von deren Charakter sich derjenige, der nie einen pfadlosen kanadischen Wald durchquert hat, gar keinen Begriff machen kann. Es ist ein unaufhörlicher Kampf mit einer Vegetation sondergleichen, mit dichtem Unterholz, taufeuchten Zweigen, Dornen, Wespen und morschen Holzmassen, ein endloses Klettern und Springen, bald ein Balancieren auf moosüberwachsenen zyklopischen Baumstämmen, bald ein demütiges Kriechen am Boden hin, während Stunde auf Stunde verrinnt, ohne daß das in ewige Dämmerung gehüllte Dickicht ein Ende nimmt. Für das Schöne und Ehrfurchtgebietende, das in diesem fabelhaften Baumwuchs, in diesem Nebeneinander von Leben und Vergehen liegt, verliert der Sinn sehr bald jede Empfänglichkeit: der Geist büßt durch fortwährende, einförmige, aber anstrengende Arbeit eben einfach seine Aufnahmefähigkeit ein. Nie war mir eine solche Übersicht geboten von allem, was drei Sprachen an Flüchen hergeben können, wie bei derartigen Gelegenheiten in den Hinterwäldern des Far West.

Endlich, es war ungefähr 11 Uhr vormittags, hörten wir das ersehnte Rauschen des Kickinghorsebaches und standen gleich darauf an seinem Ufer. Gerade vor uns schoß das Wasser, einen Wirbel bildend, kochend und schäumend zwischen Felsmauern hindurch; zu unserer Freude verband hier ein mächtiger Baumstamm gleich einer Brücke die beiden Ränder. Wir legten das Seil an und krochen, das feuchte Holz innig umklammernd, hinüber, wobei es natürlich ohne eine gehörige Dusche nicht abging. Bald waren wir alle drüben und nun trennte uns nur noch eine kurze Strecke Waldes von den Gleisen der Pacificbahn, die wir endlich zerkratzt, zerschunden und abgehetzt erreichten.

Eine Lokomotive kam vom Kickinghorsepasse herabgedampft, wir brachten sie zum Stehen und kletterten auf Cow Catcher und Tender. Rasch rollten wir die vielfach gewundene Strecke von der Paßhöhe hinab und hielten in kurzem in Field, dem Ausgangspunkt unserer Fahrt.

Mount Sir Donald von Norden.

»A three-sided purple obelisk, sharply apexed and faced by precipices piled 6000 feet above its icy buttress — a sublime peak. America has no grander picture to show than these crowded glacier-studded, snow-swept heights when the evening light is dyeing them crimson and gold.« Mit diesen Worten schildert E. Ingersoll den Mount Sir Donald, den stolzesten und schönsten Gipfel der Selkirk Range. Wie die kanadischen Rocky Mountains im Mount Assiniboine und wie jedes

Hochgebirge der Erde in irgend einem charakteristischen Gipfel, so haben die Selkirks in ihm ihr »Matterhorn«; ein Vergleich, der in den meisten Fällen ziemlich erheblich hinkt und eigentlich nur beweist, welches Ansehen das einzige und wirkliche Matterhorn noch immer genießt. Immerhin herrscht Sir Donald ebenso souverän über die ihn umgebenden Gipfel, wie das Matterhorn über die penninischen Alpen, und in dieser Beziehung kann man den Vergleich gelten lassen.

Eine wunderbar ebenmäßige, schlanke Pyramide entragt Sir Donald dem zentralen Teil der Selkirkkette, südlich vom Rogerspasse und zwar einem Kamme, der im Norden im Mount Avalanche beginnt und im Süden im Greens Peak endet, angehörend. Von der Station Glacier der kanadischen Pacificbahn ist er nur zum Teile sichtbar; am imposantesten erscheint der mächtige Felsbau von Norden, von den Graten des Mount Avalanche oder Eagle Peak gesehen. Seine Höhe beträgt 3250 *m*, was vielleicht manchem nicht genügend erscheint, der nicht bedenkt, daß in der Selkirkkette bereits ewiges Eis liegt, wo in der Schweiz noch das Grün der Wälder und Matten die Herrschaft hat; auch sind die Täler sehr tief eingeschnitten.

Der Gipfel wurde zuerst im Jahre 1890 von den Schweizer Alpinisten Emil Huber und Karl Sulzer mit einem Eingeborenen aus Donald von Süden her erreicht und blieb dann für fast zehn Jahre ungestört. Seit 1900 ist er mitunter auf einem, von der Route der ersten Ersteiger abweichenden Wege, aber auch von der Südwestseite, erstiegen worden. Ein Versuch, den Gipfel von einer anderen Seite zu erreichen, war zwar verschiedentlich geplant worden, aber nie zur Ausführung gelangt, so daß es wohl der Mühe wert schien, festzustellen, ob der Hauptgrat des Berges, der Nordgrat, gangbar sei. Hierzu bewogen mich verschiedene Gründe; erstens ist der Südweg nicht frei von Steinschlag, vor dem der Grat selbst natürlich sicher sein mußte; ferner ist die Nordseite des Sir Donald bei weitem die großartigste, diejenige, die dem Berge den Vergleich mit dem Matterhorn eingetragen hat; endlich aber mußte ein solcher Weg für jeden, der unbekannte Schwierigkeiten und Abenteuer um ihrer selbst willen und die Natur in ihrer höchsten und wildesten Schönheit liebt, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. In einem Zeitalter, in dem Traversierungen von Bergen wie Aiguille du Grépon oder Winklerturm als etwas selbstverständliches angesehen werden, bedarf das wohl keiner Begründung. Übrigens glaubte ich nicht, daß die Tour allzugroße Schwierigkeiten bieten würde, sonst hätte dieselbe in Anbetracht der Schneeverhältnisse — eine halbe Woche regnerischen Wetters, der erst ein oder zwei sonnige Tage gefolgt waren, lag hinter uns — nicht versucht werden dürfen.

Ich hatte bereits gefürchtet, daß diese Periode schlechten Wetters schon den endgültigen Umschlag der Witterung, der für gewöhnlich Anfang September eintritt, darstellte, und war daher um so mehr erfreut, als es, als wir die Bahn am 3. September gegen 4 Uhr morgens verließen, zwar sehr kalt aber ganz sternenklar war und alle Anzeichen auf einen schönen Tag hoffen ließen. Außer meinem alten Führer Bohren begleitete mich noch E. Feuz aus Interlaken, der von der C. P. R. in Glacier stationierte Führer. Unser Weg fiel zunächst mit dem von der Bahngesellschaft angelegten Steige zum Illecillewaetgletscher zusammen. Die Kälte war, wie gesagt, recht beträchtlich, ein paar Pfützen am Wege waren schon fest gefroren und wir schritten, um uns zu erwärmen, tüchtig aus. Der Pfad führte am Gletscherbache entlang und kreuzte denselben an mehreren Stellen. Ich hatte mit dessen eisigen Gewässern erst zwei Tage vorher unangenehme Bekanntschaft gemacht, als ich, vom Illecillewaet-Gletscher herabkommend, im Dunkeln den Weg verfehlt, und mich gezwungen gesehen hatte, den tiefen Bach in ägyptischer Finsternis zu durchwaten — ein Unternehmen, das keineswegs glatt von statten ging.

Wir verließen den Pfad und begannen an den westlichen Hängen des Sir Donald

zu dessen Basis anzusteigen. Über gut gangbares Geröll und Rasenhänge ging es rasch vorwärts. Binnen kurzem hatten wir den Fuß des Donaldgletschers erreicht und hielten uns nun auf dessen nördlicher Seitenmoräne, die wie ein künstlich aufgeworfener Wall genau zur Mitte der Basis unseres Berges emporzieht. Währenddem vollzog sich ein Sonnenaufgang, wie er uns nur zu selten beschieden ist. Noch hüllten sich Berg und Tal in mystisches, ungewisses Halbdunkel, als plötzlich drüben im Westen an der Gipfelkrone des mauerartig aufstrebenden Mount Bonney ein rosiges Licht erschien, das langsam wachsend den gewaltigen Felskoloß in flüssiges Feuer zu tauchen schien. Und immer weiter glitten die belebenden Strahlen herab, zuerst nur über die höchsten Schneefelder einen verheißenden Schein verbreitend, dann tiefer und tiefer sich senkend in die Schründe der Gletscher und die waldübersponnenen Täler, bis endlich die ganze herrliche Bergwelt, in ein Meer von Licht gebadet, dalag. Nur ein Schatten fiel über diese Pracht: deutlich erkennbar zeichnete sich die stolze Pyramide Sir Donalds, hinter dessen Rücken die Sonne sich erhob, ab, als riesenhaftes Dreieck weit hinausragend. — Stetig an Höhe gewinnend, gingen wir auf die Fels- und Schutthalden, die hier den Fuß des Berges bilden, über und traversierten dieselben schräg aufwärts in der Richtung auf den, zwischen dem Uto genannten nördlichen Ausläufer des Sir Donald und diesem selbst eingeschnittenen Paß. Schwierigkeiten fanden sich hier ebensowenig wie auf den später folgenden Firnhängen, deren Begehung nur selten Stufenschlagen erforderte; bald, um 7½ Uhr, standen wir in der Scharte und machten zum ersten Male Halt, um etwas zu uns zu nehmen und das Seil anzulegen.

Der Rundblick war naturgemäß beschränkt, aber von unbeschreiblicher Wildheit, obwohl das sonst wesentlichste Moment der Landschaft, unser Berg selbst, fehlte. Um so trotziger erschienen dafür seine Nachbarn, Eagle Peak und Peak Uto, graugrüne, wuchtige Steinmassen, die mit ihren gletscherumränderten Wänden einen prächtigen Anblick boten. Wie schrumpfen alle diese Vasallen zusammen, wenn von Norden her, etwa oberhalb des Rogerspasses, das bewundernde Auge achtlos über ihre Gipfel hinweg zu den luftigen Zinnen Sir Donalds schweift! — Zwischen Klippen und Firnfeldern blinkte in dunkler Tiefe ein blauer Fleck, der Spiegel eines kleinen Bergsees, hier in den Selkirks im Gegensatz zu den östlichen Ketten eine Seltenheit und deshalb doppelt anziehend, ein Gruß aus einer anderen, traulichen Welt. Unsere Aufmerksamkeit konzentrierte sich natürlich auf den Grat, der unsern Weg zum Gipfel vermitteln sollte; nur wenig war sichtbar und das wenige war nicht ermutigend. Entsetzlich steil, in seinen oberen Partien stellenweise deutlich überhängend, schwang sich der unterste Absatz gleich einem Kirchturmdach in die Lüfte. Nach beiden Seiten fielen plattige mauergleiche Wände ab, die besonders auf der Ostseite des Berges mit Schnee wie bepudert waren, wo derselbe nur haften konnte. Wir hofften uns jedoch größtenteils auf der aperen Seite des Grats halten zu können; nicht unerwähnt will ich lassen, daß wir uns merkwürdigerweise in den Kopf gesetzt hatten, daß mit der Überwindung des untersten Absatzes das Schlimmste getan sein werde. Aus der Ferne erscheint der Nordgrat fast ununterbrochen; die Zerissenheit ist auch, der Steilheit des Absturzes entsprechend, relativ gering, nur in einzelnen Partien, besonders höher oben, hat die Einwirkung von Wind und Wetter Scharten, Risse und Felszähne gebildet. Meist stellen sich die Unterbrechungen der Schneide als senkrechte, bastionsartige Stufungen dar; eine solche Bastion schien es auch zu sein, die den weiteren Verlauf des Grats den Blicken entzog, gelbliches Gemäuer, das ganz unangreiflich aussah.

Wir waren mit unseren Vorbereitungen fertig und gingen, Bohren voran und

ich als Letzter, an die Arbeit. Noch ein paar leichte Schritte über den Anfang des Grates brachten uns an die Felsen und die Schwierigkeiten begannen. Zacken, kleine Scharten und plattige Absätze wechselten miteinander ab und nur langsam arbeiteten wir uns vorwärts; bald standen wir vor einer kleinen, aber grifflosen Mauer, die uns zu einer höchst unangenehmen Traversierung in die beschneiten Hänge der Ostwand, die wir hatten vermeiden wollen, zwang. Und nun hatten wir für die nächste Stunde mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen, die Felsen und Schnee nur bieten können; wir sahen uns genötigt, um überhaupt weiter zu kommen, schräg in die brüchigen Felsen hinabzuklettern und uns dann wieder durch einen kurzen, vereisten Kamin in die Höhe zu arbeiten. Oberhalb desselben richteten sich nahezu vertikale Platten auf, deren an sich geringe Unebenheiten mit Eis überzogen waren und nur äußerst prekären Halt boten; im Augenblick sind die in winzige Aushöhlungen oder Risse geklemmten Hände erstarrt und nur mühsam gelingt es, den Halt zu bewahren und höher zu kommen. In solchen Augenblicken übte der unter unseren Füßen gähnende offene Abgrund eine außerordentliche suggestive Wirkung aus, die ihren Einfluß bis in die froststarren Fingerspitzen hinein geltend machte und den Armmuskeln eine merkwürdige Kraft verlieh.

Wieder standen wir aufatmend auf dem Grat selbst, hatten nun ein paar Felsköpfe zu überklettern oder zu umgehen, und bemühten uns, so gut es ging, nicht wieder von der Gratschneide abzuweichen. Aber bald starrte uns wieder ein unpassierbarer Abbruch entgegen; um nun nicht nochmals die Ostwand betreten zu müssen, suchten wir diesmal unser Heil auf einer schmalen Leiste, die sich in die westlichen Abstürze des Berges hinauszog, aber sehr bald aufhörte. Über uns zog sich ein enger und sehr exponierter Riß hinauf, den wir benutzen mußten, um die Grathöhe wieder zu erreichen. Dicht unterhalb seiner oberen Mündung war ein mächtiger Felsblock eingeklemmt, den Bohren und Feuz glücklich überwanden. Ich wollte folgen und zog mich an einem wahrscheinlich zu hoch gelegenen Griff empor, als ich fühlte, wie der Block nachgab und sich gegen mich neigte. Gerade noch rechtzeitig erfaßte ich einen außerhalb des Kamins gelegenen Vorsprung, während die schwere Masse unschädlich in den Abgrund stürzte. Weiter kletternd, erreichten wir einen überhängenden Absatz, der sich trotz mehrfacher Versuche als unersteiglich erwies und uns abermals auf die Ostwand hinausdrängte, wo uns die mit einer dünnen Schneeschicht bedeckten Bänder und das lockere Gestein böse Stunden bereiteten. So ging es auf und ab: bald an der Ost-, bald an der Westwand, jetzt durch eine Scharte, dann über einen Felsturm, wenn es uns einmal gelang, uns auf der Schneide des Grates selbst zu halten.

Leichte Stellen gab es nirgends und die Schwierigkeiten waren von einer Art, daß wir oft am Ende unserer Weisheit standen und alle unsere Kletterfertigkeit aufbieten mußten, um weiterzukommen. Mehr als einmal sahen wir uns gezwungen, zu unsicheren Notbehelfen zu greifen, und an Stellen, die keine natürlichen Griffe boten, solche künstlich durch die Eispickel oder unsere eigenen Schultern herzustellen — stets ein zweifelhaftes Verfahren und hier doppelt unangenehm, da der Grat jetzt nach beiden Seiten Hunderte von Metern tief abstürzte. Etwa zwei Drittel Höhe der Pyramide waren erstiegen; da tauchte plötzlich durch eine Lücke des Grates schwindelnd hoch über uns ein im Sonnenlicht hellglänzendes Gebilde von Fels und Schnee auf, so unwahrscheinlich und kühn, daß wir einige Zeit brauchten, um zur Gewißheit zu gelangen, daß dort die zierliche, stolz aufschießende Zinne, deren harte Formen sich scharf gegen den dunkelblauen Himmel abhoben, unser Ziel, der höchste Gipfel des Mount Sir Donald sei. Würde es gelingen, mit Seil und Pickel auszuführen, was von unserm Standpunkt aus ohne Flügel als lächerliches und vermessenes Unterfangen erschien?

Wieder einmal wurde der Grat ungangbar. Eine hohe überhängende Bastion, die jeden Angriffs spottete, erhob sich vor uns. Wir versuchten sie an einer Stelle zu überklettern, es ging nicht, dann an einer anderen, — trotz aller Anstrengung der gleiche Mißerfolg. — Endlich vertrauten wir uns einem Bande der Westwand an, von dem wir hofften, den Grat wieder erreichen zu können; auch dies wollte nicht gelingen. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns auf unseren guten Stern zu verlassen und dem Bande, auf dem wir uns befanden, zu folgen. Glücklicherweise war die Westwand nicht so verschneit, wie die entgegengesetzte Flanke des Berges, doch war das Gestein hier noch brüchiger und erforderte während der Traverse, während der uns das Seil nicht von Nutzen war, angesichts eines Abgrundes, der einen das Gruseln lehren konnte, sehr behutsame Behandlung. Bald brach das Band ab, doch waren die Felsen oberhalb desselben, wenn auch nicht



Mount Sir Donald und Eagle Peak vom Mount Avalanche (Norden).

leicht, so doch immerhin praktikabel; eine kurze Kletterei brachte uns auf eine parallel laufende Leiste, die zwei kleine Schneeflecken, von denen der eine auf dem nebenstehenden Bilde rechts unterhalb des Gipfels sichtbar ist, miteinander verband. Diese Leiste war etwas breiter und bot uns zum erstenmal Gelegenheit, einen Augenblick zu rasten und etwas zu genießen.

Es war jetzt 12 Uhr mittags; das Wetter war unverändert schön und wir gaben uns der Hoffnung hin, in höchstens ein bis zwei Stunden den Gipfel erreichen zu können. Wollte man den Vergleich mit dem Matterhorn durchführen, so müßte die Stelle, auf der wir uns jetzt befanden, etwa die Schulter genannt werden, die noch über uns liegende Partie der Kopf. Die Situation war packend, über alle Beschreibung wild und großartig. Über und unter uns mauergleiche Riesenwände, in deren oberer Hälfte das schmale Band uns halb schwebend erhielt; in grausiger Tiefe zu unsern Füssen schimmerten links die zerborstenen Eisstürze

des Sir Donaldgletschers, rechts Firnhalden und Schuttmassen, die der Berg da im Laufe der Jahrhunderte aufgetürmt hatte. Ein Felsstück, das ich mit einem Fußtritt hinabbeförderte, fuhr im Bogen in die Luft hinaus und entschwand dem Auge; von seinem Aufschlagen war nichts zu hören.

Wir begannen nun in gerader Richtung auf den Gipfel, der sich wieder unsern Blicken entzogen hatte, durch das Gewände aufzuklettern. Feuz ging jetzt voran, da Bohren beim Aufstieg über den Grat durch einen Stein eine schmerzhafte Kontusion oberhalb des Knies erlitten hatte, ohne bis jetzt auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Zuerst ging alles gut; aber bald stießen wir auf einen Gürtel von Platten, der die ganze Flanke des Berges zu durchziehen schien. Wir standen vor dem ernstesten Hindernis, das uns Sir Donald bisher entgegengestellt hatte, denn wo immer wir auch ansetzten und den Absturz zu ersteigen suchten, immer richtete sich schon nach wenigen Metern die absolut glatte, senkrechte Mauer vor uns auf; wir ließen uns zu mehreren gewagten Traversen auf unterhalb verlaufenden Gesimsen verleiten, um eine schwache Stelle ausfindig zu machen: die Wand wies keine solche auf. Fast hätten wir uns zurückschlagen lassen, aber von der Erreichung des Gipfels hing für uns mehr ab, als nur der Erfolg unserer Unternehmung. An Umkehr war nach unser aller Meinung nicht zu denken, da bereits mehr als eine Stelle hinter uns lag, über die ein Abstieg ohne mehrere Reserveseile (wir hatten im ganzen 140 Fuss bei uns) unmöglich, oder doch höchst riskant gewesen wäre. Dazu kam die vorgerückte Stunde — man darf nicht vergessen, daß in Nordamerika die Dunkelheit ohne lange Dämmerung sehr plötzlich eintritt — und die Jahreszeit, kurz, alles schloß einen Versuch, auf der Anstiegsroute abzusteigen, rundweg aus. Wir mußten also weiter, und diese absolute Notwendigkeit ließ uns einen Ausweg finden, zu dem wir unter anderen Umständen wohl kaum unsere Zuflucht genommen hätten.

Gerade vor uns ragte ein schmaler Felszacken neben der Wand auf, als sei er von dieser mit einer mächtigen Axt abgespalten. Dadurch entstand ein enger Riß, auf welchem oben, wie ein Deckel, eine flache Felsplatte auflag; zu dieser gelang es uns, uns nach mehreren vergeblichen Versuchen emporzuarbeiten. Eng zusammengedrängt standen wir nun auf dem engen Vorsprung, der knapp für einen Raum bot. Der nächste Griff lag etwa 3—4 *m* über uns. Bohren und ich preßten uns dicht an die Wand, während Feuz auf unsere Schultern und von da auf einen bereit gehaltenen Pickel stieg. Nun schoben wir ihn mit höchster Vorsicht empor. Es waren ein paar aufregende Augenblicke; eine falsche Bewegung mußte einen Sturz herbeiführen, der erst 3000 Fuß tiefer auf der Moräne des Donaldgletschers geendet hätte. Aber glücklich gelang es Feuz, den Griff zu erfassen; noch ein kräftiger Ruck und ein unterstützender Stoß von unten, und er stand auf einer winzigen Leiste, von wo er sich dann noch ein paar Meter höher arbeitete. Bohren folgte nach, indem er auf meine Schultern stieg und, durch mich mit dem Pickel und von oben durch das Seil unterstützt, schnell hinaufkam. Nun wurden Pickel und Gepäck aufgeseilt und nur ich allein blieb noch übrig. Da auch die allergeringsten Vorsprünge an der Wand fehlten, so hatte ich keine andere Wahl, als mich einfach wie ein Mehlsack aufhissen zu lassen; Bohren begann denn auch aus Leibeskräften zu ziehen. Aber ich hatte nicht bedacht, daß Bohren schräg über mir stand, und sowie der Halt unter mir schwand, flog ich wie ein Pendel im weiten Bogen über dem Abgrund hin und her, so daß es nur Bohrens Kraft zu danken war, daß er mich überhaupt noch halten konnte. Ich schlug ein paarmal hart gegen die Wand und trug ein paar blaue Flecken davon, aber schließlich faßte ich wieder den Rand der Platte und kroch wie ein Schiffbrüchiger hinauf. Nun rief ich Feuz, der weiter oben stand, zu, mir unser zweites Seil herabzu-

werfen. Ich legte mir dasselbe um und ließ anziehen; diesmal ging alles glatt, eins, zwei, drei und ich stand neben meinen Gefährten. Rasch kletterten wir weiter; es war etwa 2 Uhr und wir glaubten, binnen kurzem auf dem Gipfel zu stehen. Darin sollten wir uns aber gründlich täuschen.

Die nächstgelegenen Wandstufen wurden in mühsamer Kletterei überwunden; dann stiegen wir in einem kurzen, eiserfüllten Couloir aufwärts, um gleich darauf wieder vor einem plattigen Abfall zu stehen. Alle Versuche, diesen zu erklimmen, waren vergeblich. Wir wurden zurückgeschlagen und mußten wieder ein Stück absteigen, um uns nach einem Ausweg umzusehen. Auf mit Schnee und Geröll bedeckten Bändern und über kleine, aber bedenklich steile und exponierte Firnhänge bewegten wir uns dem südlichen Teile der Wand zu, und zwar zuerst schräg abwärts, dann wieder gerade hinauf durch ein wahres Labyrinth von Kaminen, Couloirs, Zacken und Türmen, ohne daß die Schwierigkeit der Kletterei auch nur für einen Augenblick nachließ. Es wäre zwecklos, wollte ich dieses ganze Auf und Nieder im Detail beschreiben. Die Zeit, die wir darauf verwandten, spricht für sich selbst. Endlich — um 3½ Uhr nachmittags — gelangten wir an ein Couloir, das sich in der Richtung auf den Gipfel zu in die Höhe zog, aber weiter oben in einer Biegung unseren Blicken entschwand. Von seiner Mündung trennte uns eine niedrige Felsstufe; während Feuz dieselbe erkletterte, glitt ihm sein Pickel aus der Hand und sauste an mir und Bohren vorbei; glücklicherweise blieb er gerade zwischen Schnee und Fels stecken, so daß ich die unentbehrliche Waffe zu retten vermochte. Der Boden unseres Couloirs war mit glashartem Eis bedeckt, so daß trotz unserer Eile und der Steingefahr große Stufen geschlagen werden mußten, da ein Ausgleiten verderblich geworden wäre. Aber jetzt waren unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt. Das Couloir lief in ein zweites, kürzeres aus; dieses wieder öffnete sich in eine Art Steilschlucht, die an ihrem oberen Rande von zwei felsigen Erhebungen begrenzt wurde. In der sichelförmigen Einsenkung zwischen den beiden Zacken stand ein kleiner Haufen von aufeinandergeschichteten Blöcken, ein winziges Werk von Menschenhand: der Steinmann, das von den ersten Ersteigern auf der höchsten Spitze Sir Donalds errichtete stumme Wahrzeichen! Noch wenige Schritte und der Schnee des Gipfels knirschte unter unsern Füßen.

Es war 4¼ Uhr nachmittags; 12½ Stunden waren seit unserem Aufbruche verflossen; davon entfielen neun Stunden auf die fast ununterbrochene Kletterei vom Passe zum Gipfel. Ich brauche wohl nicht zu sagen, mit welcher Befriedigung wir auf das Tagewerk, das hinter uns lag, zurückblickten. Die oft angezweifelte Möglichkeit, den Gipfel des Mount Sir Donald von Norden her zu erreichen, war erwiesen, wenn auch unsere Absicht, einen gefahrloseren Anstieg zu finden als den Südweg, nicht geglückt war. Populär dürfte die neue Route wohl kaum werden. Die Schwierigkeiten sind so mannigfaltig und intensiv, die Kletterei vom ersten bis zum letzten Augenblick so exponiert, daß sich die Ersteigung in jeder Beziehung auch den schwersten Touren in den Alpen zur Seite stellen kann.

Nur ein etwa viertelstündiger Aufenthalt auf dem Gipfel war uns vergönnt, die vorgerückte Tageszeit und auch der eisig kalte Wind, der von Osten her über die Spitze dahinfuhr, gestatteten kein längeres Verweilen. Es war ein Tag, geschaffen wie kein anderer, um Abschied von den kanadischen Alpen zu nehmen, klar und wolkenlos, so daß auch die entferntesten Ketten deutlich sichtbar erschienen. Die Aussicht war infolge der isolierten Lage unseres Berges ebenso großartig wie ausgedehnt. In allen Himmelsrichtungen umgaben uns in Schnee und Eis gehüllte Gipfel; in der Tiefe brandeten die weiten Gletscher und Firnfelder der zentralen Selkirkkette; besonders imposant erschien der Illecillewaet-Gletscher mit seinen

Verzweigungen, gegen die sich das grüne Dunkel des Asulkan- und Illecillewaet-Tals wirkungsvoll abhob. Uns gerade gegenüber bildete der kühne Aufbau der Dawsongruppe einen würdigen Mittelpunkt, dem sich nach Süden hin andere gewaltige Ketten anschlossen. Dann schweifte das Auge hinüber zum nördlichen Teile der Selkirkkette, jenseits des Rogerspasses; dort erhoben unzählige hohe und stolze Berge, ohne Ausnahme noch unbekannt und unbetreten, ihre unnahbar scheinenden, schneegekrönten Häupter gen Himmel. Im Westen schloß die Gold Range den Horizont ab und weit hinter ihr, in verschwommener Ferne, ließ sich der noch Hunderte von Meilen entfernte Pacifische Ozean vermuten.

Die ungeheure Ausdehnung der kanadischen Rocky Mountains, denen man hier wie auf einem Altan gegenübersteht, läßt sich wohl von keinem Standpunkt besser erfassen, wie vom Gipfel des Mount Sir Donald. Jenseits der Prairieberge des Columbiatales zog sich die endlose, schimmernde Gipfelkette, aus der uns manch alter Freund entgegengrüßte, von Süden nach Norden, wo sie sich scheinbar mit der Selkirkkette vereinigt und alsbald dem Gesichtskreis entschwindet — ein Bild voll Erhabenheit und überwältigender Größe. Wie ein Hauch der Ewigkeit durchschauert es uns beim Anblick dieser unendlich hehren Zauberwelt, der unermeßlichen Weite, die auch dem Selbstbewußtesten sein eigenes kümmerliches Nichts empfinden läßt.

Aber die Viertelstunde, die uns zur Verfügung stand, war verflossen und gewaltsam mußten wir uns losreißen. Um 4½ Uhr traten wir den Abstieg an, der auf dem gewöhnlichen Wege ausgeführt werden sollte; derselbe ist durchweg leicht und erschien, nach dem, was wir hinter uns hatten, fast wie ein Spaziergang. Eine kurze Kletterei über die Felsen und Schneeflecken des Südgrats brachte uns rasch an das höchste von drei Couloirs, die den Weg durch die Südwestwand vermitteln. Diese Wand ist fast überall gut gangbar und bietet nur mäßige Schwierigkeiten. Die Couloirs werden zwar von Steinschlag bestrichen, doch ist diese Gefahr ziemlich gering und dürfte nur bei schlechtem Wetter in die Erscheinung treten. Die unterste der drei Rinnen mündet auf den Gletscher aus, der von den Felsen des Sir Donald und des Greens Peak, einem südlichen Ausläufer des Berges, eingefaßt wird.

Eine klaffende und unbehaglich tiefe Randkluft, die beim Aufstieg von dieser Seite eins der Haupthindernisse sein muß, trennte uns noch von dem Eise. Abwärts ging es leichter. Das Seil wurde in seiner vollen Länge entrollt und in weitem Sprunge flog einer nach dem anderen über den gähnenden Schlund hinweg. Während langsam die Schatten der Nacht aus den in blauer Tiefe daliegenden Tälern zu uns heraufzogen, stiegen wir über den steil geneigten Gletscher hinab, vorsichtig zwischen den ungewöhnlich bösartigen Schründen lavierend, und hatten bald die nördliche Seitenmoräne erreicht. Wir legten das Seil ab; noch einmal verklärten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne die höchsten Zinnen des Mount Sir Donald mit überirdischem Glanze, noch einmal erglühten ringsum die Schneefelder in leuchtendem Purpur, dann versank der Sonnenball im fernen Westen und die Nacht brach herein. Doch nicht lange währte die Dunkelheit; bald erhob sich die Scheibe des Mondes hinter dem Massiv des Mount Dawson und übergoß die weiten Eisfelder zu unseren Füßen mit fahlem, silbrigem Lichte, das auch uns sicher geleitete, als wir nun die pfadlosen Wälder an den Hängen des Illecillewaettals betraten. Um 9 Uhr, 17 Stunden nach unserem Aufbruch, hatten wir die Station Glacier wieder erreicht.

Bergfahrten in Bolivia.

Von

Henry Hoek.

Motto: Ὁ τῶν ὀρῶν ἔρως ἄριστος.

Zurückgekehrt aus fremdem Land, ist es gewöhnlich besonders verlockend, aus der bunten Fülle des Gesehenen einzelne Episoden, die einen tieferen Eindruck hinterlassen haben, herauszugreifen und zu schildern, und es ist auch am leichtesten, diese zu veröffentlichen. Aber dieses Verfahren hat auch seine sehr mißliche Seite.

Denn eine rein objektive Schilderung ist so gut wie unmöglich, und immer sind wir abhängig von der Wirkung früherer Erfahrungen, wenn wir unsere Eindrücke und Erlebnisse zu malen versuchen. Wer es nun unternimmt, ein Bild zu entwerfen von dem, was er geschaut, der sollte auch immer kurz erklären, wie er das alles zu sehen gelernt hat — zumal wenn es sich um Gegenden und Stoffe handelt, die dem Leser unbekannt sind, und bei denen Vergleichs- und Anknüpfungspunkte so schwer zu finden sind.

Kurz, es sollte eigentlich der ganze Weg vorgeführt werden und nicht ein willkürlich gewähltes Stück der langgereihten Kette der Reiseerfahrungen gewaltsam entrissen werden, weil es unmöglich ist, von dem Vergangenen völlig zu abstrahieren und sich damit auf den Standpunkt des Lesers zu stellen, der unvorbereitet in eine fremde Welt versetzt wird. Und je mehr sich die neuen Eindrücke jagen in der bunten Welt da draußen — um so unmöglicher ist es, sich von den erfahrenen zu lösen.

Um zu verdeutlichen, was gemeint ist, sei der Fall gesetzt, es erreiche jemand von uns z. B. eine Stadt des südlichen Italiens, einmal per Bahn — und einmal nach langer Wanderung durch Volk und Land — wird er nicht sagen müssen: »wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein«.

Nur durch meine Augen kann ich Land und Leute sehen lassen, und um sie ganz zu zeigen, wie ich sie geschaut, da müßte zuerst erzählt sein, wie wir in Nordargentinien Maultiere kauften, Leute mieteten und Lasten packten, wie wir über die kahlen sturmdurchbrausten Hochflächen Südboliviens zogen in Frost und sengender Sonnenglut, wie wir untertauchten in das Dunkel enggedrängter Urwaldriesen und hundert neue Erlebnisse und tausend neue Erfahrungen im immerwährenden Wechsel.

Das alles verbietet hier der Raum. Und da es uns nun einmal nicht gegeben ist, unsere Erfahrung auszurotten oder zeitweise auszuschalten aus dem vielmaschigen Netze der Erinnerung — so bin ich mir wohl bewußt, leider nie ein richtiges Bild entwerfen zu können, weder von dem, was ich gesehen noch was ich empfunden.

Und dafür bitte ich um geneigte Nachsicht, wenn ich es trotzdem unternehme, einzelne Episoden darzustellen aus der zehnmonatlichen Forschungsreise, die Prof. Dr. G. Steinmann, Dr. A. Baron von Bistram und ich im Jahre 1903—04 in Bolivia und Peru gemacht haben, hauptsächlich mit geologischen und geographischen Zielen.

Nur das Land selbst, seine Natur und den Weg, den wir genommen, will ich versuchen zu schildern, obwohl sich viel, sehr viel Merkwürdiges auch erzählen ließe von den Menschen, die dieses Land bewohnen, von ihrem Leben und Treiben, ihren Sitten und Anschauungen. Aber wer darf das nach kurzen Monaten schneller Reise wagen, wenn ihm die Eigenart dieser Menschen so sehr fern liegt, und er von ihrer Art zu denken und zu empfinden vielleicht noch weniger versteht als von der unserer Haustiere?

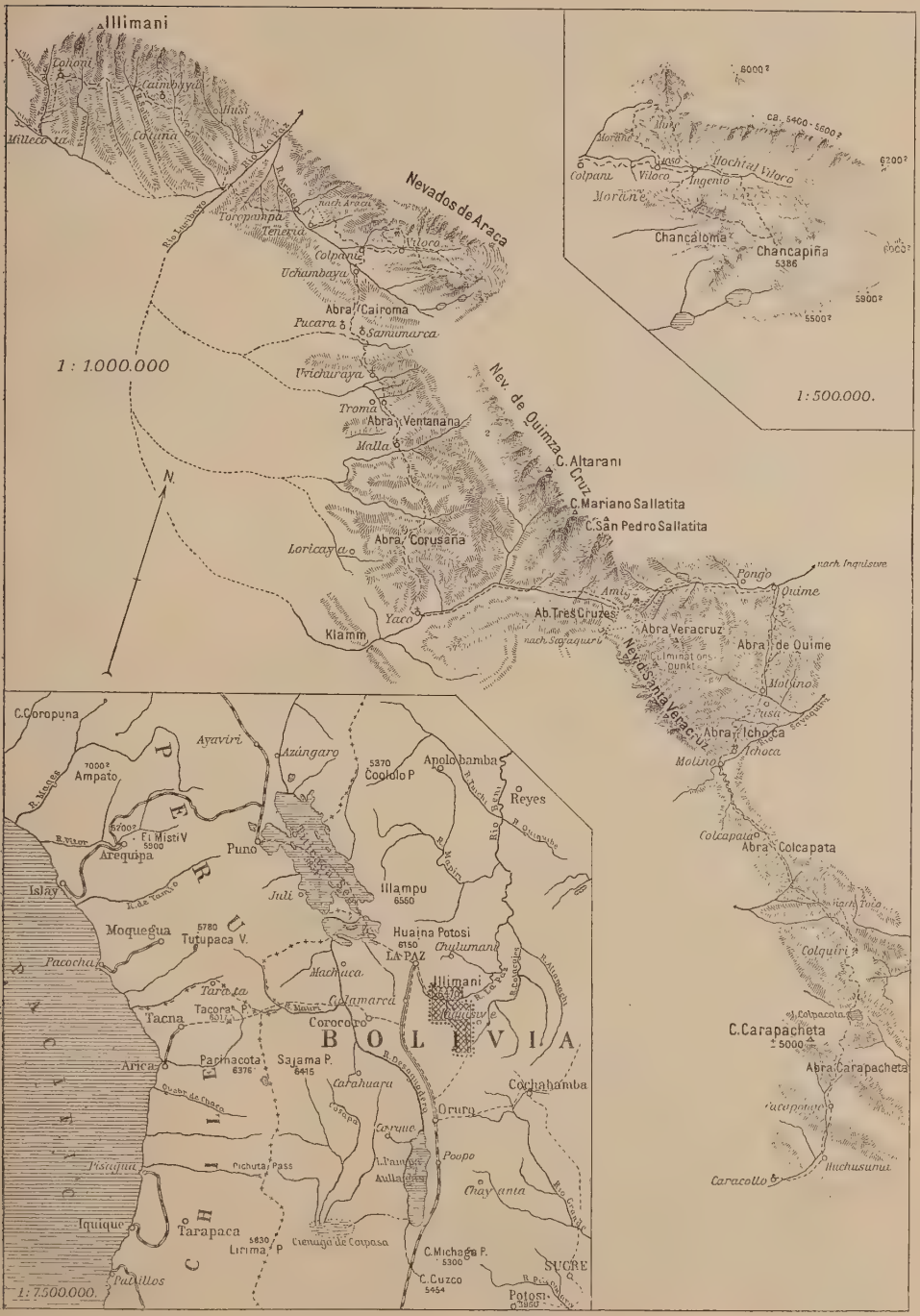
Eine Schwierigkeit möchte ich noch kurz andeuten. Die beste und richtigste Karte, die für Ostbolivien zur Verfügung steht, um eine Vorstellung unseres Weges zu erwecken, ist die aus dem Stieler'schen Atlas im Maßstabe 1 : 8000000; wer kann an der Hand einer Karte in diesem Maßstabe eine Route beschreiben? So bin ich denn angewiesen auf unsere eigenen Arbeiten und Routenaufnahmen, über deren Mängel und deren Unzulänglichkeit für eine klare Vorstellung wohl niemand besser orientiert ist als wir selbst.

Und schließlich noch eines: Unter dem Einfluß einiger extrem-moderner Alpinisten bin ich einige Zeit mit mir zu Rate gegangen, ob denn die folgenden Beschreibungen und Erzählungen in den Rahmen der »Zeitschrift« hineinpassen, da, wenn sie auch von hohen Bergen und Pässen handeln, doch Eispickel, Seil und die gesamte »Technik« nur eine verschwindende Rolle in ihnen spielen. Doch ich glaube, daß für jeden, der nicht auf dem, der größeren Anzahl von Bergsteigern wohl wenig erfreulichen Standpunkt der reinen Sportfexen steht, die erste Kunde, auch aus den Talschaften eines prächtigen, unbekannten Gebirges interessanter sein muß als die xte Besteigung der Beispielspitze. Vielleicht ist es heute auch bequemer und stellt weniger allgemeine Anforderungen an den Bergsteiger, von hochgelegener, gut ausgestatteter Hütte an der Hand eines Spezialführers eine oft gemachte Spitze zu erklettern, als unbekannte Wege zu wandeln, wenn sie auch zum Teil bloß durch Täler führen. Und darüber zu berichten, hat gewiß seine Berechtigung, so lange nicht der Begriff Alpinismus gleichbedeutend geworden ist mit »Gipfelfressen« und solange unser Vereinszeichen noch das Edelweiß und nicht der Eispickel ist. Wir alle, so viele unser in die Berge gehen, sei es auf der Voralpen grüne Höhen, sei es in die Schrecken höchsten Gletscherreiches, erstreben vor allem ein Ziel: uns der Natur und ihrer Schönheit zu freuen, mögen dazu schwächer oder stärker, je nach Charakter und Veranlagung, noch so viele andere Impulse kommen.

Wo aber sind die Eindrücke gewaltiger, wo spricht die Natur verständlicher zu uns, als draußen in der Wildnis, in der unbekannten, fern von Kultur und Menschen?

Und gewiß ist es eine dankenswerte Aufgabe, Botschaft zu bringen aus einem der herrlichsten Gebirge, wo sich der üppigen Tropenvegetation satte Farben mischen mit dem Schimmer des ewigen Schnees in den Bergen, wo wilde Alpenlandschaften voll grüner Triften, mit weißen Firnen, mit brausenden Bächen und wandernden Wolken unmittelbar begrenzt sind von der Endlosigkeit der Wüste mit sengender Sonne und heiterem Himmel, wo abgrundtiefe Täler hineinführen in das Dämmerdunkel dichtesten Urwalds, wo kühne Himmelsburgen ihre eisgekrönten Zinnen emporrecken, bis nahe an die letzte vom Menschen erklommene Höhe.

Zur Berechnung der Höhe führten wir mit: fünf Barometer (Aneroïd), davon zwei bis 6000, einer bis 7000 registrierend, zwei Kochthermometerapparate mit vier Thermometern, einen Schleuderthermometer. Da die Barometer im Durchschnitt jeden zweiten Tag auf ihren Gang mit dem Kochthermometer geprüft wurden, also ihre jeweiligen Abweichungen sehr genau bekannt waren, und da unsere Beob-


Illimani
Cohoni
Cumbayna
Huiñi
Columa
Milleco
Rio Tuchuno
Rio Kenaka
R. Aracá
nach Aracá
Toropampa
Teneria
Colpani
Uchumbaya
Nevados de Araca
Abra Cairoma
Pucara
Samumarca
1 : 1.000.000
Vrichuraya
Troma
Abra Ventanana
Malla
Nev. de Quimza Cruz
C. Altarani
C. Mariano Sallatita
C. San Pedro Sallatita
Loricaya
Abra Corusaña
Yaco
Klamm
N.
Viloco
Morane
Ingenio
Hochiai Viloro
Chancaloma
Chancapiña
5386
1 : 500.000.
Pongo
nach Inquisive
Amis
Quime
Ab. Tres Cruzes
Abra Veracruz
nach Sorapuri
Nevados Santa Veracruz
Abra de Quime
Molino
Pusa
Abra Ichoca
Ichoca
Colcapata
Abra Colcapata
Colquiri
Colpacota
C. Carapacheta
Abra Carapacheta
Caracollo
Huchusunu
C. Coropuna
Ayaviri
Azúngaro
Apolobamba
Coipdio P
Reyes
Ampato
Arequipa
El Misti V
Puno
Juli
Illampu
6550
Islay
Moquegua
Tutupaca V.
Huaina Potosi
6150
LA PAZ
Chulumani
Illimani
Pacocha
Machuca
Tarata
Calamarca
Tacna
Tacora P.
Corocoro
B O L I V I A
Arica
Parinacota
6376
Sajama P.
6415
Carahuara
Cochabamba
Oruro
Corque
Poopo
Pisagua
Pichuta Pass
Aullagas
Chayanta
Iquique
Tarapaca
5830
Lirima P.
Ciénaga de Coipasa
C. Michaga P.
5300
C. Cuzco
5454
SUCRE
Potosi
Pabillos
1 : 7.500.000.
PERU
CHILE

achtungen für nivellierte Orte (z. B. Oruro) sehr befriedigende Resultate ergeben haben, so dürften unsere Höhenberechnungen innerhalb Grenzen von etwa 100 *m* richtig sein. Solche Fehler ergeben sich aber naturgemäß aus den Schwankungen des Luftdrucks.

I. Aus der Bergwelt von Quimzacruz und Santa Veracruz.

Nach langer, wechselvoller Reise erreichten wir Ende Dezember 1903 Oruro, mit vollem Namen San Felipe de Asturia de Oruro. Diese wichtigste Handelsstadt Bolivias liegt in 3700 *m* Höhe auf der großen Bolivianischen Hochfläche, die hier den Lokalnamen »Pampa de Oruro« führt. Um die in spanischen Städten ja unvermeidliche und unentbehrliche Plaza stehen einige europäisch anmutende Bauten, darunter sogar ein zweistöckiges, ganz passables Hotel. Sonst besteht die Stadt, deren Einwohnerzahl sich von 70000 zur Zeit ihrer Hauptblüte auf weniger als 16000 reduziert hat, nur aus Lehmhäusern, oft besser Hütten genannt, die fast ausschließlich von einer indianischen Bevölkerung bewohnt sind. Die Bahn von Antofagasta nach Bolivia findet hier ihr Ende — aber man darf dabei durchaus nicht an den Verkehr einer europäischen Bahnstation denken. Die Umgebung der Stadt ist für unsere Begriffe denkbar traurig und trostlos.

Kein Baum, kein Strauch erfreut das Auge; unmittelbar im Westen der Stadt erheben sich hügelartige, kahle, steinige Berge, nach Erz durchwühlt und in giftigen Metallfarben glänzend; im Osten breitet sich die Pampa aus, je nach der Jahreszeit ein wasserbedeckter Sumpf oder eine graue, staubende Fläche, auf der nur das Frühjahr für kurze Tage ein wenig Grün hervorzaubert.

Uns däuchte der Ort zunächst eine verkehrsreiche Großstadt — später urteilten wir anders. Aber selbst damals, nachdem die ursprünglichsten Kulturgenüsse als da sind Bett, Wein, abwechslungsreiches Essen etc. wieder einmal gekostet waren, freuten wir uns doch, daß unser Aufenthalt nicht lange währte.

Viel Reservegepäck, Konserven, photographische Platten, Patronen etc. fanden wir vor, und zwei Tage wurden voll ausgefüllt mit offiziellen Besuchen, Verpacken unserer Sammlungen und Zusammenstellung unseres Gepäcks für die Expedition nach den Bergen von Santa Veracruz und Quimzacruz.[1])

Zwei unserer argentinischen Diener mit sieben Maultieren und allem entbehrlichen Gepäck sowie der »Madrina«[2]) wurden auf dem direkten Wege über die fast ebene Hochfläche nach La Paz vorausgeschickt, der tatsächlichen, wenn auch keineswegs konstitutionellen Hauptstadt der Föderalrepublik Bolivia. So blieb uns denn noch ein Mann als Bedienung, ein treuer, arbeitswilliger, aber enorm schmutziger »Gaucho«,[3]) mit zwei Lasttieren und einer Reservemula. Es war sehr gut, daß wir die Zahl unserer Tiere so beschränken konnten, denn in den Gegenden, denen unsere Expedition galt, sollte das Futter sehr rar sein.

Für die nächsten zwei Tage hatten wir einen außergewöhnlich liebenswürdigen Begleiter und Führer gefunden in Person des Herrn Frederico Kempf, eines eingesessenen Deutschen und Besitzers der Zinnminen von Colquiri.

---

[1]) Quimza (Aymarasprache) = Tres = drei. Cordillera de Quimzacruz = »Drei-Kreuzberge«.

[2]) Eine Maultiertruppe (»Tropa«) hat fast stets eine »Madrina«, d. h. ein Leitpferd. Die Maultiere (»Mula«), wenn einmal gewöhnt, verlassen dieses Pferd nie, so daß man nachts nur dieses zu fesseln braucht; die anderen Tiere können dann ungehindert grasen. Der Oberaufseher, oft Besitzer einer Maultiertruppe, der verantwortlich ist für Tier und Ladung (»Carga«), heißt »Ariero«. Die Diener, gewöhnlich Halbblut, heißen »Mozo« Bursche, Junge — sprich: »Motho« (engl. th).

[3]) Gaucho: (spr. »Gautscho«) = argentinischer, gewöhnlich landwirtschaftlicher Arbeiter, weiß oder Halbblut.



Gezeichnet von E. T. Compton nach einer Naturaufnahme von H. Hoek.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Illimani von Teneria.

Bevor ich aber mit der Beschreibung der eigentlichen Expedition beginne, sei es mir erlaubt, einige kurze topographische Bemerkungen vorauszuschicken:

Den Ostrand des großen bolivianischen Hochplateaus bildet im Norden der hafenlosen Republik die gewaltige Illampu-Illimanikette,[1]) mit Gipfeln, die jedenfalls 6500 *m* übersteigen, außer dem Illimani sind noch alle unbetretene Spitzen.

Das tief in die Alluvionen und Schotter der Hochfläche eingeschnittene La-Paz-Tal sucht auffallenderweise seinen Weg nach Osten zum großen Stromvater Amazonas und trennt die Illimanikette von der südlichen Fortsetzung, den Bergen von Quimzacruz und Santa Veracruz. Es ist ein gewaltiges Erosionstal, das sich in die Kammlinie, die man vielleicht zu 5500 *m* im Durchschnitt annehmen darf, tief einsenkt und das sich im Verlauf des Kammes selbst bis auf etwa 1500 *m* M.-H. eingefressen hat. Südlich dieser Riesenschlucht steigen die Berge sofort wieder zu gewaltigen Höhen empor (Berge der Quimzacruzkette, 6000—6100 *m* in den höchsten Erhebungen). Als nächste tiefe Depression folgt im Kamme die Abra de Tres Cruzes, 4620 *m*; sie trennt Quimzacruz von dem Massiv der Cordillera de Santa Veracruz, 6000 *m*. Noch weiter südlich gabelt sich die bis hierher einheitliche Cordillere vielfach und verflacht sich einerseits zu dem Randgebirge der Hochfläche bei Oruro — Cordillera de los Frailes[2]) — und anderseits streichen einige Äste nach Ostsüdost zum Bergsystem des Tunari, dessen Kulminationspunkt nicht in der Tunarikette im engeren Sinn, sondern irgendwo in einer der zahlreichen, völlig unbekannten, nördlicher gelegenen Parallelketten zu suchen ist. Dort, wo diese Ketten vom Santa Veracruz-Massiv abzweigen, erniedrigt sich die Kammlinie erheblich, und diese Depression sollte uns auf die Ostseite von Santa Veracruz und zwar zunächst nach Colquiri bringen.

Es ist dies auch sonst bei weitem die geeignetste Stelle, in diese Bergwelt einzudringen, denn weiter nördlich schiebt sich zwischen Hochplateau und Ostcordillere[3]) ein großes, tiefes, recht unwegsames Flußsystem ein, der Rio Luribay mit seinen Nebenflüssen, ein Flußsystem, das in den La Paz-Strom entwässert.

Am Mittag des 4. Januar 1904 verließen wir nach etwas feuchtem Abschied von unseren neuerworbenen dortigen Freunden Oruro. Leider waren unsere Tiere nicht ganz auf der wünschenswerten Höhe. Die viermonatliche Reise, die hinter ihnen lag, das salzige



Unser Ariero.

[1]) Spr. Illjimani, Illjampu — Namen unbekannter Herkunft und Bedeutung.

[2]) »Berge der Mönche.«

[3]) Die ganze Ostcordillere von Peru bis Argentinien heißt »Cordillera real« = Hauptcordillere und nicht etwa Königscordillere, wie man hie und da zu lesen bekommt.

Wasser und das trockene Futter in Oruro hatten sie doch etwas heruntergebracht. Während Steinmann und Bistram ritten, hatte ich mein Reittier in die Tropa gegeben und fuhr in leichtem Wagen mit Kempf Vater und Sohn über die fast ebene Pampa nach dem ersten Nachtquartier Caracollo. Vorausgesetzt, daß nicht gerade Regenzeit ist, und unter Vermeidung der sandigen Stellen kann man auf der Pampa de Oruro eigentlich überall fahren. Aufpassen muß man nur auf die großen Yaretaknollen[1]) und auf die zahlreichen Löcher der Wüstenwühlmaus — Tuco-Tuco,[2]) — die den Boden siebartig unterhöhlen, so daß Maultiere oder Pferde leicht zu Fall kommen.

Die 45 *km* bis Caracollo legten wir in etwa fünf Stunden zurück und kamen kurz vor Sonnenuntergang in diesem Ort am Fuße der Vorberge an.

Zuerst brannte mittags die Sonne, die einzelnen Berggruppen der Puna[3]) sahen aus wie Inseln; die eigenartige, als »Kimmung« bekannte Luftspiegelung der Wüste hob ihr Bild etwas über den Horizont, so daß sie im Wasser zu stehen schienen. Besonders lustig wirkten ferne Maultiere oder Llamas, die in der Luft zu schweben schienen.

Später fing es dann an zu stürmen; ungehindert brauste der Wind über die kahle Fläche und wirbelte solche Massen Staub auf, daß es fast finster wurde, kaum konnten wir die Tiere vor dem Wagen erkennen. Doch auch das ging vorüber; in neuer Klarheit erhoben sich die blauen, runden Inselberge über einer leichten braungelben Dunstschicht. Immer den unförmlichen Lehmpyramiden nach, die in schnurgerader Reihe mit Flaschenhälsen als Isolatoren vor noch gar nicht langer Zeit die Rolle von Telegraphenstangen spielten, fuhren wir los auf das stundenlang vorher sichtbare Caracollo.

Wenig Lebendes begegnete uns: einmal ein Indio mit ein paar Dutzend beladener zottiger Llamas[4]), mal ein Reiter in Poncho[5]) und Bufanda[6]) fast zur Unkenntlichkeit vermummt, dann auch einmal ein paar Indianer, die mit steifen, schlenkernden Armen in kurzem Trab an uns vorbeiliefen — sonst dauernd nur die endlose Fläche. Gegen Abend wurde es ganz klar, und grade über Caracollo sahen wir die leuchtenden, weißen Gipfel der Santa Veracruz- und Quimzacruz-Ketten; eine lange Reihe herrlicher Schneeberge, die sich im gelben, warmen Abendsonnenlichte über den düsteren, kahlen Vorbergen erhoben.

Zwei Gipfel fielen uns besonders auf: im nördlichen — Quimzacruz — Teile eine steile, schwarze Pyramide, bedeutend höher als die weißen Gletscherberge an ihrer Seite und im südlichen — Veracruz — Teile ein schöner, in der Gestalt sehr der Jungfrau ähnelnder Schneegipfel. Wie eine Vision kam und verschwand das Bild.

In Caracollo — infolge seiner Lage an der vielbenutzten Route Oruro-La Paz

---

[1]) Yareta = Azorella-Arten. Bilden große, kompakte, dunkelgrüne, harte, sehr harzige, unregelmäßig halbkugelige Knollen von oft 1—1½ *m* Durchmesser. In den Wüsten und öden Bergen ein sehr geschätztes und heizkräftiges Brennmaterial.

[2]) Tuco-Tuco = Ctenomysarten.

[3]) Pampa heißt jede ebene, mit niederer Vegetation bedeckte Fläche. Puna heißen die sterilen oder halbsterilen Hochflächen in Argentinien und Bolivien, sobald sie so hoch liegen, daß dort die »Puna« — Bergkrankheit — bei Mensch oder Tier auftritt. In vielen Teilen Bolivias und namentlich in Peru heißt die Höhenkrankheit »Sorocha«. »Puna« umfaßt aber auch die hohen Berge inmitten oder am Rande der Hochflächen. Es ist eigentlich ein klimatologischer Begriff.

[4]) Llama (spr.: Ljama), Lama peruana, Auchenia Lama, das Haupthaustier des Punaindianers. Lasttier par excellence für diese Höhen. Genügsam und wetterhart. Trägt 80—100 Pfund, legt aber nicht mehr als höchstens 15 *km* pro Tag zurück. Gewöhnlich in großen Herden nur männlicher Tiere — bis 500 Stück — von zwei bis drei Indios getrieben.

[5]) Poncho (spr.: Pontscho) = das bekannte Kleidungsstück.

[6]) Bufanda: Halstuch, groß, aus dicker Wolle, bildet einen dicken Knäul um den Hals und schützt das Gesicht gegen die Strahlung vom Boden her.

— war die Unterkunft besser als sonst. Wir bekamen wenigstens auf unsere Lehmbänke in dem sonst nackten Lehmzimmer Decken angeboten, zogen es aber vor, unsere Schlafsäcke aufzurollen. Unser Zimmer hatte außer der Türe noch eine Art Fenster, auch war ein zweiter Raum vorhanden zum Essen mit einem richtigen Tisch und einigen Stühlen. Aus all diesen Gründen hieß dieses Lokal »Hotel« mit dem anheimelnden Namen »Hannover«. Sonst ist das landesübliche Wort für ein solches Übernachtungshaus, wo man nur Futter und Dach — aber sonst gar nichts — bekommt, »Tambo« oder »Posta«. Die Maultiere wurden wie immer in den Corral gesperrt, einen hofartigen Raum, eingeschlossen von Mauern aus rechteckigen Lehmblöcken. Noch war für sie Schlemmerzeit, da wir ihnen Cebada[1]), das heißt ungedroschenes Gerstenstroh, in genügender Menge kaufen konnten.



Quechoa-Indianer.

Kurz, wie stets in den Tropen, währte die Dämmerung und mit Verschwinden der Sonne setzte sofort eine empfindliche Kälte ein, die im Gegensatz zur starken Tagesinsolation recht fühlbar wurde.

Das Beladen unserer Tiere ging am nächsten Morgen sehr rasch, da unser Mozo Hilfe fand an Kempfs Diener. Ein Mann allein kann diese schwierige Operation nicht gut vollenden. Zunächst werden dem Maultiere die Augen verbunden, d. h. man stülpt ihm einen Poncho über den Kopf, wenn dann der Packsattel glücklich sitzt, kommen links und rechts je eine Petaca,[2]) dazwischen die sogen. Sobre carga,[3]) Zelt, Schlafsäcke etc. und das Ganze wird mit Lassos kunstvoll zugezogen und verknotet. Eine normale Maultierlast bei längeren Reisen wiegt etwa 150 Pfund.

Unter dem üblichen Pfeifen und »Mula«geschrei zogen wir dann dem frischen Morgen entgegen, in die kahlen, sanftkonturierten Vorberge hinein.

Zwei elende, lehmgraue Indianerdörfchen ließen wir rechts liegen, einige buntscheckige Llamas wurden aufgescheucht, und nur einige Vicuñas,[4]) die rehbraunen, leichtfüßigen Verwandten der Llamas, hielten uns einige Minuten auf. Wie gewöhnlich waren die eleganten Tiere verschwunden, ehe wir zum Schuß kommen konnten.

In einem Cacopongo (Höhle im Fels — Aymarasprache) genannten Tale mit deutlichen Spuren früherer Vereisung, führte unser Weg in fast stets strikt nördlicher Richtung aufwärts. Da auf diesem Wege das Erz aus Kempfs Mine per Llama nach Oruro gebracht wird, so hatten wir durchgängig einen gut gangbaren Saumpfad.

Kurz vor der Paßhöhe, die nahe an dem Hauptgipfel dieser Vorberge, ca. 5000 *m*?,

---

[1]) Als Trockenfutter auf der Hochfläche wird verfüttert: 1. Alfalfa = getrocknete Luzerne. 2. Cebada (spr.: »Thewada«) = Gerstenstroh, unreif mit Korn. 3. Gerste oder Mais als Körner.

[2]) Petaca = eine Art viereckiger Koffer aus ungegerbter Kuhhaut, gewöhnlich mit den Haaren nach außen. Es ist so ungefähr die einzige Kofferart, die längeren Maultiertransport aushält.

[3]) Sobre carga = Wörtlich Überlast.

[4]) Vicuña = Auchenia Vicugna. Die Familie Auchenia gehört zu den Kamelen. Sie zerfällt in Guanaco und Vicuña, die beide wild, und in Llama und Alpaca, die beide ausschließlich Haustiere sind.

vorbeiführt, stiegen wir alle ab, um, je nach Neigung und Charakter des Tieres dasselbe am Zügel hinter uns herziehend oder vor uns hertreibend, die Abra[1]) Carapacheta, 4521 *m*, zu erreichen.

Wir kamen noch gerade rechtzeitig, um den Hauptteil der Aussicht zu genießen; denn wie täglich um diese Jahreszeit begann gegen 11 Uhr die Bewölkung, die Höhen hängten sich ein, und kaum hatten wir die Aussicht flüchtig in Worten skizziert, da hatten uns die Nebel schon erreicht und weder Peilung noch Photographie waren ferner möglich, was immer sehr ärgerlich ist auf einem guten Aussichtspunkt in einer geographisch so wenig bekannten Gegend.

Der alte Seeboden[2]) der Pampa von Oruro wirkt von hier oben wie ein endlos stilles Meer mit kleinen, dunklen Inselchen.

Darüber, fern im Westen, ca. 250 *km* entfernt, erheben sich gerade noch erkennbar die schneeigen Gipfel der Sajamagruppe, ca. 6400 *m*?, — auch so gut wie terra incognita. Nach Osten sahen wir nicht viel, da verdeckten uns Wolken die Aussicht, wahrscheinlich auf die Bergwelt des Tunari. Weiter im Nordosten dagegen zeigten sich eine Menge unbekannter, auf keiner Karte verzeichneter, unübersichtlicher Berge. Einen gezackten Kamm mit kühnen Türmen nannte uns Kempf als Cerro[3]) Toco und gab ihm die Höhe von ca. 5300 *m*, sein etwas weiter östlich sichtbarer klotziger Nachbar mit einem kleinen Spitzchen auf viereckigem

[1]) Abra = Öffnung, Lücke, Paß.

[2]) Die große Pampa von Oruro, die jetzt nur noch den flachen Lago de Poopo und ausgedehnte salzige Sümpfe trägt, in denen das dem Titicacasee entströmende Wasser verdunstet, war einst ein gewaltiger Süßwassersee. Strandlinien an all den »Inselbergen« beweisen das unzweifelhaft.

[3]) Cerro = Berg. Cordillera = Kettengebirge.



Die Hauptgipfel der Santa Veracruz-Gruppe (+ 6100).

Gipfelbau sollte Cerro Amutara heißen und ca. 5600 *m* hoch sein. Doch, wenn auch vielleicht die Namen stimmen, die ungemessenen Höhen sind gewiß zu hoch gegriffen. Über all dieses schweifte der Blick aber bald hinweg nach Norden, wo sich ein schimmerndes Hochgebirgsbild entrollt: Etwa 50 *km* entfernt erhebt sich ein prächtiger, kühner Berg inmitten eines kleinen Massivs mit zahlreichen, schönen Gletschern. Es ist der Cerro de Santa Veracruz, ca. 6000 *m*?, links von ihm ist deutlich ein Paß zu erkennen (die Abra de Tres Cruzes), die ihn trennt von der lang gestreckten Quimzacruzkette mit ihren vielen wilden Eisbergen und der hohen, steilen, schwarzen Felspyramide, die schon oben erwähnt wurde. Sehr gut sahen wir auch, daß sich zwischen diesen Bergen und der Hochfläche ein tiefes, zunächst nördlich gerichtetes Flußsystem einschiebt. Darüber soll der Illimani als herrliche Berggestalt sichtbar sein — aber leider gingen da Regen- oder Schneeschauer nieder und verhüllten die Ferne.

Steil stiegen wir hinab zu einem kleinen glazialen Seelein, der Laguna Colcapata und dann ging's wieder hinauf zu einem unbedeutenden Paß. Eine Zeitlang traversierten wir nachher an abschüssigen Grashalden, wo Flüsse entspringen, die in eiligem Laufe in tiefeingerissenen Tälern ihren Weg nach Osten suchen, und erreichten in dichtem Nebel gegen 3 Uhr Kempfs Wohnhaus bei der Mine Colquiri, 4069 *m*, in fast vegetationsloser, öder, graubrauner Umgebung, in einem langweiligen Tale gelegen.

In dem gemütlichen Heim dieses vielumhergeworfenen, wanderlustigen Mannes verlebten wir inmitten europäischer Kulturerzeugnisse einen angenehmen Abend, der uns fast vergessen ließ, im Herzen Südamerikas zu sein.

Die Hoffnung auf besseres Wetter erfüllte sich leider gar nicht, auch konnte uns der liebenswürdige Wirt am 6. Januar infolge plötzlichen Unwohlseins leider nicht weiter begleiten; er sorgte aber aufs beste für uns, indem er uns seinen indianischen Hausburschen, einen ebenso ortskundigen wie aufmerksamen Diener, für die nächsten drei Tage mitgab. Es war dies ein schlauer, schmucker, schlanker Bursche, dem die Tracht der Aymara-Indianer — bunte, schlafmützenähnliche Wollkappe, grell bunter Poncho, bauschiges Hemd, schwarze Hose bis zum Knöchel, hinten bis über Kniehöhe aufgeschlitzt, sowie bunter Gürtel und Sandalen — recht gut stand. Es war der einzige Aymara-Indianer, den ich je habe lachen sehen. Nach herzlichem Abschied ritten wir fort, zunächst steil und weglos über mageren Rasen und Fels in den Nebel hinein.



Aymara-Indianer.

Schnell wird man bekannt in der Wildnis, herzlich freut man sich des gegenseitigen Verkehrs und ohne Wehmut sagt man sich Adieu — meistens auf Nimmerwiedersehen. Eine Freundschaft en passant, die nicht lang genug gedauert, daß Bosheit oder Neid und Mißtrauen sie zerstört.

Die Hauptrichtung dieses Tages war etwa Nordwest. Von einem Hochtal kamen wir über kleine Pässe stets wieder in ein anderes, alle waren sie flach und moorig, und die ganze Gegend erinnerte mich an die schottischen Highlands oder an die Hochmoore des Schwarzwaldes. Auch der Nebel und Regen waren echt schottisch, und da wir keinem lebenden Wesen begegneten, und da jede nennenswerte Baum- oder Strauch-

vegetation fehlt, so wirkte die ganze Scenerie auf die Dauer unsagbar öde und traurig. Langsam ritten wir hinter unseren bedächtigen Lasttieren her, nur gelegentlich mit kleinem Aufenthalt, wenn es an einer Last etwas zu richten gab. Die Tiere bleiben nur stehen, wenn man ihnen die Augen verhängt — oder besser gesagt, wenn sie irgend etwas auf dem Kopfe haben, und bei Regenwetter geschah es häufig, daß es dem Ariero zu umständlich war, den Poncho oder die Jacke auszuziehen, die sonst als Binde dienen, und er stülpte dem Tier dann einfach seinen Sombrero (Hut) auf die langen Ohren. Allemal blieb die brave Mula dann ganz artig stehen, während sie ohne das stets ihren vorausgehenden Kameraden energisch nachstrebte.



Berge der Quimzacruzkette.

Von ½1 Uhr an, nach Überschreitung der Abra de Colcapata, 4405 *m*, ging's dann dauernd bergab. Einmal riß auf Momente der Nebel. Rechts über unserm Tal erschienen karartig ausgehöhlte Felswände, und auf Bruchteile einer Sekunde schauten wir mitten über unserem Tale die weiße Spitze des Santa Veracruz, ein Märchenbild in unerreichbar scheinender Höhe.

Später wurde unser breites Tal zum vielgewundenen, engen Cañon, wo wir alle Augenblicke den eisigen Bach kreuzen mußten. Gegen 4 Uhr erreichten wir den Zusammenfluß mit einem großen Strome; Sayaquira(?) brachten wir als Namen in Erfahrung. Wohl waren wir hier schon wieder beträchtlich tief, 3537 *m*, trotzdem herrschte eine nichts weniger als tropische Temperatur. Gerne stiegen wir aus dem Sattel und erklommen zu Fuß auf der nördlichen Talseite eine beträchtliche Höhe, um dann in etwa einer Stunde, fast stets auf der Isohypse bleibend, den Ort Ichoca, 3600 *m*, zu erreichen. Es war sehr schade, daß wir nur kurze Zeit den Blick freibekamen in das tiefe, schroffe Tal, über dem auf vorspringender Klippe der ziemlich bevölkerte Ort, schon mit einigen Bäumen geziert, wie ein graues, schmutziges Nest liegt. Die Unterkunftsfrage war recht schwierig, da uns der Regen, die Kälte sowie die lehmigen Hänge nicht gerade sehr verlockten, unsere Zelte aufzuschlagen. In solchen Fällen ist es gewöhnlich das beste, sich an den Corregidor zu wenden. Jedes größere Indianerdorf hat eine höchste Machtperson,

eine Art Selbstherrscher im kleinen, gewöhnlich ein Halbblut, den Herrn Bürgermeister, und der heißt in Bolivien Corregidor. Zumal wenn man von der Zentralregierung in La Paz, oder besser dem Departementspräfekten, Empfehlungen hat, so ist dieser Mann gewöhnlich bestrebt, den »Gebildeten« herauszukehren, und ist gegen Überlassen der Futterlieferung für die Tiere zu vielem bereit. Diesmal trafen wir's aber schlecht. In Ichoca gehörte der Corregidor zu der Spezies, die am besten charakterisiert wird mit den Worten: dick, faul, dumm und gefräßig. Außerdem war er, was nebenbei gesagt abends eigentlich die Regel ist, schwer betrunken, und so war mit diesem Herrn wenig anzufangen.

Nach längerem Suchen fanden wir dagegen einen Feind des augenblicklichen Machthabers, der gegen die Zusage, daß wir in La Paz Klage erheben würden, erbötig war, uns ein »möbliertes Zimmer« zu überlassen. Das »Zimmer« war das usuelle Lehmloch, das Ameublement ein wackliger Tisch und darauf ein halber Teller mit verschimmelten Speiseresten.

Nachdem unsere Habseligkeiten abgeladen, die Sättel ausgebreitet waren und Schnüre, mit nassen Kleidern behängt, den Raum durchzogen, sah es wenigstens etwas voller, wenn auch keineswegs gemütlicher aus.

Dann gingen wir auf die Suche nach Holz, Nahrungsmitteln und Futter. Nach vielem Laufen hatten wir für uns Kartoffeln, sowie ein Stück Charqui aufgetrieben — das ist an der Luft gedörrtes Fleisch, gewöhnlich Hammel, fast stets mit ranzig gewordenem Fett; — weniger schön sah es für unsere Tiere aus. In der Not geschieht aber ja manches, warum soll auch nicht mal eine Mula verschimmeltes Stroh fressen oder getrockneten Mist? Auf die Dauer ist das zwar keine sehr kräftige Ernährung für stark arbeitende Tiere.

Im leichten, gleichmäßig dauernden Sprühregen verließen wir am 7. Januar den schönen aber ungastlichen Ort. Ziemlich bald waren wir durchnäßt. Wer hier mit Genuß reisen will, der muß sich freuen können über ein entbehrungsreiches, hartes Leben, nicht als der interessanten, wenig Tage dauernden Abwechslung, sondern als der monatelangen Regel, und dreimal panzere er sich gegen Nässe und Kälte.

Zunächst ging's zwei Stunden steil bergan zur Apacheta[1]) de Ichoca, 4174 *m*, dann auf stets fallendem und steigendem Wege in nordöstlicher und nördlicher Richtung um das Piedestal des Cerro Santa Veracruz herum. Wohl ritten wir viel im Nebel und Regen, immerhin sahen wir gelegentlich ein wenig und können kühnlich sagen, daß dies ein wunderbar schöner Weg ist. Linkerhand sahen wir hohe, wilde Felsspitzen und glatte, plattige Mauern; schöne Wasserfälle brausten aus oft ungesehenen Höhen herab, rechts öffneten sich steile, V-förmige Täler, ungangbar, mit vielen Steilstufen und reicher Vegetation. Um Mittag kam ein starker Abstieg in eines dieser Täler zu dem winzigen Örtlein Pusa, das mit kleinen, strohgedeckten, grauen Lehmhüttlein auf geneigter Terrasse hoch über einer wilden Schlucht liegt. Durch ein altes Gletschertal, ganz vom Charakter vieler Graubündener Hochtäler, zogen wir dann empor zur Apacheta von Quime, 4082 *m*, wo es zur Abwechslung zu schneien begann. Der Abstieg nach Quime ist ungemein steil und an Reiten war nicht zu denken. Bald kamen wir unter die Wolken und hatten nun freie Aussicht. Dieser Weg ist wirklich ganz eigenartig. Über ungezählte Talstufen stürzt der fröhliche Bach in kühnen Sätzen hinab, wo wir mühsam auf schmalstem, aalglattem Pfade hinabkletterten und noch heute erscheint es mir unbegreiflich, daß unsere Lasttiere hier ohne Unglück durchgekommen sind. Es ist die Ostseite des Gebirges, an der wir uns hier befanden. Die warme Luft des großen, östlichen

[1]) Apacheta (Aymaráidiom) = Steinhaufen, übertragene Bedeutung: Paß. Die Indianer pflegen oben auf jeder Paßhöhe Steinhaufen aufzutürmen.

Urwaldgebietes streicht weit herauf; sie zaubert an diesen feuchten Hängen eine blumenreiche und formenfreudige, subtropische Vegetation hervor, die im Verein mit erratischen Riesenblöcken sehr malerisch wirkt. Verschwundener Gletscher Tätigkeit hat Eisschliffe erzeugt, wie wir sie selten in den Alpen gesehen. Es war reizvoll und eigenartig zugleich, zwischen zwei solchen glatten, glänzenden Walfischrücken hindurch über 1000 *m* tief auf den Ort Quime hinabzusehen, und weit hinaus in das Tal mit den urwaldübersponnenen Hängen von einer Steilheit, die bei unserem Klima gewiß keine Baumvegetation mehr aufkommen ließe. Die Wolken hoben, senkten und verschoben sich stets. Nach und nach sahen wir alles, wenn auch nie alles gleichzeitig.

Zwischen blühenden Rosenhecken und unter Bögen durch, gebildet von der Ranke der farbenprächtigen, den Weg überspannenden Passionsblume, hielten wir unsern Einzug in das große Dorf Quime, dessen Name uns schon in Oruro genannt worden war, wenngleich niemand außer Kempf diesen Ort mit eigenen Augen gesehen hatte, 2973 *m*.

Bei einem Cholo (Halbblut) fanden wir Unterkunft, die wir mit einem von französischen Eltern stammenden Erzsucher[1]) teilen mußten, der sich durch die Kunst, ununterbrochen auszuspucken, auszeichnete. Der Beutezug auf Lebensmittel verlief kläglich. Das ganze Resultat war: ein Huhn, acht Kartoffeln und ein Pfund grüner, kleiner Birnen. Am schlimmsten sah's für unsre Tiere aus. Es gab buchstäblich gar nichts für sie. Als ultimo ratio entschlossen wir uns endlich, sie einem vom Corregidor empfohlenen Indio zu übergeben, der sie auf eine weit entfernte Bergwiese trieb, wo sie das wenige und ihnen offenbar schlecht mundende Gras abweiden konnten.

Es war immerhin noch erfreulich, daß dieser Mann am 8. Januar 1904 mit den Tieren statt um 6 Uhr schon um 8 Uhr wieder zur Stelle war. Wir wären zwar ärgerlich, aber, durch Erfahrung belehrt, nicht erstaunt gewesen, wenn er erst abends oder an dem Tag gar nicht gekommen wäre. So waren wir wenigstens um 8 Uhr 30 Min. marschbereit; allerdings zu spät für die Strecke, die vor uns lag. Denn wenn auch ein relativ guter Weg nach Yaco auf der Westseite des Gebirges über die Abra de Tres Cruzes zwischen Veracruz- und Quimzacruzkette durchführen sollte, so rechneten wir doch immerhin mit einem Aufstieg von ca. 2000 *m* und einem Weg von beiläufig 60 *km*. Um 6 Uhr aber geht die Sonne schon unter, und die tropische Dämmerung zählt nach Minuten.

Die Gesamtrichtung dieses Tages war westlich. Im Sprühregen, aber tief unter den Wolken, ritten wir ein herrliches Tal aufwärts. Einigermaßen möchte ich's vergleichen mit einem stark überhöhten Reußtal zwischen Göschenen und Andermatt. Alle Dimensionen sind ins gigantische erhoben, auch der Fluß ist größer und wilder. Dazu kam zuerst noch die subtropische Vegetation; unserem Auge ungewohnte, phantastisch erscheinende Bäume bilden dichte Gruppen, oft überwölben sie den Fluß, und üppige Schlingpflanzen, zum Teil mit leuchtenden Blumen schlingen sich von Stamm zu Stamm. Steil und unregelmäßig führt der Weg aufwärts von Talstufe zu Talstufe; wir mußten von Block zu Block des treppenartigen Weges springen, um nicht nähere Bekanntschaft mit dem knöcheltiefen Schlamm zu machen, der alle Höhlungen ausfüllt. Für die unbeholfenen Lasttiere ist ein solcher Weg natürlich die reine Tortur; die rücksichtlose Carga hindert sie stets und scheuert im Laufe eines Tages große Hautstücke wund.

Nach einigen Stunden Steigens wird natürlich die Vegetation ärmer, schließlich bedecken nur noch niedere, der Kälte und häufiger Schneebedeckung angepaßte Kräuter

[1]) »Minero« = ein Mann, der ein Gewerbe daraus macht, Erzadern aufzufinden.



Naturaufnahme von H. Hoek. Angetr & Gäschl art., Bruckmann impr

Cerro Illimani von der Abra Ventanana (Entfernung ca. 80 km).

den Boden. Die schroffen Hänge werden ganz kahl und im Grunde des hier typisch U-förmigen alten Gletschertales zeigen sich eine Reihe größerer und kleinerer Glazialseen, die ganze Scenerie wird durchaus hochalpin. Das Wetter macht diese Änderung entsprechend mit, ein Süddeutscher würde es saumäßig nennen.

Professor Steinmann und ich bildeten weit hinter der im Nebel verschwundenen Haupttruppe den Schluß unserer Karawane. Meine sonst so brave Mula hatte schon den ganzen Morgen Zeichen der Ermüdung gegeben, und versagte nun plötzlich ganz. Weder durch Schmeicheln noch durch Schlagen war sie vorwärts zu bringen; sie stand wie angenagelt.

Während Steinmann vorausritt, um mir womöglich unser Reservetier von der Tropa zu holen, fand ich ein Mittel, meine Mula wenigstens langsam vorwärts zu bringen. Zwei Schritte führte ich bergab, machte dann plötzlich Kehrt und zog das Tier etliche zwanzig Schritte aufwärts. Dann stand es wieder und schüttelte trübsinnig den Kopf. Da es mehrfach schwankte und offenbar in Gefahr war, abzustürzen, hatte ich längst photographischen Apparat und Barometer in den Rucksack gepackt, eine Last, die mir nicht schwer fiel zu tragen, da die Mula die Täuschung mit dem Bergabführen bald heraus hatte. Nur alle zehn Minuten konnte ich dies Verfahren anwenden und hatte in der Zwischenzeit reichlich Gelegenheit, eine Zigarette anzuzünden, in den Nebel hineinzustarren und den immer stärker fallenden Schnee zu verwünschen.

Die Zeit des Sonnenuntergangs rückte näher und schon war es 5 Uhr, als ich rufen hörte und Steinmann wieder erschien. Er hatte die Paßhöhe erreicht, die Tropa aber nicht einzuholen vermocht und war nun umgekehrt, um mich nicht allein zu lassen. Das war zwar sehr angenehm, aber verbessert war unsere Lage dadurch wenig. Zum Glück erinnerten wir uns, daß jemand erzählt hatte, nicht weit unterhalb der Paßhöhe hätte ein »Hiesiger« rechts vom Wege Erz entdeckt und sich eine Hütte gebaut. Einmal hatte ich auch geglaubt, im Nebel oben rechts am Berge etwas zu erkennen. Ob wir nun auf dem Wege oder auf dem Berghange im Schnee blieben, war ganz gleichgültig — also auf und gesucht! Steinmann verschwand im Nebel. Es war ein besonderes Glück, daß er gerade zufällig auf diese graue Steinbehausung gestoßen; just mit Einsetzen der Dunkelheit fand mich ein mir entgegengesandter Indianer, und mit vereinten Kräften schleppten wir mein Tier zum gastlichen Obdach. Gastlich war der Besitzer, und ein Obdach war's auch — aber damit ist auch alles gesagt. Außer purem Tee und einer Suppe aus sehr wenig Hammelfleisch und sehr viel spanischem Pfeffer konnte er uns nichts vorsetzen. Die letztere rann wenigstens wie Feuer durch unsere Adern.

Sonst war's ungemütlich genug. Hatten wir doch nicht mal das, was sonst im Rucksacke jedes Bergsteigers zu finden ist, denn das war alles wohlverpackt in der Carga. Der Wind pfiff durch alle Ritzen des lockeren Steinbaues, und die Temperatur im Innern war ca. 0°. Unter einer Decke, die unser Wirt entbehren konnte, verbrachten wir zwei frierend die Nacht. Am Morgen war die ganze Landschaft zugeschneit. Unsere Mulas scharrten und scharrten im Schnee, um armselige Grashalme rupfen zu können. Etwas besser sah das Wetter aber aus, und zwischen fliegenden Wolken sahen wir ab und zu Teile des genau südlich gelegenen Cerro Santa Veracruz, dessen steile Hänge, sowie die felsigen Spitzen unserer Umgebung. Wer jemals den Versuch machen will, dem stolzen Santa Veracruz zu nahen, für den ist hier in ca. 4565 *m* Höhe das geeignete Standquartier, wo er wenigstens einige Resourcen hat.

Mein Tier hatte sich etwas erholt, und langsam zogen wir zur Paßhöhe, die wir bald ohne jede Schwierigkeit erreichten. Nach unseren Bestimmungen wäre die Abra de Tres Cruzes 4620 *m*. Auf der Westseite der offenbar wetterscheidenden

Cordillere kamen wir plötzlich in Sonne und schönes Wetter und aus dem Schnee. Zumal wenn ich zu Fuß ging, marschierte mein Tier ganz tüchtig, und so ging's schnell bergab, vorbei an großen Moränen und vielen Seelein. Schön war der Blick rückwärts auf den Paß, schön der Blick auf die Felswände des Cerro Veracruz, dessen Gletscher wir mehr ahnten als sahen, dessen Spitzen der weiße Nebel noch stets verhüllte. Schöner noch fast war es für uns ausgehungerte, durchkältete Menschen, uns mal gehörig durchwärmen zu lassen.

Ein langer, langer Abstieg von etwa 25 *km* und ca 1100 *m* brachte uns nach Yaco (3511 *m*), wo Bistram die Nacht verbracht hatte, der nun kam, uns zu suchen.

Manches Tal mündet von Nordost in unser Haupttal ein. Stets standen im Hintergrunde leuchtende, hohe, gletscherreiche Berge; sie alle und noch viel, viel mehr gehören zur Quimzacruzkette. Sie sind eine ganz unbekannte Welt, die wohl wahrscheinlich erst des Erzsuchers oder des Bergsteigers Abenteuerlust bekannt machen wird. Wären nicht diese Berge und der Blick westwärts über eine zerrissene Sandsteingebirgskette weg auf die endlose Pampa, man könnte den Weg eintönig nennen.

Höchst eigenartig ist der Anblick Yacos. Es liegt an dem Flüßchen, dem wir schon den ganzen Morgen gefolgt waren. Unterhalb des Ortes durchbricht dieser Fluß eine wild zerklüftete Bergkette, aus Sandstein bestehend, die in satten, dunklen Farben, besonders in rot, gelb und violett erglüht. Dahinter senkt sich das tiefe, unwegsame Tal ein, das vor der Pampa liegt und in ihr eingerissen wurde; über dem Tale erhebt sich mauerartig der Rand der Hochfläche. An der Ostseite der Kordillere gelegen, hat Yaco doch keine Verbindung mit dem Westen, mit der, fast hätte ich gesagt internationalen, Route Oruro—La Paz, sondern nur mit Quime und nach Norden mit Araca. Ein zweitägiger Weg führt nach diesem Orte, stets von der Pampa unüberwindlich getrennt durch parallele Ketten, und dem erwähnten Tale. Fürwahr, es ist ein ungangbar, unwirtlich Land.

Yaco liegt zwar bloß in einer Höhe von 3510 *m*, aber es ist fast vegetationslos, denn es gehört schon zum Bereich der niederschlagsarmen Hochfläche mit wüstenähnlichem Klima, starker Tagesinsolation und großer nächtlicher Abkühlung.

Der weltabgelegene Indianerort kam uns wie ein kleines Paradies vor. Gab es doch ein sauberes (!!) Lehmquartier, reichliches und gutes Futter für die Tiere, — Hühner, Eier und frisches Wasser für die Menschen, und der Corregidor war auch abends (!!) nicht betrunken.

Zeitig kamen wir an. Während meine Gefährten einen Spaziergang zu den Sandsteinbergen und der Klamm unternahmen, stieg ich auf einen kleinen Hügel beim Orte, der einen prächtigen Überblick über den Kessel, in dem Yaco liegt gewährt, sowie auf die bunten Berge im Westen. Ein kurzer, schöner Sonnenuntergang, dann zog die lautlose Stille der Nacht herauf. In unendlicher Klarheit stieg das Kreuz des Südens am Horizonte herauf.

Unser braver Corregidor schwor uns am Abend, es seien bis Araca, unserm nächsten Ziele, neun Leguas, und wir waren geneigt, seinen Angaben Vertrauen zu schenken, obgleich wir in puncto Entfernungsangaben die betrübendsten Erfahrungen gemacht hatten. Gewöhnlich haben die Einheimischen keine Ahnung der Wirklichkeit, kennen die Gegend gar nicht, genieren sich aber das zu sagen und lügen das Blaue vom Himmel herunter. Wir sollten später merken, daß es diesmal gerade so war, ebenso wie mit der bestimmten Aussage, in Malla würden wir Futter u. s. w. finden.

Von Indianern ist gewöhnlich schon gar nichts zu erfahren. Die sagen immer, alles wäre »nahe, sehr nahe« (cerca, muy cerca), bloß damit man ja nicht dableibt, sondern weiterreite, und sie auch nicht prügle aus Ärger ob der unangenehmen

Auskunft. Begreiflich ist ihr Wunsch, wenn man bedenkt, wie sie seit Spanierzeiten her von der weißen Rasse behandelt wurden.

Die nächsten zwei Tage ritten wir hauptsächlich in nördlicher Richtung, im großen und ganzen parallel mit der Kammlinie der Quimzacruzkette sowie mit dem großen Flusse, der zwischen Gebirge und Pampa fließt. Zahlreiche Bäche kommen teils in nordwestlicher, teils in westlicher Richtung von den Schneebergen her in tiefen, geröllerfüllten Tälern, und so müssen wir denn oft hinab und wieder hinauf, um über mehrere unbedeutende Pässe immer das nächste Tal zu gewinnen. Einmal konnten wir auch 2½ Stunden lang fast auf der Höhe eines in nördlicher Richtung verlaufenden Kammes entlang reiten — ein Höhenweg, der vielleicht einzig dasteht. Im Osten öffnet sich im Hintergrunde vieler Täler der Blick auf die Schnee- und Eisregion, wo dicke Wolken wallen und die Gipfel verhüllen, und im Westen, hinweg über das große Flußsystem, schweift das Auge über die ungemessenen Wüsten der Pampa, die wolkenlos und klar bis in fernste Fernen sich erstrecken.

Nach dreimaligem Auf- und Abstieg (unbenannter Paß, 4314 *m*, Abra Cozusaña, 4369 *m*, unbenannter Paß, 4144 *m*) erreichten wir das elende Dörfchen Malla, 3880 *m*.

Die Einwohner sprachen nur das Aymaráidiom, so war denn eine Verständigung fast ausgeschlossen, da unser Mozo nur der Quechoasprache [1]) mächtig war. Jedenfalls verstanden wir sie aber soweit, daß sie kein Futter hätten oder keins hergeben wollten, und daß im nächsten Tale eine Finca[2]) läge, wo wir etwas derartiges bekommen könnten; bis dahin sei es »cerca, muy cerca«. Also frisch an den nächsten Aufstieg! In zwei warmen Stunden hatten wir endlich unsere müden Tiere glücklich auf die Abra de Ventanana, 4273 *m*, hinaufgetrieben — von einem Gute natürlich keine Spur. Und bis in die Nacht hinein stolperten wir einen einsamen Ziegenpfad abwärts, ohne etwas für unsere Mulas zu finden.

Schließlich erreichten wir bei dem Dörfchen Troma, 3758 *m*, einen Bach, wo uns ein wenig stachlichtes Gras und das frische Gletscherwasser zum Bleiben um so mehr einluden, als eine leerstehende Lehmhütte uns selbst ein gastliches Obdach bot. Bald erschien auch ein Indio, der uns gegen Tabak etwas Tolaholz[3]) brachte und versprach, unsere Tiere hüten zu wollen. Dafür bekam er einige Nickelmünzen und eine Zigarette — und ward nicht mehr gesehen. Nach allen uns gemachten Angaben hätten wir längst in Araca, dem nächsten Ziele, sein müssen, erfuhren aber am Morgen des 8. Januar, daß bis dahin noch mindestens ein Tag weiter sei.

Offenbar näherten wir uns aber dem Zusammenflusse des Rio Luribay mit dem Rio La Paz, denn die Bergrippen, über die hinweg wir stets in neue Tälchen kamen, hatten allmählich eine mehr nördliche Richtung angenommen. Und als wir schließlich um 3 Uhr eine genau nördlich ziehende, etwas höhere Wasserscheide erreichten, blieben wir sehr überrascht stehen vor einem Bilde, wie es keiner von uns vermutet hatte.

Bislang hatten wir nur vereinzelte Gipfel im Hintergrunde der Täler gesehen, jetzt standen wir auf der Abra Cairoma, 4029 *m*, auf der westlichen Begrenzung des

---

[1]) Quechoa — Quichoa — Quechua, ist die Sprache fast aller Puna-Indianer im Bereich des alten »Alta Perú« (Nord-Peru bis Nord-Argentinien). Die Aymarás bilden eine ethnographische und sprachliche Enklave in diesem großen Gebiet, sie erstrecken sich etwa vom Titicacasee bis Oruro.

[2]) Finca: kleinerer, gewöhnlich verpachteter Hof — Teil eines großen weitläufigen Besitzes, »Hacienda«.

[3]) Tola: Lepidophyllumarten. Strauchartige Pflanze, unserem Heidekraut im Habitus ähnelnd, geht bis etwa 4800 *m* hinauf. Neben Yareta (siehe S. 170) und Taquia (Llamamist) das einzige Brennmaterial der »Puna«.

direkt in den La Paz-Strom entwässernden Tales von Araca und uns gerade gegenüber erhob sich der ganze nördliche Teil der Quimzacruzkette, die »Nevados[1]) de Araca«, ein langgestrecktes Hochgebirgspanorama. Ganz im Süden dieser in nordsüdlicher Richtung etwa 40 *km* messenden Berggruppe steht ein hoher Schneedom mit runder Kuppe, von der sich große, breite Gletscher in den obersten Teil des Aracatales ergießen. Etwas weiter nördlich senkt sich in den Kamm ein Quertal ein, wie wir später, leider viel später erst, erfuhren, das Hochtal, in dem die neuerschlossene deutsche Zinnmine[2]) Viloco liegt, an welche wir weitgehende Empfehlungen hatten. Im Hintergrunde dieses Tales steht ein hoher, kühner Gletscherberg, den wir auf ca. 6000 *m* taxierten, die Seitenwände werden gebildet von zwei Reihen ungemein schroffer, turmartig aufsteigender Felsberge, die Gipfel der nördlichen Wand, die wir von Süden — der Schattenseite — sahen, waren über und über bedeckt mit hängenden Gletschern.

Noch weiter nach Norden, bis zum tiefen, Ost—West verlaufenden Einschnitt des La Paz-Stromes, einer Depression von mehr als 4000 *m* — wenn man als Kammhöhe des Gebirges 5500 *m* annimmt —, folgt ein wilder Zackengrat stets höher erscheinender Berge, da sich das Tal von Araca stark und schnell senkt.

Diese Türme, die aus Urgestein bestehen, gemahnen sehr an die Aiguilles der Montblanckette, nur erreichen wohl manche von ihnen nahezu 6000 *m* und erheben sich zum Teil mehr als 4000 *m* über dem Tale.

Hinter diesem Grate, offenbar durch ein größeres Tal getrennt, liegen dann noch höhere Eisberge, von denen aber nur eine vereinzelte Spitze hie und da zwischen Wolken sichtbar war, und von denen im übrigen eigentlich jede Kunde fehlt.

Von unserem Passe stiegen wir hinab ins obere Aracatal und stolperten mit müden Tieren über ein gigantisches Schotterfeld, das sich unterhalb einer großen Endmoräne erstreckt; hier nimmt alles ungewohnte Dimensionen an. In diesen großen Schotterkegel haben die eiszeitlichen Schmelzwasser tiefe, steilwandige Schluchten eingerissen, die wir zu unserer herzinnigsten Freude jedesmal hinauf und hinabklettern mußten.

Das Tal, dessen oberer Teil etwa Nordost gerichtet ist, nimmt etwas weiter unten genau nördliche Richtung an und, als wir aus einer der Schluchten wieder auftauchten, bekamen wir plötzlich, zum ersten Male, den Cerro Illimani, 6400—6500 *m*, jenseits des La Paz-Tales zu Gesicht, und was sich da zeigte, war so großartig, wie ich nur je in Stunden kühnster Phantasie mir ein Bild ausgemalt.

Erlebnis bist du, Illimani, dem, der so dich sah, hoch ob der Tiefe brauenden Nebeln! Wenn ich heute, nach fast einem Jahre, die Augen schließend, dich wieder vor mir sehe, dann möchte ich wieder fromm sein können, ein frommes, gläubiges Kind und beten können, erfüllungssicher beten: In trüben Tagen schwer lastender, grauer Sorge, dann sei es mir gegeben, dein Bild mir vorzustellen, wie damals ich es gesehen, ein leuchtendes, hinreißend herrlich Denkmal der Schönheit.

Wallende Wolken unter dir, so ragst du, ein schimmernd Marmorbild vor blaßblauer Seide, empor in die Kälte des ewigen, erbarmungslos weiten Raumes, der letzte Pfeiler einer Reihe von Gefährten stehst du ohne Rivalen, ganz allein in schneeiger Schönheit, ein weißbesegelt Schiff auf wilder, weiter See.

Zum Rätsel wirst du schimmernd Bild in deiner furchtbaren Schönheit, deiner erdenthobenen Einsamkeit.

Bist du der Thron guter Götter, wie der arme Indio an deinem Fuße glaubt? Bist du eine ewige Burg, daran der Zeiten Strom sich brandend bricht, daran alles

[1]) Nevado = schneebedeckter Berg.

[2]) Zinn (sp. estaño), jetzt der Hauptmineralreichtum Bolivias, nachdem das Silber (plata) in den reichsten Vorkommnissen ausgebeutet.

zerschellt, was ihm der Mensch hat anvertraut an Leid und Lust, an Heischen und Hoffen? Bist du ein Riesenkleinod in der Krone eines Herrschers der Welten? Bist du die Bühne, auf der im Laufe der Zeit in seltensten Stunden der Tod sich den Erdgeborenen zeigt, wo der große Sieger zum sausenden Singen des Sturmes hohnlachend ein grell gellend Lied voll hämischen Triumphes hinausposaunt in den Aufruhr zerfetzter Wolkenleiber, hinaus weit über alle Lande?

Zum Erlebnis wirst du, Illimani, dem, der so dich sah hoch ob den brodelnden Nebeln der Tiefe.

Conway, der weitgereiste, der erste und einzige Ersteiger dieses Berges, der mit zwei europäischen Führern in sechs Tagen den Gipfel endlich erreichte, er, der gewiß sagen darf, »viel Schönheit sah mein Auge«, auch er findet fast mehr als begeisterte Worte für Illimanis Schönheit — und doch sah er den Berg nur von La Paz aus und von tief unten, von Cohoni und Cotaña. Auch Güßfeld findet kaum Worte, dieser Schönheit gerecht zu werden, und auch er sah Illimani nur von Westen, von wo der Berg zusammengedrückt und klein erscheint verglichen mit dem Anblick von Süden aus dem Aracatale, wo das Auge mit einem Blick einen Absturz von beiläufig fünf und ein halb tausend Metern überschaut, und von wo aus vor allem der Eindruck durch keinen Nachbarn des Berges irgendwie beeinträchtigt wird.

Der La Paz-Strom umfließt in einer Art nach Süden ausladender Schleife den Fuß des Berges und in diese Schleife hinein zieht sich vom dreigipfligen Illimani ein langer Grat aus wilden Felsbergen bestehend. Von Osten her, aus dem feuchten Tiefland, aus den heißen Yungas, kommen ganze Heerscharen von Wolken gezogen. Sie wälzen sich über des Illimani langen Grat und wogen zwischen den Felsrippen abwärts; sie wälzen sich auch tief unten auf der Sohle des La Paz-Tales aufwärts.

Aber einmal jenseits des wasser- und wetterscheidenden Kammes kommen sie nicht weit, sie lösen sich unmerklich auf, nur einzelne Fetzen reißen sich los und jagen in rasender Eile westwärts. Da gehen auch sie unter, verschwinden, aufgesogen von der heißen Tagesluft der Puna. Unterdessen braut sich aber in viel höheren Regionen über der Hochfläche ein Gewitter zusammen und zieht hinter den Illimani. Ein felsumgürteter Riese mit schneeigem Haupte steht er glänzend und majestätisch vor dem dunklen, schwarzblauen Hintergrunde.

Ganz langsam ritten wir abwärts. Keiner sprach ein Wort der Begeisterung, viel später erst dachte ich daran, diesen Anblick im Bilde festzuhalten.

Nun verkriecht sich die Sonne im Westen hinter düsterer, goldgesäumter Wolkenwand. Bleich und gespenstisch, drohend in ungeheurer Größe steht der Illimani da, alle Wolken haben ihn gelassen und in voller unverhüllter Klarheit sehen wir die Riesenschlangen der Gletscher sich abwärts winden.

Einen Absturz wie den des Illimani gegen Süden hat unsere Erde wohl nicht oft aufzuweisen. An seinem Fuß blüht die Banane, da rauscht das Zuckerrohr, da reift eine feurige Rebe, auf seinem Haupte wütet der Schneesturm, liegt der weiße Todesflaum; wer morgens das Paradies ewigen Sommers verläßt, der kann abends in den Vorhöfen ewigen Winters stehen.

Wiederum kriechen aus dem tiefen Schlund des Tales graue Nebel und verhüllen den Berg. Wasserfallgleich fließen goldgelbe Wolken über den Süd-Ost-Grat, nur hie und da leuchtet ein Firnfeld, zeigt sich ein schwarzer Zacken.

Und abermals hebt sich der Schleier. Blitze zucken über der Pampa tief unter Illimanis Spitze; eine einzige gewaltige, rundköpfige Wolke krönt sein Haupt. Noch einmal scheint da oben die sinkende Sonne, und die scharfen Schneegrate leuchten auf mit goldener Kante. Bald herrscht auch dort die Nacht, die stille, sternleuchtende Nacht, die uns schon lange umfängt.



Zwischen Costaña und Cohoni.

Inzwischen sind wir auf ganz scheußlichem Wege immer weiter hinabgestiegen und zwar auf der rechten Talseite, tief unter den kühnen Felsbergen. Rechts oben irgendwo, da muß unser Ziel, Viloco, liegen — gewiß — aber wer findet das ohne Karte, ohne Führer, ohne alles? »Bei Araca gelegen« — das ist eine ziemlich weit begrenzte Möglichkeit in einem Lande, wo man Entfernungen von 50 *km* als »nahe« bezeichnet.

Gerne hätten wir irgendwo unser Zelt aufgeschlagen und bis zum Morgen gewartet. Einmal trafen wir auch auf ein paar Indiohütten, aber die Leute schienen nichts zu haben und eine Verständigung war sehr schwer. An dem steilen Hang wuchs überall nur dorniges und blumiges Gestrüpp und ganz ohne Futter durften wir unsere stark strapazierten Tiere nicht lassen. Die Sorge für die Mulas — das ist überhaupt das ständige Leitmotiv, das sich durch die Gedankenreihe jedes Tages hindurchzieht.

Endlos und endlos ging's so hinab — und nur gelegentlich jenseits kleiner Bäche ein Stückchen steil hinauf. Längst lassen wir unsere Tiere frei laufen und gehen zu Fuß.

Allmählich kommen wir beträchtlich tief — von dem Dorfe Araca keine Spur!

Aber endlich — wenigstens ein Haus! Eine Finca, die weit unter dem Pfade, dem wir folgen, auf geneigter Terrasse hoch über dem Flusse liegt, umrahmt von enormen Eucalyptusbäumen. Weglos brechen wir uns Bahn durch dichtes Gebüsch, stolpern schließlich eine enge, unregelmäßige Steintreppe hinab und stehen mitten im Gutshofe, wie fast immer ein Rechteck, umgeben von Wirtschaftsgebäuden, Wohnhaus und Brennerei — alles einstöckige Lehmbauten.

Nirgends haben wir je in Bolivia vergeblich angeklopft — auch diesmal auf der Finca Teneria nahmen uns der Pächter und seine Frau nach Kräften gut auf. Ein Zimmer, das als Heumagazin gedient, wird uns ausgeräumt, die Tiere bekommen ihr Lieblingsfutter, Alfalfaheu, und uns selbst ladet der freundliche Mann in seine Stube, zugleich Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, zum Essen ein.

Viel lieber hätten wir uns ja von unserem Mozo kochen lassen, aber das ging nicht an. So delektieren wir uns denn nach Kräften an Hammelsuppe und Klößen aus Hammelfleisch, Kartoffeln und Rosinen, dazu gibt es Gerstenbrot und Magerkäse, als Tafelgetränk Wasser und Pfirsichschnaps, ein starker, an Kirschwasser erinnernder Branntwein mit ausgezeichnetem Aroma, wie wir später erfahren, ein Haupterzeugnis dieses Gutes.

Eine indianische Dienerin huscht lautlos durch den türlosen Kücheneingang hin und her, sie bedient aber nicht — das muß die Frau des Hauses besorgen, die uns stehend aufwartet.

Beim Schein einer schlechten Kerze saßen wir dann noch lange mit unserem Wirte zusammen und erzählten ihm so vieles aus dem fernen Wunderlande Europa, von dem unser Freund, wie die meisten seiner Landsleute, eigentlich nur Frankreich oder richtiger Paris dem Namen nach kannte und als Kulturland gelten ließ.

Endlich besann er sich auch noch an »Berlin«, daß es aber in dem halbbarbarischen Lande Alemania, wo viele Menschen nicht einmal »Christianos« wären, noch Städte geben sollte, das glaubte er uns offenbar nicht und nur die Höflichkeit dem Gaste gegenüber verhinderte ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Seinerseits erzählte er uns manches über den Betrieb eines Gutes in solcher Einsamkeit und von ihm erfuhren wir auch, daß Araca — der Ort — noch weit talabwärts läge, aber nicht auf unserem Wege nach La Paz, und daß Araca — die Mine — eigentlich Viloco geheißen, sich hoch droben am Fuß der felsigen Spitzen befinde, in der Gegend, aus der wir kamen. Er wußte es ganz genau, denn er hatte einen »Compadre«[1]) da oben.

Mit echt spanischer Höflichkeit war er erbötig, uns am nächsten Morgen dahin zu begleiten, damit wir's auch sicher fänden. So einfach schien das nicht zu sein.

Nach einer warmen Nacht brachen wir am 12. in aller Frühe auf; Hunderte von Flöhen[2]) hatten uns die Nachtruhe nicht eben versüßt. Unseren Mozo mit den Lasttieren ließen wir zurück und nahmen nur das notwendigste am Sattel und im Rucksack mit. Bald hatten wir das schöne Teneria mit seinen blühenden Pfirsichbäumen, seinem rauschenden Eucalyptushain und duftenden Rosenhecken unter uns. Kein Wölkchen war zur frühen Stunde am Himmel und der Illimani stand in voller Pracht jenseits des Tales. Liebkosend zog das Licht langsam die Hüllen des Schattens von dem marmorweißen Bilde.

Etwa 1½ Stunden ging's da hinauf, wo wir am Tage vorher abgestiegen waren und dann in ein linkes (orographisch rechtes!) Seitentälchen hinein. Kein Wunder, daß wir diese Abzweigung nicht gefunden, denn dieser Weg ist kein Weg. Dem brausenden Bach entgegen über saftige Bergwiesen und durch schütteren Queñoawald geht's steil und pfadlos eine Zeitlang aufwärts, dann findet sich eine Art Steiglein.

Die Quenoa (Polylepis racemosa) ist in der ganzen östlichen Cordillere Bolivias der höchste Baum. Oft krumm und verwachsen, mit spärlichem, mattem Laubwerk, abblätternder rotbrauner Rinde und eisenhartem Holz, spielt sie als landschaftliches Moment hier etwa die Rolle der Arve. Als höchsten Standort haben wir ca. 4000 *m* gefunden.



Ein »Reitweg«.

[1]) Compadre = Gevatter. Paten hat man in spanischen Ländern für alles — für Taufe, Hochzeit, Examen etc. Diese »geistige Verwandtschaft« ist ein tiefeingreifender wirtschaftlicher Faktor. Mancherorts sind z. B. Schuldforderungen an Compadres gerichtlich nicht klagbar.

[2]) Die Flöhe (»pulga«) sind eine in den tieferen Regionen allgemein verbreitete Plage. Sie steigen aber nicht höher als etwa 3500 *m*. Auf der Hochfläche — aber auch weiter unten! — ist das unangenehmste Ungeziefer die »Vinchuca«, eine riesige Wanze. Läusen sind wir nie ausgesetzt gewesen — weil wir Indianerhütten stets gemieden haben.

Nach ca. drei Stunden Steigens von Teneria aus erreichten wir die unscheinbaren Steinhäuschen von Viloco, vielleicht die bedeutendste Zinnmine Bolivias.

Der peruanische Direktor und der deutsche Administrator (Herr Remé aus Hamburg) nahmen uns allerliebenswürdigst auf und bald wurde uns in dem niederen, wellblechgedeckten Speisezimmerchen ein gutes Essen auf sauberem Tuche aufgetragen — ein langentbehrter Genuß.

Auf dem ganzen Wege zu den Minengebäuden hatten wir von den wilden Fels- und Eisbergen über uns wenig gesehen, da wir uns zu sehr in der Froschperspektive befanden. Einmal bei den Häusern von Viloco, 4051 *m*, ist das anders, denn diese liegen grade am Anfang eines relativ breiten, hängenden Tales, das heißt eines Tales, dessen schwache Neigung der oberen, gewöhnlich von Eis ausgemodelten Partien plötzlich in einen Steilabsturz gegen das Haupttal übergeht, und oben tut sich der Blick auf in den Hintergrund des Tales, desselben Tales, das wir schon von der Abra Cairoma gesehen haben und das bereits erwähnt wurde.

Läge es in den Alpen — hier wäre ein kleines Dorado für Bergsteiger, denn die nördliche Talwand wird gebildet von einer ganzen Heerschar von Felstürmen, zum Teil mit Hängegletschern beklebt. Wo am Nachmittag die Sonne diese Wand trifft, geht Steinschlag nieder und von dieser Seite müssen die Berge der nördlichen Talseite einfach furchtbar sein.

Auch die südliche Talwand bildet eine Reihe von Felsspitzen, die aber zahmer sind; nach Westen, gegen das Haupttal gabelt sich dieser Grat, nach Osten verflacht er sich erst ein wenig und läuft dann allmählich aus gegen einen hohen Eisgrat, der den Abschluß des Tales bildet und sich herabsenkt von einem glänzenden Eisgipfel etwas weiter nördlich.

Während meine beiden Reisegenossen mit dem Direktor noch etwa eine halbe Stunde talaufwärts ritten zum neuen Aufbereitungswerk, beschloß ich eine Rekognoszierungstour in die südlichen Berge zu unternehmen und Herr Remé, ein begeisterter Bewunderer landschaftlicher Schönheit, erklärte sich bereit, mich zu begleiten.

Aber wie das manchmal geht — das Wetter war schön, was der nächste Tag bringen sollte, wußten wir nicht, die Orientierung war höchst einfach — und so wurde aus der Rekognoszierung die Tour selbst — trotz vorgerückter Tageszeit, die mich allerdings erst kurz vor Sonnenuntergang auf dem Gipfel ankommen ließ. Zu dritt — wir nahmen noch einen Indianer als Träger mit — ging's zunächst in die karartige Einsenkung zwischen den beiden westlichen Ausläufern des südlichen Grates hinein über grobblöckige Schutthalden, reichlich steil und anstrengend. Zahlreiche Viscachas, die murmeltierähnlichen Bewohner dieser Steinwüsteneien, schauten uns neugierig zu, aber immer in respektvoller Entfernung.

Nach zwei warmen Stunden, über einige Kletterstellen weg, erreichen wir die Stelle, wo sich der Grat gabelt. Es ist eine paßartige Einsenkung zwischen zwei mäßig hohen Felsgipfeln, wir sind hier etwa 4700 *m* hoch, und sehen nun schon von freierem Standpunkt nach Osten in den obersten Teil des Vilocotales und hinüber nach Nordosten zu den fabelhaft wilden Bergen der nördlichen Talwand und, was uns besonders angenehm, wir sehen auch unser Ziel, den Kulminationspunkt der südlichen Talbegrenzung, eine feine, scharfe Felsspitze, die sich aus dem etwa 2 1/2 *km* langen, zerklüfteten Grate erhebt.

Damit hätten wir eigentlich unsere Rekognoszierung aufgeben müssen. Aber bei dem prächtigen, windstillen Wetter konnte ich mich nicht befreunden mit dem Gedanken an Umkehr. Es war 3/4 2 Uhr und, wenn die zweifellos mögliche Kletterei keine unerwarteten Schwierigkeiten aufwies, und vorausgesetzt, daß mich kein plötzlicher Anfall von Bergkrankheit packte, konnte ich hoffen, um 5 Uhr oben zu stehen.



Naturaufnahme von H. Hoek.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann imbr.

Hochtal Viloco (Nevados de Araca).

Eilig traversierten wir über Halden aus enormen Blöcken unter den Felsen des Grates entlang, bis wir meinten, uns gerade unter der Spitze zu befinden und 3 Uhr 15 Min. konnte der Einstieg beginnen. Es war eine gemütliche Kletterarbeit über kleine Wandel und durch leichte Kamine, gelegentlich auch über Eisstellen weg bis dicht unter der Gratschneide. Da wurde es denn schon schwieriger, besonders das allerletzte Stückchen, eine glatte, etwa 4 *m* hohe Platte, war recht interessant. Herrn Remé, derartiger Kunststücklein ungewohnt, war die Sache schon längst etwas ungemütlich vorgekommen. Über die Platte brachten wir ihn noch, aber dann streikte er endgültig. Wenn er auch den Gipfel nicht erreichte, so hat er doch jedenfalls den herrlichen Blick gehabt auf den großen Gletscher, der sich am Südfuß des Grates ausdehnt und der von einem hohen Schneedom im Osten herabkommt.

Etwa 100 *m* östlich von uns, jenseits einer kleinen Scharte, erhob sich der Gipfel. In die Scharte hinab geht's offenbar ganz gut, aber jenseits derselben scheint ein schwerer Kamin den Zugang zur Spitze zu vermitteln, die nach Norden und Süden in steilen Wänden abbricht. Mit Gebärden frage ich den Indio, ob er mich noch weiter begleiten will. Keine Muskel zuckte in dem bronzenen Gesicht des braunen Burschen, schweigend schultert er meinen Rucksack: »Wo du plumpbeschuhter Europäer durchkommst, da werde doch ich katzensohliger Sohn der Sonne noch wandeln können.« Und solange es sich nicht um Eis und Schnee handelt, oder um Abfahren in Schutthalden, mag das auch wohl stimmen.

Der Kamin war wirklich hübsch schwer und dazu innen vereist, aber nicht besonders exponiert. Weitere Mühe gab es nicht, und eine halbe Stunde nach Erreichen des Grates stand ich auf dem Gipfel (5386 *m*, 5 Uhr 10 Min.).

In der Tat, ein eigenartiges Plätzchen! Der eigentliche Gipfel ist gebildet von einem auf die Spitze gestellten Riesenwürfel. Auf winzigen Vorsprüngen saß ich auf diesem Klotze, ängstlich bemüht, das Gleichgewicht zu erhalten. In einer Spalte mir zu Füßen kauerte der Indio und reichte verständnislos Stein um Stein hinauf zum Bau des kleinen Steinmännchens; mit demselben ehernen Gesicht packte er Apparat und Kassetten aus und nahm Schokolade und Zigaretten in Empfang.

Chancapiña nennen die Indianer den Grat, auf dessen Kulmination wir saßen — wie Herr Bueno, der Direktor, mir sagte, soll das »Der rauhe Wilde« heißen — wäre also etwa gleichbedeutend mit »Ruchen«.

Rauh ist der Berg, aber herrlich ist seine Aussicht. Nach West und Südwest sehe ich über ein ganzes, verzweigtes, tief eingerissenes Flußsystem, überfliege die zahlreichen Kämme und Bergketten zwischen den einzelnen Flüssen und blicke hinaus auf die Pampa, die jetzt tief unter mir liegt. Ob wir von einem Gipfel der Südalpen ins Land Italia schauen, ob von einem Berg des Harzes der Blick über die korngelbe Ebene schweift, oder ob ich niederschaue auf die bolivianische Hochfläche, stets ist das Charakteristische bei solcher Aussicht das weite, das Grenzenlose, was uns packt wie ein Verlangen, dem ich keinen Namen weiß, das ich nur vergleichen kann mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, die in uns allen lebt.

Ganz fern über der Ebene zeigen sich schwach aber deutlich die Konturen hoher Vulkane (Sajama, Tacora), die wohl an die 300 *km* entfernt sein mögen.

Leuchtende hohe Gletscherberge mit großen Firnfeldern und schönen Eisbrüchen stehen im Südosten, es sind namenlose, unbekannte Berge, die der Hauptachse der Quimzacruzkette angehören, von der mein Grat ja nur einen Seitenast darstellt. Die Höhe dieser Berge, die mit weißen Wolken Verstecken spielten, kann ich nur taxieren, sie mögen aber um die 6000 *m* sein.

Mir grade gegenüber sah ich nach Norden auf die andere Seite des Tales von Viloco, auf die schon oft erwähnten, eisumpanzerten Felsnadeln, eine imposante Schar wehrhafter Recken, die so ungefähr von der Höhe des Chancapinnagrates

sind. Über der östlichen Hälfte dieses Grates zeigten sich auf Augenblicke Teile höherer Berge, zu kurz und unvollständig, um irgend etwas über sie aussagen zu dürfen.

Weitaus das großartigste war aber wiederum der Blick auf den Illimani; und da wir jetzt weiter östlich stehen, so zeigt sich auch sein östlicher Nachbar der Mururata.[1])

Tief unten im La Paz-Tale lag ein dunkles Gewitter und gelegentlich zuckte ein Blitz. Darüber kam das Piëdestal des Illimani zum Vorschein.

In etwa 3000 *m* Höhe lag eine zweite schneeweiße Wolkenbank, von der sich ab und zu kleine Wölkchen lösten, die dann langsam südwärts segelten in das Tal von Araca hinein, wo sie sich etwa vor dem Tale von Viloco zu einer dichten Masse sammelten.

Bei etwa 3600 *m* begann ein dritter Wolkengürtel mächtig dick und wohl bis etwa 5000 *m* reichend. Darüber, nur von ganz kleinen, zierlichen Wölklein umspielt, wie Engelchen das Haupt einer Heiligen umschweben, steht glänzend der majestätische, firnreiche Gipfel des Illimani.

Meinem armen Gefährten mag der etwas ungewohnte Aufenthalt auf luftiger Gratschneide recht lang geworden sein während der halben Stunde, die ich da oben auf dem Gipfelblocke saß. Als wir ihn endlich halb abholten, halb erlösten, war der kurze Tropentag schon stark im Sinken. In möglichster Eile klommen wir auf bekannter Route die Felsen hinab über lockeres Geröll und steile Blockhalden immer schnurgerade ins obere Vilocotal. Bald aber überfiel uns die Nacht; doch in diesen Höhen leuchten die Sterne hell, und bei ihrem kalten Schein ging's das enge Tal hinab über Moränen aus enormen Blöcken bestehend und oft durch kleine, knöcheltiefe Moore, die hinter solchen Wällen liegen. Spät erst erreichten wir unsere Freunde in der Mine, und erhoben dann die Hände zum gewiß wohlverdienten Mahle.

Dichter Nebel lag am 11. morgens in den Bergen von Viloco. Um so größer war unsre Freude über den Erfolg des vorigen Tages.

Dort wo die nördliche Reihe der Berge, die das Vilocotal begrenzen, gegen das Haupttal des Aracaflusses ihr Ende findet, liegt, schon innerhalb des felsigen Steilaufbaues der Spitzen, das eigentliche Erzvorkommnis von Viloco in einer Höhe von ca. 4900 *m*. Im dichten, blendenden Nebel ritten wir hinauf, wenn man schon von Reiten sprechen will, wo die Tiere mehr als die Hälfte des Weges am Zügel geführt werden. Am Ufer einiger kleiner Hochseelein, unter imponierender Felswand liegen einige graue Hütten, die den arbeitenden Indianern zur Wohnung dienen. »Lomo de Llama« — auf Lamarücken — wird das Erz hinabgeschafft. Nur für den Transport des metallreichen Gesteines von der Bruchstelle bis zum Aufbereitungswerk hält das Unternehmen über 1000 Llamas, diese für Bolivien unentbehrlichen Haustiere. »Die Eisenbahn der Hochfläche« werden sie im Scherz genannt. Und tatsächlich — wenn auch die Herden, die oft bis 400 Stück zählen, von ihren zwei bis drei Indios begleitet, bloß etwa 10 *km* täglich machen, — wird ein gewaltiger Prozentsatz des Frachtverkehrs, besonders wenn es sich um klein verpackbare Waren handelt, von ihnen bewältigt. Bis an 100 Pfund trägt das männliche Llama, dabei ist das Tier wohl unerreicht anspruchslos und billig und gibt Fleisch und Wolle, und last not least eines der hauptsächlichsten Feuerungsmaterialien, seinen Mist, die Taquia, ein zwar wenig schön riechendes, stark rauchendes, aber sehr wertvolles Material, mit dem ganze Ortschaften fast ausschließlich kochen, mit dem geheizt und Erz geschmolzen wird — ohne das der Mensch vielerorts kaum

[1]) Mururata, soll heißen »Totes Haupt«.



Hochsee Viloco (5000 m).

existieren könnte.[1]) Dabei besitzen diese Tiere eine unschätzbare Eigenschaft, die ihre Verwendung als Feuerspender erst so recht eigentlich ermöglicht: Wo ein Tier sich ein Plätzchen für ein diskretes Geschäft ausgesucht hat, da fühlt sich die ganze Herde hingezogen, und nur so ist es möglich, größere Mengen dieses wertvollen Materials zu gewinnen.

Gegen Mittag waren wir wieder unten in den Verwaltungsgebäuden, nachdem sich noch einmal für kurze Zeit ein Blick in das stille, schöne, wilde Hochtal aufgetan hatte. Wir nahmen Abschied von Menschen, die wir in kurzer Zeit schätzen gelernt hatten, die dort auf dem Vorposten der Kultur unsere Sprache sprechen, und die wir wohl nie wieder sehen werden. Aber neue Eindrücke aller Art verwischen bald jede Spur von Wehmut.

Gegen Abend erreichten wir wieder die Finca Teneria mit dem herrlichen Illimaniblick und den vielen Flöhen. Noch einmal führte uns, während die Tiere gesattelt wurden, Frau Loïsa herum in den prächtigen Gärten mit den vielen schönen Pfirsichbäumen, dann bezahlten wir unsere Futterrechnung und verabschiedeten uns. Mit dem Futter ist das eine eigene Sache in Bolivia. Wie schon gesagt, sind gewöhnlich alle Leute außerordentlich liebenswürdig und gastfrei. Und der Gast darf die ihm gebotene Freundlichkeit ruhig annehmen, denn Kartoffeln, Fleisch und Schnaps kosten wirklich sehr wenig und auch ein nacktes Lehmzimmer, in dem höchstens ein paar leere Bettgestelle stehen, die statt eines Rostes mit Kuhhautstreifen überspannt sind, verursachen dem Besitzer wenig Kosten. Anders ist das aber mit dem Futter. Je nach der Gegend frißt ein Tier die Nacht für 30 bis

[1]) »Unglücklich Land« — ruft ein Reisender aus — »wo das Llama erst seine Notdurft verrichten muß, damit der Mensch essen kann.«

150 Pfennig an Heu oder sonstigem. Wenn man dann, wie wir, mit vielen Tieren kommt, so ist es sehr angenehm, daß sich ganz allgemein die Sitte eingebürgert hat, vor der Abreise das Futter zu bezahlen.

Der Weg nach dem Orte Araca traversiert weiter an der rechten Talseite entlang. Für uns gab's aber einen direkten Weg nach La Paz. Zwischen Dornhecken durch, auf engem Pfade stiegen wir hinab (eine Stunde) zur Sohle des Aracabaches, wo sich das Tal ein wenig verbreitert und die prachtvolle Finka Toropampa liegt. Etwas weiter oberhalb auf einem im Tale isoliert stehenden Hügel hat der frühere Besitzer den Bau eines riesigen Wohnhauses angefangen: »Illimaniblick«. Der Mann war gewiß einer der wenigen seiner Landsleute, die Verständnis haben für Naturschönheit. Aber wie so viele Projekte in diesem Land — auch dieses gedieh nur halb. Nun aber wirken die schon wieder zu Ruinen gewordenen Mauern auf dem kleinen, eucalyptusumgebenen Hügel als prächtiger Vordergrund für den hinreißenden Illimani.

Wir überschritten den Bach und begannen einen steilen Aufstieg an der linken Talseite in trockenem Schiefergestein. Hier stehen oben keine wasserspendenden Schneeberge und die Folge ist eine Dornwildnis, wo fast nur Kaktus und Brumeliaceen gedeihen. In manches Seitentälchen mußten wir hinab und dann wieder hinauf, um endlich die Höhe des Spornes zwischen Araca und La Paz-Fluß zu erreichen.

Über 700 *m* ging's dann jäh hinab zur Tiefe des La Paz-Flusses, der eines der großartigsten Täler sich eingefressen hat.

Ein Erosionstal zwischen 6000 *m* hohen Bergen mit riesigen, prallen, buntfarbigen Wänden. Im Tale unten muß man den Kopf weit zurücklegen, um den Gipfel des Illimani mit dem Blick zu erreichen. In der trockenen Jahreszeit reitet man von hier aus in anderthalb Tagen flußaufwärts bis zur Hauptstadt Bolivias, dabei etliche dreißig Mal den Fluß kreuzend. Jetzt aber schien das wenig geraten; gurgelnd und brausend schoß das Wasser in seinem Bette dahin, große Steine mitreißend, die dumpf aneinanderschlugen. Dazu herrschte, — wie man uns später in La Paz erzählte, eine konstante Erscheinung! — ein wilder Sturm. Die heiße Luft der östlichen Wälder steigt aufwärts und begierig rast sie durch dieses Felsentor hinauf der kalten Hochfläche zu. Ganze Schwaden des schäumenden Wassers riß der Wind empor und mischte sie mit dichten Sandwolken; die Maultiere stöhnten und zitterten unter ihrer Last.

Unmittelbar vor uns ging eine Tropa von Coca beladenen Mulas, geführt von drei Indianern zu Fuß, voraus ein alter Mann, der die Furten kannte. Etwa 20 *m* vor uns kam ein Indio zu Fall, sofort riß ihn das wilde Wasser mit, — noch einige Male sahen wir einen Arm, das wächserne Gesicht des Ertrinkenden auftauchen, dann verschwand er. Fast gleichgültig schauten wir zu. Es wunderte uns gar nicht, daß an diesem unheimlichen, wilden Orte etwas Gräßliches geschah, das war eigentlich so natürlich; die Vollendung einer menschlichen Tragödie, das war's, was als Schlußeffekt dieser Gegend den Stempel des Infernalischen aufpreßte.

Dreimal hatten wir den Fluß zu überschreiten und, wenn wir auch aus Erfahrung wohl wußten, wie zuverlässig und vorsichtig unsere Maultiere waren, so muß ich für mein Teil gestehen, daß es doch jedesmal ein recht unangenehmes Gefühl war, wenn ich mein Tier ins Wasser trieb.

Dann stiegen wir rechter Hand (orographisch links!) am Fuße des Illimani auf einem Rücken zwischen zwei Tälern empor, um das Gut Cotaña, an den fruchtbaren unteren Hängen des Illimani gelegen, zu erreichen.

Viel hatten wir sagen hören von Cotañas Schönheit. Und Frau Fama hatte diesmal nicht gelogen, in Bolivia haben wir kein schöneres Besitztum gesehen.

Mannigfach sind die Kulturen dieser Hacienda, da das bebaute Land vom La Paz-Fluß, an dessen Ufer tropische Früchte gedeihen, hinaufzieht bis ins Gletscherreich, wo arme Weiden nur noch dem Llama, dem genügsamsten aller Haustiere, spärliche Halme bieten. In der mittleren Region, in 2442 *m* Höhe, liegen das Wohnhaus und die Hauptwirtschaftsgebäude im Schatten gigantischer, schlanker Eucalyptusbäume und umgeben von einem wahren Urwald von Obstbäumen. Das Wohnhaus selbst ist ein hübscher Bau, mit säulengetragener Vorhalle, nur ist leider alles schon im Anfangsstadium des Verfalles.

Der Verwalter, offenbar ein Nachkomme eines ehemals eingewanderten Deutschen — er führte den Namen Schmidt, den er »Eschmid« aussprach — nahm uns sehr gut auf, und in einem Nebengebäude wurden wir nett und sauber untergebracht. Wie so häufig waren auch hier die Wände über und über beklebt mit Illustrationen hauptsächlich aus englischen Zeitschriften, zum Teil schon Jahrzehnte alt.

Wonnig war's, abends unter den Eucalyptusbäumen im Mondschein spazieren zu gehen und hinaufzusehen zu den Firnfeldern des Illimani, die durch das zarte Astwerk schimmerten, Wolken gleich, so weiß, so hoch, so weit und unerreichbar. Von Cotaña aus gelangte Conway in sechs Tagen auf des Illimani Spitze, Tag um Tag unter großen Mühen sein Zelt weiter vorschiebend. Meine begeisterte Schilderung, des Berges Schönheit zu rechtfertigen, zitiere ich hier des einzigen Ersteigers Worte beim Anblick des Gipfels von Cotaña: »I thought I had never beheld a more beautiful sight;« das will im Munde eines Conway viel sagen.

Von Cotaña führt eine Art »Höhenweg«, wenn man so will, über die Örtchen Caimbaya und Atahuallani nach dem Indianerstädtchen Cohoni. Es ist wohl einer der schönsten Maultierwege, die es gibt, voll stetiger Abwechslung.

Die grasigen Rippen, die von dem Felsenwall Illimanis ausstrahlen, werden auf kleinen Pässen überschritten (3685 *m*, erster Paß hinter Cotaña), der Weg krümmt sich in die Kare der Bergmauer hinein, in jedem Tälchen rauschen die Bäche und schäumende Wasserfälle stürzen herab von den Zungen der großen Gletscher, die mit grünblauen Klüften oberhalb der Mauer endigen.

Über saftige, blumige Alpenwiesen steigt der Saumpfad im Zickzack hinauf und hinab, durch schönen Wald und über die Trümmermassen von Bergstürzen, sowie den hellen Geröllfeldern der Wildbäche.

Von jeder neuerstiegenen Höhe gibt es einen prächtigen Blick auf die vielen sekundären Gipfel des Illimani, die von unten alle sehr bedeutend aussehen, und dauernd hat man linker Hand die Aussicht hinab auf das verwirrende Flußsystem des La Paz-Stromes und weit hinaus in die Pampa.

Bebaute Felder wechseln mit steilen Hängen, Weide und Wald weichen unfreundlichem Kaktusgestrüpp, stets ändert sich das Bild.

Von der Abra de Cohoni, 3861 *m*, hinter der dann gleich das Städtchen selbst kommt, hatten wir einen letzten Blick auf den Illimani.

Ein langer, steiler Weg in zahllosen Windungen, von den Hufen von Generationen von Maultieren im roten Sandstein ausgetreten, führt viele hundert Meter tief hinab zum Zusammenfluß des Rio Palca mit dem Rio La Paz, 2437 *m*.

Wo unser Weg aus kleinem Seitental in das des Rio Palca einmündet, liegt wieder eine große Finca, es ist Taguapalca. Gegen die beiden Bäche und ihrer Wellen Wut geschützt durch Mauern aus geschichteten Steinen liegt inmitten üppigsten Grüns ein schmuckes Haus, mit kleinem Pavillon hoch über dem Bache.

Wo eine zweckmäßige Bewässerung für stetige Feuchtigkeit sorgt, da wächst hier alles ganz wunderbar; wie eine Oase wirkt ein solch räumlich engumgrenztes Anwesen inmitten der großen Stein- und Kaktuswüste.

Auf solchen tiefgelegenen Gütern, schon nannte ich mehrere Namen, da ge-



Kaktusvegetation.

deiht in wirklich malerischer Anordnung alles mögliche, was bestimmt ist, auf Maultierrücken zum Markte von La Paz zu wandern: Kastanien, Oliven, Orangen, Zitronen, Granatäpfel, Pfirsiche, Äpfel, Trauben, Bananen, Paltas, Chirimoyas und viele uns weniger bekannte Arten — sie alle bedürfen unter diesem segnenden Himmel keiner anderen Sorge als der des Wässerns.

Bald hatten wir das La Paz-Tal erreicht, und mit Sonnenuntergang hielten wir unseren Einzug in die Finca Millecota, die fast ausschließlich Wein produziert. Von hier hatten wir nur noch einen tüchtigen Ritt bis La Paz. Es sind an die 55 *km* und geht ständig auf und ab, auf schlechtem Wege und viel im Geröll des Flusses. Bei drückender Hitze und auf matten Tieren war es ein ermüdender Ritt.

Die Lastmulas waren so ausgepumpt, daß wir keine Möglichkeit sahen, sie in einer Tour nach der Stadt zu bringen, halbwegs ließen wir sie mit unserem Burschen auf einem Gute zurück. Auch dieser Ritt, das La Paz-Tal aufwärts, ist schön und abwechslungsreich, vor allem aber sehr eigenartig. Zuerst ging's bald durch eine gräßliche Steinöde und bald an frischgrünen Fincas vorbei, wo immer ein einmündendes Bächlein sich als Wasser- und Lebensspender erweist.

Anders wird die Landschaft im oberen Teile des Flußlaufes, wo das große Tal mehrere hundert Meter tief eingeschnitten ist in die enormen Schottermassen der Pampa. Sande, Lehme, Gerölle und vulkanische Tuffe in mehrfachen Lagen hat der Fluß durchschnitten, und dementsprechend leuchten die Wände in allen Farben. Bald reitet man unten am Fuß hoher Lehmmauern, bald steigt der Pfad einige hundert Meter auf eine höhere Terrasse.

Von der Höhe der Pampa kommen in Seitentälern ganze Schlammströme herab, erstarrt und ausgedörrt und von Spaltensystemen durchzogen; sie sehen Gletschern aus der Ferne sehr ähnlich — besonders wenn weißes Salz auskristallisiert zur Form auch noch die Farbe vortäuscht.

Erdpyramiden, sowie ähnliche Erosionserscheinungen fesseln das Auge, sie sind von einer Großartigkeit, wie ich sie nirgends beschrieben kenne, und der Weg windet sich oft durch ein wahres Labyrinth solch gelber, brauner, zwar höchst hinfälliger Türme und Mauern, die darum aber nicht weniger pittoresk sind.

Breite, ebene, von der Sonne oberflächlich ziegelhart gebrannte Flächen bilden diese Schlammströme, wenn sie den Talboden erreicht haben. Aber die glatte Fläche ist tückisch — unten ist sie weich und zäh — und einmal saß meine Mula bis an den Bauch im zähen Schlick. Mit vieler Mühe gelang es, ihr einige Lassos unter dem Bauch durchzuschieben, mit Hilfe eines halben Dutzend Indios gruben wir sie zuerst ein wenig aus und schleiften das auf der Seite liegende Tier dann auf sicheren Boden. Es war ein ganz lustiges Abenteuer, hätte aber gerade so gut mit dem Verlust des Tieres enden können.

Je höher wir kamen und je mehr wir uns La Paz näherten, um so breiter und flacher wurde das Tal und um so weniger hoch die seitlichen Wände. Manchmal wurde der Weg streckenweise ganz eben und führte auch durch kleine Dörfer, die,

einem offenbar allgemein gültigen Mimicrygesetze gehorchend, hier gelb in der gelbbraunen Landschaft standen.

Die Opuntia wird hier vielfach als Nutzpflanze gezogen, andere Kaktusarten dienen als sehr zweckentsprechende Kultureinfriedigung und verleihen der ganzen Gegend ein unangenehm stachliches Gepräge.

Die Nähe eines Zentrums relativer Kultur wird auch durch zahlreiche bunte Fähnchen angezeigt, die, an langen Stangen befestigt, dem Kundigen verraten, daß in dem betreffenden Hause das säuerlich erfrischende Nationalgetränk, die trübgelbe Chicha[1]) zu haben ist. Wer es einmal überwunden hat, daß bei der Gärung dieses Trankes der menschliche Speichel, gewöhnlich dem zahnlosen Munde alter Frauen entstammend, das Ferment zur Zersetzung der Maisstärke abgegeben hat, der kann mit einiger Übung diesem Biere Bolivias ganz gut Geschmack abgewinnen.

Die Anzeichen der Stadtnähe mehren sich. Ganze Trupps Indianer mit Eseln, Maultieren oder Llamas ziehen an uns vorüber, mit bepackten oder leeren Tieren. Es ist ein farbenfrohes Bild, aber unverständlich bleibt es, wie diese Leute mit ihrer ungeheuren Vorliebe für möglichst schreiende Farben vor dem Import von Anilinfabrikaten haben existieren können.

Rechter Hand vor uns tut sich das Tal von Chuquiaguillos auf, in dessen Hintergrund wieder phantastische Türme und orgelartige Erdpfeiler stehen. Wir wenden uns etwas links, durchreiten den Vorort von La Paz, das blumenreiche Obrajes, und endlich, in dunkler Nacht erreichen wir Bolivias steilstraßige Hauptstadt, ca. 3700 *m*, wo uns der stellvertretende deutsche Konsul Herr Dietrich schon längst erwartet und in liebenswürdigster Weise im »Grand Hotel« Zimmer voll unechtester Eleganz bestellt hat.

Und damit lag wieder ein Abschnitt unserer Reise hinter uns, wieder einmal verbanden uns Kabel und Post mit der fernen Heimat. Wir freuten uns der Kultur, der Unterhaltung mit liebenswürdigen Landsleuten, ebenso wie wir uns einige Tage später freuten, der Fortsetzung unseres Weges über den Titicacasee dem Pacific zu.



Blühender Kaktus (Cochabamba).
Blütenkelch 30 *cm* Durchmesser, Höhe 2½ *m*.

[1]) Chicha (spr.: tschitscha), trotz des geringen Alkoholgehaltes sehr unangenehm berauschendes Getränk.

Zum Schluß seien mir noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur gestattet. In der ganzen langgestreckten Cordillera, die vom Illampu zum Illimani zieht, mit ihren zahlreichen herrlichen Gipfeln, da ist für den Bergsteiger noch ein schier unerschöpflich Arbeitsfeld, ein dankbar Land, wo auch der Geograph noch manches ernten kann. Wer aber hier Gipfel machen will, der soll Träger und Führer aus Europa mitbringen; mit einem gefüllten Rucksack, Batistschlafsack und Schneid allein kommt man da nicht weit.

Aber diese Art zu reisen pflegt gewaltig Geld zu kosten.

Für den aber, der mit geringeren Mitteln in einem fast unbekannten Gebiet, in einem herrlichen Bergland voll ragender Spitzen sich betätigen will, wenn es auch günstigten Falls bloß Spitzen zu stürmen gibt, die die 6000 *m* knapp überschreiten — dem empfehle ich die Ketten von Quimzacruz und Santa Veracruz.

Kaum sonstwo in exotischer Gegend ist so leicht und billig zu reisen, sind so hoch hinauf Hilfsmittel aller Art; dazu kommt eine harmlose, ungefährliche Bevölkerung, eine hochgehende Holzvegetation, reiche Jagd und für den deutschen Reisenden eine tatkräftige Unterstützung seiner Landsleute in Oruro und La Paz, die eine hervorragende Rolle in Bolivia spielen — und schließlich, was für den Bergsteiger besonders wichtig, in den Monaten Juli, August, September und Oktober kann man fast sicher auf haltbares gutes Wetter rechnen.

Unerläßliche Bedingungen zum genußvollen Reisen sind dagegen: wenigstens ein Teilnehmer der Expedition, der geläufig spanisch spricht, gute — womöglich gekaufte — Tiere und ein Diener, der wenigstens eines der beiden Indianeridiome versteht.

Im übrigen braucht es nur Freude am Leben in der Wildnis, ein wenig Humor und viel Geduld.

Im folgenden gebe ich eine Zusammenstellung von Schriften und Karten, die für den Reisenden in Bolivia Interesse haben können, mit Ausschluß aller rein geschichtlichen, kommerziellen und diplomatischen Publikationen.

Das Verzeichnis umfaßt nur allgemein zugängliche Arbeiten und macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

I. Literatur.

1835—47. **d'Orbigny, A. Dessalines.** Voyage dans l'Amérique méridionale de 1826—1833. 9 Bände und Atlas. 4to. Paris 1835—47.

1845. **d'Orbigny, A. Dessalines.** Descripcion geografica, historica y estadistica de Bolivia. Paris 1845. 8vo.

1850—59. **Castelnau, Fr. de.** Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. 7 pts. Paris. 8vo, 4to und Fol.

1853. **Weddel, H. A.** Voyage dans le Nord de la Bolivie. Paris 1853. 8vo.

1854. **De Bonelli, L. Hugh.** Travels in Bolivia. 2 vols. London 1854. 8vo.

1861. **Forbes, David.** Geology of Bolivia and S. Peru. Quarterly Journal of the Geological Society. vol XVII, p.p. 7—62. Map and sections. 8vo.

1861. **Grandidier, E.** Voyage dans l'Amérique du Sud. Pérou et Bolivie. Paris 1861. 8vo.

1865. **Rück, E. O.** Guia General de Bolivia. Sucre 1865.

1865, 66, 67. **Reck, Hugo.** Geographie und Statistik der Republik Bolivia. Peterm. Geogr. Mitteil. 1865, S. 257, 281. 1866, S. 299, 373. 1867, S. 243, 317.

1866. **A. Tschudi,** Reisen durch Süd-Amerika. Leipzig, Brockhaus, 1866.

1874. **Aramayo, Avelino.** Bolivia. London 1874.

1874. **Mostach.** Bolivia: Kulturbilder aus einer südamerikanischen Republik. Leipzig, Barth, 1874.

1875. **Cortés, Manuel.** Bolivia. Paris.

1877. **Dingmann.** Four years in South America. Part II: Bolivia. Montreal 1877.



Naturaufnahme von H. Hoek.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Tal des Rio La Paz bei Cotaña.

1877. **v. Holten, H.** Reise von Cochabamba an den Chapare und Chimore in den Monaten Mai und Juni 1876. Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, p. 116. Karte.
1877. **Musters, G. C.** Notes on Bolivia. Journ. of the R. geogr. Soc. vol. XLVII, p. 201.
1878. **Agassiz.** Schizzo idrografico del Lago Titicaca. Cosmos di Cora IV, p. 321.
1878. **Bastian.** Kulturländer des alten Amerika. Petermanns Geogr. Mitteil. 78, S. 318.
1878. **Pissis.** Bericht über die Wüste Atacama. Mitteil. des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1878, p. 82.
1879. **René-Moreno, Gabriel.** Biblioteca Boliviana. Santiago de Chile. 4to.
1879. **Gormaz.** El desierto de Atacama. Bolet. de la Soc. geograf. de Madrid, VII, 1879, p. 65.
1879. **Ursel, Comte d'.** Sud Amérique. Séjours et voyages en Bolivie, etc. etc. Paris 1879. 12mo.
1880. **Wiener, Charles.** Pérou et Bolivie. Paris 1880. 8vo.
1882. **Minchin, J. B.** Bolivia. Proceed. R. Geogr. Soc., p. 671. London 1882. 8vo.
1882. **Kiepert, R.** Zur Kartographie von Bolivia. Kritik an Minchin, Reck, von Holten etc. Zeitschr. d. Gesellsch. für Erdkunde. Berlin 1882, pag. 89.
1882. **Russer.** Die Aymara-Rasse. Globus XLI, Nr. 5 u. folgende.
1882. **Russer.** Reise von Arica nach La Paz. Aus allen Weltteilen, XIII, p. 182, 198.
1884. **Zöllner.** Pampa und Anden. Peterm. Geogr. Mitteil. 1884. S. 276.
1886. **Bresson, André.** Bolivia. Sept années d'exploration, de voyages, et de séjours dans L'Amérique australe. Paris 1886. 4to.
1886. **Reck-Hugo.** Geograph. Skizzen über das Hochland von Bolivia. Peterm. Geogr. Mitteil. 1886, S. 176.
1886. **Reiß, W. und A. Stübel.** Reisen in Südamerika. Berlin. 4to.
1888. **Beltran y Rozpide.** La República de Bolivia. Bul. de la Soc. geograf. de Madrid, XXV, p. 7.
1888. **Pfeifer, H. J.** Land und Leute in Bolivien. Allg. Ztg., München. Beilage Nr. 184, 185. Juli 4, 5.
1889. **Moreno, J. L.** Nociones de geografia de Bolivia. Sucre. 1889.
1889. **Thonar.** La Bolivie. B. S. Geograph. C. II, 1889, p. 309.
1889—90. **Hettner.** Erforschung der Andes von Peru und Bolivia. Peterm. Geogr. Mitteil. 1889, S. 265. 1890, S. 112.
1890. **Monier, M.** Des Andes au Para. Paris 1890. (Mollendo—La Paz, exkursorisch!)
190? **Bocabulario** de las voces usuales de Aymara con la Correspondencia en Castellano y Quechua. La Paz, »Libreria moderna«.
1890. **Asplazú, A.** La Meseta de los Andes. Publ. de la soc. geograf. de la Paz. 11 Pag. sep.
1891. **Guillaume, H.** Recent explorations in Peru and Bolivia. Scot. geogr. mag. Nr. 6, p. 234—45.
1892. **Handbook of Bolivia.** Bulletin Nr. 55 of the Bureau of the American Republics. Washington 1892. 8vo.
1892. **Ulrich Arnold.** Palaeozoische Versteinerungen aus Bolivien. Beiträge zur Geologie und Palaeontologie von Südamerika. Herausgegeben von Dr. G. Steinmann. Stuttgart, E. Koch, 1892.
1893. **Grove, L.** Deserts of Atacama and Tarapaca. Scot. geog. mag. 1893, pag. 62.
1893. **Hann.** Klima des Hochlandes von Peru und Bolivia. Peterm. Geogr. Mittlg., 1893, S. 280.
1894. **Bravo C.** La Patria Boliviana. Estado geografico. Band V der Biblioteca Boliviana de Geografica e Historia. La Paz. 1894. 8vo.
1894. **Ellis.** Recent Visit to Bolivia. The Royal Geographical Soc. papers. XII, 227, 228.
1894. **Urqhuart D. R.** The Bolivian Altiplanicie. Scottish geographic. Magaz. 1894, p. 302, 360.
1895. Bolivia. Im Bol. del Jnstituto geograf. Argentino. Tomo XV. Cuad. 9 u. 10.
1897. **Bellessort André.** La jeune Amérique. Chili et Bolivie. Paris 97. 8vo.
1899. **Nusser-Asport, Ch.** Einige Wochen auf der bolivianischen Puna. Deutsche Rundschau 1899, 346—54.
1900. **Conway.** Notes on a Map of the highest part of the Cordillera Real. Royal geograph. Soc. papers 1900, I, 528.
1901. **Ballivian.** Noticia politica, geografica, industrial y estadadistica de Bolivia. La Paz 1901.
1901. **Conway, Sir Martin.** The Bolivian Andes. A Record of Climbing and Exploration in the Cordillera Real in the years 1898 and 1900; illustrated. London and NewYork (Harper & Brothers), 1901.
1901. **Evans, Joh. Wil.** Expedition to Caupolican, Bolivia. Royal geographic. Soc., 1901, I, 601—640.
1902. **Juarez E.** Notes on Bolivia, compiled and prepared from different sources London, Unwin brothers, 1902. Maps and Illustrations.
1903. **Nordenskiöld, E.** Travels on the Boundaries of Bolivia and Argentina. The Roy. geogr. Soc. Pap. 1903, I, 510 ff.
1904. **Steinmann, Hoek und Bistram.** Zur Geologie des südöstlichen Boliviens. Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie 1904, S. 1—4.
1904. **Perl, A.** Durch die Urwälder Südamerikas. Berlin 1904.
1905. **Hoek, H.** Besteigung des Cerro Tacora. Öst. Alp.-Ztg. 1905, Nr. 679.

II. Karten.

1839. Carte générale de la République de Bolivia par **A. d'Orbigny**, Paris. 1:1 600 000. Speziell für unser Gebiet rein schematisch.

1859. Mapa de la República de Bolivia, mandado publicar por el gobierno, levantado y organizado en los anos 1842 à 1859 por **Lucio Camacho, Juan Ondarza y Mariano Mujia**, printed by J. H. Colton, New York. Politische Karte mit viel Detail an Ortsnamen. 1:2 000 000.

186(?) Mapa topographica de la Altaplanicie Central de Bolivia por **Hugo Reck**. 1:2 320 000. Wie der Titel sagt, nur brauchbar für die Puna.

1877. Mapa de una parte de la República Boliviana por **Juan Minchin**. 1:3 000 000. Hauptsächlich Hochfläche und Westküste.

1901. Mapa de la República de Bolivia. Mandado organizar por el presidente General **José M. Pando**. Formado por E. Jdiaquez 1:2 000 000. Namentlich politische Einteilung, viel neues Material für die Gummidistrikte im Osten (Acre, Beni), sonst erscheint sie mir namentlich im Südosten als Rückschritt gegen die Karte von 1859.

1900. »The highest part of the Cordillera Real«, Bolivia, by **Sir Martin Conway**. In »The geographical Journal«. 1:500 000. Eine gute Karte hauptsächlich der Westseite der Ostkordillere von Illampu-Illimani.

1904. Mapa de la República de Bolivia por el Ingeniero **Fr. Germann**, Hamburg. 1:2 000 000. Die neueste Karte, die bei unserer Abreise noch nicht erschienen war. Sie hat fast allgemein eine wenig anerkennende Kritik erfahren.

(Ein zweiter Teil folgt im Jahrgange 1906.)



Cholos (Halbblut).

Zwischen der Saaser- und Mattervisp.

Von

Dr. Karl Blodig.

(Schluß zum Jahrgang 1903 und 1904.)

Mischabeljoch, 3856 *m*, Alphubel, 4207 *m*, Alphubeljoch, 3802 *m*, Mellichenhorn, 3912 *m*, Feejoch, 3812 *m*, Allalinhorn, 4034 *m*.

Bei nicht gerade verlockenden Wetteraussichten verließen wir Zermatt am 27. August 1902 um 4 Uhr 10 Min. nachmittags und wanderten talaus bis zur Schlangengrube, wo der Alpweg nach der Täschalpe von der Hauptstraße abzweigt. Aus dem Rhonetale schoben sich dunkle Wolkenmassen herein und verwehrten uns den Ausblick auf Rothorn und Weißhorn, welcher sonst den Gang hierher schon für sich allein lohnend erscheinen läßt. Ich vertröstete meine Gefährten auf den kommenden Tag; hatten doch alle Barometer steigende Tendenz gezeigt. Ein Viertel vor 7 Uhr kam das kleine Haus auf der oberen Täschalpe in Sicht, welches vier Jahre vorher Purtscheller und mich vor der Besteigung des Täschhorns beherbergt hatte. Noch ragten dieselben Felshäupter und Firndome, die er so sehr geliebt hatte, in die Lüfte, noch donnerten die Lawinen auf ihren seit Jahrtausenden gewohnten Bahnen herab, noch rauschte dieselbe klare köstliche Quelle, die auch ihn erfrischt hatte, durch den üppig grünen Talgrund. Aber wie so ganz anders spiegelte sich das alles heute in meinem Innern! Der treue — und mögen mir alle meine lieben Gefährten das Wort verzeihen — unersetzliche Genosse meiner Bergfahrten weilte ja nicht mehr unter uns! Um 6 Uhr 50 Min. betraten wir das schmucke Gebäude, von der tüchtigen Wirtschafterin aufs freundlichste willkommen geheißen. Unmittelbar nach unserer Ankunft setzte ein kräftiger Gewitterregen ein, das enge Tal widerhallte von den mächtigen Donnerschlägen und wir schätzten uns glücklich, unter Dach und Fach zu sein. Als wir uns eben zum Nachtessen begeben wollten, trat einer der zwei jungen Männer, die vor uns diesem löblichen Tun obgelegen hatten, heran und ersuchte uns, mit dem Hinweis darauf, daß sein Bruder sich unwohl fühle, ihn morgen an unserer Tour teilnehmen zu lassen. Gleich zwei Nibelungenhelden standen die beiden Hünengestalten vor uns, und das zuversichtliche und doch bescheidene Wesen des Bittstellers ließ mich nicht lange mit der Gewährung zaudern. Vielleicht war es auch mein Daimonion, welches mir zuraunte, daß jener noch dann bei mir aushalten werde, wenn meine älteren Gefährten sich gezwungen sehen würden, wegen Ermüdung die weitere Fortsetzung der Tour aufzugeben. Während der Nacht setzte der Regen öfters ein und wieder aus, so daß ich mich erst gegen 4 Uhr entschloß, wenigstens einen Versuch zu wagen. Um 4 Uhr 15 Min. brach die Gesellschaft, bestehend aus den Herren E. T. Compton, Dr. Max Goriupp, Hans Mach und meiner Person, verstärkt durch den Enakssohn Dr. Max Horten, auf; wir gingen auf einem Schafsteige am linken Ufer des vom Weingartengletscher kommenden Rothenbaches die steilen Rasenhänge von Brut hinauf. Etwas östlich von jenem Punkte, wo die beiden aus dem nörd-

lichen und dem südlichen Arme des Weingartengletschers entspringenden Bäche sich vereinigen, überschritten wir um 5 Uhr 15 Min. den letzteren, und eben als wir uns umwandten, um den hinabtosenden Wassermassen nachzusehen, riß der seit unserem Abmarsche wehende Ostwind die Nebelwände auseinander. Wie von einer riesenhaften Zauberlaterne erzeugt, erschien die Gruppe des Zinalrothorns von der Sonne hell beschienen in einem ovalen Ausschnitte in den wogenden düsteren Wolkenmassen. Aus diesem Bilde schöpften wir neue Hoffnung und tatsächlich wurde das Wetter bei jedem Schritte besser; bald zeigten sich über uns blaue Stellen in Menge, und als wir den Moränenwall beim P. 2897 des Topogr. Atlas erstiegen hatten, da lag das weite Rund vom Monte Rosa bis zum Weißhorn in voller Klarheit vor unseren staunenden Blicken da. So herrlich dieses Bild aber auch war, fast wurde es durch die allernächste Umgebung verdunkelt, wo die jeder Beschreibung spottenden wilden Felstürme des Teufelsgrates, der sich vom Strahlbett zum Täschhorn hinaufschwingt, das Auge jedes Hochalpinisten mit magischer Gewalt auf sich ziehen. Vom P. 2897 aus folgten wir dem Moränenrücken bis zu jener Stelle, wo derselbe nahezu im rechten Winkel in eine südöstliche Richtung umbiegt. Wir stiegen in die Gletschermulde hinab, die sich nordwestlich vom P. 3253 zwischen dem Moränenwall und dem Felsgerüste des Alphubels befindet. In mächtiger Steilwand türmt sich im Osten der breite Felsbau des Alphubel auf. Zwischen zwei gigantischen Rippen wälzt ein wild zerborstener Eisbruch seine Nadeln, Türme und Würfel herab und bringt unseren Compton durch die Unmöglichkeit, diesen unzähligen Nuancen von Grün und Blau gerecht zu werden, in gelinde Verzweiflung. Die nördliche Begrenzung unserer Mulde bildet eine mäßig steile Felsbastion, über welche wir den vom Mischabeljoche herabziehenden Gletscherarm erreichen müssen. Um 7 Uhr begannen wir den Anstieg über die brüchige Felswand, wobei die jeweilig Vorausgehenden immer die Rolle des bösen Wolfes übernahmen, der den unschuldig nachkletternden Schafen die Steine auf den Kopf wirft. Das Gezeter wurde endlich so arg, daß ich froh war, als wir ohne Unfall um 7 Uhr 30 Min. die Höhe des Felsrückens betraten. Ein allgemeines »Ah« ließ sich hören, als wir des idealen Gletscherbodens ansichtig wurden, der sich spalten- und fleckenlos zum Mischabeljoche hinanzog. Von hier aus konnten wir auch trefflich den Gletscherbruch übersehen, durch den sich die ersten Bezwinger des Mischabeljoches unter großer Mühsal einen Weg bahnten. Es waren dies die Herren Coutts, George, Thomason und Trotter, die unter Führung von Christian Almer, Franz Andermatten und Peter Bohren diesen schönen Übergang im Jahre 1862 eröffneten; sie waren, dem Gletscher im Abstiege zu lange folgend, gezwungen, auf die schlechten Felsen an seinem rechten Ufer überzugehen; dann mußten sie dieselben wieder mit dem Eise vertauschen und endlich gelang es Almers Geschicklichkeit, sie aus den Tücken des Eisfalles zu befreien.

Trotz des harmlosen Aussehens des Firnstromes seilten wir uns an und betraten den Eiskörper genau südlich vom A des Wortes Weingarten. Zwar wurden schon hier Stimmen laut, welche eine Frühstücksrast als wünschenswert hinstellten, ich vertröstete die Inhaber derselben aber auf die wundervolle Aussicht, die unser am Mischabeljoche harre, auf den dort herrschenden Sonnenschein und anderes Schöne. So glatt und kurz aber das Firnbassin auch aussah, so kostete uns dessen Überschreitung doch 1¾ Stunden. Auf der letzten Strecke war dasselbe überdies so hart und steil, daß sich Dr. Horten, obgleich er als letzter ging, mangels Steigeisen mehr als eine Stufe herstellen mußte. Ein tüchtiger Wind, der auf dem obersten Abschnitte des Firnhanges vom Joch herunterwehte, steigerte sich oben zum heftigen Sturme, der uns allsogleich zwang, gegen Osten abzusteigen und in den Felsen Schutz zu suchen. Um 9 Uhr 15 Min. ließen wir uns etwa 30 *m* oberhalb

der Jochhöhe zur wohlverdienten Rast nieder. Kaum waren die ersten Bedürfnisse des Körpers befriedigt, als wir uns mit der Betrachtung der Gegend zu befassen begannen. Strenge Kritiker werden die Aussicht als beschränkt bezeichnen und sie werden ja in Bezug auf die Anzahl der gesehenen Berge und Täler recht be-



Alphubel vom Weg zur Mischabelhütte.

halten. Wer aber mehr auf das Wie als das Was zu sehen gewohnt ist, der wird mir gerne beistimmen, wenn ich einerseits den Anblick der Bergkette vom Matterhorn bis zum Weißhorn, anderseits den Tiefblick auf den Feegletscher und Saasfee als unvergleichlich lohnend und erhaben bezeichne. Auf hellgrüner Matte ausgebreitet, liegt der Ort anscheinend unmittelbar am Rande des weißleuchtenden breiten Feegletschers, darüber erhebt sich das Dreigestirn Fletschhorn, Laquinhorn und Weißmies jenseits der tief eingeschnittenen Furche des Saastales. Und doch möchte ich die Palme noch einem dritten Schaustücke zusprechen, das ist der Blick auf

das Täschhorn. Hier ist das Auge gezwungen, von Absatz zu Absatz springend hinaufzuklimmen, wenn es dem Grate folgen will. Besonders der oberste Teil des Kammes, der meines Wissens noch nie durchklettert wurde, wirkt wahrhaft lähmend auf den Beschauer. Um 9 Uhr 55 Min. hatte ich meine Mannen wieder reisefertig beisammen und nun ging es über die stellenweise vereisten Felsen den verschneiten, öfters scharf überwächteten Grat hinauf zum Alphubel. Man würde es dem anscheinend so sanft aus dem Mischabeljoche sich aufbauenden, breitgestirnten Berge gar nicht zutrauen, was für schneidige Stellen hier, besonders bei ungünstigen Schneeverhältnissen, dem Besucher geboten werden. Bei normalen Verhältnissen dürfte man mit Steigeisen, wohl ohne eine einzige Stufe schlagen zu müssen, hier heraufwandern können. Nach einer vollen Stunde Marsches standen wir um 10 Uhr 55 Min. auf jenem Punkte, der, von Saas aus gesehen, als der höchste erscheint. Ein breites Plateau tut sich hier auf, über welches wir uns vom Winde hinübertragen ließen; dann schritten wir neben dem nach Westen mit mächtigen Wächten besetzten Firnwalle dahin und betraten um 11 Uhr 25 Min. den höchsten Punkt des Alphubel, 4207 *m*. Rev. W. A. B. Coolidge, der 1876 mit seinen getreuen Schildknappen Almer Vater und Sohn den Berg als Erster auf dieser Route erstieg, brauchte vom Joche bis zur Spitze nur eine Stunde, was für tüchtige Steiger als der Durchschnittsaufwand bezeichnet werden kann. Während der breite Rücken des Berges gegen die westliche oder Zermatterseite in sehr steilen, von unzähligen Eisrinnen durchfurchten Felswänden abstürzt, erscheint seine östliche Flanke als eine Fortsetzung des mächtigen Feegletschers. In einiger Entfernung von dem nahezu wagrecht verlaufenden Firste des Berges birst dessen Eisbedeckung in einem die ganze Breite des Gipfelbaues durchsetzenden Firnbruche, dann geleiten mäßig steile Firnhalden zu dem obersten Becken des genannten Gletschers hinab. Wir traten abwechselnd, vom doppelten Seile wohlversichert, an den Rand der nach Westen überhängenden Gipfelkalotte hinaus und sprachen den ersten Überwindern dieser Riesenwand unsere rückhaltslose Anerkennung aus. Herr W. R. Powell kam 1879, von Abraham Imseng und Peter Taugwalder geführt, nach zehnstündiger, wie sie es nannten »äußerst interessanter« Kletterei auf dem Gipfel an. Auch die Route über den Westsüdwestgrat, welche Herr George Broke mit Adolf und Franz Andermatten 1889 eröffnete, konnten wir von unserem Standpunkte aus völlig übersehen. Diese ist bei weitem kürzer und leichter als jene über die Westwand. Auch von Osten her wurde der Alphubel, ohne daß das Mischabeljoch oder das Alphubeljoch berührt worden wäre, erstiegen. Die Herren Dr. H. Dübi und Karl Munzinger erreichten die Spitze 1888 unter Führung von Alphons Supersax über die Ostwand, während Herr de Fonblanque mit Franz Imseng und Isidor Baumann 1891 die Nordostwand auf schwieriger Route überwand.

Etwas nach Südost absteigend, setzten wir uns auf dem Firnhange nieder und bewunderten, während Compton fleißig zeichnete, die überaus malerische Rundsicht. Diese, sowie der Umstand, daß sich der Berg beim häufig ausgeführten Übergange über das Alphubeljoch leicht mitnehmen läßt, führt ihm eine alljährlich größere Zahl von Besuchern zu. Einen erhabenen Anblick gewähren vor allem Täschhorn und Dom, jetzt übersehen wir auch die Firnhänge, die von diesen Gipfeln jäh nach dem Feegletscher hinabschießen. Nach Norden und Osten ist der Blick nur durch die Sehkraft des Auges beschränkt. Ich erblickte nördlich von der Weißmies, welche sich jetzt recht unbedeutend ausnahm, die Gipfel der Scesaplana und Sulzfluh, südlich davon breitet sich das Heer der Graubündneralpen aus, welches ich als Lokalkundiger meinen Freunden zu entwirren imstande bin. Das nächtliche Gewitter scheint auch dort gewirkt zu haben, denn die eisbedeckten Gipfel der Berninagruppe und die phantastischen Zinnen des Albigna-Disgraziagebietes sind trotz einer Entfernung

von 150 *km* in aller Deutlichkeit sichtbar. Über der oberitalienischen Ebene lagerte die allen Besuchern der Monte Rosa-Gruppe wohlbekannte »Baumwolle«. Man muß jeden Augenblick gewärtigen, daß die dichten Wolkenmassen auch die Gipfel des Walliserlandes einhüllen würden. Drohend wälzten sich die weißen Scharen gegen die Ostwand des Monte Rosa heran, aber dieser erwies sich denn doch zu stark für die Begehrlichkeit der Stürmenden. Hoch und hehr ragt sein Riesenbau in die blauen Lüfte, ein Sinnbild selbstbewußter Stärke und Größe. Neben diesem Kolosse konnte erst wieder das Matterhorn seinen Rang behaupten. Dent d'Hérens, Gabelhorn, Dent Blanche, Rothorn und Weißhorn wetteifern untereinander durch Adel der Form. Über den Depressionen zwischen den einzelnen Wallisergipfeln erblickt man die Gruppen des Gran Paradiso, des Mont Pourri, und die lange Kette des Montblanc. Die Berner Alpen sind mit Ausnahme eines Abschnittes zwischen Blümlisalp und Jungfrau, welchen der Dom verbirgt, trefflich sichtbar.

Da Meister Compton ein größeres Bild herstellte, richtete ich die Aufforderung, mich zum Allalinhorn zu begleiten, an die übrigen Herren, aber nur Dr. Horten zeigte sich geneigt, noch einen zweiten Viertausender anzupacken. Schlag 12 Uhr verbanden wir uns durch das Seil und gingen auf dem Wege, auf dem Leslie Stephen mit Melchior Anderegg 1860 vermutlich als die ersten Sterblichen den Alphubel erreichten, über die Südostflanke des Berges zum Albhubeljoche hinab. Wir gebrauchten hiezu 1 St. 20 Min.; doch glaube ich, daß, wenn mein Gefährte gleichfalls im Besitze von Steigeisen gewesen wäre, wir etwa die halbe Zeit benötigt hätten.

Das Alphubeljoch gilt als schönster Übergang zwischen dem Saaser- und Zermattertale. Man genießt von der Paßhöhe aus nach Osten und Westen nahezu dieselbe Aussicht als vom Gipfel des Alphubel, doch wird jedermann durch die Besteigung dieses Berges sich für die geringe Mühe reich belohnt fühlen.

Die alpine Forschung hat den ersten Überschreiter des Joches noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Wahrscheinlich war es 1860 Leslie Stephen. Den ersten beglaubigten Übergang führten 1861 die Herren F. F. Tuckett, C. H. und W. J. Fox aus.

Hatte auf der Höhe des Berges ein fast zu erfrischender Wind geblasen, so lastete auf dem flachen Firnfelde in der Umgebung des Alphubeljochs eine erdrükkende Hitze. Ungesäumt suchten wir uns durch die Flucht aus diesem Glutofen zu retten, aber die erweichten Hänge gegen den Grat des Mellichenhorns hin gestatteten nur ein langsames Vorrücken. Bis zu den Knieen sanken wir öfters ein, und erst um 3 Uhr hatten wir die unserem Ortler an Höhe nahezu gleichwertige Kuppe des Mellichenhorns, 3912 *m*, erreicht. Die erste Ersteigung dieses sehr selten betretenen Gipfels hatte erst 1883 Herr J. C. Leman mit den Führern Joseph Maria Kronig und Joseph Moser ausgeführt. Wenn Purtscheller, der im August 1888 den Berg allein bestieg, hier angekommen »die unangenehme Entdeckung machte, daß ihn noch ein sehr langer, scharf ausgezackter, mit Türmen und anderen Hindernissen reichlich besetzter, und außerdem stark beschneiter Grat vom Allalinhorn trennte«, so hatten wir den unvergleichlichen Vorteil, zu zweit zu sein und seine Erfahrungen zu besitzen. Mit einer wahren Lust warf ich mich auf diese Türme und Wächten, da ja seit unserem Aufbruche am Morgen keine, meine Tatkraft so recht herausfordernde Arbeit an mich herangetreten war. Die überaus wechselvollen Situationen, in welche uns die verschiedenen Gratpartien versetzten, bewogen Dr. Horten zu erklären: ein günstigeres Feld für eine praktische Prüfung zur Erreichung eines Hochalpenführerdiplomes könne man schwerlich irgendwo finden. Es brauchte manchmal ein längeres Nachsinnen, wie man diesen zierlichen Gebilden aus Eis, Schnee und Fels am besten an den Leib rücken könne. Manche Wächte schlug ich völlig ab und balancierte dann auf der schmalen Gratschneide zum nächsten Felsturme hinüber, dann wieder erwies es sich als besser, in der Ostflanke

des Grates eine Reihe Stufen herzustellen, weil das betreffende Wächtenstück gar zu weit nach Westen überhing. Einmal war ich mit meinen Kenntnissen fast am Ende angelangt: Nach Osten eine enorm steile, blauschillernde Eishalde, oben eine mächtig überhängende Wächte, nach Westen setzte die Firnmasse senkrecht gegen ein überaus steiles, äußerst brüchiges Felsterrain ab. Da die Überquerung eines ähnlichen Felshanges uns schon einmal viel Mühe und Zeit gekostet hatte, so versuchte ich es diesmal mit der Schneemauer; mich in derselben wagrecht vorschiebend, bohrte ich für die Arme tiefe Löcher hinein, während die Fußspitzen durch kräftiges Einstoßen gerade noch Halt fanden. Eine volle Viertelstunde benötigten wir für die Strecke von 20 *m*, dann endete die Wächte, ich schwang mich auf den nun breiter gewordenen Schneefirst hinauf und ließ meinen Gefährten nachkommen. In wenigen Minuten stand er neben mir und nach Überwindung eines scharfen Firngrates, die wir rittlings bewerkstelligten, fuhren wir über einen Schneehang in das Feejoch, 3812 *m*, hinab. Inzwischen war es 3 Uhr 45 Min. geworden, und da ich mich nun auf eine ziemliche Stufenarbeit gefaßt machen mußte —, hatte doch Purtscheller eine volle Stunde bis zur Spitze des Allalinhorns gebraucht —, so wurde es mir etwas beklommen zumute. Das Feejoch, in welchem wir nun standen, wurde vergleichsweise spät überschritten. In Gesellschaft zweier Damen gelangten die Herren Buttermann und W. M. Conway unter Begleitung der Führer Franz Theodor und Adolf Andermatten 1882 vom Täschtale herauf, bestiegen das Allalinhorn, kehrten zum Joche zurück und gingen dann nach Fee hinunter.

Purtscheller scheint recht ungünstige Verhältnisse getroffen zu haben, denn wir standen eine halbe Stunde nach Verlassen des Feejoches auf dem Allalinhorn. Auch Leslie Stephen, der den Berg 1860 unter Führung von Melchior Anderegg als Erster auf diesem Wege bestieg, hatte 30 Minuten benötigt. Nach der Arbeit, die wir soeben hinter uns gebracht hatten, empfanden wir den Anstieg über die trotz der vorgerückten Stunde in bester Kondition befindlichen, mäßig steilen Firnhänge als wirkliche Erholung. Es war 4 Uhr 15 Min., als wir unser Ziel erreichten. Der Zeitraum von vier Stunden, der seit unserem Aufbruch vom Alphubel verflossen war, genügte, um auch den Ausblick nach der lombardischen Ebene frei zu machen. Ich hatte diesen seltenen Genuß wohl schon mehr als einmal gehabt, mein Gefährte aber schwamm in Entzücken, als er die Reihe von Städten, die glitzernden Flußläufe und schimmernden Seen erblickte. Im übrigen decken sich die Panoramen des Alphubel und Allalinhorns so ziemlich; doch bringt es die Formation des Berges, der eine schlanke vierseitige Pyramide bildet, mit sich, daß der Tiefblick auf die vier Gletscherbecken, denen er entsteigt, den Allalin-, Hochlaub-, Fee- und Mellichengletscher ein meist unmittelbarerer ist, als vom Alphubel, dessen breiter Rücken den Tiefblick etwas behindert. Vier felsige, zum Teil überfirnte Grate treffen in der Spitze zusammen, und daraus resultieren theoretisch acht mögliche Anstiegsrouten. Sieben derselben sind auch wirklich ausgeführt worden. Der erste Ersteiger E. L. Ames erreichte den Berg unter Führung von F. J. Andermatten und Imseng schon 1856 vom Allalinpasse über den Südwestgrat. Leslie Stephen überschritt denselben 1860, indem er gleich zwei neue Routen eröffnete, die schon oben erwähnte vom Feejoche aus und die vom Mellichengletscher. Zu diesem stieg 1866 W. A. B. Coolidge unter Führung Almers über die Nordwestflanke ab, während Stephen den Südwestgrat und die entsprechende Bergseite betreten hatte. Dr. H. Dübi hatte das Glück, 1882 auf Anregung des Führers Alphons Supersax an einem Tage gleichfalls zwei neue Wege aufzufinden. Man stieg von Fee über die Gadenalp nach dem Feegletscher und erkletterte den Nordostgrat, über welchen dann der Berg erreicht wurde. Der Abstieg wurde über den Ostgrat und den Hochlaubgletscher gewählt. Schließlich erreichte C. A. C. Bowlker die Spitze über den Allalingletscher, wobei erst etwa

eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels der Ostgrat betreten wurde. Trotz dieses schier unerschöpflichen Reichtums von Anstiegslinien gelang es uns doch, eine neue Route, die aber wohl nur für den Abstieg von Wert sein dürfte, zu entdecken. Nur die vorgeschrittene Tageszeit konnte uns bestimmen, schon nach einem Aufenthalte von fünf Minuten an die Rückkehr ins Tal zu denken. Wohl hätten uns die Routen über das Feejoch und den Allalinpaß offen gestanden, als ich aber die in einer einzigen Flucht bis zum Becken des Mellichengletschers sich hinabsenkende Firnhalde erblickte, da war mein Entschluß auch schon gefaßt; ich trug mit Hilfe meines Genossen, der überhaupt zu jeder Unternehmung bereit war, einen mächtigen Steinblock zum Rande des großen Couloirs und warf denselben hinab. Tiefe Löcher einschlagend, sprang er hinunter, bis ihn der nicht allzu breite Bergschrund zufällig aufnahm.

Das bestimmte mein Vorgehen. Wenige Minuten folgten wir noch dem Südwestgrate, dann sprang einer nach dem anderen auf die wohl steile, aber dank der Sonne genügend erweichte Firnhalde hinab. Anfänglich begnügten wir uns mit großen Schritten hinabzusteigen, wobei wir uns gegenseitig versicherten; als aber der Firn weicher wurde und die Neigung etwas abnahm, faßten wir uns ein Herz und begannen erst zögernd, dann immer mutiger dicht beisammen abzufahren. Etwa 40 *m* über dem Bergschrunde machte ich Halt, unterrichtete meinen Gefährten genauestens und stieg bis zum Ablaufen des Seiles hinab; dann fuhren wir im Abstand der ganzen Seillänge, ohne zu bremsen, auf den Schrund los und ließen uns mit möglichst hoch gehobenen Beinen über denselben hinabschleudern. Mein Genosse machte zwar unten einen unfreiwilligen Überschlag, aber das tat seiner guten Laune keinen Abbruch. Um 4 Uhr 20 Min. hatten wir die Spitze verlassen, um 5 Uhr 10 Min. standen wir im obersten, nahezu flachen Becken des Mellichengletschers, wo wir, das erste Mal seit unserem Aufbruche vom Alphubel, etwas genossen. Nach 10 Minuten ging die Reise weiter und nun kam die ermüdendste Teilstrecke der ganzen Tour, das Durchpflügen des fast in einen Sumpf verwandelten Gletschers. Leider ist sein unterer Teil nicht gangbar, auch die denselben nördlich und südlich begrenzenden Felsrücken schienen ihre Tücken zu haben. Ich konnte darüber nichts in Erfahrung bringen und hielt mich im weiteren Abstiege an die im »Zermatt Pocketbook« empfohlene Route. Dieselbe führt unter den Felsabstürzen und Eisbrüchen des Mellichenhorns auf den Scheiderücken zwischen dem Mellichen- und Wandgletscher hinauf, aber nicht, ohne daß man während des Abstieges von dem Serakbruche, der gegen den Mellichengletscher herunterhängt, bedroht wäre. Wir seilten uns hier ab, um dem Einzelnen mehr Beweglichkeit zu gewähren, und ich atmete auf, als wir um 6 Uhr 15 Min. das mit Eisblöcken übersäte Wegstück hinter uns hatten und auf dem Kamme standen. Oben verbanden wir uns wieder mit dem Seile, bald erblickten wir die Spur unserer Freunde, welche vom Albhubeljoche herabgestiegen waren, und derselben zusteuernd erreichten wir um 6 Uhr 30 Min. die Stirnmoräne des Wandgletschers, wo wir uns endgültig abseilten und den Rest des Proviantes verzehrten. Um 6 Uhr 45 Min. brachen wir wieder auf und liefen in bestmöglichem Tempo über den steilen Rinderberg nach dem Mellichentale hinab, dessen Sohle wir um 7 Uhr 15 Min. betraten. Auf dem elastischen, grünen Teppiche, der uns hier empfing, gestatteten wir uns einen etwas weniger ausgesprochenen Dauerlauf, und als die sinkende Sonne schon ihren rosigen Schein über die Firnhäupter des Talhintergrundes breitete, hielten wir unseren Einzug auf der oberen Täschalpe. Nach kurzer Erfrischung nahmen wir Abschied und erreichten um 9 Uhr 20 Min. Zermatt; noch lange aber saßen wir beisammen und durchlebten nochmals im Geiste die herrlichen Stunden, die wir hoch oben auf den luftigen Graten genossen hatten.

Der Nordgrat der Weißmies, 4031 *m.*

Von

Dr. E. Niepmann.

Nimm di nix für, dann sleit di nix fehl! — rät ein niederdeutsches Sprichwort, dessen Wahrheit mir der Verlauf meiner Ferienreise im Jahre 1903 besonders eindringlich und überzeugend predigte. Das Ergebnis des im Sommer des Jahres mit Freund Dr. Hans Lorenz gepflogenen Briefwechsels, der von beiden Seiten mit heroischer Überwindung der starken Abneigung gegen diese Art des Gedankenaustausches geführt wurde, war, daß Chamonix zum Hauptschauplatz unserer diesjährigen Tätigkeit bestimmt und die Auswetzung der dort im Jahre vorher erlittenen Schlappen an der Dru und dem Col du Midi in erster Linie ins Auge gefaßt wurde. Von diesem Projekt gelangte nichts zur Ausführung, denn Chamonix und seine Berge wurden von uns überhaupt nicht betreten. Die freundliche Einladung des Züricher Akademischen Alpenklubs bestimmte uns zu einem Abstecher nach Saas Fee mit der ausgesprochenen Absicht, die Einweihung der neugebauten Mischabelhütte mitzumachen und damit die Besteigung der Südlenzspitze zu verbinden, deren Schönheit O. Schuster in der Österreichischen Alpenzeitung so verlockend geschildert hatte. Auch aus diesen Plänen wurde nichts. Die Vorfeier der Hütteneinweihung in der Bierhalle des Grand Hotel in Saas Fee nahm einen so schönen Verlauf, daß wir von der ferneren Teilnahme an den Festlichkeiten eine ernstliche Schädigung unserer bergsteigerischen Qualitäten erwarten mußten und deshalb, den Sirenenlockungen der liebenswürdigen Züricher Herren mit Aufbietung unserer ganzen Willenskraft widerstehend, anderen Tags statt zur Mischabelhütte zur Almagelleralp hinaufwanderten, wo wir zunächst dadurch enttäuscht wurden, daß wir das von R. Helbling im Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs von 1899 so hoch gepriesene und anziehend geschilderte »Naturkind« Crescentia durch eine Persönlichkeit ersetzt fanden, die hinsichtlich ihrer körperlichen Reize minderwertig, bezüglich ihrer Preise hyperkultiviert zu nennen war. Daß am folgenden Morgen die auf unserem Tourenprogramm stehende Besteigung des Portjengrates im wahrsten Sinne zu Wasser wurde, erscheint danach beinahe selbstverständlich. Ebenso widerstand die Südlenzspitze unseren wiederholten Angriffen, dank dem Aufgebot ihrer Bundesgenossen Sturm, Nebel, Neuschnee.

Trotzdem aber sonach ungefähr alles, was anfangs geplant war, mißglückte oder unausgeführt blieb, habe ich doch allen Anlaß, auf das Ergebnis der Sommerreise des genannten Jahres mit voller Befriedigung zurückzuschauen. Andere Touren traten an die Stelle der ursprünglich beabsichtigten und boten so vollgültigen Ersatz, daß wir unseren anfänglich nur auf wenige Tage bemessenen Saaser Aufenthalt immer länger ausdehnten. Daß Saas Fee an landschaftlicher Schönheit keinem Orte der Alpen nachsteht, wird jeder bestätigen, der hier geweilt, wo neben zahlreichen anderen schöngeformten Gipfeln acht Viertausender herabschauen auf saftige

Matten und prächtige Wälder und das Gletschereis überall durch Tannengrün schimmert. Aber obwohl in richtiger Erkenntnis und Wertung dieser Vorzüge seit zwei Jahrzehnten ein mit jedem Sommer wachsender Strom von Reisenden in das stille, herrliche Tal flutete, erwählten bis vor kurzem Hochtouristen, namentlich deutscher Zunge, verhältnismäßig selten Saas Fee zum Standquartier, eher noch das fast 300 *m* tiefer gelegene Saas Grund. Über die Gründe dieser, bei der großen touristischen Bedeutung des Ortes auffallenden Erscheinung ist in der alpinen Literatur der letzten Jahre viel geschrieben und die Nichtigkeit der meisten überzeugend nachgewiesen worden. Nur einen derselben, das Fehlen geeigneter Stützpunkte für hochtouristische Unternehmungen, konnte bis vor kurzem auch der geschickteste und für seine Aufgabe begeistertste Autor nicht leugnen. Indessen auch in dieser Beziehung ist seit einigen Jahren erfreulicherweise Wandel geschaffen worden.

Die für Unterkunft ganz leidlich eingerichtete und mit vier guten Betten ausgestattete Sennhütte auf der Almagelleralp erleichtert wesentlich die Besteigungen der Weißmies, des Portjengrates und Sonnighorns. Das gut geführte Berghotel Weißmies, das allen wünschenswerten Komfort bietet, ist ein geradezu ideal gelegener Stützpunkt für die Besteigungen von Fletschhorn, Laquinhorn und Weißmies, und die 1903 eingeweihte, auf dem Schwarzhorn 3360 *m* hoch gelegene und mustergiltige Mischabelhütte des Akademischen Alpenklubs Zürich erschließt das ganze große Gebiet der Mischabelgruppe in günstigster Weise. Wenn nun noch, was bei der Einweihung der Mischabelhütte als Hoffnung ausgesprochen wurde, das verdienstvolle Beispiel der Züricher Herren ansteckend wirkt und ein oder das andere der dort als dringlich bezeichneten Hüttenprojekte zur Ausführung gelangt, so dürfte sich Saas Fee bald zu einem wahren Dorado für Bergsteiger auswachsen. Schon jetzt zeigt sich die Wirkung der erwähnten Bauten in einer beträchtlichen Vermehrung der ausgeführten Touren und findet ihren Ausdruck in der stärkeren Berücksichtigung der Saaser Berge in der alpinen Literatur. (Ich erinnere nur an die Arbeiten von Dr. Dübi und Dr. Helbling in den Jahrbüchern des Schweizer Alpenklubs 1899 und 1900, an die Aufsätze von H. Wödl und Dr. O. Schuster im Jahrgang 1902 der Österreichischen Alpenzeitung, an Dr. Blodigs Monographie in dieser Zeitschrift von 1903—1905.)

Aus allen diesen Schilderungen spricht die hohe Befriedigung der Verfasser über das Geschaute und Erlebte und das Bestreben, durch ihre Arbeiten weitere Kreise auf die Schönheiten jener Bergwelt aufmerksam zu machen. Auch ich glaube, das lebhafte Gefühl des Dankes für die herrlichen Stunden, die ich dort genossen, am besten dadurch betätigen zu können, daß ich versuche, den liebgewordenen Saaser Bergen einen oder den anderen Liebhaber und Anhänger zuzuführen. Am geeignetsten erscheint mir hierfür eine Schilderung der Bergfahrt, die von allen unseren Saaser Unternehmungen auf meinen Begleiter und mich den nachhaltigsten und tiefsten, bis heute noch nicht abgeschwächten Eindruck gemacht hat: der Besteigung der Weißmies über den Nordgrat.

Die Weißmies, 4031 *m*, bildet bekanntlich die höchste Erhebung des Gebirgszugs zwischen dem Saasertal und der Simplonfurche, der nach R. Helblings Vorschlag passend mit dem Namen der Saaser Berge zusammengefaßt wird. Der Berg wird gewöhnlich über die Westflanke vom Hotel Weißmies aus auf leichtem Wege erstiegen; unschwierig und ebenfalls häufig unternommen ist die Besteigung vom Zwischenbergpaß aus über den Südgrat. Dagegen gilt die Begehung des Nordgrates für eine der schwersten Saaser Bergfahrten; sie ist bisher nur selten ausgeführt und meines Wissens in der alpinen Literatur noch nicht beschrieben worden. Alois Supersaxo in Saas Fee verdanke ich die Mitteilung, daß der Grat zum ersten Male von einigen Personen aus dem Saastal in Begleitung zweier einheimischer Führer betreten

wurde. Doch wurde damals nur der obere Teil von der Spitze aus, wie Supersaxo schreibt, zur Hälfte zurückgelegt. Vermutlich ist die Partie bei dem zweitobersten Gratturm, wo die Schwierigkeiten beginnen, umgekehrt. Wer die erste vollständige Überschreitung ausgeführt hat, konnte ich in Saas Fee nicht in Erfahrung bringen; bekannt geworden sind mir die Besteigungen von O. Schuster und Pfister mit Supersaxo und Zecchini, von Herrn Lefebure aus Brüssel mit A. und B. Supersaxo, sowie die der Herren Martin und Weber. Die erste führerlose Überschreitung war wohl die der zuletzt genannten Herren; ihrem Beispiel und ihren begeisterten Schilderungen, die A. Supersaxo durchaus bestätigte, verdanken wir die Anregung zu unserer Besteigung, die nicht lange nach der ihrigen stattfand. Persönlich hatten wir den Grat schon zweimal aus ziemlicher Nähe gesehen. Das erste Mal vom Gipfel des Laquinhorns aus. Er erscheint hier in starker Verkürzung und macht keinen besonderen Eindruck. Weit wirkungsvoller stellte der Grat sich dar bei einer Überschreitung der Weißmies auf den gewöhnlichen Wegen von West nach Süd. Die ungemeine Länge, die zahlreichen scharfen, nach Süden großenteils überhängenden Zähne ließen deutlich erkennen, daß des Bergsteigers hier lange und anstrengende Arbeit harrte.

Dies alles zusammengenommen hatte eine Stimmung erzeugt, die mich mit ganz besonderer Erwartung unserem Ziel entgegengehen ließ, als wir am Nachmittag des 21. August das gastliche Dach des Grand Hotel verließen, um zunächst nach Saas Grund abzusteigen. Hier verabschiedete sich von uns Dr. Desaler, der drei Wochen lang Freud und Leid des Bergsteigens mit uns geteilt, nun aber durch den Ablauf seines Urlaubs zu unserem und seinem Bedauern sich zur Heimreise gezwungen sah; Dr. Lorenz und ich stiegen auf schon bekannten Pfaden die steilen Talhänge empor zum Hotel Weißmies, das wir bald nach 7 Uhr erreichten. Vor zehn Tagen hatten wir hier wegen starker Überfüllung aus zwei Betten vier Lager zurechtzaubern müssen und nur eine sehr fragwürdige Nachtruhe genossen. Diesmal trafen wir es besser, denn es war nur eine kleine Gesellschaft anwesend, der bekannte Schweizer Hochtourist Herr Paul Montandon mit Gemahlin und ein englisches Bergsteigerpaar. Trotzdem wurde uns ein Mahl von vier Gängen aufgetischt, ja es war nicht zu verkennen, daß die Köchin sich bei dessen Zusammenstellung und Zubereitung besondere Mühe gegeben hatte. Den Grund dafür glaube ich zu kennen und will ihn, obwohl ich mit der Veröffentlichung eine Indiskretion begehe, zu Nutz und Frommen etwaiger Nachfolger nicht verschweigen. Gelegentlich unseres ersten mehrtägigen Aufenthaltes war der Beschluß gefaßt und ausgeführt worden, der Köchin Dank und Anerkennung für eine besonders gelungene kulinarische Leistung dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß die jüngeren Mitglieder unserer kleinen Gesellschaft ihr je einen Kuß verabreichten. War es nun das Gefühl des Dankes für diese Auszeichnung oder die Hoffnung auf eine Wiederholung des Verfahrens, die Küchenfee behandelte meine Gefährten seitdem mit sichtlichem Wohlwollen und übertrug auch auf mich, obwohl ich bei der ihr widerfahrenen Ehrung wegen Alters und bedeutender Verheiratung nicht in Betracht gekommen war, einen Teil dieses Gefühls. Wohl zu statten kam uns das auch bei der Lösung der Proviantfrage. Im Hotel besteht nämlich die sonderbare Bestimmung, daß Gäste, die ihren Tourenproviant mitbringen, für Unterkunft und Beköstigung das Doppelte der an sich schon ganz erheblichen Preise zu zahlen haben, und es kam infolgedessen während unserer Anwesenheit wiederholt zu sehr erregten Scenen zwischen der Wirtschafterin und Gästen, während uns stets eine befriedigende Lösung gelang.

Angeregte Unterhaltung mit Herrn und Frau Montandon und der vortreffliche Walliser Johannisberger hielten uns am Abend über die gewöhnliche Zeit im Speisezimmer des Hotels beisammen, und die Folge war, daß wir am andern Morgen

erst verhältnismäßig spät, 4 Uhr 25 Min., marschbereit waren. Eine kurze Strecke ging's bequem auf dem Steig zum Fletschhorn; vor dem zweiten Bach bogen wir rechts ab und strebten beim Schein der Laterne über Moränenschütt und grobe Blöcke dem unteren Ende des Hohlaubgletschers zu, der eingebettet zwischen dem Westgrat des Laquinhorns und einem vom Weißmiesnordgrat bei P. 3834 sich auslösenden sekundären Felskamm nach Süden zum Laquinjoch emporzieht. Als wir den Gletscher betraten, dämmerte es schon, und da seine Neigung gering ist und Spalten kaum vorhanden sind, konnten wir rüstig ausschreiten und gewannen, seinen beiden zahmen Abbrüchen nach rechts ausweichend, rasch die oberste Firnmulde. Hier wandten wir uns halbrechts, überschritten den Bergschrund und erreichten über einen mäßig steilen Firnhang, der sich trotz seiner Vereisung mit den Steigeisen fast ohne Stufe ersteigen ließ, den Grat etwas oberhalb des Laquinjochs, 3497 *m*, um 6 Uhr 25 Min.

Begierig musterten wir die nähere und fernere Umgebung. Während des Aufstiegs waren wir nicht frei von Besorgnissen wegen des Wetters gewesen. Der Himmel war zwar größtenteils wolkenlos, aber hie und da streifig, die Spitzen der Mischabelhörner mit leichten Fahnen geziert, der Gipfel des Laquinhorns in eine dunkle Wolke gehüllt, die uns einmal einen Graupelgruß sandte, so daß meines Gefährten Pessimismus sich in düsteren Prophezeiungen erging. Jetzt konnten wir erkennen, daß unsere Besorgnisse überflüssig gewesen. Die Nebelkappen der Nachbarspitzen waren bereits von der Sonne verzehrt oder in Auflösung begriffen, der Horizont auf allen Seiten völlig klar. Ungehindert drang nach Osten hin das Auge über die breite Simplonfurche hinüber zu den Tessiner Bergen, den Höhen des Gotthard und den schimmernden Gipfeln der stolzen Bernina; im Westen begrenzt der mächtige Wall, der das Gebiet der Saaser- und der Mattervisp trennt, das Gesichtsfeld. Aber diese gewaltige, aus Eis und Fels erbaute Riesenmauer mit ihren himmelragenden Hörnern, ihren blinkenden Firnschneiden und trotzigen Zackengraten, von den Strahlen der Morgensonne vergoldet, ist ein so wunderbares Schaustück, daß das Auge diese Beschränkung gern erträgt, denn Schöneres zu schauen kann es doch nicht hoffen. Und welchen Kontrast bildet mit dieser übermächtigen Hochgebirgswelt dort im Südwesten die lachende italienische Ebene, die so gern nach spröder Frauen Art ihre Reize mit einem Schleier verhüllt, zu so früher Stunde aber dieses Toilettestück noch nicht angelegt hat! Da liegt er zu unseren Füßen, der schöne Langensee; gerade in die Bucht von Pallanza mit den herrlichen borromeischen Inseln schauen wir hinein. Die beiden kleineren Wasserbecken sind wohl der Lago d'Orta und Varese, vielleicht auch ein Stück des Luganersees, und jener aus der Ebene hoch emporragende Gipfel, auf dem mit dem Zeiß deutlich ein Gebäude zu erkennen ist: wer kann es anders sein als der oberitalienische Rigi, der Monte Generoso, von dem ich vor 15 Jahren zaghaft und ehrfürchtig hinaufschaute zu den schimmernden Höhen des Wallis, ohne zu ahnen, daß sie mir dereinst Vertraute und Freunde sein würden.

Lange stand ich in Schauen versunken, während Freund Lorenz, damit die Erinnerung an diese Stunde dereinst eine Stütze finde, die nähere und fernere Umgebung auf die Platte bannte. Da es ungewiß ist, wann sich wieder eine Gelegenheit zu längerer Rast findet, und da sich nach Sepp Innerkoflers bewährter Theorie der Proviant am bequemsten im Magen trägt, beschließen wir auch gleich das zweite Frühstück einzunehmen, und trotzdem erst zwei Stunden seit dem Verlassen des Hotels verflossen sind, schmeckt es prächtig. So sind schneller, als wir gedacht, drei Viertelstunden verflogen; es ist Zeit zum Aufbruch, wenn wir den Gipfel noch zu guter Stunde erreichen wollen.

Mit dem Seil verbunden, denn schon das nächste Gratstück verspricht ordent-

liche Arbeit, machen wir uns 7 Uhr 10 Min. auf den Weg. Weg ist allerdings, wenn man darunter eine vermittels der unteren Extremitäten begehbare Strecke unseres Planeten versteht, ein hier nicht wohl anwendbarer Ausdruck, denn mit dem Gehen hat es nach wenigen Schritten sein Ende. Der Grat verschmälert sich zu einer gewaltigen, nach der italienischen (östlichen) Seite überhängenden, nach Westen hin stark geneigten und völlig glatten Platte, deren obere Kante in der für den Weißmiesgrat charakteristischen Weise scharf gezahnt ist. Ist diese Schneide auch nicht messerscharf, wie der in solchen Fällen übliche Ausdruck lautet, so bedürfte es doch der Kunst eines Blondin, um sie aufrecht zu überschreiten. Auch ein Ritt über den Plattenrand dürfte nicht angenehm sein, würde jedenfalls die unteren Hüllen des Körpers stark mitnehmen, mehr empfiehlt es sich zweifellos, die Strecke, wie wir es machten, durch Seithangeln im Langhang zurückzulegen. Da die vertikalen Höhenunterschiede nicht beträchtlich sind und genügend Gelegenheit zum Ausruhen gegeben ist, ist die Sache im Grunde genommen nicht von der Ausführung der gleichen leichten Turnübung am Recke verschieden; nur darf man nicht vorzeitig loslassen. Nach Überwindung dieser Stelle ist vorübergehend auch den unteren Gehwerkzeugen Gelegenheit geboten, sich zu betätigen; dann stehen wir vor dem ersten bedeutenderen Gratabbruch, einer plattigen Kante mit wenig Griffen und Tritten.

Aus einiger Entfernung sah die Stelle recht bös aus, und ich äußerte die Vermutung, daß es die Platte sei, die uns einer der Supersaxo als schwerste Stelle der Tour bezeichnet hatte. Freund Lorenz schien nicht derselben Meinung zu sein, wenn er auch als höflicher Mann seinen Zweifel nicht äußerte, sondern sich mit einem einfachen »Möglich« begnügte. War sie es, dann war die Tour nicht so schwer, wie wir erwartet, denn beim Näherkommen zeigte sich, daß die Neigung der Platte nicht so bedeutend war, wie es geschienen, und daß man sich trotz der spärlichen und kleinen Anhaltspunkte ohne besondere Anstrengung hinaufdrücken konnte. Aber sie war es nicht, denn als wir den nun wieder gangbaren Grat ein Stück weit verfolgt hatten, den nächsten größeren Zahn unschwer auf der östlichen Seite umgehend, präsentierte sich uns ein Gebilde ähnlich dem vorigen, aber eine in jeder Beziehung vermehrte und verbesserte Auflage desselben. Ein kurzer Kriegsrat wurde gehalten. Lorenz schlug vor, auf der Westseite hinüberzuqueren zu einem schräg aufwärts ziehenden Schneestreifen. Aber abgesehen davon, daß der erste Quergang schon recht mißlich war, ließ sich nicht beurteilen, ob von dem oberen Ende des Schnees über die glatten Platten der Grat sich wieder gewinnen ließ; ich war deshalb mehr dafür, den direkten Aufstieg zu erzwingen, wofür eine seichte Verschneidung rechts von der Gratkante die Möglichkeit zu bieten schien. Nachdem durch die Verknüpfung zweier Seile der nötige Aktionsradius geschaffen war, begann ich, den ganzen Körper eng an die Platte geschmiegt, um jede Rauhigkeit des Steines auszunutzen, mich aufwärts zu schieben. Die Verschneidung ist so flach, daß sie für ein Emporstemmen nicht ausreicht; glücklicherweise finden sich von Zeit zu Zeit Risse und Vorsprünge, die Fingerspitzen und Schuhkanten notdürftigen Halt geben. Oben sind ein paar ordentliche Griffe, vermittels deren das letzte Stück leichter und sicherer gemacht werden kann. Immerhin ist die Stelle recht anstrengend und schwierig. Nachdem ich auf dem oberen Gratvorsprung festen Fuß gefaßt und den überanstrengten Lungen eine Ruhepause gegönnt, nahm ich das Seil ein, und Lorenz stieg nach. Auch er keuchte und pustete ordentlich, als er oben war (8 Uhr 10 bis 8 Uhr 20 Min.). Wir stehen nun unter dem Kopf des ersten großen Turms, der an der kleinen Firnhaube, die ihn ziert, kenntlich ist. Die Gratkante bis zu seinem Gipfel weiter zu benutzen, scheint nicht ratsam, empfehlenswerter jedenfalls ein in der östlichen Flanke schräg aufwärts führendes Band, dessen Begehung keine

Schwierigkeiten bietet, das jedoch wegen der brüchigen, von dem bisherigen gutartigen Gesteinscharakter abweichenden Felsen Vorsicht erfordert. Auf dem Gipfel des Turms erblicken wir zum erstenmal unser heutiges Ziel, den Weißmiesgipfel. Er ist noch recht weit entfernt, und unser Grat führt, wie wir mit Bedauern feststellen, nicht direkt, sondern im weiten Bogen nach Südost zu ihm hin. Wundervoll ist der Blick rückwärts auf den Doppelgipfel des Laquinhorns, dessen prächtiger Südgrat sich in seinem ganzen Verlauf verfolgen läßt. Eine Kombination desselben mit dem Weißmiesnordgrat müßte eine der allergroßartigsten, auch noch innerhalb



Am Fuße des »spitzigen« Turms.

der Grenzen des Möglichen liegenden, allerdings an Ausdauer und Schnelligkeit der Teilnehmer sehr hohe Anforderungen stellenden Alpenfahrten ergeben.

Erst nach Aufnahme dieser prächtigen Schaustücke ließ Lorenz mich weiterziehen (8 Uhr 45 Min.). Leicht und luftig geht es nun über die Schneide des Turms; ein kurzer Ritt über eine aufrecht stehende Platte bringt willkommene Abwechslung in die Art der Vorwärtsbewegung. Dabei bietet dieser an sich schon reizvolle Höhengang ein Wandelpanorama von unvergleichlicher Schönheit. Im Westen fügen sich an Nadelgrat und Mischabelkette nach und nach Alphubel, Allalinhorn, später auch Rimpfischhorn, Strahlhorn, Monte Rosa. Zwischen Alphubel und Täschhorn schaut der Kopf des Matterhorns hervor, aber wie die anderen gelegentlich sichtbaren Zermatter ohne besondere Wirkung. Im Osten erschaut das Auge ein schier zahlloses Heer von Gipfeln, aus dem als markante Punkte Bernina, Disgrazia, Presanella hervorragen. Dazu der Tiefblick nach rechts auf die grünen

Wälder und Matten von Fee, nach links in die italienische Ebene, die sich allerdings allmählich mit Dunst überzieht. Über grobe Blöcke gelangen wir leicht hinab in die Scharte hinter dem Turm (9 Uhr 15 Min.). Wir finden hier eine Flasche mit Karten von O. Schuster und Pfister, sowie von Lefebure, denen wir unsere beifügen.

Für einige Zeit wird nunmehr der Charakter des Grates ein anderer: die Neigung ist geringer, mehrfach sind kurze Firnschneiden dem Fels aufgelagert. Hinter dem ersten Firngrat erhebt sich wieder ein plattiger, turmartiger Grataufbau, der ähnlich wie der frühere, aber ungleich leichter, in einer seichten Verschneidung erstiegen wird. Auch der nächste Gendarm sieht schlimmer aus, als er ist; er gibt sich auf seiner linken Flanke eine Blöße, mit deren Benutzung er ohne Anstrengung zu erklettern ist. Nun folgt wieder ein längerer Firngrat, den wir aber nicht betreten, sondern in den Felsen der Westseite ohne Schwierigkeit umgehen, um erst am Ende des Schnees wieder auf den Grat zu gelangen (10 Uhr 5 Min.).

Wir stehen nunmehr von neuem vor einem steileren Aufschwung des Grates, der weiterhin als schmale vielgezackte Felsschneide zum Gipfel des großen, spitzen Turmes verläuft, welcher unsere Blicke schon lange auf sich gezogen hat. Gleich der erste Gendarm, den sich der Turm zum Wächter bestellt, ist ein trotziger Bursche, der nicht ohne Anstrengung besiegt wird; ein ganz sonderbares Gebilde ist der zweite, am ehesten noch einem schlechtgefütterten, aufbäumenden Riesenroß mit verstümmelten Vorderbeinen und abgeschlagenem Kopf vergleichbar. Vorsichtig schiebe ich mich auf dem mageren Rücken vorwärts, richte mich langsam auf und erklettere den langen Hals des Untiers, wo ich notgedrungen Halt mache, denn weit überhängend bricht der Fels etwa 8 *m* tief zur nächsten Gratscharte ab. »Geht's nicht weiter?« fragt Lorenz. Hinunterzuklettern ist ganz unmöglich, nur das Seil kann hier weiterhelfen, und trotzdem wir beide keine besondere Vorliebe für diese Art der Fortbewegung haben, müssen wir uns dazu entschließen, uns abzuseilen. Es geht das übrigens hier ohne alle Schwierigkeit und Gefahr, da der Hals des Rosses einen vorzüglichen Abseilblock bildet und die Höhe nicht beträchtlich ist; immerhin vergeht mit dem Losbinden und Wiederanseilen ziemlich viel Zeit, und für Eilige wird es sich daher empfehlen, den Zahn durch Absteigen auf der östlichen Seite zu umgehen, was ohne allzu große Schwierigkeiten möglich sein dürfte. Von der nächsten Scharte aus nahm Lorenz den eben überkletterten Gendarm auf; die Ähnlichkeit mit einem bäumenden Pferde war hier noch mehr ins Auge fallend.

Durch die Erfahrung gewitzigt, umgingen wir die beiden nächsten Zähne auf der Westseite; dann freilich hieß es wieder in zärtlicher Umarmung die Kante der folgenden Gendarmen zu umfassen und sich aufwärts zu pressen. Das oberste Stück konnte ich trotz mehrfachen Ansetzens nicht direkt von vorn nehmen, obwohl die Stelle gar nicht besonders schwierig ausgesehen hatte, da ein Überhang mich zurückdrängte und aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Schon glaubte ich zurück zu müssen, da erspähte ich in der linken Flanke einen Riß, der den Füßen Stand gewährte. Mit beiden Händen einen festen Griff packend, pendelte ich im Langhang nach links hinüber und gewann in dem Riß einen festen Stand, von dem ich mich vollends hinaufziehen konnte. Lorenz, der als zweiter ein Zurückfallen nicht zu fürchten hatte, konnte den Gipfel des Turmes direkt von vorn ersteigen. Nachdem wir den schon erwähnten spitzen Turm erreicht hatten, wurde der Weg wieder leichter; der folgende große Turm bestand aus groben Blöcken, die einen bequemen Übergang gewährten. Von seinem Gipfel aus konnten wir zum ersten Male die ganze Gratstrecke überschauen, die uns noch vom Gipfel trennte; sie war erheblich länger, als wir geglaubt, denn die beiden letzterstiegenen Türme hatten bis dahin den Bogen, den der Felsgrat macht, verdeckt, und der Ansatz des

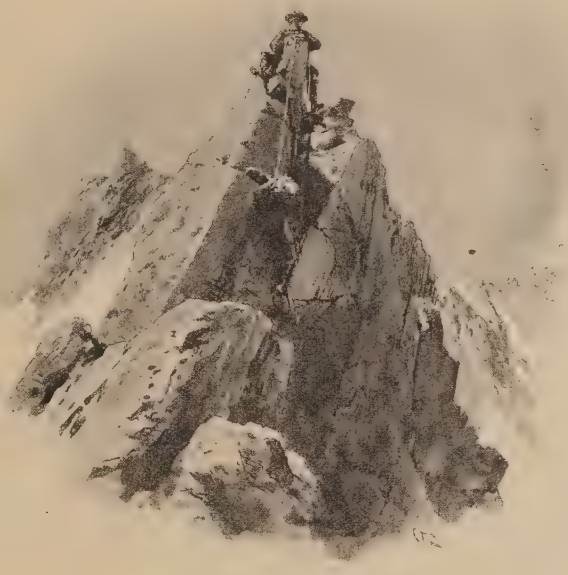


Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Weißmies-Nordgrat von der Scharte hinter dem ersten Gratturm.

Firngrates erschien daher viel näher. Da der Plattenpanzer des nächsten Turmes wieder härtere Arbeit in Aussicht stellte und die vierstündige Gratkletterei recht anstrengend gewesen war, beschlossen wir, hier Mittagsrast zu halten (11 Uhr 25 Min. bis 12 Uhr 15 Min.).

Bald nachdem wir uns gelagert, erschien eine Partie auf dem Gipfel der Weißmies; wir riefen sie an und winkten lebhaft hinüber. Sie konnten sich offenbar zuerst nicht erklären, woher die Rufe kamen, entdeckten uns aber schließlich und antworteten. Behaglich auf den sonnenbeschienenen Felsen ausgestreckt, genossen wir die Wonnen durch Anstrengung erkaufter Ruhe; Lorenz hielt ein Schläfchen; ich verträumte angenehme Augenblicke beim Genusse einer etwas gequetschten und gesprungenen, aber noch dampfentwikkelnden Zigarre, bis aufsteigender Nebel und damit eintretende Kälte zum Aufbruch mahnten.



Ein Gendarm.

Um den nächsten, offenbar sehr schwierigen und nur mit großem Zeitaufwand zu bezwingenden Turm zu umgehen, stiegen wir in der Westflanke in einem seichten Riß ein Stück ab und querten in der plattigen Wand auf schmalem Rande hinüber zu einem kleinen, schräg aufwärts ziehenden Schneefeld, wo zum ersten Mal seit dem Betreten des Grates der Pickel in Tätigkeit treten mußte. Aber schon nach wenigen Hieben versagten meine Arme infolge von Muskelkrampf den Dienst, und ich mußte Lorenz ersuchen, die Arbeit zu übernehmen. Da der Firnüberzug auf den Platten sehr dünn war und deshalb nur kleine Stufen geschlagen werden konnten, war dieser Quergang etwas mißlich und erforderte peinliche Vorsicht, zumal die Seilversicherung in solchen Fällen bekanntlich illusorisch ist. Damit waren aber auch die Schwierigkeiten der Tour endgültig vorüber; leichte Felsen führten zum Grat zurück, der zwischen Firnaufsatz und Fels passiert wird, bis er in einen einfachen Blockgrat endet. So schnell es der Neuschnee, der hier zum ersten Male lästig auftrat, erlaubte, eilten wir darüber hin und standen bald am Ende der Felsen (1 Uhr 30—40 Min.).

Der Firnhang, der jetzt zum Gipfel führt, ist sanft geneigt und bietet keinerlei Schwierigkeit; nur darf man sich nicht zu nahe der Ostkante halten, die in gewaltigen Wächten überhängt. Uns wurde das Fortkommen etwas erschwert durch den von der Mittagsonne stellenweise stark erweichten Schnee, mehr noch durch einfallende Nebel, die die Orientierung erschwerten und uns wiederholt zu minutenlangem Warten zwangen, weil wir fürchteten, der Wächte zu nahe zu kommen.

So wurde es 2 Uhr 30 Min., bis wir den Gipfel erreichten, fast genau zehn Stunden nach unserem Aufbruch von der Hütte.

Daß die hochgepriesene und nicht genug zu rühmende Weißmiesaussicht durch die plötzlich aufgestiegenen Nebel größtenteils verhüllt wurde, ließ sich allenfalls verschmerzen, da wir sie vor acht Tagen in ungetrübter Reinheit geschaut und auch heute während unserer Gratwanderung der schönen Blicke gar viele genossen hatten; empfindlicher war es mir, daß die Kälte uns der erhofften Gipfelrast nicht froh werden ließ. Obwohl wir uns wegen des Abstiegs dank der vorhandenen Spuren keine Sorge zu machen brauchten, brachen wir doch schon um 3 Uhr wieder auf und stiegen auf dem uns bekannten und außerdem durch die erwähnte Partie genügend gekennzeichneten Wege über die Westflanke ab. Dieser hält sich im oberen Teile des Berges in der Nähe des Südwestgrates und zieht dann im Bogen an riesigen Klüften entlang zu dem oberen Kopf der Felsrippe, die den Triftgletscher halbiert. Für gewöhnlich werden die Felsen nicht betreten, sondern man hält sich (im Sinne des Abstiegs) rechts von ihnen. Da aber die Stufen hier großenteils abgeschmolzen und wir zu faul waren, neue zu schlagen, kletterten wir ein Stück in den Felsen abwärts, querten dann nach rechts zum gewöhnlichen Wege hinüber und stiegen zuletzt grade auf den Triftgletscher ab, der in seinem oberen Teile stark zerklüftet ist. Unterhalb Punkt 3300 lösten wir uns vom Seile, löschten unseren brennenden Durst in zahllosen Bechern Gletscherwassers und suchten uns dann jeder einen Weg durch die Spalten, scharf ausspähend nach dem Punkt der rechten Seitenmoräne, wo der Weg zum Hotel Weißmies ansetzt. Auf dem gut angelegten, fast horizontalen Wege bequem dahinbummelnd, erreichten wir das Hotel um 5 Uhr 10 Min., gerade recht zum five o'clock tea.

Eine Stunde gelang es mir, meines Gefährten Ungeduld hinzuhalten; dann drängte er energisch zum Aufbruch. Wir packten unsere zurückgelassenen Sachen zusammen und stiegen nach Saas Grund ab, wo wir 7 Uhr 30 Min. anlangten. Zur Table d'hôte in Fee war es somit zu spät; wir kehrten daher in Saas Grund in dem kleinen Wirtshaus neben der Kirche ein. Doch duldete es uns nicht innerhalb der dumpfen Wände. Rasch entschlossen trugen wir einen Tisch und ein paar Stühle hinaus und ließen uns in dem Winkel zwischen Kirche und Gasthaus nieder. Die Wirtin schaute bei unserem eigenmächtigen Vorgehen etwas erstaunt drein, so luftbedürftige Gäste waren ihr wohl etwas Neues; sie beeilte sich aber, unseren Wünschen gerecht zu werden und gab her, was Küche und Keller bargen. Doch war es augenscheinlich, daß einzelne unserer Forderungen, wie Wurst und Fleisch, ihr maßlos erschienen, ich erinnerte mich ähnlicher Beobachtungen Dr. Helblings; ein Wort gab das andere: richtig, sie war es, Crescentia, das »holde Naturkind«, das einst auf der Almagelleralp gewirtschaftet, von uns dort vergebens gesucht worden war. Indessen zweifle ich, ob Dr. Helbling von dieser Crescentia noch in so begeisterten Worten gesprochen haben würde, wie er es in dem mehrfach erwähnten Aufsatze tat. Die Jahre waren an ihr nicht spurlos vorübergegangen und hatten ihr manche Reize genommen, allerdings auch allerlei beschert, darunter ein ziemlich bedeutendes Embonpoint und drei Kinder. Während wir schmausten und dem leidlichen Fendant wacker zusprachen, brach der Abend herein und es entfaltete sich das für diese Tageszeit charakteristische Dorfleben. Die Herden wurden heimgetrieben, die Bewohner kehrten von der Feldarbeit zurück, das Glöcklein der Kirche ließ seine Stimme ertönen. Es war ganz so, wie es zuweilen auf dem Theater vorgeführt wird, nur um so viel innerlicher, wirksamer, ergreifender, als die Natur selbst der vollendetsten Kunst stets überlegen ist und sein wird.

Das Wettersteingebirge.

Von

Hans Leberle.

(Schluß zum Jahrgange 1904.)

Am Zugspitzgatterl endet der massige, beherrschende Klotz des Zugspitzstocks, endet die Macht der Zugspitze. Ein neues Gebirge ist es, das jenseits des hohen Kamms, das jenseits der milden, weichen Konturen der jurassischen Formationen in jäher Steile sich aufbaut. Zwar gehoben und geschichtet aus den gleichen Kalksedimenten, dem gleichen Gebirgsstock eingefügt, dem gleichen Lande angehörig und doch neu und fremd gegenüber der eben verlassenen Welt der Zugspitze.

Mit dem Hochwanner, dem Ostpfeiler jener gewaltigen Felscoulisse, die vom Zugspitzgatterl sich ostwärts schiebt, beginnt der Wettersteinkamm. Mit seiner Länge von 20 *km* und seinen gewaltigen Massiven bildet er die Hauptmasse des ganzen Wettersteingebirgs. Und was nicht in Metern gemessen und nicht in Zahlen gesagt werden kann: die Macht und Größe der landschaftlichen Bilder erreicht im Wettersteinkamm ihren Höhepunkt. Die Mannigfaltigkeit der Formen, die Kühnheit des Aufbaues, die Harmonie der Linien und Farben treten hier zu gar seltenen, großen Schaustücken zusammen.

Und trotz alledem ist dieser Hauptkamm des Wettersteingebirgs von einer Unbekanntheit und Unberührtheit geblieben, die gegenüber der Zugspitze umso befremdender erscheint. Während der Kulminationspunkt zum Allerweltsberg wurde, haben diese nur einige Kilometer entfernten Felsmassen kaum jene Beachtung gefunden, wie die entlegensten Gebiete der Alpen. Während an der Zugspitze patriotischer Alpinismus und alpiner Patriotismus immer größere Dimensionen annimmt, hat man vergessen, daß auch die Berge des Wettersteinkamms noch deutsch sind.

Für die Hochtouristen bedeutet der südliche Kamm das eigentliche Wettersteingebirge. Die unvergleichliche Mehrzahl der großen Felstouren des Gebietes bieten diese Wände und Grate, von Felstouren, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen und denen gegenüber sich ein gönnerhaftes Urteil recht lächerlich ausnimmt.

Das Vorherrschen schwerer Klettereien bedingt natürlich von vornherein bloß einen beschränkten Besuch. Aber wenn dadurch auch die meisten Punkte vor dem großen Schwarme sicher waren und der Kamm an und für sich schon einen gewissen Gegensatz zur Zugspitze bot, so war dieser geringe Besuch dennoch auffallend. Denn mit Ausnahme des Dreitorspitzmassivs und des Hochwanners ist der ganze, vieltürmige Grat kaum betreten worden; eine Reihe von Gipfeln ist nur einige Male besucht, die ungewöhnlichen Routen sind kaum je wiederholt worden. Vielleicht ein Dutzend Bergsteiger kennt diese Felswelt, und in der langjährigen Geschichte dieser Berge wiederholen sich immer bekannte Namen.

Das Wegbleiben aller Bergsteiger vom extremen Hochtouristen bis zum harmlosen Jochbummler hat in den Unterkunftsverhältnissen seinen Grund, die von einer wirklich idealen Ursprünglichkeit sind. Auf die Ersteigungsgeschichte dieser Berge

haben sie einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, eine Reihe von Mißerfolgen war die unmittelbare Folge, und bei allen größeren Unternehmungen wird dieser Umstand späterhin noch hervorgehoben werden müssen.

In der ganzen südlichen Kette von 20 *km* ist nur an einem Punkte eine Hütte entstanden: Die Meilerhütte am Dreitorspitzgatterl. Sie erleichtert wie das Wirtshaus auf dem Schachen besonders eine Dreitorspitzersteigung.

Für den östlichen und zentralen Teil des Kamms kommen als Stützpunkte nur Almen in Betracht, und es ist ein Zufall, wenn dann ihre günstige Lage und der gute Wille der Sennen sie für Touren geeignet machen. So verlangen schon die leichteren Touren eine größere Leistungsfähigkeit, bei den schweren Unternehmungen fällt dies um so mehr ins Gewicht. Denn ungeheure Anmärsche oder Biwaks sind die bedauerlichen Folgen dieses »ursprünglichen« Zustandes und wohl selten ist in einem Gebiete so viel biwakiert worden wie hier.

So ist das Gebiet weltfremd und einsam geblieben. Wenigen hat es seine großen Schönheiten enthüllt; wenn dies auch dem persönlichen Empfinden des einzelnen wünschenswert erscheinen mag, so ist es vom Standpunkt der allgemeinen Touristik bloß zu bedauern.

Der Wettersteinkamm wird durch die zwei wichtigsten Kammeinrisse, die Oberreintalscharte und das Dreitorspitzgatterl in drei Abschnitte zerlegt: In den Hochwanner mit dem Teufelsgrat, die Felswelt des Oberreintals und die Wettersteinwand. Diese natürliche Dreiteilung wurde auch hier beibehalten.

Topographische Einzelheiten, die Waltenbergers Orographie nur anführt, sind, soweit nötig, an den geeigneten Stellen kurz erörtert.

I. Der Hochwanner mit dem Teufelsgrate.

Zwischen Zugspitzgatterl und Oberreintalscharte stellt der Wettersteinkamm eine langgestreckte, fast völlig ungegliederte Felsmauer dar. Nach Norden stürzt sie mit einer durchschnittlichen Höhe von mehr als 1200 *m* ins Reintal ab, jene gewaltige, geschlossene Wand bildend, die schon von der Ebene aus dem Wanderer auffällt. Die Abstürze gegen Süden sind weniger imponierend. Die Flanken sind hier von geringerer Steile und bis weit hinauf reichen an vielen Stellen die Schutt- und Geröllhänge.

Vier Punkte dieser 2 *km* langen Gratmauer sind bis jetzt mit Namen belegt worden. Ich vermeide absichtlich das Wort Gipfel. Denn nur einer dieser namentragenden, offiziell in Tourenberichten zugelassenen Punkte kann auf diesen stolzen, jetzt mit so großer Freigebigkeit verliehenen Titel mit Recht Anspruch erheben. Von West nach Ost gerechnet, sind diese Punkte: der Kleine Wanner, der Hochwanner, der Hinterreintalschrofen und der Hundsstallkopf auf dem Teufelsgrate.[1])

Zweifellos haben der Kleine Wanner und der Große Hundsstallkopf als Schulterpunkte dieser Riesenmauer ein Recht auf einen Namen und nicht weniger verständlich erscheint es, den mächtigen Aufschwung des Hochwanner-Ostgrates zu kennzeichnen. Steigt doch der Hinterreintalschrofen wieder 170 *m* über die tiefste Einschartung empor, nur um 70 *m* hinter dem Ausgangspunkte an Höhe zurückstehend. Aber damit ist die Bedeutung dieser drei Erhebungen erschöpft. Die Selbständigkeit, der Abschluß nach allen Seiten, die einem Gipfel zukommen muß, fehlt ihnen. Denn der ganze Grat besitzt einen so geschlossenen Aufbau, daß die relativ geringen Unterschiede der Kammhöhe allein nicht die Annahme von Gipfeln rechtfertigen können.

[1]) Man hat sich geeinigt, den Hundsstallkopf auf dem Teufelsgrate als Großen Hundsstallkopf zu bezeichnen zum Unterschiede vom Kleinen Hundsstallkopfe auf dem Scheidegrate zwischen Großem und Kleinem Hundsstall.

Namentlich gegen Süden ist, wie schon erwähnt, die Gliederung außerordentlich gering. Keine einzige ausgeprägte Rippe, kein Kar, nichts unterbricht die Felswände, die nur ab und zu mit steilen Schrofen wechseln. Im Norden ist eine bedeutendere Gliederung zu verzeichnen. Drei mächtige Seitengrate strahlen vom Hauptkamme aus; aber nur der Große Hundsstallkopf gewinnt als Knotenpunkt des östlichsten eine größere orographische Bedeutung.

Nur der Hochwanner ist mächtig genug, um auch in dieser langen, einförmigen Mauer noch völlig zur Geltung zu kommen, sowohl durch die überragende Höhe, als durch seinen gewaltigen Aufbau. Wenn auch im Süden nicht besonders entwickelt, drängt sich doch im Halbkreis nach Norden eine ungeheure Felsmasse vor, nordwestlich ins Kar im Fall, nordöstlich ins Jungfernkar abstürzend, während eine einzige, ununterbrochene Wand von 1400 *m* den Hochwannergipfel vom Reintal scheidet, — ein überwältigender Anblick von der Knorrhütte oder von einem der Gipfel des Blassenkamms.

Gegenüber diesem Koloß erscheint auch der ganze Kamm bis zum Großen Hundsstallkopf mehr als Ostgrat des Hochwanners und der Teufelsgrat — so hat man die Gratstrecke zwischen Hinterreintalschrofen und Großem Hundsstallkopf benannt — kann in diesem Sinne als dessen östliche Hälfte gelten.

Außer dem Hochwanner und seinen Graten hat die Nordflanke eine Geschichte hochtouristischer Art aufzuweisen. Die nördlichen Seitengrate haben zwar nur eine geringe Ausdehnung. Nach kurzem Verlaufe schon verschwinden sie in der Höhe von ca. 1200 *m* in jener prallen Wand, die das Reintal südlich begleitet, aber sie tragen eine Reihe relativ mächtiger und selbständiger Erhebungen. Die Hochkare, die beiden Hundsställe und das Kar in der Jungfer, die durch diese Rippen getrennt werden, stellen einen der einsamsten, eigenartigsten und interessantesten Teile der Nördlichen Kalkalpen dar.

In der »Erschließung der Ostalpen« konnte seinerzeit M. v. Prielmayr nur einen ganz kurzen Bericht über diesen Teil des Wettersteinkamms geben, eigentlich bloß mit zwei Namen jener Felsmauer gedenken. Die älteren Bergsteiger hatten eben hier so gut wie nichts geleistet, und auch v. Barth und seine Nachfolger in den achtziger Jahren mieden diesen abgelegensten Teil der Gruppe. So fällt denn die Geschichte dieser Felsen fast ausschließlich in die allerletzten Jahre, in die Zeit der akademisch-alpinen Vereinigungen; ihre Vertreter waren es, die führerlos diese Gebiete zum ersten Male durchstreiften.

Allerdings war es auch von diesen nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz; die Mehrzahl blieb fern. Heute noch ist das Gebiet des Hochwanners ganz außerordentlich wenig besucht und mit Ausnahme des Kulminationspunktes selbst sind die meisten Wegrouten und Gipfel nur ein- oder ein paarmal begangen worden.

Das Wegbleiben der älteren Bergsteiger findet seine einfache Erklärung in der Schwierigkeit der Touren, die die mittlere Leistungsfähigkeit bedeutend übersteigt. Denn alle Unternehmungen im Hochwannergebiet sind schwere, zum Teil sehr schwere Felstouren. Die modernen Kletterer scheinen aus anderen Gründen ferngeblieben zu sein. Der Begriff Felstour deckt sich ja jetzt fast mit dem einer sportlichen Leistung. Aber solcher Art sind die Klettereien in diesem verlassenen Gebiete nicht und werden es auch in absehbarer Zeit nicht sein. Das Klettern ist hier nicht jene kurze, mehr oder weniger pikante, gymnastische Übung, die sich mit den Freuden einer Table d'hote und allen Genüssen der Zivilisation vereinen läßt, bei der die knechtische Arbeit des Rucksacktragens in Wegfall kommen kann. Das Klettern ist hier nicht ausschließlich Zweck geworden. Das Gehen im Hochwannergebiet ist altmodisch, wie zur Zeit eines H. v. Barth, wo die Worte »anregend« und »elegant« fremd waren. Stundenlange Märsche erwarten den Bergfreund, bis er Hand

an die Felsen legen kann, und wenn er abends zu Tale steigt, empfängt ihn keine gastliche Hütte. Die Anforderungen, die in dieser Hinsicht gestellt werden, sind tatsächlich keine geringen. Die Länge des Grates würde ja mindestens zwei oder drei Stützpunkte erfordern, um die Touren einigermaßen normal zu gestalten. Aber weder im Norden noch im Süden können wir auch nur einen halbwegs geeigneten Ausgangspunkt finden. Die Wangalm liegt für einen Besuch des Großen Hundsstallkopfes oder dessen Überschreitung günstig; alle anderen Touren aber sind von den in Betracht kommenden Hütten oder Almen nur mit riesigen Anmärschen zu erreichen. Um diese zu kürzen, bleibt dem Bergfahrer schließlich nur der eine Ausweg: ein Biwak mit seinen Leiden und Freuden.

Noch eins: Die Berge sind unbekannt und unberühmt. Die Sonne des Ruhmes strahlt ihren Bezwingern gar spärlich. Die Sennen und Hüter sind undankbare Objekte für phantastische Schilderungen und mancher würde mit Schmerzen jene stumme, andachtsvolle Verehrung vermissen, die dem pickelbewehrten Manne in den Touristenzentren zuteil wird. Und da auch die alpine Literatur noch keine sensationelle Schilderung aus der Feder eines berühmten Mannes aufzuweisen hat, so werden die Felsen des Hochwanners einsam bleiben wie bis jetzt.

Wenn ich die Geschichte des ganzen Gratstückes vom Zugspitzgatterl bis zur Oberreintalscharte zusammenfasse und davon absehe, nach dem bewährten Rezepte eine Gipfelgeschichte zu schreiben, so sind zwei Gründe hierfür entscheidend gewesen: Der Mangel ausgesprochener Gipfel, der, wie im Wettersteingebirge überall, so besonders an dieser Mauer auffällig wird, außerdem aber der Umstand, daß die Begehung der einzelnen Teile des Grates in gewissen, abgeschlossenen Perioden erfolgte, deren Auseinanderreißen zugunsten einer Gipfelgeschichte unhistorisch und den Tatsachen nicht entsprechend erschiene.

Die ersten Nachrichten über jenes Kammstück verdanken wir H. v. Barth. Seine Fahrten, die er im Jahre 1870 auf den Hochwanner und den Hinterreintalschrofen ausführte,[1]) bilden auch gewissermaßen den ersten Abschnitt einer Ersteigungsgeschichte. Lange vor dem Touristen H. v. Barth waren übrigens gerade diese beiden Punkte schon erstiegen worden. Es sind eben Erhebungen, bei denen infolge der leichten Zugänglichkeit eine erste Ersteigung nicht festgestellt werden kann.

Selbstverständlich kam für die Erreichung der Kammhöhe zunächst nur die Südseite in Betracht. H. v. Barth schon führte der leichte aber mühsame Weg durch die Geröllfelder der Südflanke, der auch jetzt den gewöhnlichen Anstieg vermittelt, auf den Hochwanner. Es ist kein Zweifel, daß die Schönheit und Pracht dieser Fernsicht mit einem grausam langweiligen und ermüdenden Aufstieg erkauft werden muß. Der Hochwanner wird deshalb auch nie, wenigstens nicht unter den jetzigen Verhältnissen, in die Reihe der besuchteren Berge eintreten, wie es ihm seiner Stellung als Aussichtsberg ersten Ranges nach zukommen sollte.

Der zweite Punkt des Grates, den H. v. Barth noch seines Besuches für wert hielt, der Hinterreintalschrofen, trug ebenfalls noch Spuren früherer, menschlicher Anwesenheit: eine Stange westlich des höchsten Punktes. Sicherlich war v. Barth hier der erste Tourist. Denn wer nicht ganz besonderes Interesse hat, gerade diesen Punkt zu erreichen, wird sich kaum entschließen können, hier hinaufzustampfen.

Hiermit beschloß v. Barth seine Touren im Hochwannergebiet. Ein wesentlicher Fortschritt in der Kenntnis oder in der Erschließung kann hier ausnahmsweise seinem Wirken nicht nachgerühmt werden. Nunmehr folgte eine Ruhepause

---

[1]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 141 ff.

von 22 Jahren. Wenigstens brachte die alpine Literatur nichts Bedeutendes. Es berührt uns höchstens sonderbar, eine harmlose Hochwannertour im Jahre 1871 in den Mitteilungen unter den bedeutenden Bergfahrten verewigt zu finden.

Zur selben Zeit, als in der »Erschließung der Ostalpen« nur mit so kümmerlichen Tatsachen jener gewaltigen Felsmauer gedacht werden konnte, führte ein merkwürdiger Zufall zwei getrennte Unternehmungen in das Gebiet. Mit ihnen beginnt die eigentliche Ersteigungsgeschichte.

Der Wirkungskreis der beiden war der gleiche. Es waren hauptsächlich zwei jener Hochkare, die in den Nordflanken des Teufelsgrates eingebettet liegen, der Große und der Kleine Hundsstall. Das Kar »in der Jungfer« sollte noch geraume Zeit der Besucher warten. Bis dahin hatte man sich um jene eigenartigen Kare, deren Abgeschlossenheit doch einen gewissen Reiz ausüben mußte, so gut wie nicht gekümmert. Es war das Privilegium und das Geheimnis einiger Hirten, die Zugänge zu diesen »Riesenlöchern« zu kennen. Damals wurden zum ersten Male diese Kare betreten und alpinen Fachkreisen geschildert.

Nur eine der beiden Unternehmungen hatte rein bergsteigerische Zwecke. Es war Dr. Mainzer aus Karlsruhe, der zwecks Ausarbeitung eines Spezialführers auch das Hochwannergebiet zum ersten Male gründlicher beging. Außer der Auffindung eines Anstiegs zum Hochwanner von Norden, auf den ich erst später eingehen kann, führte er den Ostpunkt des Grates als »Hundsstallkopf auf dem Teufelsgrat« in die Literatur ein.[1]) Mit seinem Leibführer Jos. Dengg erstieg er denselben ohne Schwierigkeit über die Südhänge und stieg dann vom Grat die steile Nordflanke hinab in den Großen Hundsstall. Eine kurze, schöne Tour, die übrigens vor Dr. Mainzer bereits die Leute bei Aufstellung des Signals auf dem Hauptgrate gemacht hatten. Mainzer besuchte dann noch den »Gufel«, eine mächtige Felshöhle in der Trennungswand, die den Großen Hundsstall in zwei Terrassen scheidet, und teilte zum ersten Male den Überstieg ins Oberreintal und den Abstieg ins Reintal mit.

Das zweite, ungleich wichtigere Unternehmen war die kartographische Neuaufnahme, in vieler Beziehung die erste richtige Darstellung dieser Gebirgsteile. Diese Arbeit, deren Mühseligkeiten, Entbehrungen und Schwierigkeiten nur der Kenner dieser Kare annähernd schätzen kann, nahm Premierleutnant O. Jäger vom Kgl. Bayer. topographischen Bureau des Generalstabs vor. Seine Aufzeichnungen bilden die ersten und zugleich streng zuverlässigen Angaben über die vergessenen Felswinkel der Nordflanken des Hochwannermassivs. Ihnen danken wir auch die Positionsblätter.

O. Jäger hat seine Erlebnisse in einem Aufsatze niedergelegt.[2]) Wenn er hierbei anfangs bemerkt, daß seine Wanderungen nicht dem Vergnügen galten und er sich deshalb manche Gipfeltour versagen mußte, so sind doch seine Arbeiten für die Bergsteiger nicht minder wertvoll oder nutzbringend gewesen. Sie enthalten vieles, was dem Touristen an und für sich unbedeutend erscheint und ihm deshalb entgangen wäre. Jäger hat überdies viele wertvolle Winke zur Ersteigung der Felsumwallungen der Kare gegeben, die jedoch erst bedeutend später benützt wurden. Auch Jäger diente als Stützpunkt für seine Tätigkeit der »Gufel«. Seine Schilderung des abenteuerlichen Lebens in demselben wird wohl in jedem Besucher lebhafte Erinnerungen wecken. Auch jetzt nach zwölf Jahren hat sich hier noch nichts verändert.

---

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 175.
[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 322 ff.

Durch diese beiden Unternehmungen waren die gröbsten Lücken in der Kenntnis dieser Gebirgsteile ausgefüllt. Jetzt, da die Hauptpunkte des Grates betreten und Licht in die unbekannten Verhältnisse der Nordflanken gebracht war, war die Grundlage geschaffen, auf der eine zielbewußte, zweckmäßige Begehung erfolgen konnte.

Die nächste Periode wurde in erster Linie durch Versuche charakterisiert, die Gratstrecke vom Hochwanner bis zum Hundsstallkopf, deren östliche Hälfte den Namen Teufelsgrat führt, zu überklettern. Waren die bisherigen Unternehmungen im Hochwannergebiet mehr Sache der Ausdauer gewesen, so trat bei den ferneren Anstiegen und Wegen in besonderer Weise Gefahr und Schwierigkeit in den Vordergrund.

Die westliche Hälfte des Grates, die Strecke vom Hochwanner bis zum Hinterreintalschrofen, fiel beim ersten Ansturm. Im Jahre 1897 überkletterten A. Heinrich, F. Henning und H. Leberle dieses Stück.[1]) Unerwarteterweise bot dasselbe Schwierigkeiten so ungewöhnlicher und eigener Art, daß die Gratwanderung als die originellste und vielleicht gefährlichste erscheinen mußte. Das stundenlange, aufregende Balancieren über brüchige, einsturzdrohende Türmchen und Zacken in selten ausgesetzter Lage, die Unmöglichkeit, die schmale, zerrissene Schneide irgendwo zu verlassen, stempelt die Tour zum Ideal einer Gratkletterei. Der erste Bericht erregte demgemäß Aufsehen und man war in den beteiligten Bergsteigerkreisen von München und Innsbruck gespannt, wann nunmehr der schlimmer aussehende Teufelsgrat fallen würde.

Doch dies sollte noch geraume Zeit dauern. Vielleicht kein zweites Problem im Wetterstein machte so viel zu schaffen und hat eine solche Geschichte aufzuweisen, wie diese horizontale Gratstrecke. Allerdings an die Öffentlichkeit drang diese Geschichte nicht. Nur wer sich ganz besonders um die Literatur kümmerte, konnte aus verschiedenen Touren das Nötige herauslesen. Es war ein stilles, langes Werben einiger weniger, das um so hartnäckiger wurde, je länger der Sieg ausblieb. Aber ein seltsamer Unstern leuchtete allen Unternehmungen, die diesen Gratzacken galten.

Die tatsächlichen Erfolge bei all diesen Liebesmühen waren zunächst, halbwegs unbeabsichtigt, neue Wege auf den Ostpunkt des Teufelsgrates, den Hundsstallkopf, von dem aus alle Versuche erfolgten.

So erstiegen im Jahre 1898 F. Henning und H. Leberle den Großen Hundsstallkopf direkt über den Ostgrat[2]) von der Oberreintalscharte her. Sie drangen dann noch bis über P. 2635 (des Pos.-Bl.) vor, an dem die wesentlichen Schwierigkeiten erst beginnen. Aber sie verpaßten die einzige Stelle, wo ein Turm umgangen werden muß, mühten sich umsonst an dessen steiler Westflanke ab und mußten umkehren. Mit einem riskanten Abstieg durch die Südflanke schloß dieser erste Versuch.

Ein Jahr darauf erzielten am 8. September E. Diehl und L. Distel ein ähnliches Resultat. Um den Anstieg von der Nordseite zu kürzen, biwakierten sie im Oberreintal und erstiegen von hier den Großen Hundsstallkopf direkt, ohne erst zur Scharte aufzusteigen. Der Weiterweg wurde ihnen durch das Wetter vereitelt. Auch sie zogen unverrichteter Dinge ab.

Das waren die zwei Versuche, die am bekanntesten wurden. Aber gar oft lohte im Oberreintal ein einsames Feuer, um das die frierenden Stürmer saßen, und der Hundsstallkopf auf dem Teufelsgrat erhielt zu den ungeeignetsten Zeiten Besuch bis an die Zähne ausgerüsteter Kletterer. Die letzten Versuche wurden von

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 18 u. Jahrb. d. A. A.-V. M. 1896/97, S. 27.
[2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1897/98, S. 21.

Scharnitzspitze

Oberreintalschrofen

Gr. Hundsstall-
kopf



Schüsselkar

Oberreinta

Naturaufnahme von G. Schulze.

Blick vom Unteren F



Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

auf den Wettersteinkamm.

der Wangalm aus unternommen, die im Süden des Kamms eine verhältnismäßig gute Unterkunft und einen kürzeren Anstieg gewährleistete. Aber noch ein weiteres Jahr hob der Teufelsgrat seine Zacken unbesiegt in die Lüfte.

Endlich am 30. Juni 1899 gelang L. Distel und F. Schön der Übergang.[1]) Sie waren von der Wangalm aufgestiegen und ohne besondere Schwierigkeiten bis P. 2635 gekommen, der ungefähr die Hälfte des Teufelsgrates markiert. In die bösartige Einschartung kurz nach P. 2635, die Henning und Leberle zwei Jahre zuvor vergeblich zu erreichen versucht hatten, gelangten sie durch Umgehung eines Turms ungefähr 10 *m* unter der Schneide. Von P. 2635 ab bietet die Überschreitung



Teufelsgrat vom Teufelsgsaß aus.

»eine ununterbrochene Kette der mannigfachsten Schwierigkeiten bei ungemeiner Exponirtheit und großer Brüchigkeit«.

Der Bericht der ersten Begeher schloß mit den Worten: »Mit der Wanderung bis zum Hochwanner bietet die Tour gewiß eine der großartigsten, aber auch schwierigsten und anstrengendsten Gratbegehungen, die man im Fels unternehmen kann.«

Was die letzten zwei Beiworte anbetrifft, so wird sie jeder Kenner bestätigen müssen. Wem es aber vergönnt war, an einem klaren, hellen Tage da oben zu klimmen, wo im Norden die Schauerlichkeit und Öde einer wilden, unberührten Felswelt zu seinen Füßen liegt, wo im Süden wie ein wunderbares, unendliches Kunstwerk die tausendfältige Pracht der reinen, glänzenden Firnen über der finsteren Masse der Mieminger Berge steht, der wird die großartigste Gratwanderung des Wettersteins nie vergessen, den Ostgrat des Hochwanners.

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/1900, S. 56.

Mit der Gratwanderung vom Hundsstallkopf auf dem Teufelsgrate zum höchsten Punkt der Gratmauer war das augenfälligste Problem gelöst. Mußte doch hier die Überkletterung des Grates jedem Bergsteiger als erste Aufgabe erscheinen.

Nunmehr stand nur noch die Durchforschung jenes Gebietes aus, das südlich der Partnach in glatten, hohen Wänden ansetzt, hinauf zur eben verlassenen Kammhöhe, die Begehung der Nordflanken des Hochwanners.

Erst im Jahre 1899 wurde der östliche Teil, also die in der Nordflanke des Teufelsgrates eingebetteten beiden Hundsställe, begangen. Die Arbeiten Dr. Mainzers und Jägers waren bis dahin für die Touristen umsonst gewesen. Niemand hatte sich weiter um diese Hundsställe gekümmert, niemand hatte es der Mühe wert gefunden jene Seitengrate auf ihre orographische Bedeutung hin näher zu untersuchen. Einigermaßen läßt die Abgelegenheit des Gebiets — es sind von Garmisch gute sechs Stunden hinauf — wie die scheinbare Unbedeutendheit gegenüber der gewaltigen grauen Mauer im Hintergrunde dies erklärlich finden.

Bevor ich nun auf die nähere Ersteigungsgeschichte eingehe, muß ich notgedrungen die orographischen Verhältnisse etwas genauer darlegen. Die Nomenklatur, speziell jene der Grate, stammt von den ersten Begehern L. Distel und K. Herr und ist einem relativ kleinen Kreise bekannt. Ich lege das Positionsblatt 889 (Dreitorspitz) zugrunde, da sonst eine Verständigung fast unmöglich erscheint.

Drei Seitengrate entstrahlen dem Hauptkamme gegen Norden. Ich beginne mit dem östlichen und zugleich mächtigsten, dem Seitenkamme, der, vom Großen Hundsstallkopf (auf dem Teufelsgrate) ausgehend, die Schranke zwischen Oberreintal und Großem Hundsstall bildet. Er wurde als »Zunderngrat« bezeichnet.

Der Zunderngrat besitzt im ganzen vier selbständige Erhebungen, wenn man den als Zundernkopf bezeichneten, breiten Latschenbuckel, der so jäh ins Oberreintal abbricht, als erste Erhebung gelten läßt. Die Lage der übrigen drei Punkte läßt sich auf dem Positionsblatt genau verfolgen.

Südlich von P. 2020 (Signalstange), der nicht als Gipfel angesprochen werden kann, erhebt sich nach einem Gratturm der erste Gipfel, der Nördliche Zundernkopf. Dann folgt, durch eine tiefe Scharte getrennt, der Mittlere Zundernkopf (P. 2324 des Pos.-Bl.), hierauf als dritter benannter Punkt der Südliche Zundernkopf. Derselbe ist zugleich Knotenpunkt eines von hier nach Westen in den Großen Hundsstall hervorspringenden Seitengrates zweiter Ordnung, der mit dem Zunderngrate eine Art Hochmulde bildet. Letztere bricht nördlich in den Großen Hundsstall mit einer hohen Wandstufe nieder. Südlich von dem als Knotenpunkt bezeichneten Südlichen Zundernkopf schwingt sich der Grat steil auf zum Großen Hundsstallkopf.

Der vom Südlichen Zundernkopfe sich ablösende Seitengrat zweiter Ordnung ist unbetreten und namenlos. P. 2020 des Zunderngrates selbst bezeichnet die beste Übergangsstelle vom Oberreintal in den Großen Hundsstall und trägt daher den Namen: Große Hundsstallscharte.

Der zweite Seitengrat, die Schranke zwischen Großem und Kleinem Hundsstall, entspringt dem Hauptkamme zwischen P. 2635 und dem Hinterreintalschrofen. Er besitzt zwei nennenswerte Erhebungen, den Kleinen Hundsstallkopf und den mit einer Stange versehenen P. 2324 des Pos.-Bl.; analog dem P. 2020 des Zunderngrates markiert hier der Punkt 2110 (Gamsanger) den Überstieg vom Großen in den Kleinen Hundsstall und wurde demgemäß Kleine Hundstallscharte genannt.

Etwa 100 *m* westlich vom Hinterreintalerschrofen zweigt der dritte Seitengrat nördlich ab, der anfangs nur schwach ausgeprägt ist. Er trägt nur mehr einen selbständigen Punkt, den Jungfernkarkopf. Die Scharte zwischen diesem und der Nordwand des Hinterreintalschrofens trägt den Namen »Jungfernkarscharte«. Sie

ist bis jetzt noch nicht überschritten. Erwiesenermaßen gibt es bis jetzt überhaupt noch keinen Überstieg vom Kleinen Hundsstall ins Kar »in der Jungfer«.

Soweit diese drei Seitengrate. Die Kare, die sie einschließen, sind, wie schon öfters erwähnt, öde, selten besuchte Orte. Der Große Hundsstall besitzt eine bedeutende Ausdehnung. Eine Felsterrasse trennt ihn in eine nördliche und südliche Hälfte. Eine mächtige Höhle, die sich in dieser Terrasse befindet, wird der »Gufel« genannt. Er hat sowohl O. Jäger, wie wohl allen seinen Nachfolgern als Biwakplatz gedient und leistet hierbei auch wirklich große Dienste. Wegen seiner Abgeschlossenheit und einer wenn auch sehr kümmerlichen Vegetation wird der Große Hundsstall seit langer Zeit als praktischer Weideplatz für die Schafe benützt. Hirten waren wohl auch die ersten und häufigsten Besucher dieses abgelegenen und abgeschlossenen Kars.

In den Großen Hundsstall zu gelangen, hat man die Wahl zwischen zwei Wegen. Entweder kann man direkt vom Reintal aus über die Steilwand hineingelangen, ein jetzt nicht mehr begangener und jedenfalls sehr mühsamer Weg, oder man sucht vom Oberreintal aus einen geeigneten Überstieg über den Zunderngrat. Verhältnismäßig am leichtesten und bequemsten geschieht dies über den P. 2020, die Große Hundsstallscharte, doch führt noch ein zweiter Weg (»durch die Wand«) vom unteren Boden des Oberreintals schräg durch die Wand des Zundernkopfes auf den Zunderngrat und von diesem ins Kar.

Der Kleine Hundsstall und das Kar »in der Jungfer« sind völlig vegetationslose Geröllkessel. Der Kleine Hundsstall wurde bis jetzt bloß vom Großen Hundsstall über die Kleine Hundsstallscharte aus erreicht, das Kar »in der Jungfer« im Jahre 1905 direkt vom Reintal aus erstiegen.

Bis zum Jahre 1899 waren bloß die Zugänge zu den Karen bekannt gewesen. Die Begehung der Seitengrate erfolgte in diesem Jahre durch L. Distel und K. Herr.

Als Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen hatten sie ebenfalls den Gufel gewählt. Am 16. August 1899 erstiegen sie den Nördlichen Zundernkopf, ca. 2251 *m*, von der Großen Hundsstallscharte aus.[1]) Tags darauf erkletterten sie den Mittleren Zundernkopf über den Steilabsturz, mit dem die Hochmulde zwischen diesem Gipfel und dem nach Westen sich ablösenden, untergeordneten Seitengrate gegen den Großen Hundsstall zu abbricht. Den Südlichen Zundernkopf erreichten sie von Westen her. Unter großen Schwierigkeiten stiegen sie hierauf die Westwand herab, querten die obersten Partien des Großen Hundsstalls und erreichten durch eine steingefährliche Steilrinne den Kulminationspunkt des mittleren Seitengrates, den Kleinen Hundsstallkopf.[2])

Zwei Wochen später erstiegen die beiden den Hinterreintalschrofen[3]) von Süden und kletterten die Nordwand zur Jungfernkarscharte herab. Ein Versuch, von hier den Boden des Kars in der Jungfer zu erreichen, mißlang. Doch erstiegen sie den Kulminationspunkt des westlichen Seitengrates, den Jungfernkarkopf, und wanderten noch selbigen Tags über die Kleine und Große Hundsstallsscharte ins Oberreintal und zur Angerhütte.

Das ist die kurze, einfache Geschichte dieser Seitengrate. Wer die Entfernungen und die Höhenunterschiede kennt oder zu erfahren sich die Mühe gibt, wer die Entbehrungen zu schätzen versteht, die ein tagelanger Aufenthalt in schlechten Almen oder in Biwaks stellt, wird verstehen, daß diese Touren wohl nur äußerst selten wiederholt werden.

---

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/1900, S. 57.
[2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1901/02, S. 143.
[3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/1900, S. 59.

Wo die junge Partnach sich zur »blauen Gumpe« weitet, steigt aus grauen Steinwüsten und dunklen Tannen eine gewaltige, wie aus Erz gefügte Wand gen Himmel, die Nordwand des Hochwanners. Das ganze hintere Reintal beherrscht dieser mächtige Felsbau, ihm gegenüber erscheinen die Abstürze bis zum Gatterl als klein und unbedeutend.

Mit der Bezwingung dieser Riesenwand treten wir in die letzte Periode der Ersteigungsgeschichte ein. Mit der Durchkletterung dieser Wand ist das letzte, große Problem des Wettersteinkamms gefallen.

Wie alle bedeutenden Probleme hat auch die Hochwanner-Nordwand eine Vorgeschichte. Erst durch einige Unternehmungen war man dem Gedanken nahe gekommen, diese Felsen selbst anzugehen.

Schon im Jahre 1892 verzeichnete Dr. Mainzer eine Ersteigung des Hochwanners von Norden.[1]) Bereits die Fassung der Überschrift läßt vermuten, daß Dr. Mainzer selbst dieses Ersteigen von Norden nur im gewissen Sinne als gelöst betrachtete. Man braucht auch kein Vertreter der »Fallinientheorie« zu sein, um nach kurzer Prüfung der Verhältnisse zu sehen, daß es sich hier nicht um eine Durchkletterung der Nordwand handelte.

Ich muß hier nochmals kurz topographische Verhältnisse berühren. Wie schon erwähnt, tritt die Wand ungefähr im Halbkreis nach Norden vor, nordöstlich ins Jungfernkar, nordwestlich ins Kar »im Fall« absetzend. Von letzterem aus, das in einer Höhe von ca. 1900 *m* in die Nordabstürze zwischen Hochwanner und Kleinem Wanner eingelagert ist, wurde zunächst der Kamm erreicht. Aber was wir als Hochwanner-Nordwand bezeichnen, die grandiose Felswelt über den Gumpen, war damit nicht bezwungen.

Am 28. Juni 1892 nun war Dr. Mainzer mit Jos. Dengg vom Kar »im Fall« zum Grat zwischen Hochwanner und Kleinem Wanner aufgestiegen und hatte dann durch das südliche Hochwannerkar und über den Grat die Spitze erreicht. Den Abstieg nahm er über die sogenannten Rotmooswände nach Süden. Hirten sollen schon früher einen ähnlichen Weg zur Kammhöhe eingeschlagen haben.[2])

Vier Jahre später war das Kar wieder der Ausgangspunkt einer neuen großen Tour. H. Staudinger, der im Sommer 1895 den Kleinen Wanner zum ersten Male und zwar vom Hochwanner aus betreten hatte,[3]) erstieg am 14. Juni 1896 unter großen Schwierigkeiten diesen Punkt vom Kar »im Fall« aus.[4]) Und im Jahre 1903 durchkletterten F. Oppel und L. Späth abermals die Nordflanke des Hochwanners,[5]) doch scheint ihr Weg von dem Dr. Mainzers ziemlich abzuweichen.

Die eigentliche Hochwanner-Nordwand aber war bis zum Jahre 1904 unberührt geblieben. Im Frühsommer dieses Jahres wurde sie durchklettert und binnen vier Tagen führten bereits zwei fast völlig verschiedene Routen durch die unmöglich scheinende Wand.

Am 5. Juni gewann L. Heis allein in neunstündiger Kletterei den Gipfel und bereits drei Tage später erfolgte durch L. Distel, sowie A. und G. Schulze die zweite Ersteigung.

Die Wege der beiden Partien waren in der unteren Hälfte der Wand gänzlich verschieden. Bei der Kompliziertheit des Terrains und der Schwierigkeit der Schilderung einer solch kolossalen Wand kann ich nur auf die Originalberichte hinweisen.[6])

---

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 175.
[2]) Erschl. d. Ostalpen I, Nachtrag, S. 420.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 94.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 175.
[5]) Jahrb. d. Sektion Bayerland, 1902.
[6]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1904/1905, S. 46—48.



Naturaufnahme von G. Schulze. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Oberreintal vom Schachenweg.

Distel und Schulze vergleichen die Tour mit dem berühmten Anstieg von St. Bartholomä auf den Watzmann und bezeichnen sie als eine der großartigsten in den Kalkalpen.

Nur kurz sei erwähnt, daß die Höhe der Wand 1400 *m*, die durchschnittliche Neigung 56° beträgt. Der Kundige wird aus diesen Zahlen das Nötige herauszulesen wissen.

Noch einmal wurde die Stille jener Felsenwelt gestört. Am 17. Juni desselben Jahres gewannen F. Oppel und L. Späth den Hochwannergipfel abermals auf völlig neuem Wege vom Jungfernkar aus.[1]) Auch hier kann ich nur auf den Bericht der ersten Ersteiger verweisen. Die vierzehnstündige Tour führte durch so kompliziertes und schwieriges Terrain, daß eine Schilderung an dieser Stelle unmöglich und auch unzweckmäßig erscheint.

Mit diesen letzten großen Unternehmungen schließt die Ersteigungsgeschichte des Hochwannermassivs. Mögen auch noch einige neue Routen oder besondere Kombinationen ausgeführt werden, im großen Ganzen kann das Gebiet als erschlossen betrachtet werden.

Eine Unsumme von Arbeit und Energie hat die Erschließung gefordert. Im Gegensatz zu anderen Gruppen wird auch der Nachfolger hier nicht wesentlich veränderte Verhältnisse finden. Wohl steht ihm eine vorzügliche Karte und ein treuer Führer, allerdings bloß in Buchform, zur Seite, aber auch ihn wird stundenlanger Marsch in Geröll und Schrofen erwarten, keine gastliche Hütte wird den Müden aufnehmen. Aber auch ihn wird der Zauber der Ursprünglichkeit, der Freiheit umwehen inmitten dieser einsamen Felsen, wo das Gehen noch nicht zur Mode geworden ist.

II. Die Umrahmung des Oberreintals.

Wo die elende Bockhütte den Zugspitzwanderern als Ideal einer echten Alm gezeigt wird, führt ein gut kenntlicher Pfad das waldige, felsgeengte Oberreintal hinauf in jene gewaltigen Kare, deren bleiche Schuttfelder herausschimmern ins Loisachtal, zu jenen Bergen, die versteckt hinter dem Dreitorspitzmassiv das gleiche einsame Dasein führen, wie die breiten Frontmauern des Hochwanners.

Der Kranz der Oberreintaler Berge bildet einen völligen Gegensatz zum Hochwanner und Teufelsgrat. Das Auftreten charakteristischer, ausgesprochener Gipfel, die Lagerung derselben um ein zentral gelegenes Kar, die reiche Schartung und damit die Möglichkeit, bequemer einen tieferen Einblick in das Gebirge zu gewinnen, alles das waren nicht zu unterschätzende Vorzüge gegenüber der langen, gipfellosen Gratmauer eines Hochwanners mit ihren steilen, ungangbaren Flanken. Durch all diese Vorzüge waren für diesen zentralen Teil des Wettersteinkamms die Verhältnisse für die Erschließung weitaus günstiger gelegen. Und wohl in jedem anderen Gebiete wären die Oberreintaler Berge berühmt und bekannt geworden, denn der Abschluß des Oberreintals ist ein Glanzstück der Nördlichen Kalkalpen. Der ganze Aufbau der Felsmassen des Oberreintalschrofens, der Scharnitz- und Schüsselkarspitze, die gewaltigen Schranken des Dreitorspitzstockes und des Zunderngrates, die im Osten und Westen dieses Hochtal einschließen, bieten eines der schönsten Gebirgsbilder, dessen machtvoller Eindruck durch die eigenartige Abgeschlossenheit erhöht wird. Aber hier, wo die Zugspitze herrscht, blieb auch dieses Fleckchen Erde, so schön es war, fremd.

Das Oberreintal besitzt zwei Terrassen. Ungefähr in der Höhe von 1500 *m*

[1]) Jahrb. d. Sektion Bayerland, S. 64, 1904.

weitet es sich zum unteren Karboden, von dem aus ein Steig zum Schachen hinaufführt. 200 *m* höher liegt die zweite Terrasse, die mit steiler Wand zur ersten absetzt. Ein gewaltiger, blanker Felsturm, der Vorbau des Oberreintalschrofens, trennt diese zweite Stufe und die sich von hier zur Kammhöhe ziehenden Kare in einen westlichen und östlichen Teil. Nur mehr die westliche Hälfte führt von hier ab den Namen Oberreintalkar, das östlich gelegene Schuttfeld heißt Schüsselkar.

Ein romantischer Hauch liegt über dieser Einsamkeit. Durch den engen, steilen Kammeinriß zwischen Oberreintalschrofen und Teufelsgrat schleppten einst die Schmuggler in Nacht und Graus, in Mühe und Gefahr ihre schweren Packe. Die Oberreintalscharte war vor ungefähr einem halben Jahrhundert ein berüchtigter Steig für Schmuggler. Aber seitdem diese ihr Treiben eingestellt haben, ist es endgültig still geworden dort oben und nur selten wird die steinerne Ruhe von anderen Lauten unterbrochen, als vom Dröhnen der Lawinen und vom Donner der Gewitter.

Auch die Vernachlässigung dieses von Natur so bevorzugten Gebietes hat in den ungünstigen Unterkunftsverhältnissen ihren Grund. Den meisten Zuzug erhält das Gebiet von Norden. Während nun für die Mauer des Hochwanners tatsächlich kein praktischer Stützpunkt geschaffen werden konnte, ist wohl selten ein so idealer Hüttenplatz vorhanden wie auf dem Unteren Oberreintalboden. Warum dort keine Hütte entstehen konnte oder durfte, weiß ich nicht. Tatsache ist es, daß verschiedene Versuche alpiner Vereinigungen, hier Boden zu fassen, mißlangen. So ist der Bergsteiger wie ehedem vor die unangenehme Wahl gestellt, zu biwakieren, oder einen unheimlich langen Anmarsch auszuführen. Das beste ist es — ich halte diese rein führermäßige Notiz nicht für überflüssig —, vom Schachen aus Unternehmungen in der Umrahmung des Oberreintals anzutreten. Seit zwei Jahren ist der Weg vom Schachenpavillon ins Oberreintal in gutem Zustande und der untere Karboden in einer Stunde leicht erreichbar.

Als Stützpunkt im Süden kommt nur die Wangalm in Betracht. Aber bei der Schwierigkeit der Südrouten werden von hier nur selten Unternehmungen ausgeführt.

Hiermit komme ich auf den zweiten, wichtigen Punkt, auf die Schwierigkeit der Touren. Zweifellos ist die Mehrzahl der Routen an den Oberreintalerbergen sehr schwer. Sowohl die Scharnitzspitze wie die Schüsselkarspitze verlangen tüchtige und gewandte Kletterer. Da der normale Anstieg auf die Dreitorspitze wohl endgültig auf die Ostflanke verlegt ist, würde für die Allgemeinheit bloß der Oberreintalschrofen zugänglich sein. Aber der Einwurf, daß mit einer Hütte im Oberreintal sonach bloß den Hochtouristen gedient sei, die man im Wettersteingebirge mit einer angenehmen Mischung von altkluger Überlegenheit und kühler Geringschätzung zu behandeln pflegt, ist leicht zurückzuweisen. Das Oberreintal ist nicht nur ein seiner Schönheiten wegen besuchenswerter und hervorragender Punkt. Seine Wichtigkeit als Durchgangsstation von der Zugspitze zur Dreitorspitze sowie als direkte Verbindungslinie von Garmisch nach Innsbruck hat man ja zu übersehen gewußt.

So waren das Oberreintal und seine Berge das natürliche Dorado der Hochtouristen. Wenn trotzdem diese Gipfel kaum ein Dutzend Ersteigungen aufzuweisen haben, so ist das bloß für jene bedauerlich, die sich diesen Genuß haben entgehen lassen. Die Klettereien an den Graten des Hauptkamms zählen zu den genußvollsten und elegantesten, die das Wettersteingebirge aufzuweisen hat. Es ist ein freies, schönes Klettern wie in den Dolomiten, das weniger Erfahrung und geringere Sicherheit fordert, wie jenes auf die Nerven gehende Tasten und Winden über brüchige Wände und wacklige Türme auf dem Teufelsgrat.

Die Ersteigungsgeschichte der Oberreintaler Berge hat mit jener des Hochwanners eine auffallende Ähnlichkeit, wie auch die Wertschätzung dieser Berge trotz der geschilderten Verschiedenheit der Touren gleich hoch ist. Auch hier haben wir vor dem Jahre 1870 keine Taten zu verzeichnen, dann folgen in dem berühmten Schema und den gewohnten Zeitabschnitten H. v. Barth, Dr. Mainzer und die Studenten, die diesmal fast ausschließlich dem Akademischen Alpenklub Innsbruck angehören. Lediglich die Dreitorspitzgruppe bringt in diese altbewährte Folge eine kleine Störung, wie sie überhaupt in alpinen Kreisen eine etwas andere Stellung einnimmt.

Die Geschichte des Zunderngrates, der westlichen Begrenzungsflanke des Oberreintals, habe ich bereits beim Hochwanner behandelt. So bleibt hier nur mehr die Geschichte der drei Oberreintaler Gipfel, des Oberreintalschrofens, der Scharnitz- und Schüsselkarspitze, sowie die Geschichte des Dreitorspitzmassivs. Als Anhang wird eine kurze Schilderung der Seitenkämme mit der Gehrenspitze, dem Öfelekopf und den unbedeutenden Zacken des Frauenalpkamms folgen.

Von den Oberreintaler Gipfeln ist der Schrofen weitaus der bedeutendste. Er war auch der einzige, den H. v. Barth seines Besuches für wert hielt. Die Bevorzugung vor seinen Nachbarn verdankt er seiner auffallenden, schönen Erscheinung. Er stellt ein fast regelmäßiges Trapez dar. Trotz der uninteressanten und anstrengenden Anstiegsrouten ist er der einzige Punkt, der etwas mehr als ein Dutzend Ersteigungen aufzuweisen hat.

Barth[1]) führte seine Tour im August 1871 und zwar von Norden her aus. In fast sechsstündigem Anstieg erreichte er die Oberreintalscharte über das unendliche Schuttfeld des Oberreintalkars und von ihr in weiteren drei Viertelstunden den Gipfel. Der Westgrat ist ungangbar und so mußte Barth die Südwand des Berges in der Höhe der Scharte queren, bis er in einer breiten Rinne, die in der Fallinie des Gipfels herabzieht, aufsteigen konnte.

Auch hier sind müßige Zweifel aufgetaucht, ob Barth der erste war oder nicht.[2]) Bereits im Jahre 1857 sollen drei Einheimische, Ph. Rauth, Jos. und Ambr. Neuner, die Spitze erreicht haben. Barth selbst fand keine Anzeichen vor. Dr. Mainzer[3]) hält diese Ersteigung jedoch für erwiesen.

Die Südflanke ist ziemlich kompliziert, charakteristische Punkte mangeln ihr völlig. Die steile Flanke durchzieht eine Unmasse von Rinnen, Schluchten und Kaminen, von deren zweckmäßiger Verbindung die Leichtigkeit oder Unmöglichkeit der Ersteigung abhängt. Bereits die zweiten Ersteiger wußten hiervon zu erzählen.

Im Jahre 1883 waren M. Reichert und F. Kilger von Garmisch aus in acht Stunden zur Oberreintalscharte aufgestiegen, mußten aber nach langer, mühsamer Kletterei in der Südwand wieder umkehren. Drei Tage später war M. Reichert glücklicher. Er kam diesmal allein von Süden über die Wangalm und gelangte auf dem Wege des Erstersteigers auf den Gipfel.[4]) Auch Kilger ließ sich nicht entmutigen und folgte zwei Wochen später seinem Gefährten nach.[5])

Die Südroute wurde zunächst im allgemeinen beibehalten. Selbstverständlich wurden manche freiwillige und unfreiwillige sogenannte Varianten ausgeführt. Erst im Juni 1894 eröffnete O. Schuster aus Dresden mit dem Zillertaler Führer

---

[1]) Ausland 1873. Ein alter Schmugglersteig, u. Nördl. Kalkalpen, S. 591.
[2]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 421.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892. S. 174.
[4]) Tourist XVI, Jahrg. 3.
[5]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1884, S. 54.

A. Moser einen neuen Weg über den Westgrat,[1]) der aber keine wesentlichen Vorteile bietet und sich nicht einzubürgern vermochte.

Im Jahre 1897 wurde zum ersten Male der Ostgrat begangen, eine Route, die den schönsten und auch leichtesten Weg auf den Schrofen von Süden darstellt.[2]) Der Ostgrat des Schrofens ist zwar sehr steil, aber durchwegs gut gangbar. Er setzt zu der Scharte zwischen Oberreintalschrofen und Scharnitzspitze ab, die den Namen Westliche Wangscharte führt. Am 15. September 1897 hatten O. Ampferer, G. Beyrer und W. Hammer diese Einsattlung von Süden aus in mittelschwerer Kletterei erreicht und Ampferer war dann allein zum Schrofen aufgestiegen. Leider ist die Westliche Wangscharte von Norden nicht ersteiglich, so daß also dieser schönste Zugang für die vom Oberreintal Kommenden keinen Nutzen hat.

Für den normalen Nordanstieg wird jene Route in Betracht zu ziehen sein, die im Juli 1899 A. Heinrich und O. Schlagintweit fanden und die eine Vermeidung des fürchterlichen Geröllstampfens ermöglicht, welches die Oberreintalscharte fordert.[3]) Wie schon erwähnt, stürzt der Oberreintalschrofen nicht direkt ins Kar ab. Der Gipfelbau des Schrofens weist eine zwar kurze, aber sehr steile Wand auf, die durch einen grasbewachsenen, wenig geneigten Grat mit jenem mächtigen Vorbau in Verbindung steht, der die obersten Partien des Kares trennt. Von diesem Verbindungsgrat, der vom Schüsselkar aus erreichbar ist, hatten die beiden die Nordwand durchstiegen. Ein bis jetzt fast unbekannter und nicht mehr wiederholter Weg, dessen Schwierigkeiten zwar nicht unbedeutend, aber sicherlich den Anstrengungen des gewöhnlichen Anstiegs vorzuziehen sind.

Die Südroute wurde noch mehrmals in Varianten begangen, von denen die H. v. Fickers die wichtigste ist.[4]) Sie führt fast durch die ganze Südwestwand und gewinnt in einem System von Rinnen und Kaminen den Westgrat.

Schon förmlich erdrückt von der übermächtigen Dreitorspitze liegt versteckt im hintersten Grunde des Schüsselkars der zierliche, dreigipfelige Felsbau der Scharnitzspitze. Gleichwie die Große Riffelwandspitze hat dieser Gipfel etwas eigenartig Elegantes an sich, vermöge dessen er den breiten, gewaltigen Massen gegenüber um so minderwertiger erscheint.

Die Scharnitzspitze ist ein reiner Kletterberg, eine Felsmasse, die niemand der Aussicht oder der Gesundheit wegen ersteigen, auf die uns weder ein markierter Forschungstrieb noch der Ehrgeiz hinauftreiben wird. Aber Klettereien bietet sie, die zu den reizvollsten gehören, welche in dem an originellen Touren überreichen Wettersteinkamm zu finden sind. Die Ersteigung der Scharnitzspitze gibt überdies dem, der nicht bloß die Massenkost weiter, gewaltiger Fernblicke liebt, kleine, wunderbare Detailbilder in dem wilden Felskessel des Schüsselkars und auf die Mauern der Dreitorspitze.

Erst im Jahre 1892 wurde dieser Punkt von Dr. Mainzer und den beiden Führern Dengg betreten.[5]) Seltsamerweise waren es auch diesmal nicht die Grate, diese von der Natur beinahe angedeuteten Pfade, die den ersten Ersteiger emporleiteten. Vom Schüsselkar aus stieg Dr. Mainzer bis ca. 30 *m* unterhalb der Östlichen

---

[1]) Ö. A.-Z. 1894, S. 279, u. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 143.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 201.
[3]) Privatmitteilung.
[4]) Ö. A.-Z. 1900, S. 71, siehe auch Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 56.
[5]) Mitteil. d D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 176 und 197.



Naturaufnahme von Gustav Schulze.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Blick von den Törlspitzen auf den Nordostgipfel der Dreitorspitze.

Wangscharte und erreichte von hier in schwerer Kletterei den höchsten Zacken. Sein Bericht war nicht geschaffen, dem Berge Freunde zu erwerben. Er fand Ursache, vor einer Alleinersteigung förmlich zu warnen.

Im Jahre 1894 wurde der Ostgrat von O. Schuster und A. Moser überklettert[1]) und damit eine der schönsten Routen eröffnet. Der Ostgrat ist zwar kurz, aber sehr schwer.

Erst drei Jahre später wurde der Westgrat begangen, jene Anstiegslinie, die bereits v. Barth als die mögliche gekennzeichnet hatte. Wie schon erwähnt, hatten die Innsbrucker O. Ampferer, H. Beyrer und W. Hammer die Westliche Wangscharte von Süden erreicht.[2]) Von dieser aus hatten sie dann die Spitze erstiegen. Auch diese außerordentlich schöne Tour ist unbekannt geblieben. Am 23. Juni 1905 bezwangen H. Leberle und A. Schulze auch die senkrechte, äußerst schwierige und gefährliche Südwand.



Westgrat der Schüsselkarspitze.

Als Schüsselkarspitze hat man den höchsten Punkt jener langgestreckten Reihe von Felstürmen bezeichnet, die von der Östlichen Wangscharte sich zur Dreitorspitze hinzieht. Als Gipfel ist die Schüsselkarspitze weitaus am unbedeutendsten von den drei Oberreintaler Bergen, da ihr speziell gegen die Wand des Dreitorspitzmassivs ein Abschluß gänzlich fehlt und sie ohne weiteres in den wilden Westgrat der Leutascher Dreitorspitze übergeht. In Waltenbergers Orographie finden wir sie lediglich als »ungemein zersplitterten Grat« bezeichnet, »der sich zu einer Scharte eintieft«. Es soll auch hier kein Versuch gemacht werden, dieses Gratstück wegen seiner großartigen Klettereien auf die unberechtigte Höhe eines wirklichen Gipfels zu heben. Aber wie für viele unselbständige Punkte im Wettersteingebirge hat sich auch hier diese täuschende Bezeichnung eingebürgert und erhalten und es hat sich gerade für diese Reihe von Grattürmen eine eigene Ersteigungsgeschichte herausgebildet, welche die der übrigen Oberreintaler Berge wesentlich übertrifft.

Die erste Ersteigung der Schüsselkarspitze fällt in eine sehr späte Zeit. Weder H. v. Barth noch Dr. Mainzer haben sich mit ihr befaßt und der Gipfel hatte infolge einiger mißglückter Versuche bereits den Nimbus der Unersteigbarkeit erhalten. Da gelang im Jahre 1894 O. Schuster und dem bekannten Zillertaler Führer A. Moser die erste Erkletterung.[3])

Die beiden Erstersteiger wählten die Nordflanke zum Angriff. Der komplizierte

---

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 134, und Ö. A.-Z. 1894, S. 248.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 201.
[3]) Ö. A.-Z. 1894, S. 280, u. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 144.

und sehr schwierige Weg lag im allgemeinen in der Nordwestwand. Er wurde nicht mehr wiederholt.

Die zweiten Ersteiger wählten einen völlig anderen Aufstieg.[1]) F. Hörtnagl, Hintner und Renner aus Innsbruck waren es, die zum erstenmal jene gewaltigen Abstürze durchkletterten, mit denen die Oberreintaler Berge gegen Süden abbrechen. Von der Dreizinkenscharte, jener schwach ausgebildeten Einsattlung, mit der die Schüsselkarspitze gegen das Dreitorspitzmassiv abschließt, zieht eine tief eingeschnittene, wüste Schlucht herab gen Süden. Durch diese erreichten die Innsbrucker in sehr schwerer Kletterei die Kammhöhe und über den Grat die Spitze. Beim Abstieg, den sie nach Norden nahmen, fanden sie einen neuen Weg, der dem Schusterschen gegenüber mehrfache Vorteile bot. Er bewegt sich mehr in der Nordostwand und wurde im Jahre 1897 von F. Henning und A. Heinrich im Aufstieg begangen.[2])

Den schwersten aber auch idealsten Zugang zur Spitze fanden O. Ampferer und F. Hörtnagl im August 1898.[3]) Von der Wangalm ausgehend, erstiegen sie zum ersten Male in äußerst schwieriger Kletterei die Östliche Wangscharte, die Einsattlung zwischen Scharnitz- und Schüsselkarspitze und vollführten dann eine der großartigsten Wanderungen in der ganzen Gruppe: die Überkletterung des Westgrates der Schüsselkarspitze und den Gratübergang zur Dreitorspitze. Wer den Westgrat zum Anstieg wählt, hat die ganze Reihe von Felstürmen zu überklettern, deren östlichen Endpunkt die Schüsselkarspitze bildet. Das stundenlange Klimmen über die schmale, zersägte Gratschneide angesichts der furchtbaren Abstürze der Südwand gestaltet diese Tour zu einer der eindrucksvollsten des Gebietes. Den Übergang zur Leutascher Dreitorspitze, der in den abgelegensten Teil der Gruppe führt, durch eine Felswelt der wildesten und gewaltigsten Art, werde ich später behandeln.

Es ist ganz zweifellos, daß die Berge des Oberreintals nur mehr kurz diese untergeordnete Stellung einnehmen werden. Im selben Moment, als im Oberreintalboden eine Hütte erstehen wird, werden sie aus ihrer tiefen Vergessenheit aufgestört werden, sie werden entdeckt und bewundert werden und bald werden sie dann in die Reihe der bekanntesten Modeberge einrücken.

In dem massigen Stocke, der den Abschluß des Oberreintals nach Osten bildet und dessen stolzer Bau den ganzen östlichen Wettersteinkamm beherrscht, in dem Dreitorspitzmassiv, besitzt das Wettersteingebirge seinen mächtigsten Gipfel. Diese Erscheinung hat auch die allgewaltige Zugspitze nicht endgültig in den Hintergrund zu drängen vermocht. Es ist der einzige Berg, dem die Ehre erwiesen wurde, neben der Herrscherin einer gewissen Beachtung für würdig befunden zu werden. So tritt denn die Geschichte dieser Gruppe einigermaßen aus dem alten, ermüdenden Schema heraus, da alle, deren Namen mit der Erschließung des Wettersteingebirges in näherer Beziehung stehen, an diesen Wänden und diesen Graten ihr Können und ihr Glück versucht haben. Beinahe fremd muten uns die Tatsachen an, daß hier nicht mehr endlose Wege zu durchlaufen sind, daß hier dem Bergsteiger wieder ein Obdach gebaut ist, daß hier wieder jene Institution zutage tritt, die man als Führerschaft bezeichnet.

Die Dreitorspitze ist ebenso ein orographisch wichtiger Punkt, als ein prachtvoller Berg. Wo mit jähem, schrecklichem Schwunge von der Dreizinkenscharte der Grat sich zu einem klotzigen Gipfel emporschwingt, biegt der Hauptkamm plötzlich im rechten Winkel nach Norden ab und verläuft mit einer zersplitterten, aber fast

[1]) Ö. A.-Z. 1899, S. 7, u. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 56.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 19.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 282.

horizontalen Schneide zu einem dreigipfeligen Felsbau, der wieder schroff zu einer breiten, leicht gangbaren Scharte, dem Dreitorspitzgatterl abfällt. Hier nimmt der Wettersteinkamm wieder die alte west-östliche Richtung an. Die Gesamtheit dieses Querstückes nennt man Dreitorspitzgruppe. Gerade an den beiden Wendepunkten entragen dem Kamme zwei mächtige Erscheinungen. Stolz, imponierend im Norden der selten schöne Dreigipfel der Partenkirchner Dreitorspitze, klotzig, mit gedrungenem, festgefügtem Bau im Süden der Leutascher Gipfel. Im Süden, Westen und Norden scheiden sie hohe, imponierende Wände von Tälern und Karen, im Osten setzt das ganze Querstück mit niedrigen, speziell durch die Breite des Massivs niedrig scheinenden Wänden zum Berglenplattach, dem Gegenstück des Zugspitzplatts ab.

Die Ersteigungsgeschichte der Dreitorspitzgruppe beginnt mit dem Jahre 1853.[1]) Die ersten Unternehmungen galten insgesamt dem höchsten Punkte des Partenkirchner Gipfels, dem jetzigen Westgipfel. Selbstverständlich erfolgten die ersten Versuche vom Platt aus, wo die Wandhöhe am geringsten war und auch der Aufbau eine größere Übersicht ermöglichte. Am 20. Juli 1853 gelang es dem Forstwart von Graseck, Kiendl, mit seinem Schwager J. Grasegger den Westgipfel zu erreichen. Wer den jetzigen Anstieg kennt, wird sich wundern, welch sonderbaren, nach Barth »barocken« Weg Kiendl und sein Begleiter nahmen. Sie gelangten vom Platt südlich des Westgipfels auf den Grat, stiegen dann auf der Oberreintalseite wieder ab und querten hier die Wände, bis sie eine steile Rinne wieder auf den Grat und über diesen zum Gipfel führte. H. v. Barth, der 17 Jahre später als Zweiter folgte,[2]) hatte von Kiendl kurze Angaben erhalten, und infolgedessen kam auch er auf diesem »barocken« Weg zum Ziel. Ohne die Verdienste der Erstersteiger schmälern zu wollen, darf man annehmen, daß Barth selbst einen einfacheren Anstieg gefunden hätte.

Barth begnügte sich nicht mit dem Kulminationspunkte. Er stieg noch zum Mittelgipfel und erkletterte außerdem über den Grat den südlichen, beherrschenden Punkt, den er Leutascher Dreitorspitze taufte. Wie er gekommen, stieg er zum Platt ab.

Bereits die nächsten Ersteigungen, die ausschließlich wieder den Westgipfel zum Ziele hatten, wurden von einer gänzlich neuen Seite ausgeführt. Und zwar sonderbarerweise vom Oberreintal. Offenbar begann das Interesse für den beherrschenden Berg bei den Bergsteigern zu wachsen, aber die Schwierigkeiten der Kiendlschen Route waren zu bedeutend, um jeden die Spitze erreichen zu lassen. So hatte der wackere Führer J. Ostler vom Schüsselkar aus einen Weg ausgekundschaftet, auf welchem er im Jahre 1873 als ersten Touristen W. Brouver zum Westgipfel führte.[3]) Aber dieser neue Weg, der ja besondere landschaftliche Schönheiten bot, hatte einen anderen Nachteil: Er war zu lang und zu anstrengend. Und so stieg der Wunsch immer mehr, einen dritten Weg zu finden, der für die Allgemeinheit geeignet sei.

Es ist abermals das Verdienst eines Führers, diese Aufgabe gelöst zu haben. Im August 1880 stieg Joh. Dengg allein vom Platt auf dem heutigen, normalen Wege zum Westgipfel auf,[4]) eine Route, die keine übertriebenen Forderungen an die Leistungsfähigkeit und Ausdauer stellt. Einige Tage später begingen K. Babenstuber und H. Schwaiger unter Denggs Führung diesen Weg und stiegen dann zum Reintal ab. Der Gipfel hatte seinen Nimbus verloren, die erste Überschreitung war ausgeführt.

[1]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 421.
[2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. III, S. 72.
[3]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 149, siehe auch Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1874.
[4]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 150.

Nunmehr stieg der Besuch rasch, wenn auch nicht in jenem ungeheuren Maße wie jener der Zugspitze, und eine Reihe von mehr oder weniger zweckmäßigen neuen Routen war die Folge.

So wurde im selben Jahre der Mittelgipfel von M. Schulze aus Regensburg und Joh. Dengg vom Platt aus erstiegen[1]) und von hier aus im Jahre 1881 endlich auch ein direkter Weg auf den Leutascher Gipfel in der steilen, fast immer schneeerfüllten Rinne gefunden, die zur Scharte nördlich des Gipfelbaues leitet. Der Dreitorspitzspezialist J. Dengg führte in derselben K. Babenstuber auf das Platt herab und war somit der Entdecker des bequemsten Weges.[2])

Aber eins war noch unversucht geblieben: Der kühne, drohende Zacken, mit dem die Dreitorspitze den Gatterlbesucher überrascht und verblüfft. Kein Wort war in der bereits dreißigjährigen Geschichte über den schönen, trotzigen Turm gefallen und es ist doch wirklich nicht anzunehmen, daß in dieser langen Zeit alle diese erprobten und wagefrohen Steiger gleichgültig, wie mit verbundenen Augen an diesem herausfordernden Felsen vorbeiliefen.

Erst am 7. August 1884 wurde der Nordostgipfel erklettert.[3]) F. v. Schilcher und dem Führer A. Rauth war der Anstieg gelungen. Aber das Unternehmen blieb unbekannt und so galten zunächst F. Resch aus Partenkirchen und A. Sam aus Eschenlohe als Erstersteiger. Allerdings nicht so ohne weiteres. Denn liebenswürdige Menschen zweifelten die Tour, welche die beiden im Sommer 1886 ausgeführt hatten, an, und erst als sie später ein Kreuz hinaufschleiften, wurde ihnen geglaubt. Resch erstieg allein noch öfter den Nordostgipfel und vollführte auch den ersten Übergang zum Mittel- und Westgipfel. Auch hier schloß er seine Touren mit einer kecken, damals unerhörten Sportleistung: Im Jahre 1887 durchkletterte er allein vom Frauenalpl aus die unmöglich scheinende Nordwand des Westgipfels und überschritt dann von ihm aus die Partenkirchner Spitze.

Erst Dr. Mainzer beschäftigte sich wieder intensiver mit der Dreitorspitze. Nachdem er im Juli 1891 mit Joh. Ostler die Längsbegehung der Partenkirchner Spitze ausgeführt hatte, überschritt er am 2. August 1902 vom Gatterl[4]) aus das ganze Massiv und stieg von der Leutascher Spitze zum ersten Male ins Oberreintal ab. Wesentlich neu war übrigens dieser Abstieg nicht. Denn Mainzer ging den Grat zum Westgipfel ein gutes Stück zurück und kam so im allgemeinen auf der alten Koser-Route abwärts.

Die Erschließung war mit diesen letzten Unternehmungen im großen Ganzen beendet, da nun jeder Punkt genügend bekannt und auf dem besten Wege zugänglich war. Geraume Zeit wurden denn auch keine Versuche gemacht, die letzten noch harrenden Aufgaben zu lösen.

Da entstand im Sommer 1898 auf dem Dreitorspitzgatterl die Meilerhütte der Sektion Bayerland (München). War diese auch in erster Linie ein vorzüglicher Stützpunkt für den östlichen Teil des Wettersteinkamms, so gewann hauptsächlich doch die Dreitorspitze und binnen kurzer Zeit wurde sie nun zum häufig besuchten Berg. Durch die Wegverbesserungen und Neuanlagen im Berglental und am Teufelsgsaß war das Dreitorspitzgatterl zum allgemeinen Übergang des Wettersteinkamms geworden, den man früher seiner Beschwerlichkeit halber gescheut hatte. Als aber durch die Schaffung des Hermann v. Barth-Weges, jenes schönen Felsensteiges an

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. XII, 1881.
[2]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 151.
[3]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 151.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 176.

dem mächtigen Sockel des Nordostgipfels, die letzte Mühseligkeit des Geröllstampfens erspart blieb, als man durch künstliche Mittel den unteren Partien des Westgipfels jede Schwierigkeit und Gefahr genommen hatte, war auch der Berg selbst den weitesten Kreisen zugänglich gemacht: die ehemals gefürchtete Dreitorspitze war dem Gros endgültig ausgeliefert.

Und in diesen Jahren, wo von der Meilerhütte aus der östliche Wettersteinkamm zum ersten Male begangen wurde, lenkten sich die Blicke auch wieder den schroffen, noch unbegangenen Wänden der Dreitorspitze zu.

An der Partenkirchner Dreitorspitze war an wirklich praktischen Wegen nichts mehr zu entdecken. Für die Erschließung waren diese an und für sich hochinteressanten Klettereien völlig belanglos.

War Resch durch die Nordwand zum Westgipfel gekommen, so lag es nahe, auch für den Nordost- und Mittelgipfel entsprechende Anstiege zu suchen. Ersteren erkletterten vom Frauenalpl aus A. Heinrich und H. Leberle.[1]) Die Nordwand des Mittelgipfels fiel im Jahre 1901 durch A. Heinrich u. M. v. Laßberg.[2]) Beides sind natürlich sehr schwere Felstouren.

Auch der direkte Anstieg auf den Nordostgipfel vom Platt aus hat für die Allgemeinheit keinen Zweck. Er wurde im Jahre 1900 von C. Durig und H. Beyrer begangen.[3])

An der Leutascher Spitze lagen die Verhältnisse anders. Das gewaltigste Problem des östlichen Wettersteinkamms, der Absturz ins Puitental, harrte noch der Lösung. Oft schon waren begehrliche Blicke diese Wand hinaufgeflogen, wohl mancher Gang übers Scharnitzjoch und auf die Gehrenspitze war diesem Felswall zuliebe gemacht worden. Im Jahre 1901 fiel die Wand dem stürmenden Drängen. A. Heinrich und M. v. Laßberg erkletterten den Riesenbau. Nähere Angaben über dieses große Unternehmen zu machen ist hier unmöglich. Im allgemeinen durchquerte ihr Weg in zwei großen Diagonalen die Wand. Für die Details sei auf den Originalbericht hingewiesen.[4]) Wider Erwarten waren die Schwierigkeiten keine übermäßigen, so daß diese jedenfalls großartige Tour noch oft ausgeführt werden wird.

Wichtiger noch als die Lösung dieses großen Problems war jener Gratübergang, den Ampferer und Hörtnagl gelegentlich der Ersteigung der Schüsselkarspitze von Westen ausgeführt hatten.[5]) Denn mit dieser Tour war gleichsam die Brücke geschlagen zwischen der stolzen, abgeschlossenen, unnahbaren Felsburg der Dreitorspitze und den stillen, weltvergessenen Oberreintaler Bergen, das an Kombinationstouren ohnehin schon reiche Gebiet hatte mit einem Male eine neue, gewaltige Bereicherung erfahren.[6]) Diese Bergfahrt war die Einleitung jener Reihe von kühnen und großen Unternehmungen, die wie ehedem an der Dreitorspitze einander folgten. An die Überschreitung der drei Oberreintaler Gipfel für sich schloß sich bald deren Verbindung mit jener des Dreitorspitzmassivs, um endlich in der Gewaltleistung A. Heinrichs[7]) den Gipfelpunkt zu finden: in dem Übergang von der Dreitorspitze zum Hochwanner.

Von dem zentralen Teil des Wettersteinkamms lösen sich auch die bedeutendsten Seitenkämme ab. Unmittelbar unter den Wänden der Scharnitzspitze strahlt

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 42.
[2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1901/02, S. 49.
[3]) VII. Jahrb. d. A. A.-C. I, S. 111.
[4]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1901/02, S. 49.
[5]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 282.
[6]) Eine neue, schwere Variante durch die Westwand der Leutascher Spitze führten am 24. Juni 1904 Jos. Burghard und Otto Oppel aus. Jahrb. d. Sekt. Bayerland 1904, S. 66.
[7]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1900/01, S. 73.

ihr erster aus, der in seinem erst südlichen Verlaufe den flachen Sattel des Scharnitzjoches bildet, dann aber ostwärts biegt und mit einem breiten, klotzigen Bau abschließt. Diesen Endpunkt des Kamms nennt man Gehrenspitze. Gegen Süden ist dieser Berg nicht gerade imponierend entwickelt und die wenig steilen Hänge sind bis zur Kammhöhe mit reicher Vegetation bedeckt. Nur gegen Norden, ins Puitental, setzt er in mächtigen Wänden ab. Die Gehrenspitze bietet eine außerordentlich günstige Übersicht über den Wettersteinkamm, ist aber touristisch von völlig untergeordneter Bedeutung. Die düstere, steile Nordwand wurde im Jahre 1904 von R. Scheid aus München zum erstenmal durchstiegen.[1])

Der zangenförmige Doppelgipfel des Öfelekopfes, der Beherrscher des Dreitorspitzplatts, ist wohl außer der Alpspitze der selbständigste Gipfel der Seitengrate. Er bildet den Kulminationspunkt jenes Kammes, der von der Leutascher Dreitorspitze aus ostwärts zieht und sich allmählich zum Söllerpaß senkt. Östlich von dieser Einschartung steigt er mit jähem Grate auf, wie er auch gegen Norden und Süden steile, hohe Flanken besitzt. Sein mächtiger, fast übermäßig breit entwickelter Sockel gestattet in seinem vieldurchfurchten Körper überall ein Durchkommen, während der Gipfelbau drei pralle, mauerartige Stufen aufweist, deren Überwindung nur an wenigen Stellen möglich ist.

Einem merkwürdigen Zufalle hat der Gipfel die Berühmtheit zu verdanken, die er jahrzehntelang behielt. H. v. Barth, sein Bezwinger,[2]) stürzte beim Abstieg in einem Kamin und blieb durch Glück vor einem raschen Tode bewahrt. Dieser Unfall war der Grund zu der scheuen Verehrung des Berges. So vergingen neun Jahre, bis der Öfelekopf zum zweiten Male betreten wurde. Dr. A. Zott und Dr. O. Böhm erstiegen unter Führung J. Denggs im Jahre 1880 den wilden Gipfel.[3]) Bereits diese Partie schlug einen wesentlich anderen, westlicher gelegenen Weg durch die schrofigen Flanken ein als Barth. Erst am Gipfelbau kam sie auf dessen Route, und gewann nun ebenfalls durch den berüchtigten Kamin den Gipfel. Auch ihnen scheint derselbe Respekt eingeflößt zu haben, denn sie vermieden ihn im Abstieg und forcierten unter gegenseitiger Unterstützung eine Wandstelle.

Eine dritte Anstiegsroute fand E. Schmidt aus München, der im Jahre 1891 allein die Spitze erreichte.[4]) Sie lag zwischen jener Barths und seiner Nachfolger, ein Beweis, daß also diese Flanke wohl nicht übermäßige Schwierigkeiten bieten kann.

Erwähnenswert ist wohl auch jene Tour, die den Hauptschrecken des Berges, den Barth-Kamin, zum erstenmal umging.[5]) Sie wurde im Jahre 1892 von J. Enzensperger, C. Neumann und R. Wisbeck ausgeführt.

Im Jahre 1895 gewannen H. Gazert und L. Rieger vom Ostgipfel aus den westlichen Kopf.[6]) Der Übergang bietet eine originelle Kletterei.

Direkt vom Platt auf diesen Westgipfel führen die Wege O. Ampferers und W. Hammers,[7]) die im Jahre 1896 vom Söllerpaß den Grat überkletterten, sowie der A. Heinrichs und E. Eichwalds,[8]) die durch eine große Rinne der Nordflanke direkt anstiegen. Beide Wege sind von der Meilerhütte aus nicht allzu lang und schwer, insbesondere vermag der Westgrat streckenweise eine sehr schöne Kletterei zu bieten.

---

[1]) Jahrb. d. Sekt. Bayerland 1904.
[2]) Barth, Nördl. Kalkalpen, S. 592 ff.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1881, S. 46.
[4]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 154.
[5]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 422.
[6]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1894/95.
[7]) Jahrb. d. A. A.-C. I.
[8]) Privatmitteilung u. Tourenbuch der Meilerhütte.

Die ausgedehnte, breite Südwand,[1]) welche eine mächtige Schlucht in zwei Hälften trennt, wurde erst im Jahre 1900 von H. v. Ficker und O. Melzer durchstiegen. Trotz der landschaftlichen Schönheiten und der nicht allzu großen Schwierigkeiten wurde die Route nur mehr einmal begangen. Die Abgelegenheit des Puitentales wie die Schwierigkeit der Orientierung, die sich bei einer Überschreitung von Nord nach Süd nur noch steigern würde, sind hierfür wohl die entscheidenden Gründe gewesen.

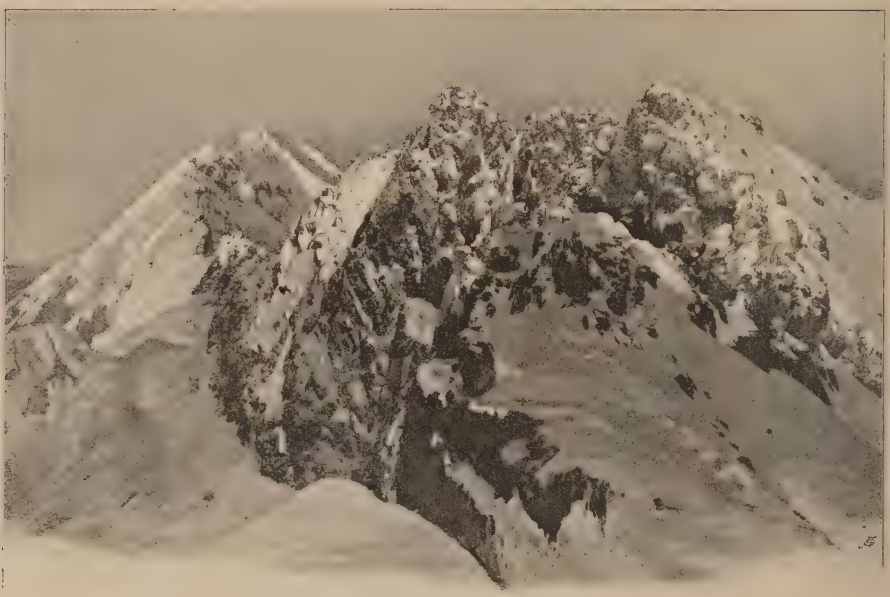
Der dritte Seitenkamm wendet sich vom Dreitorspitzgatterl nach Norden, biegt aber dann westwärts parallel zum Hauptkamm um. Während er nach Norden steil zur Mittelregion absetzt und so vom Tal aus gar mächtig imponiert, bildet er mit den Wänden der Dreitorspitzgipfel lediglich eine Hochmulde, das Frauenalpl. Die Zacken, die in der Umrahmung dieses plateauähnlichen Gebildes liegen, die Frauenalplspitzen und die Schachenplatte, können nimmermehr als Gipfel bezeichnet werden. Sie sind durchwegs über Schrofen in wenigen Minuten vom Frauenalpl aus erreichbar.

III. Die Wettersteinwand.

Die Wettersteinwand ist das völlige Gegensück zum Hochwanner und zum Teufelsgrate. Als langgestreckte Felsmauer läuft sie vom Dreitorspitzgatterl ab gen Osten in ihrer fast horizontalen Kammlinie, nur einmal durch eine flache, ausgedehnte Senke unterbrochen. In ihrem einförmigen Verlaufe eine mächtige, unübersteigbare Schranke zwischen Berglental und den welligen Höhen des Ferchenbachs. Aber das Gigantische und Großartige des wilderen westlichen Bruders hat sie verloren. Von Ferne wirken wohl noch die breiteren, weißen Kalkwände, wie sie so ernst und schön über den Wäldern und Höhen der Mittelregion stehen, in der Nähe verlieren sie ihren malerischen Reiz. Eine breite, plumpe Felsmasse, ohne Abstufung, ohne Steigerung liegt vor uns mit ihren steilen Schrofenhängen, nur mehr ein schwacher Abglanz gegenüber der Wucht der Hochwanner-Abstürze. Die absoluten und relativen Höhen sind erheblich geringer. Bis hoch hinauf finden sich noch Spuren von Vegetation und die welligen, sanft geschwungenen Linien des Vorgebirges treten beherrschend auf.

So erscheint es bei der allgemeinen Lage völlig verständlich, daß dieser östliche Teil des Wettersteinkamms fast nicht begangen wurde. An leichten Touren, wie die Ersteigung der Wettersteinwand von Süden, stehen der Allgemeinheit anderswo bequemere und dankbarere Berge zur Verfügung und für den Hochtouristen konnte der lange Kamm außer den Gratwanderungen nur wenig bieten. Überdies zog die nahe mächtige Dreitorspitze auch hier den größeren Teil der Besucher an sich. Die Wettersteinwand wird wohl auch bei ihrer relativen Unbedeutenheit nie einen besonderen Besuch aufweisen können. Nur eines ist auch hier wieder imstande besondere Reize zu bieten: die Gratwanderung. Gerade hier, wo nicht beständig eine besondere Leistungsfähigkeit gefordert wird, wo sich fast stundenlang ohne jede Beschwerde so herrlich über die Schneide wandern läßt, wird sich einstens vielleicht der Weg vieler, statt das lange, langweilige Berglental hinaus über den Kammscheitel erstrecken. Die kleine Meilerhütte bietet einen prächtigen Stützpunkt für fast alle Unternehmungen im Wettersteinkamm, so daß hier ein Übermaß von Anstrengungen nicht verlangt wird.

[1]) Ö. A.-Z. 1900, S. 71.



Blick von der westlichen Törlspitze auf Wettersteinwand und Musterstein.

Fast unmittelbar über der Meilerhütte stehen die beiden ersten verdächtigen Gipfel dieses Kammstückes, die Törlspitzen. Diese minderen Graterhebungen werden seit der Entstehung der Meilerhütte außerordentlich häufig besucht, meist allerdings, um einen schönen Sonnenuntergang zu genießen, um sich über das kommende Wetter zu orientieren oder um eine Entschädigung zu haben, falls die schwierigere Dreitorspitze sich nicht gnädig zeigt. Es ist also manchmal eine recht praktische Einrichtung, diese kurzen Spaziergänge über Schutt oder Schnee als Gipfeltouren zu bezeichnen, die aber nichts an der Tatsache ändern kann, daß die Törlspitzen keine Berge sind. Man nimmt eine westliche und östliche Spitze an. Die erste ist von der hochgelegenen Hütte aus in wenig Minuten erreichbar, letztere in einer halben Stunde über den Grat.

Zersägt und zerklüftet ist die Schneide, die nun ostwärts zum bemerkenswertesten Felsbau leitet, zum Musterstein. H. v. Barth hat selbst ihm noch nicht die vollen Rechte eines Gipfels zugestanden,[1]) obwohl er der einzige Punkt des ganzen Grates ist, der noch energische, kräftige Formen zeigt. In nackten, steilen Wänden setzen hier die Süd- und Nordflanken in den Schutt der Kare ab. Der ganze Aufbau erinnert noch an die Felspracht des Oberreintals und Hochwanners und entzückt auf dem Wege zum Schachen mit seinen Wänden über der Wettersteinalm.

Trotz der Angaben Barths in den »Nördlichen Kalkalpen« wurde der Musterstein erst spät betreten. Einige Versuche, ihn zu erreichen, waren mißlungen und vielleicht der Umstand, daß gerade einer der besten Steiger der Gegend Mißerfolge gehabt hatte, wurde ein Grund, ihn zu meiden. Im Jahre 1889 hatte nämlich der

[1]) H. v. Barth, Nördl. Kalkalpen, S. 596.



Naturaufnahme von G. Schulze.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann imp.

Öfelekopf vom Dreitorspitzgatterl.



Südwestwand des Mustersteins.

bekannte Resch eine Überkletterung des Grates von den Törlspitzen her versucht und sie als undurchführbar aufgegeben.[1])

So kamen dann wieder Dr. Mainzer und J. Dengg als erste im Jahre 1892 auf den Gipfel.[2]) Auch ihnen war ein erster Angriff von Norden, vom Angerlloch aus, das die finsteren Nordwände der Törlspitzen und des Mustersteins umstarren, mißlungen. Weiter östlich, von jenem begrünten Sattel zwischen Hauptkamm und dem Hirschbichlkopf aus, war ihnen der Durchstieg über die steilen, schutt- und griesbedeckten Flanken gelungen.

Der noch reichlich liegende Schnee mag wohl zu der unhaltbaren Behauptung Dr. Mainzers der Grund gewesen sein, die Tour sei auch bei aperem Fels eine der schwierigsten des Gebietes. Im Gegenteil ist dieser gewöhnliche Anstieg nichts weniger als schwierig im modernen Sinn, sondern lediglich durch die Brüchigkeit und Steilheit des Geschröfs sehr unangenehm. Er verlangt einen verläßlichen Steiger und einen Mann, der sich auch in dem komplizierten Wirrsal von Rippen und Türmchen zurechtfinden kann.

Im Jahre 1897 kamen F. Henning und A. Heinrich von der Wettersteinwand her über den Ostgrat auf den Gipfel.[3]) Als Anstieg zum Musterstein dürfte diese Route nicht zu rechnen sein, denn die Wettersteinwand wird äußerst selten besucht und dann gewöhnlich von Steigern, die keineswegs den Schwierigkeiten dieses Gratüberganges gewachsen sind. Höchstens daß sich der letzte Teil dieses Überganges — das Stück vom westlichen Ende der drei Scharten zum Gipfel — für die aus dem Berglental Kommenden als günstige Anstiegslinie erweist.

[1]) Erschließung der Ostalpen I, S. 422.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 174.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 19.

Weitaus wichtiger war die Überkletterung des Westgrates von den Törlspitzen her.[1]) Bereits jetzt wird diese reizvolle Tour öfters durchgeführt. Zwar ließen weder die vielen Versuche noch die erste Begehung auch nur ahnen, daß gerade der Westgrat den Musterstein zum besuchten Berge machen würde.

Im Frühsommer 1899 hatten E. Enzensperger und H. Leberle in dreistündiger Arbeit den Weg über und um die phantastische Zackenreihe gefunden, die die Törlspitzen und den Musterstein verbindet. Auch hier hatte die frühe Jahreszeit auf den Charakter der Tour entscheidend gewirkt. Fast unmittelbar am Musterstein, an den beiden letzten Grattürmen, waren die beiden in die senkrechte Südwand des Mustersteins hinausgedrückt worden und das Queren dieser Platten hatte teilweise sehr schwierige und gefahrvolle Experimente gefordert.

Erst die zweiten Begeher, A. Heinrich und O. Schlagintweit, konnten auch diese beiden Grattürme selbst überklettern und so jene wirklich schöne Gratwanderung eröffnen, durch die sich der Musterstein bereits Freunde erworben hat.

Das Jahr 1902 brachte in zwei aufeinanderfolgenden Tagen noch die letzten selbständigen und noch möglichen Anstiege. Am 30. Juni erkletterten A. Heinrich und H. Leberle direkt vom Angerlloch aus über den Nordgrat den Musterstein und tags darauf bewältigten sie den senkrechten Südabsturz.[2])

Der Nordgrat gewährt mit seinem festen Gestein einen schönen, allerdings schweren Zugang. Die Südwand gehört zu den schwersten Klettereien, die in der ganzen Gruppe auszuführen sind.

Mit dem breitschulterigen, langen Felsbau der Wettersteinwand und der beiden Wettersteinspitzen schließt der gewaltige, südliche Kamm. Mit der Unteren Wettersteinspitze fällt er jäh und kurz zum Grünkopf und zu bewaldeten Höhen und Kämmen ab, die bereits der Ostgrenze der Gruppe angehören, dem Isartal.

Die Geschichte dieser letzten westlichen Gipfel ist bereits außerordentlich untergeordnet. Die drei benannten Punkte der Mauer sind von Süden leicht über gewaltige Bergrücken zu ersteigen, wenngleich die Orientierung manchmal Schwierigkeiten bereiten kann. Jäger und Hüter betreten hier den Kammscheitel zweifellos bedeutend öfter als Touristen.

H. v. Barth beschreibt zum erstenmal eine Ersteigung der Wettersteinwand, die er vor jener des Öfelekopfes zur Erkundung ausführte.[3]) Er wählte nicht gerade den besten Weg und mußte gar manchen Tritt umsonst machen.

Nur noch eine Route wurde begangen. F. Henning und A. Heinrich stiegen im Jahr 1897 von der Kämi-Alm ohne besondere Schwierigkeit über die Nordflanke hinauf und über den Grat zum Musterstein hinüber.[4]) Das Schwerste bot ihnen hierbei die Überwindung jener breiten Gratdepression, die man eigentümlicherweise mit dem Namen »Drei Scharten« bezeichnet. Ihr westliches Ende erwähnt bereits Waltenberger[5]) unter dem Namen »Wettersteingatterl« und bezeichnet dasselbe als allgemeinen Übergangspunkt über den Kamm. Diese Bedeutung hat es jetzt völlig verloren.

Nebenbei erwähnt sei noch, daß man jene beiden schwach ausgeprägten Punkte, mit denen der höchste Bau der Wettersteinwand westlich und östlich flankiert ist, als Wettersteinkopf und Rotplattenspitze bezeichnet hat.

---

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 36.
[2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1901/02, S. 48.
[3]) H. v Barth, Nördl. Kalkalpen, S. 590.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 19.
[5]) S. Waltenbergers Orographie, S. 50.

Die östlich noch einigermaßen markanten Punkte der Wettersteinwand hatten für die Hochtouristen fast kein Interesse mehr, trotzdem speziell die Untere Wettersteinspitze als scharf charakterisierter Endpunkt des Wettersteinkamms schon von Mittenwald aus auffällt. Lediglich Dr. Mainzer veröffentlichte einen Übergang von der Wettersteinwand zur Oberen Wettersteinspitze mit Joh. Dengg.[1]) Der Gratübergang war allerdings keineswegs vollführt, denn Mainzer stieg, als die wundervolle, einem idealen Spaziergang ähnliche Ostschneide einige schwierige Türme bot, südwärts bedeutend ab, querte hier das Gehänge und stieg dann zum Grat auf.

Die erste Gratüberkletterung erfolgte erst im Herbste 1899 gelegentlich der Gesamtüberschreitung des Wettersteinkammes vom Dreitorspitzgatterl bis zur Unteren Wettersteinspitze.[2]) A. Heinrich, H. Leberle und G. Leuchs überstiegen damals in acht Stunden den Kamm und eröffneten hierbei die noch ausstehenden ersten Gratbegehungen von der Wettersteinwand bis zur Unteren Wettersteinspitze. Die unerwarteten Schwierigkeiten, speziell die letzte gefährliche Strecke zur unteren Spitze, lassen jedoch die Umgehung als zweckmäßiger und sogar kürzer erscheinen als die direkte Verbindungslinie.

Das Wettersteingebirge bietet nichts Neues mehr. Der Wunsch, der die ersten Arbeiten H. v. Barths durchklingt, der in jeder Schilderung, in jedem Bericht seiner Nachfolger ein mächtiges Echo findet, das Interesse der Bergsteiger auf unbegangene, unbekannte Pfade zu lenken, ist nun erfüllt. Das Wettersteingebirge ist begangen, seine Kare sind betreten, die Flanken und Grate seiner Berge sind durchklettert, es ist erschlossen. Aber jene Verhältnisse, die schon Barth vor 35 Jahren fand, die völlig abnorme Stellung des Kulminationspunktes, die merkwürdige, vollständige Unbekanntheit der ganzen übrigen Gruppe, sie ist geblieben. Dieser Gegensatz hat sich mehr und mehr verschärft.

In diesem kleinen Gebiete stehen sich jetzt die extremsten Arten der Bergsteigerei in schroffster Form gegenüber. Je mehr die Zugspitze begangen ward, je mehr ihr Hütten- und Wegenetz sich ausdehnte, je mehr sie allmählich eingriff in das wirtschaftliche Leben, je mehr sie hinauswuchs über alle alpinen Verhältnisse, desto greller nur trat der Kontrast hervor gegenüber der tatsächlich vergessenen und gemiedenen Felswelt, desto schärfer und unangenehmer ward auch der Unterschied zwischen dieser Touristik gegenüber dem eigentlichen, echten und rechten Wandern im Gebirge.

So möge dieser Überblick über die Geschichte des Wettersteingebirges nicht als so überflüssig und unnütz hingenommen werden, als er bei dem weitbekannten Namen Zugspitze möglicherweise erscheint.

[1]) M. d. D. u. Ö. A.-V. 1892, S. 174.
[2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 44.

Aus den Bergen des Klostertals.

Von

Dr. Karl Blodig.

Dicht an einem der bedeutendsten Schienenstränge, welche Menschenwitz und Menschenkraft über unsere Erde legten, an der herrlichen Arlbergbahn, ragt eine Gebirgspruppe in die Lüfte, welche bis in die neueste Zeit nur selten einen neugierigen Wanderer auf ihren höchsten Zinnen sah. Es ist dies um so wunderlicher, als einerseits einige der markantesten Erhebungen dieses Alpenabschnitts von der Bahnlinie aus trefflich sichtbar sind und anderseits an dem Ostfuße der Gruppe ein alljährlich von vielen Hunderten von Reisenden benutzter Übergang, nämlich der Flexenpaß liegt; zudem erhebt sich am westlichen Ende der Hohe Frassen, einer der besuchtesten Gipfel des ganzen Vorarlbergerlandes.

Und doch findet hier jedermann, gehöre er nun dem exklusiven Orden der Gipfelstürmer oder der großen Zahl der bequemeren Alpenwanderer an, was sein Herz begehrt. Denn vom gemütlichen Alpenbummel, der aus dem Lechtale über die Freiburgerhütte und an dem tiefblauen Formarinsee oder dem ernsten Spullersee vorbei nach der Arlbergbahn führt, bis zur Erkletterung des Roten Turms oder der Kammwanderung über alle Gipfel der Wildgruppe gibt es gar viele Abstufungen, deren jede eine genußvolle Tour bedeutet. Die Gruppe, der die folgenden Blätter gewidmet sind, bildet eine Unterabteilung der Lechtaler Alpen. In der »Erschließung der Ostalpen« sind diese Berge in der Abteilung der Gruppe der Rotenwand untergebracht. Aus mehrfachen Gründen aber, auf die ich später noch zurückkommen werde, bin ich dafür, dieser Kette einen eigenen Namen zu geben und schlage dafür die Bezeichnung Klostertalgruppe vor. Die südlich vom Klostertale gelegene Bergwelt, welche allerdings den gleichen Anspruch auf diesen Namen hätte, gehört der Ferwallgruppe an, so daß die oben vorgeschlagene Benennung noch verfügbar wäre. Was die Grenzen des hier zu behandelnden Gebiets betrifft, so sind dieselben folgende: Im Norden der Oberlauf des Lech, der Sattel »In der Eng« und das Marultal, im Westen der aus dem Großen Walsertale kommende Litzbach, im Süden das Illtal und das vom Alfenzbache durchströmte Klostertal, im Osten der Stubenbach, der Flexenpaß und der Zürsbach. Die höchste Erhebung des ganzen Gebirgsabschnittes bildet die Untere Wildgrubenspitze mit 2756 *m*. Seit alter Zeit heißt die Gruppe, der sie entragt, Wild- oder Erzberggruppe. Da nun diese das Massiv der Roten Wand um 50 *m* überhöht, außerdem einen alten Namen trägt, erscheint mir schon darum ihre Unterordnung unter das Kunstprodukt der Rotwandgruppe bedenklich. Ihr zunächst liegt die Gruppe des Schafbergs, der mit seinen 2681 *m* sich gar stattlich im Norden des Spullersees präsentiert. Weiter gegen Westen bis zum Becken des Formarinsees und der Furche des Rauhen Jochs sind

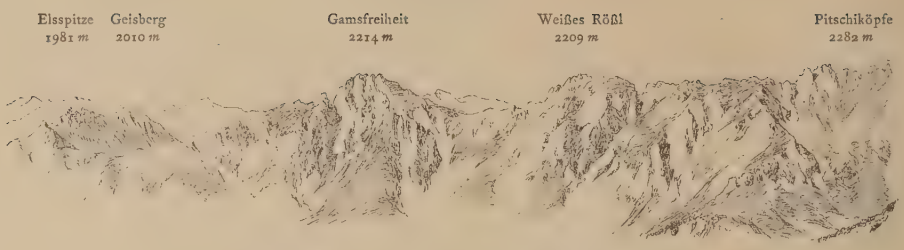
es die Höhen des Pfaffenecks, 2541 *m*, Krömerle, 2541 *m*, Pöngertli, 2404 *m*, Ganahlskopfs, 2330 *m*, und der Saladinaspitze, 2232 *m*, welche den scharfen Graten und ausgedehnten Hochplateaus entragen. Wiederum weiter westlich erhebt sich der gänzlich isolierte Rogelskopf, 2275 *m*, um dessen Namen wohl alle Reisenden, die über den Arlberg fahren, sich erkundigen; als mächtiger Felspfeiler stürzt er gegen das Klostertal unvermittelt ab und bietet einen höchst malerischen Anblick, wenn man von Bludenz gegen Osten schaut. Der Schafberg ob Formarin, 2417 *m*, die zackigen Pitschiköpfe, 2282 *m*, und die massige Gamsfreiheit, 2214 *m*, führen uns zu den schon in die subalpine Region niedertauchenden Katzenköpfen mit der nur mehr 1981 *m* aufweisenden Elsspitze als Kulminationspunkt; gleichwohl wirken ihre wilden Nadeln und Türme auf den Beschauer weit eindrucksvoller und nachhaltiger



Rockspitze und Valluga von Westen.

als mancher gänzlich charakterlose Firn- oder Felsbuckel von 3000 *m* in den Zentralalpen. Als letzte Erhebungen gegen Westen bauen sich der Geisberg, 2010 *m*, und der Hohe Frassen, 1981 *m*, dessen breitgestirnte Kuppe an jedem schönen Sommertage Dutzende von fremden und einheimischen Naturfreunden beherbergt, auf.

Die Ersteigungsgeschichte dieser Berge, soweit darüber Berichte veröffentlicht sind, ist mit den Namen Julius und Anton Gaßner, Baptist Hämmerle, Andreas Madlener, Julius Volland und Viktor Sohm enge verbunden. Vom Jahre 1875, in welchem Julius Gaßner aus Bludenz die erste touristische Ersteigung des Rogelskopfes, 2275 *m*, ausführte, bis 1887, in welchem Jahre Hämmerle und Volland die Gamsfreiheit, 2214 *m*, besuchten, wurden die hervorragenderen Punkte der Gruppe bestiegen. Aber erst 1903 fielen die Stubener Nadel und der Rote und Schwarze Turm sowie der Erzbergkopf dem unermüdlichen Sohm zur Beute. Auch heute sind noch eine Reihe Probleme zu lösen, worüber am Schlusse dieser Abhandlung berichtet werden soll. Endlich darf nicht verschwiegen werden, daß Jäger und



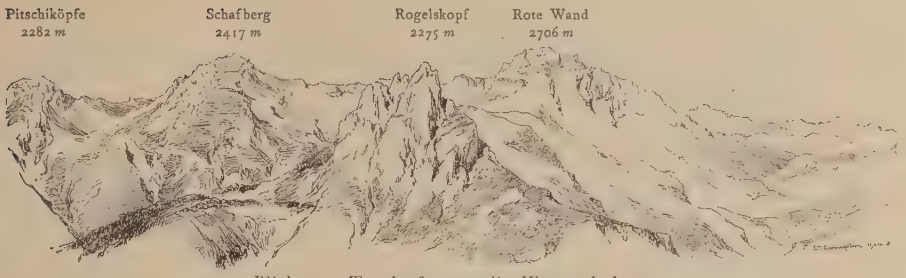
Blick vom Tanzkopf gegen die Klostertalerberge.

Hirten wohl lange vor den ersten touristischen Ersteigern so manches stolze Bergeshaupt betreten haben.

Vielleicht ist hier der Platz für eine allgemeine orientierende Bemerkung. Der Besuch der Bergwelt des Klostertals empfiehlt sich vermöge der kurzen Dauer der einzelnen Touren und der leichten Erreichbarkeit der Gipfel von der Arlberglinie aus besonders für den Frühsommer und Herbst, wenn in den höher gelegenen Gebieten der Alpenwelt winterliche Schneemassen, beziehungsweise Neuschnee und kurze Tage größeren Unternehmungen hinderlich sind.

P. 2201, Flexenspitze, 2629 *m*, Untere Grätlisgratspitze, 2706 *m*, Untere Wildgrubenspitze, 2756 *m*.

Im äußersten Osten des schönen Vorarlberg erhebt sich eine pittoreske Gebirgsgruppe, auf der auch heute noch der seltene Reiz der Einsamkeit ruht. Die Hochtäler des Lech, der in diesen einmündende Stierlochbach, der Spullersee, dann dessen Abfluß, der Streubach, der Oberlauf des durch das Klostertal der Ill zueilenden Alfenzbachs, der Stubenbach und endlich der beim Orte Lech in den gleichnamigen Fluß sich ergießende Zürsbach bilden die natürlichen Grenzen derselben. Wenn Baptist Hämmerle in den »Mitteilungen« unseres Vereins vom Jahre 1894 bemerkte, daß die Mehrzahl der Gipfel in der Touristenwelt nahezu unbekannt sei, so trifft dieses Urteil, was das Gros der Bergsteiger anbelangt, auch leider noch heute zu. Der höchste Punkt des ganzen Gebirgsstocks, die Untere Wildgrubenspitze, wurde 1877 vom damaligen Vorstande der Sektion Vorarlberg, Andreas Madlener, zum ersten Male erstiegen. Dann scheint sie bis zum Sommer 1894 nicht mehr besucht worden zu sein, wo unter Führung von Baptist Hämmerle eine größere Gesellschaft die Kammwanderung von der Flexenspitze, 2629 *m*, über die Untere Grätlisgratspitze, 2706 *m*, Untere Wildgrubenspitze, 2756 *m*, Mittlere Wildgrubenspitze, ca. 2680 *m*, nach der Nadelscharte im Osten der Rogelsspitze ausführte; den Abstieg machte man dann nach jenem Hochtälchen, welches gegen den Bratzer Staffel sich hinabsenkt. Der Bericht über diese schöne Unternehmung in den »Mitteilungen«, und auch der ebenso eingehende als verlockend geschriebene Tourenbericht Viktor Sohms in der Österreichischen Alpenzeitung 1902 vermochten die Aufmerksamkeit der Touristenwelt nicht in ausgedehnterem Maße auf diese Berge zu lenken. Vielleicht gelingt dies der begnadeten Hand unseres Compton, der durch seine Meisterwerke schon so oft manchem bis dahin öden Alpentale das Interesse der weitesten Kreise zu gewinnen verstand. Meine Wanderungen in diesem Gebiete erstrecken sich über eine größere Anzahl von Jahren. Schon im April 1896 erstieg ich, nachmittags 3 Uhr 25 Min. von Langen aufbrechend, die mit 2201 *m* kotierte namenlose Spitze im Westen des Flexenpasses, wobei mir der weiche Schnee viel zu schaffen machte, so daß ich erst um 7 Uhr 20 Min. die Spitze erreichte; doch belohnte mich für die



Blick vom Tanzkopf gegen die Klostertalerberge.

gehabte Mühe der Anblick der Südseite der Wildgruppe, von deren steilen Abhängen unaufhörlich kleine Lawinen zu Tal gingen. Berufliche Pflichten und Versprechungen anderer Art hielten mich dann viele Jahre von einem Besuche ab. Zu einem ernstlichen Angriffe kam ich erst 1903. Ich war am 4. September, dem Vorabende der Eröffnung der Ulmerhütte, in Langen angekommen und hatte nur mit Mühe in einem Privathause ein Bett bekommen können. Am andern Morgen brach ich um 2 Uhr 50 Min. auf, ging bei herrlichem Sternenhimmel nach Stuben, 3 Uhr 25 Min., bog um 3 Uhr 40 Min. von der Arlbergstraße in die neue Flexenstraße ein und erreichte um 4 Uhr 30 Min. beim ersten Grauen des Morgens die Höhe des Flexenpasses, 1784 *m*. Hier erwartete ich den Anbruch des Tags und folgte dann dem Stubenbache an seiner linken, nördlichen Seite, wobei ich einer roten Markierung nachging, die mich aber mit ihren Z, welches Zürs bedeutet, bald zu weit nach Norden führte. Ich überschritt den Bach und steuerte gegen Süden, wobei ich das Fußgestell der Flexenspitze auf einem breiten Gemspfade umging.

Hier war ich Zeuge einer Naturerscheinung, die ich mir bei der völligen Reinheit des Firmaments nur aus Reflexion der Sonnenstrahlen von den Luftschichten selber erklären kann. Um 5 Uhr 3 Min. nämlich röteten sich die nach Osten gerichteten Wände der Unteren Grätlisgratspitze, Flexenspitze und Grubenspitze intensiv, um 5 Uhr 20 Min. waren dieselben wieder völlig erblaßt, zeigten dabei außerdem einen so kalten Ton, daß man eher an das Scheiden als an das Heraufsteigen des Tagesgestirns hätte denken können. Das wirkliche Anschlagen der Sonne an diese Berge erfolgte erst wenige Minuten vor 6 Uhr. Um 5 Uhr 50 Min. betrat ich die große Felsrinne, die, größtenteils mit Blöcken und feinem Schutte bedeckt, gegen den Jochsattel, 2473 *m*, hinaufzieht. Zur Rechten türmen sich die Steilwände der Flexenspitze, 2629 *m*, auf, geradeaus erblickt man eine hellgraue, höchst interessante Karrenbildung mit tief eingerissenen Furchen, welche sich oberhalb des Jochsattels von den Ausläufern der Grubenspitze herabsenkt. Hinter uns, über dem Flexensattel, erhebt sich der Vallugastock, darunter besonders eindrucksvoll die schlanke Rockspitze. Ich hielt mich immer an der nördlichen Begrenzung der Rinne, da hier auch ab und zu Grasstufen das Fortkommen erleichterten. Um 6 Uhr 15 Min. stand ich auf dem Jochsattel, 2473 *m*, und sah hinab nach einem auf der Karte namenlosen Hochtale, das zwischen dem Bratzer Staffel und dem Klösterle Staffel in das Tal des Alpbachs mündet. Über die dämmerige Tiefe dringt der Blick hinaus nach Westen, bis er auf der mächtig aufstrebenden Roten Wand, 2706 *m*, ruhen bleibt. Ich blieb hier 10 Min. und machte mir bezüglich des Aufstiegs auf die Gruben- und Wasenspitze einige Notizen; dann setzte ich meinen Weg nun in nordwestlicher Richtung über leichtes Geschröf und Rasenpolster fort und erreichte um 6 Uhr 50 Min. die mit einem zerfallenden Steinmanne besetzte Flexenspitze, 2629 *m*. Hier eröffnet sich bereits eine instruktive

Aussicht auf alle umliegenden Gebirgsgruppen; besonders aber möchte ich die lieblichen Talaussichten hervorheben. Über dem merkwürdig geformten Massive der Hasenfluh, 2573 *m*, deren oberstes, breites Plateau vom Sattel zwischen ihr und der Unteren Grätlisgratspitze unschwer zu erreichen ist, erblickt man das weiß leuchtende Kirchlein von Lech, darüber ragt der Biberkopf, der mir noch von keinem Standpunkte aus so mächtig erschien, in die Höhe. Der Tiefstand der Sonne machte eine Detaillierung der Aussicht gegen Osten hin unmöglich, ich vertröstete mich damit auf die Rundschau von der Wildgrubenspitze. Gegen Südosten erblickt man ein gutes Stück der Arlbergstraße, das Kirchlein und Hospiz von St. Christof, darüber steigt die gesamte Ferwallgruppe in prallen Wänden empor. Als feine, kühne Spitze erscheint das Fluchthorn; die einzelnen Zacken seiner Felsenkrone fallen allesamt in die höchste Spitze, aber durchaus nicht zum Nachteile des Bildes. Dann folgt der formenreiche Zug des Rätikons, während die Silvrettagruppe durch die Gruben- und Wasenspitze zum größten Teile verdeckt ist. Über dem grünen Spullersee, jenseits dessen die tiefe Furche des fernen Illtales erscheint, erhebt sich blauduftig die Säntisgruppe und die Kurfirsten am Walensee. Ich gestattete mir hier wiederum 10 Min. Rast, um Punkt 7 Uhr aber ging's weiter, fast immer einem sehr breiten Gemspfade folgend, bald auf dem Grate, bald westlich unter demselben, nie nennenswert absteigend, nach der Unteren Grätlisgratspitze, 2706 *m*, welche ich um 7 Uhr 20 Min. betrat. Während der überaus reizvollen Wanderung erblickte ich den prächtig blauen Zürsersee, 2150 *m*, der mir so gut gefiel, daß ich fast meinem Vorsatz untreu wurde, nach der Westseite der Gruppe einen neuen Abstieg auszukundschaften.

Mit Ausnahme eines kleinen Ausschnittes des Gesichtsfeldes, den die höhere Wildgrubenspitze verdeckt, ist nun der Ausblick nach allen Seiten frei geworden und nur der Anblick der letztgenannten Erhebung konnte mich vermögen, nach einem Aufenthalte von nur einer halben Stunde mich von der wundervoll mannigfaltigen Rundschau loszureißen und meine Wanderung fortzusetzen. Wenn ich bisher des öfteren den Ausdruck »Gemspfad« gebrauchte, so müßte ich wahrheitsgemäß von nun an denselben durch den passenderen »Gemsstraße« ersetzen. Geradezu nachahmenswert für hochalpine Weganlagen führte mich nun eine breite Spur nach dem tiefsten Punkte zwischen der Unteren Grätlisgratspitze und der Unteren Wildgrubenspitze. Hier ließ mich dieselbe plötzlich im Stiche, so daß ich nun seit dem Morgen das erste Mal mich genötiget sah, mir selber einen Weg zu suchen. Schon um 8 Uhr 15 Min. hatte ich mich denn auch in der Ostflanke der Unteren Wildgrubenspitze ganz prächtig verstiegen; da mir der Grat selber nicht gangbar erschien, hatte ich mich der Flanke anvertraut, mußte aber wieder zurück zum Grate, den ich in einer scharf eingeschnittenen Scharte um 8 Uhr 40 Min. wieder betrat; bis 8 Uhr 50 Min. blieb ich demselben, der einige sehr hübsche Kletterstellen aufweist, nun treu, dann aber, genau in der Höhe der Unteren Grätlisgratspitze, verließ ich ihn für immer, erwischte hier auch wieder einen Gemspfad, der mich ohne weitere Mühe durch die Südostflanke des Bergs in zehn Minuten auf den Kulminationspunkt der ganzen Gruppe, die Untere Wildgrubenspitze, 2756 *m*, brachte. Das war mal ein Tag, wie wir Bergsteiger sie lieben! Kein Nebelfleckchen im Tale, kein Wölkchen am Himmel und kaum ein Hauch verspürbar. Mit aller nötigen Sammlung musterte ich denn auch die gewaltige Rundschau und stellte fest, daß die gesamten Allgäuer Alpen, darunter Widderstein und Biberkopf, ganz außergewöhnlich großartig, die Lechtalergipfel, das Wettersteingebirge, die unabsehbare Reihe der Ötztaler Eiswelt, die Ferwall- und Silvrettagruppe, die Bernina- und Disgraziagruppe, ganz Graubünden, das Glarnerland sowie ganz Vorarlberg sichtbar sind. Eine gute Viertelstunde nach meiner Ankunft auf der Spitze er-

Untere Grätlisgratspitze Untere Wildgrubenspitze Obere Grätlisgratspitze Obere Wildgrubenspitze



Gezeichnet von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Zürsersee gegen die Wildgruppe.

tönten die ersten Böllerschüsse zur Feier der Eröffnung der schönen Ulmerhütte und gaben Zeugnis einer neuen Etappe der friedlichen Eroberung des Alpengebiets durch unseren prächtigen Deutschen und Österreichischen Alpen-Verein. Ich war mit der Absicht ausgegangen, womöglich einen direkten Abstieg in jenes Hochtal zu versuchen, welches zwischen der Oberen Wildgrubenspitze und der Rogelsspitze nach dem Bratzer Staffel sich absenkt. Ich brach zu diesem Zwecke um 9 Uhr 50 Min. vom Gipfel auf, betrat denselben aber wiederum um 10 Uhr 20 Min., da die Steilheit der Wände sowie das ganz abnorm brüchige Gestein mir die Sache als allzu bedenklich erscheinen ließ. Nun wollte ich mein Heil derart versuchen, daß ich ein Stück auf dem Grate gegen Norden abstieg und bei der ersten günstigen Gelegenheit die Flanke nach Westen betrat. Ich kam auch in einem tiefen Risse ein erkleckliches Stück hinab, zuletzt aber hätte ich, um das Schneefeld am Fuße der Felswand zu erreichen,



Erzbergspitze und Grubenspitze vom Jochsattel.

unbedingt eines etwa 25 *m* langen Seiles bedurft; ich mußte also auch hier wieder umkehren und stand um 11 Uhr 40 Min. zum dritten Male auf der Unteren Wildgrubenspitze. Wenn der Norden sich als so widerhaarig erwies, wollte ich es mit dem Süden versuchen; vorerst rastete ich einige Minuten aus, denn die exponierten Kletterstellen hatten mich körperlich und auch seelisch etwas mitgenommen. Dann ging ich auf meiner Anstiegsroute bis 11 Uhr 55 Min. in jene Scharte hinab, welche ich 8 Uhr 50 Min. betreten hatte und welche sich mit der Unteren Grätlisgratspitze in gleicher Höhe befindet. Von hier aus bog ich scharf nach Süden ab und stieg in einer anscheinend trefflich gestuften Rinne, die, mit Trümmern bedeckt, breit am Grate endigte, hinunter. Wohl wichen gewaltige Mengen lose aufliegenden Schuttes unter meinen Füssen und polterten die Rinne hinab, die Luft weithin mit brenzlichem Geruch erfüllend, aber die Neigung war hier oben eine so mäßige, daß das weiter keine üblen Folgen hatte, sondern mein Fortkommen noch beschleunigte. Allmählich verschmälerte sich meine Rinne, weiter unten trat der nackte, solide Fels zu Tage, ich mußte bald zu klettern beginnen, die Rinne

wurde endlich zum steilen, engen Kamine und um 12 Uhr 15 Min. befand ich mich am Rande einer völlig senkrechten, glatten Wand. Hinabgeschleuderte Steine fielen erst geraume Zeit danach auf den unten ansetzenden Schuttfeldern auf. Ich stieg ein Stück zurück hinauf, gab das Spiel aber noch lange nicht verloren. Zuerst versuchte ich das Massiv des Bergs gegen Osten hin in der Flanke zu queren, da ja vielleicht schon die nächste Rinne einen Ausstieg ermöglichen konnte, und es gelang mir, wenn auch in ziemlich exponierter Kletterei, die nächste Rippe zu ersteigen. Aber so weit ich auch von hier das Terrain zu überblicken imstande war, überall schienen die Wände glatt und grifflos in die Tiefe zu sinken. Schweren Herzens kletterte ich vorsichtig zuerst in meine Rinne zurück und dann ein beträchtliches Stück in derselben aufwärts, bis die hier oben weit geringere Steilheit es mir erlaubte, über eine Rippe in die nächste östliche Rinne hinüberzugelangen. Um 12 Uhr 48 Min. hatte ich das untere Ende derselben erreicht. An ihrer Gabelung führte ein enger Riß gegen rechts zu hohen Wänden; nach links aber, also gegen Osten folgte zuerst eine glatte Platte, dann aber sah ich auf eine anscheinend nicht gar zu tief ansetzende Schutthalde hinab. Ich kroch nun zum Plattenrande hinunter und bestimmte die Höhe der oberen Wandstufe auf etwa 5 *m*; dann kam wieder eine glattgescheuerte Platte, das weitere Terrain konnte ich nicht übersehen, da die Rinne dann umbog. Ich entledigte mich nun meines Rucksackes, Rockes und Pickels, band alles an eine 15 *m* lange Schnur und ließ das voluminöse Ding hinab; das Ende der Schnur band ich mir um den Leib und kletterte nun mit dem Gesichte gegen die Wand langsam hinab; der gänzlich grifflose Kamin war so enge, daß ich mich, mich mit Knieen und Schultern verspreizend, nur langsam in demselben hinuntergleiten zu lassen brauchte. Als ich auch die untere Platte überwunden hatte und um die Ecke stieg, entrang sich ein Jubelruf meinen Lippen: Nur etwa 20 *m* waren noch zu durchklettern, dann setzten steile, aber gut gestufte Schrofen an die Wand an. In meiner Freude machte ich einen unvorsichtigen Tritt, ein Felsstück löste sich ab, fiel hinunter und schnitt die straff gespannte Schnur ab. O weh um meinen armen Pickelstock, der mir auf so viele Viertausender gefolgt war! Glücklicherweise war die Rinne aber so eng, daß er sich sofort verspreizte und ich die Flüchtlinge noch vor ihrer Reise in die Tiefe einfangen konnte. Der Kamin war bald durchklettert, dann stand ich auf gangbarem Terrain und um 1 Uhr betrat ich die Schuttfelder, welche mich mit Windeseile talwärts brachten. So war es meiner Ausdauer doch gelungen, einen direkten Weg in das Gebiet der Spullersalpe zu finden; wenn demselben auch als Aufstieg jeder praktische Wert abgeht, wird er vielleicht als Abstieg dann und wann gewählt werden. Wohl sind es großartige und packende Bilder, die man hier erschaut, aber die Gratwanderung vom Jochsattel oder von der Oberen Wildgrubenspitze oder von der Rogelsspitze her bietet doch ganz Anderes, Lohnenderes. Eine Quelle gab den erwünschten Anlaß zu einer kurzen Rast, dann ging ich talaus gegen den Spullersee.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß die Talsohle zwischen den Ausläufern der Unteren Wildgrubenspitze und einer mit 2507 kotierten Erhebung, welche im Kamme der Wasenspitze gelegen ist, sich auf 14 Schritte verengt. Der Bach bildet hier einen hübschen Fall, zu beiden Seiten steigen mächtige, gelbrötliche Felswände empor, so daß das Bild zu einem höchst eindrucksvollen sich gestaltet. Um 2 Uhr 25 Min. betrat ich nach raschem Marsche über die üppigen Grashänge der Spullersalpe den von Lech nach Klösterle führenden Weg und um 2 Uhr 40 Min. die am Spullersee gelegene Alpe Klösterle Staffel. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst wanderte ich um den See, da man erst hierdurch die prächtige Umrahmung desselben recht zu würdigen imstande ist. Die kühne Goppelspitze, 2369 *m*, die Rogelsspitze, 2674 *m*, der Schafberg, 2681 *m*, der langgestreckte Gehrengrat mit dem Pfaffen-

eck, 2541 *m*, und der zackige Bau des Blattnitzerjochs, 2316 *m*, spiegeln sich abwechselnd in dem tiefblauen See. Über dem Seeborde erscheint gegen Süden die schon der Ferwallgruppe angehörende Eisentalerspitze mit ihrem schönen Gletscher, das dunkle Felsengerüst der Pflunspitzen und der überfirnte Kalte Berg. Noch lange Zeit blieb ich am Südufer des Sees sitzen; um 4 Uhr 45 Min. brach ich dann auf und ging, den »Bösen Tritt« rechts lassend, gegen Klösterle hinab. Zur Linken hat man nun die Steilmauer des Blisadonagebiets, aus welchem sich 1892 der große Bergsturz ergoß, welcher nun in einem 500 *m* langen Tunnel unterfahren wird. Eine Stunde nach meinem Aufbruche vom Spullersee war ich an jener Stelle angelangt, wo sich die Wege nach Klösterle und Langen teilen. Ich wählte den letzteren, der mitten durch die auch für den Nichtfachmann interessanten, höchst sehenswerten Lawinenschutzanlagen der k. k. Staatsbahn führt und erreichte Langen um 6 Uhr 10 Min.

Rogelsspitze, 2674 *m*.

Vier Wochen später, am 1. Oktober 1903, verließ ich Langen um 5 Uhr 35 Min. morgens, um den westlichen Eckpfeiler des nördlichen Astes der Wildgruppe, die Rogelsspitze, zu besuchen. Ich schritt auf der Bahnstrecke talaus bis zum ersten Wächterhause gegen Klösterle; hier beginnt der durch die Schutzbauten angelegte, markierte Steig, welcher mich durch die taufeuchten Wiesen, später durch Wald um 6 Uhr 15 Min. zum Alpwege brachte. Um 6 Uhr 50 Min. hatte ich den ersten der Sättel, welche man zum Spullersee gehend überschreiten muß, erreicht; hier eröffnete sich ein entzückender Ausblick nach Dalaas, in das Klostertal und den über der Senke des Kristbergs im Morgensonnenschein erglänzenden Rätikon. Um 7 Uhr 5 Min. langte ich, über Alpwiesen dahinschlendernd, am Spullersee an, der nun einsam und verlassen dalag, da die Alpen wenige Tage nach meinem letzten Besuche geräumt worden waren. Ich wanderte auf dem guten Alpwege bis zum Bach, der aus dem Massive der Wildgruppe kommt, überschritt denselben und stieg über die nun in allen Schattierungen von Gelb und Rot leuchtenden Hänge der Spullersalp hinauf zu einem kleinen Seelein, 7 Uhr 55 Min., und näherte mich dann zuerst noch über Alpenboden, später über steile Schutthalden dem Felsleibe der Rogelsspitze, bis eine auffällige Terrassenbildung, genau im Süden der höchsten Spitze, geradezu zum Einstiege herausfordert, 8 Uhr 20 Min. Immer schräg aufwärts ging es nun in nordöstlicher Richtung, bis sich eine große breite Schlucht auftat, 8 Uhr 37 Min., welche, soweit der Blick reichte, ein bequemes Fortkommen versprach und auch später ermöglichte. Schon gucken über den Kamm der Rhonspitze und Wasenspitze einzelne Gipfel der Silvrettagruppe herüber und beflügeln meinen Schritt. Umsonst schaue ich nach dem Kamine aus, der nach dem »Hochtouristen« den weiteren Anstieg zur Spitze nach Nordwest hin vermitteln soll. Wohl aber erblicke ich hoch oben, westlich der großen Rinne eine breite Grashalde, die, mit kleinen Wandeln durchsetzt, bis zu dem vom Gipfel nach Süden streichenden Grate sich hinanzieht. Dort wo diese Grashalde an der Rinne ansetzt, ließ ich um 9 Uhr 5 Min. mein Gepäck liegen und stieg in fünf Minuten hinauf zu jenem Sattel, der dicht im Osten der Rogelsspitze sich befindet. Ein herrlicher Blick auf die grell von der Sonne beleuchteten Allgäuer Gipfel vom fernen Gimpel bis zur charakteristischen Gestalt des Hoch-Ifen machte mich freudig aufjauchzen; ich war nur heraufgestiegen, um mich über die Möglichkeit eines Abstiegs nach Norden zu unterrichten, und wurde nun durch ein so schön abgerundetes Bild überrascht. Gegen Westen erhebt sich die Rogelsspitze in senkrechter, stellenweise überhängender Wand; gegen Osten schwingt sich der schmale Grat über einige kühn geformte Nadeln gegen die Mittlere Wildgruben-

spitze auf. Ein Blick in die Tiefe genügte mir, um über die Gangbarkeit des Terrains beruhigt zu sein. Ich fuhr in feinem Schutte, der das Joch an seiner Südseite bedeckt, hinab zu meinem Gepäck und stieg dann von 9 Uhr 15 Min. an in westlicher Richtung gegen den Südgrat der Rogelsspitze hinauf.

Nach einem viertelstündigen Marsche erblickte ich dieselbe im Norden, und gelangte, nun wieder die Richtung im rechten Winkel ändernd, nach weiteren fünf Minuten — zuletzt ging's auf einem scharfen, wagrechten Grate dahin — zu meinem Ziele. Wie vor vier Wochen auf der Wildgrubenspitze, erfreute ich mich auch heute der denkbar klarsten Rundsicht. Nur über der Gegend des Bodensees lag ein feiner, weißlicher Dunst; die Grenzen der höchst malerischen Rundschau bildeten die Weißkugel, der majestätische Ortler, die Berninagruppe, das Rheinwaldhorn, der Tödi, das schwäbische Hügelland, die Gegend von Ulm und das Wettersteingebirge. Im Norden sind es besonders Widderstein und Biberkopf, die in ungewohnter Weise dominieren. Der Ort Lechleiten am Fuße des Biberkopfs sah so reizend aus, daß ich mich von dem Anblicke kaum losreißen konnte. Die Wildgruppe selber kommt aber nicht zur richtigen Geltung. Die Untere Wildgrubenspitze präsentiert sich zu massig, der südliche Zug mit der Goppelspitze, Rhonspitze, Wasen- und Grubenspitze erscheint trotz der ganz unbedeutenden Höhendifferenz von unserem Standpunkte aus ganz unverhältnismäßig gedrückt. Dagegen machen die Recken des Ferwall prächtig Figur, besonders die Zackenkrone der Kuchenspitze. Um 10 Uhr 25 Min. verließ ich den dankbaren Aussichtspunkt und langte, meiner Anstiegsroute genau folgend, um 10 Uhr 40 Min. in der großen Rinne an; nach fünf Minuten stand ich wieder auf dem Sattel östlich von der Rogelsspitze, aber wie ganz anders sah das Allgäuer Gebiet nun aus. Nur fünf Viertelstunden waren seit meinem Hiersein vergangen, und doch hatte der Unterschied im Stande der Sonne genügt, um ungezählte feine Tinten und Abstufungen von Licht und Schatten verschwinden zu machen. Während auf der Südseite des Jochs die Felsen und Trümmerhalden von der Sonne heiß überflutet wurden, lagerte über der steilen Nordflanke düsterer Schatten; der hier aufliegende feinkörnige Schutt war fest gefroren, und bei genauerem Zusehen bemerkte ich, daß an vielen Stellen schwarzes Eis zutage trat; ein hinabgeschleudertes Felsstück bewies mir, daß auch der hie und da noch vorhandene Schnee beinhart gefroren war; nun konnte ich meine Fähigkeiten und Erfahrungen in der fachmännischen Behandlung von Schnee und Eis ausnützen. Mit großer Vorsicht, da und dort einige Stufen schlagend, stieg ich hinunter, öfters gelang es mir, ein Dutzend Meter lang auf kleinen, aus dem Eise herausragenden Felsrippen abzusteigen, bis ich tiefer unten den mit Lawinenschnee und feinem, schmierigem Schutt bedeckten Hang weicher fand. In sausender Fahrt ging es nun hinab nach dem Talgrunde und selten hatte ich so sehr die Illusion des Fliegens als hier, wo die Bergwände zu beiden Seiten der Rinne außerordentlich nahegerückt sind, so daß sie in ganz unglaublich schneller Folge ihre Gestalt, Höhe und gegenseitige Lage änderten, während ich auf dem weichen, sicheren Terrain, unbekümmert um alles andere, blitzschnell hinabschoß. Eine Viertelstunde nach dem Betreten der Nordflanke des Massivs stand ich zwischen mächtigen Blöcken in einem Tälchen, welches sich zur Alpe Bratzer Staffel hinauszieht. Wie sehr bedauerte ich hier, nicht zeichnen zu können! Gegen Südosten erheben sich die Mauern der Unteren und Mittleren Wildgrubenspitze, der nun folgende Grat ist wild zersägt und zerspalten, besonders gerade östlich des Sattels, von dem ich soeben herabkam, steht eine schlanke, überaus zierliche Nadel, westlich vom Joche aber ein sehr markanter Felskopf, der in drei Zacken ausläuft. Während die Wildgrubenspitze etwas klotzig aussieht, erscheint die Rogelsspitze als ein wahrhaft stolzer und schöner Bau. Der Rückblick von diesem Standpunkte kann nach



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton

Angerer & Göschl aut., Buckmann lith

Rogelskopf von der Masonalpe.

meiner Erinnerung den Vergleich mit mancher hochgepriesenen Dolomitlandschaft ganz wohl aushalten. Ich ging an die Nordseite des Tals hinüber, von wo ein guter Hirtenpfad mich in einer halben Stunde nach dem Bratzer Staffel hinausführte. Wieder eine halbe Stunde später, 12 Uhr, teilte ich mit kräftigem Arme die Wellen des herrlichen Spullersees; aber nach wenigen Stößen wandte ich den Kiel, denn das am Ufer laue Wasser erwies sich nur wenige Meter vom Strande entfernt als vom Nullpunkte anscheinend nicht gar zu weit abstehend. Um 12 Uhr 35 Min. war ich wieder marschfertig und ging, um mich wieder zu erwärmen, in ziemlich beschleunigtem Tempo um den See herum. Kurz bevor ich mich gegen die von der Blisadonaalpe herabziehende Schlucht wandte, machte ich nochmals Halt, um das schon so oft gesehene herrliche Bild, welches sich beim Blicke gegen Westen darbietet, nach Tunlichkeit mit der Feder festzuhalten. Man steht



Blick gegen den Rätikon vom Weg zum Spullersee.

auf steiler Bergwiese, durch welche der Alpweg sich hindurchzieht. Im Vordergrunde erblickt man die wilde, felsige Steilschlucht, durch welche der Abfluß des Spullersees, der Streubach, hinabschießt. Zur rechten und linken Seite des obersten Tals der Schlucht ragen Felsmassen empor, welche senkrecht in diese abstürzen. Besonders die am rechten Ufer stehende ist recht abenteuerlich geformt und mit Krummholzbeständen, Legweiden und Alpenrosenbüschen so malerisch drapiert, daß man sich nach dem Dekorateur umzusehen geneigt zeigen könnte.

Das Laub der üppig wuchernden Büsche durchlief alle Nuancen von Grün, Gelb und Rot, wie sie die kühnste Phantasie sich nicht feuriger vorstellen könnte. Hinter diesem zauberisch schönen Prospekte liegt ein Teil des Klostertals mit dem einen und anderen Dörfchen in der Tiefe; darüber erhebt sich der breite Sattel des Kristbergs, dessen Wälder und Alpenwiesen im milden Lichte der Herbstsonne erglänzen. Den erhabenen Hintergrund des ganzen Schaustückes

bilden endlich die Zierden des Rätikons, die schimmernde Weißplatte, die sich so kraftvoll aufschwingende Sulzfluh, die edlen Drei Türme im Gauertale mit der Drusenfluh, die Beherrscherin Scesaplana, die schlanke Zimbaspitze und der vielgipfelige Kranz der Schafberge bei Bludenz; alle von jenem warmen, duftigen, blauen Ton umwoben, wie ihn nur die Nachmittagsonne eines Spätherbsttags zeigt. Ein strahlender Himmel und eine wunderbar durchsichtige Luft taten das Ihre zur Vollendung einer der schönsten Alpenlandschaften, die der Schreiber dieser Zeilen jemals erschaute. Nur die Notwendigkeit, den Zug in Langen zu erreichen, konnte mich bestimmen, nach einer Viertelstunde seligen Schauens und Genießens aufzubrechen. Über die Blisadonaschlucht und die Lawinenschutzbauten erreichte ich um 2 Uhr 30 Min. Langen.

Rogelskopf, 2275 *m.*

Wenn wir vom Strande des Bodensees nach dem Arlberge reisen, so fällt uns nach kurzer Fahrzeit durch den inneren Wallgau eine steile, schön geformte Felspyramide auf, welche hinter Bludenz zur Linken der Arlbergbahn gänzlich isoliert aufragt. Bis über Dalaas hinein begleitet uns die markante Erhebung, welche im Panorama aller Höhen der westlichen Ferwallgruppe eine der hervorragendsten Erscheinungen bildet. Natürlich mußte ein solcher Geselle gar bald das Interesse der Bergfreunde auf sich ziehen, so daß wir schon 1875 von seiner ersten touristischen Ersteigung durch Julius Gassner sichere Kunde haben. Den Nordfuß des Berges erreicht man von Osten und Westen unschwer, der direkte Anstieg durch die Südostwand gehört zu den ernsten Unternehmungen.

Dichter Nebel erfüllte das ganze Klostertal, als ich am 28. September 1903 um 5 Uhr 5 Min. morgens von der Station Dalaas aufbrach; doch ließ mich der kerzengerade, sich in die Wolkenmassen einbohrende Rauch der Lokomotive auf einen schönen Tag hoffen. Da im »Paradiese«, dem dicht an der Station liegenden Gasthof, noch alles im tiefen Schlummer lag, stieg ich gegen die Parzelle Mason hinauf, wo ich um 5 Uhr 30 Min. bei einem Hause anlangte, in welchem die Heuer soeben den Morgenkaffee tranken. Ohne weitere Umstände nahm auch ich an dem großen Tische Platz und setzte um 5 Uhr 55 Min. meinen Marsch weiter fort. Eben fing es an zu tagen, die Nebelmassen zerflatterten, der herrlichste, klarste Herbsthimmel wurde sichtbar, als ich über Ganteck und Hintergant gegen die Mostrinalpe hinanstieg. Um 6 Uhr 40 Min. übersprang ich den von der Alpe herabkommenden Bach etwa eine Viertelstunde unterhalb derselben und hielt nun gegen die schon von weitem gut sichtbare Heubergalpe zu. Um 6 Uhr 52 Min. traf ich auf den Weg, der von der Mostrin- zur Heubergalpe hinaufführt und erreichte über den ziemlich steilen Hang um 7 Uhr 12 Min. die letztere. Längst war die Sonne für die mich umgebende Bergwelt aufgegangen; aus nächster Nähe blickte die glänzend beleuchtete Rote Wand über den noch im Schatten liegenden Hang der Gaisköpfe zu mir herab.

Kalter Berg, Pflunspitzen und die im Frühlicht prächtig schimmernde Eisentalerspitze begrüßte ich als liebe, alte Bekannte. Von der Heubergalpe weg tut man am besten, sich immer möglichst in der Tiefe neben dem Wasserlaufe zu halten, der von Nordwesten herabkommt. Nach etwa einer Viertelstunde Steigens erblickte ich ein Felsentor, welches unvermittelt aus dem grünen Hange aufsteigt. Zur Linken erhebt sich ein Felskopf mit einem großen natürlichen Steinmanne; weiter oben erreicht man einen schmalen Graskamm, welchem man nach aufwärts folgt; am oberen Ende desselben blieb ich wie angewurzelt stehen, so überraschend wirkte der Anblick der völlig senkrechten Ostwand des Rogelskopfs. Bislang nämlich

bekam ich mein heutiges Ausflugsziel nicht recht zu Gesichte, nun aber wurde ich für diesen Ausfall reichlich entschädigt. In schwindelnder Tiefe liegt das grüne Klostertal und darüber erhebt sich der lange Zug des Rätikons vom Panuelerschrofen und der Scesaplana bis zum Mädrishorn. Es war inzwischen 8 Uhr geworden, aber die herbstliche Sonne wirkte nicht mehr aufdringlich, nur sanft erwärmend. Längs einem kleinen Felsgrätchen führte mich eine Gemsfährte gegen das Massiv des Bergs, wo eine tiefe, in seinen Felsenleib eingebettete Rinne den besten Zugang zu seiner abgedachten Nordseite vermittelt; die Rinne ist vom Bahnhofe Dalaas aus trefflich, dicht neben dem eigentlichen Gipfel sichtbar. Um 8 Uhr 7 Min. stand ich im Begriffe, die Felsschlucht zu betreten, als plötzlich ein gellender Pfiff ertönte und ein Hagel von Steinen gegen mich herunterprasselte. Ich hatte gerade noch Zeit, zurückzuspringen, um den Geschossen zu entgehen. Bevor ich meinen Weg fortsetzte, suchte ich die unsichtbare vierbeinige Gesellschaft durch kräftige Jauchzer endgültig zu verscheuchen. Als alles ruhig blieb, stieg ich in die Rinne hinein und benützte abwechselnd diese selber und die nördlich aufsteigenden Felsen zum Fortkommen. Nach wenigen Minuten stand ich in jener tief eingerissenen Scharte, welche sich unmittelbar nördlich des Gipfelbaues befindet. Von hier eröffnet sich ein schöner Blick auf die gesamten Klostertaler Berge; die zunächst gelegenen Steilwände der Katzenköpfe, des Weißen Rößls, der Pitschiköpfe und des Schafbergs bei Formarin wetteifern durch Mannigfaltigkeit der Formen und Farbentöne miteinander. Abgrundtief liegt Dalaas mit Bahnhof und Kirche zu meinen Füßen. Ich machte eine kleine Frühstücksrast und stieg dann von 8 Uhr 20 Min. bis 8 Uhr 32 Min. über Felsen und Platten vorerst zu einer mit einem großen, hölzernen Signal gezierten Erhebung hinauf; da der Untergrund zeitweilig mit losen Trümmern bedeckt ist, erheischte die Besteigung immerhin einige Vorsicht. Noch einige Schritte, einige Klimmzüge und ich stehe um 8 Uhr 35 Min. auf meinem heutigen Ausflugsziele, dem imposanten Rogelskopfe, 2275 *m*. Trotz seiner vergleichsweise geringen Höhe bietet derselbe eine sehr lohnende, hochmalerische Rundsicht. Es ist besonders der Tiefblick in die verschiedenen umliegenden Täler, welcher dem Panorama seinen hervorragenden Reiz verleiht. Das Klostertal, das Illtal, das ferne Rheintal schauen lieblich aus der mächtig aufstrebenden Bergwelt zu mir empor. Nur der Schafberg, 2417 *m*, beschränkt die Aussicht etwas nach Norden, doch kann das Auge sich an dem größten Teile des Bregenzerwald-Gebirgs, den Appenzeller Bergen, dem Rätikon, der Silvrettagruppe, dem vielgipfeligen Ferwall und dem Arlberggebiete hinlänglich sattsehen. Um 9 Uhr 15 Min. brach ich wieder auf und erreichte auf meiner Anstiegsroute, welche nahezu von Nord nach Süd lief, die obenerwähnte Scharte um 9 Uhr 28 Min. Rasch sprang ich nun über Schutt und gut gestuften Fels, diesmal aber nach Westen, gegen die Masonalpe, durch eine kurze, enge Schlucht hinab; dieselbe führt zu einem geneigten Plateau. Bevor ich dieses betrat, bog ich im rechten Winkel nach Norden ab und lief, einer Gemsfährte folgend, die Felswand immer dicht an meiner Rechten, schräg zu jenem großen Schuttfelde hinüber, welches sich im Nordwesten des Bergs ausbreitet; hier wechselten feiner Schutt mit größeren Blöcken und Rasenstreifen. Schon zehn Minuten nach Verlassen der Scharte betrat ich die zusammenhängenden Alpenmatten der Masonalpe und um 10 Uhr machte ich bei einer herrlichen Quelle auf dem Wege gegen Bratz Halt. Eine gründliche Überschwemmung des äußeren und inneren Menschen hielt mich hier 20 Min. fest, dann eilte ich, immer wieder zu dem imposant aufragenden Rogelskopfe zurückschauend, hinab nach Außerbratz; 11 Uhr. Um die Abstürze des Bocksbergs und des Masonbergs zu umgehen, führt der Alpweg hoch über dem Klostertale in malerischer Anlage gegen Malasch, dann senkt er sich rasch hinab gegen den Winkeltobel und erreicht die Ebene in der Nähe der Bahnstation von Bratz. Da der

Schnellzug hier nicht anhält, ging ich noch hinaus nach Bludenz, dessen Bahnhof ich um 12 Uhr 22 Min. erreichte. Etwaigen Nachfolgern will ich aber verraten, daß sie die Zeiten meines Abstiegs als eine Art Schnelligkeitsrekord ansehen müssen.

Hoher Frassen, 1981 *m*, Geisberg, 2010 *m*, Katzenköpfe, ca. 1950 *m*.

Ich war im Spätherbst 1885 nach Vorarlberg gekommen und hatte die Rundschau vom Hohen Frassen allseitig so sehr rühmen hören, daß ich bei metertiefem Schnee am 29. November von Bludenz über die Alpe Muttersberg zu seinem breiten Rücken hinanstieg. Heute noch nach zwanzig Jahren entsinne ich mich mit Freude des Eindrucks, den der Zackenwall des Rätikons, mit Zimba, Scesaplana und Drusenfluh, das spitze Dreieck des Großseehorns und der kecke Zahn des Groß-Litzners, sowie die von hier aus sich besonders großartig ausnehmende Rotewand auf mich ausübten. Die dichte weiße Hülle, die Berg und Tal bedeckte, ließ damals einen Hauptreiz der Aussicht, nämlich die entzückenden Talblicke, weniger hervortreten. Ich segnete nun meinen Entschluß, nach Vorarlberg gekommen zu sein, auch in alpiner Hinsicht und sah da für lange Jahre hinaus ein reiches Arbeitsfeld vor mir ausgebreitet. Am ganzen Firmamente war kein Wölkchen zu sehen, allenthalben arbeiteten Holzfäller, die Wege waren bis fast eine halbe Stunde unter dem großen Unterkunftshaus ausgetreten, so daß ich, von Bludenz um 6 Uhr 30 Min. aufbrechend, schon um 10 Uhr auf der Spitze stand. Natürlich hielt ich nun Umschau nach weiteren Objekten, die eine Besteigung lohnen konnten und, nachdem ich meine Wahl getroffen hatte, ging oder besser gesagt, fuhr ich nach Erreichung der Kleziwand, 1925 *m*, vorerst nach dem Sattel Tiefensee, 1561 *m*, hinab. Es war Mittag geworden, auch hier waren die Wege durch Holz- und Heuschlitten trefflich gebahnt, um 1 Uhr 45 Min. stand ich auf dem Geisberg, 2010 *m*, und konnte feststellen, daß der geringe Unterschied in der Lage des Frassens und dieses Berges gleichwohl von großer Bedeutung für die Aussicht sei; fehlt doch vom Geisberg aus die wundervolle Talaussicht, die dem Frassen einen Vorrang vor allen Bergen der ganzen Gegend gewährleistet. Noch aber war mein Tatendurst nicht gestillt. Ich ging zum breiten Sattel hinab, der zwischen dem Geisberg und der Kette der Katzenköpfe eingelagert ist und erkletterte nun, durch den hoch hinaufreichenden Schnee manchmal unterstützt, noch öfter aber behindert, fünf der steilen Felszacken, ca. 1950 *m*; die überhängende Wand des höchsten der Katzenköpfe, der 1981 *m* hohen Elsspitze, rief mir ein gebieterisches Halt zu. Da es schon 4 Uhr 15 Min. war und ich mich nachgerade genug »ausgeklettert« hatte, umging ich diese an ihrer Westseite, fuhr auf dem weichen Schnee ein Stück gegen das Gebiet der Furklaalpe hinab, und schlug mich dann auf den Grat des 1579 kotierten Gipfels hinüber. Über die Alpe Ober- und Unterfurkla erreichte ich Bludenz um 7 Uhr abends.

Elsspitze, 1981 *m*, Gamsfreiheit, 2214 *m*, Schafberg, 2417 *m*.

Hatte ich mir auch 1885 fest vorgenommen, meine Schlappe bezüglich der Elsspitze baldigst auszuwetzen, so hinderten mich doch größere Unternehmungen bis zum Jahre 1902 daran. Wohl war ich 1900 und 1901 gelegentlich zweier Nachmittagsausflüge in die Nähe des pittoresken Bergs gekommen, aber die hereinbrechende Nacht hatte mir einen Angriff stets unmöglich gemacht; am Nachmittage des 14. März 1902 endlich rannte ich in 3½ Stunden in einem Atem von Bludenz bis auf den Sattel dicht im Süden des Bergs und stand in einer weiteren Viertelstunde am Ziele; natürlich versäumte ich den Abendzug und kam erst am andern Morgen nach Bregenz. Damals hatte ich mich nicht im geringsten umsehen können und



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann imp.

Elsspitze und Katzenköpfe von der Furklaalpe.

wiederholte die Tour am 31. August 1903 mit aller Muße. Ich verließ Bludenz um 4 Uhr 5 Min. morgens und betrat um 4 Uhr 35 Min. den vortrefflich gehaltenen Alpweg, der nach den Alpen Unter- und Oberfurkla hinaufführt. Herrlich erglänzte der Jupiter am Südhimmel und in einer Stimmung, die wunschlosem Glücke ziemlich nahe kommt, machte ich um 5 Uhr 40 Min., als ich auf den obersten Bergwiesen von Unterfurkla angekommen war, Halt, um das sich täglich unter frischen Reizen erneuernde alpine Opferfest, den Sonnenaufgang, mitzufeiern. Die gipfelreiche Gruppe der Schafberge ob Bludenz, ferner alle Erhebungen, welche das Brandner- und Gamperdonatal beherrschen, endlich die Säntisgruppe wurden nach und nach vom Scheitel bis zum breiten Fuße mit Purpur übergossen, während in den Tälern sichtbarlich wärmere Töne die violetten Schatten verdrängten. Bald darauf, 5 Uhr 55 Min., betrat ich den Rand des Plateaus, auf welchem die Alpe Oberfurkla liegt, und da erblickte ich auch schon die phantastische Reihe der Katzenköpfe; als eine langgestreckte Mauer mit aufgesetzten trotzigen Zinnen erhebt sich die Kette hoch über den Schutthalden, welche jäh gegen den Furklawald hinabschießen. Um 6 Uhr 5 Min. betrat ich die Alphütte von Oberfurkla, nahm ein kleines Frühstück ein und setzte um 6 Uhr 25 Min. meinen Weg fort. Zuerst führt derselbe gegen den mit 1579 kotierten Katzenkopf, dann schwenkt er links ab gegen die Felsbuckel, deren dichte Krummholzbestände mir mehr als einmal einen kräftigen Spruch entlockten; der richtige Weg geht westlicher unter den Legföhren hindurch, während ich am Rande jenes charakteristischen Felsenzirkus aufwärts stieg, der zwischen dem Katzenkopf, 1579 *m*, und Stierkopf, 1802 *m*, sich ausbreitet und schließlich zum Grubsertobel sich verschmälert. Ich habe diesen Weg über ein halbes Dutzendmal zurückgelegt und pflege stets möglichst geräuschlos hinaufzusteigen, da ich noch jedesmal größere oder kleinere Gemsenrudel überraschen konnte. Die herrlichen Sprünge, welche sie auf den terrassenförmig angeordneten Felsbändern vollführten, sobald sie meiner ansichtig wurden, haben mich immer wieder die Plackerei im Krummholz vergessen machen. Um 7 Uhr 30 Min. hatte ich nach öfters notgedrungenem Kriechen im Krummholze den etwas mangelhaft rot markierten Weg, der von der Alpe Oberfurkla zur Elsalpe führt, erreicht und stieg nun über Geröll und Grasplätze zuletzt durch eine Felsrinne hinan zu jenem Sattel, der zwischen Elsspitze und südlichstem der Katzenköpfe eingebettet ist. Hatte sich die Aussicht schon früher über den Rätikon, das Silvrettagebiet und die Ferwallgruppe erstreckt, so wird man hier oben auch der Umgebung des Großen Walsertales ansichtig, welches mit seinen kahlen, weißgrauen Felsgestalten in wirkungsvollen Gegensatz mit den dunklen Bergen des nördlichen Rätikons tritt. Noch eine Viertelstunde geht es bald auf, bald neben dem Kamme gegen die sich steil auftürmende Elsspitze; hin um 8 Uhr stand ich endlich am eigentlichen Fuße des Bergs in jener Scharte, die ich im Vorjahre direkt von der Alpe Oberfurkla erreicht hatte. Die Anstiegsroute, die im abendlichen Dämmerlichte ziemlich halsbrecherisch aussah — bei voller Tagesbeleuchtung hatte ich den Berg noch nie aus der Nähe gesehen —, dünkte mich nun so zahm, daß ich den kecken Burschen kaum wiedererkannte. Es kommt hier weniger auf Kletterfähigkeit an, um hinaufzukommen, wohl aber muß man besonders im obersten Drittel alle Griffe sorgsam prüfen, da das Gestein ziemlich unzuverlässig ist. Leider hatte der Spaß schon um 8 Uhr 14 Min. ein Ende, indem der eigentliche Gipfelbau nur etwa 35 *m* hoch ist. Eine mächtige Stange trug ein daran gebundenes, rotes Tuch, welches bei der völligen Windstille unbeweglich herabhing.

Eine volle Stunde blieb ich oben sitzen. Die wundervolle Aussicht hätte mich wohl länger gefesselt, wenn ich nicht auch andere Höhen auf dem Programm gehabt haben würde. Die Rundschau zeichnet sich durch einige prächtig abge-

rundete Bilder aus, von denen ich besonders die Tödigruppe, die Rote Wand, die Eisentalerspitze mit ihrem silberglänzenden Gletscher und die Buingruppe mit der weißleuchtenden Wiesbadenerhütte hervorheben will. Für die Besichtigung des Rätikons, und dies ist der Glanzpunkt des Panoramas, liegt die Elsspitze noch günstiger als der Hohe Frassen. Überaus lieblich ist der Niederblick auf den südlichsten Teil von Bludenz und das am Ausgang der dunklen Bürserschlucht malerisch hingegossene Bürs. Das Klostertal, das Montafon, der Wallgau und ein Teil des Rheintales mit ihren Dörfern und Kirchen beleben das Gesamtbild. Ich verwendete einige Mühe, um eine andere Anstiegslinie auszukundschaften, aber mit Ausnahme der Südseite stürzt der Berg nach allen Richtungen in nahezu senkrechten Wänden ab, so daß ich um 9 Uhr 15 Min. wieder bescheiden auf meiner alten Route hinabstieg. Ein schmales Hirtensteiglein führte mich vom Sattel in das Gebiet der Elsalpe hinunter. Die Hütte selber ließ ich links unter mir liegen und stieg in weitem Bogen gegen den Fuß der Gamsfreiheit hinan. Bald erblickte ich einen breiten Weg, der von Grubs im Klostertale zwischen dem Stierkopf, 1802 *m*, und der Gamsfreiheit, 2214 *m*, nach der Novaalpe im Marultale führt; schnell brachte er mich zwischen Krummholzgebüschen nach den oberen Schutthalden und auf einen Sattel — 11 Uhr — im Westen des Bergs, von wo ich über Fels und Trümmer um 11 Uhr 3 Min. die Gamsfreiheit erreichte. Ich erinnere mich nicht, im nördlichen Alpengebiete jemals eine solche Durchsichtigkeit der Atmosphäre angetroffen zu haben als hier. Nun war auch die Berninagruppe in den Gesichtskreis gerückt und es war namentlich das Felsgerüst der Crasta Güzza und der Bernina-Ostgrat selber, an welchen man jeden Gratturm und jede Firnschneide in einer fast unheimlichen Schärfe sehen konnte. Welcher Gegensatz zu diesem Bild wildester Hochgebirgsnatur, wenn man den Blick nach Norden richtete, wo die Dörfer des Großen Walsertals so recht ein Bild weltlärmentrückter Behaglichkeit boten. Um 11 Uhr 30 Min. brach ich auf und setzte meinen Fuß um 12 Uhr 10 Min. auf die Schwelle der Alpe Faludrigen, 1705 *m*. Da, um mit Peter Dangl zu sprechen, zwischen der Gamsfreiheit und dem Kessel von Faludrigen »überall Weg« ist, so darf ich mich füglich über die von mir eingehaltene Route kurz fassen. Man geht, um es möglichst einfach zu sagen, der Nase nach. Erst um 12 Uhr 55 Min. hatte ich meine Studien bezüglich der Kapazität meines Magens für Milch beendigt, dann ging ich taleinwärts über Alpenwiesen, Geröllstreifen und Karrenfelder nach der Rauhen Furkel; dieselbe ist in der Spezialkarte zwar eingezeichnet, aber unbenannt und unkotiert; sie befindet sich zwischen dem Schafberg, 2417 *m*, und dem unbenannten P. 2354 *m*; nördlich von diesem befindet sich die »Schwarze Furkel«, so genannt nach dem kohlenschuttähnlichen Detritus, der zu ihr hinaufführt. Während meines Marsches hatte ich zu meiner Rechten stets die Felsenmauern des Weißen Rössels, 2209 *m*, und der Pitschiköpfe, 2282 *m*; dieselben waren mir aber von der Gamsfreiheit aus gesehen so unbedeutend vorgekommen, daß ich mich nicht lange herumplagen wollte. Als ich sie nun aber von der Breitseite sah, ärgerte ich mich weidlich, nicht doch die Kammwanderung unternommen zu haben. Diese führten im Spätherbst desselben Jahres die Herren Eduard Pichl und Viktor Sohm durch; sie bezeichneten die ganze Tour vom landschaftlichen wie sportlichen Standpunkte aus als eine gleichermaßen höchst lohnende. Um 2 Uhr 10 Min. stand ich auf der Rauhen Furkel, ca. 2250 *m*, und wandte mich nun gegen Süden, dem dritten Berge, der auf dem heutigen Wunschzettel stand, zu. Bequem ging es von hier über Fels und Geröllfelder in 27 Minuten auf die schöne Pyramide des Schafbergs, 2417 *m*, hinauf. Wenn es möglich war, so hatte sich die Reinheit der Luft seit meinem Abschied von der Gamsfreiheit noch gesteigert. Die Zugspitze, der Patteriol, die Kuchenspitze, der Piz Kesch und die Berge des Glarnerlands waren

anscheinend so nahe gerückt und deutlich, daß ich ein über das andere Mal aus meiner Verwunderung nicht herauskam. Auch die Gegend des Bodensees lag in einer Klarheit vor mir, wie ich sie im Sommer nie für möglich gehalten hätte; so waren unter anderem das große Schloß von Donaueschingen, unzählige Dörfer im Schwarzwalde, der Münsterturm von Ulm bis in die Einzelheiten sichtbar. Leider fehlen die reizvollen Talansichten des Hohen Frassen und der Elsspitze, sonst würde ich der Rundschau vom Schafberge ob Formarin die Palme reichen. Um 3 Uhr verließ ich die so ungemein leicht zugängliche Spitze und bummelte gegen das große Karrenfeld hinab, welches nördlich von den Geisköpfen sich ausbreitet. Bald blickte der freundliche, tiefblaue Formarinsee aus seiner prächtigen Felsumrahmung herauf, und um 3 Uhr 45 Min. plätscherte ich schon in demselben herum. Von 4 Uhr bis 4 Uhr 15 Min. ging ich dann zur Freiburgerhütte hinauf, deren Lage mich in lebhafte Verwunderung versetzte. Dicht bei den übelriechenden Ställen der Formarinalpe und nicht am See! Zu meiner unaussprechlichen Freude vernahm ich während der Niederschrift dieser Zeilen, daß die Herren der Sektion Freiburg an einen Neubau an schönster Stelle des Sees denken. Um 4 Uhr 25 Min. schnürte ich wiederum mein Bündel, wanderte zum See zurück und lagerte mich oberhalb des Rauhen Jochs, um den mächtigen Hochgebirgszauber dieser hochbegnadeten Gegend mit vollen Zügen zu genießen. Von allen Seiten ertönten die Glocken der weidenden Tiere, der tiefblaue See lag ruhig zu meinen Füßen, das erhabene Massiv der Roten Wand widerspiegelnd. Vor wenigen Tagen noch hatte ich in der durch ihre entsetzliche Wildheit manchmal fast abstoßend wirkenden Montblanc-Gruppe geweilt. Wenn ich nun die heutige so überaus genußvolle Wanderung mit ihren wechselvollen Bildern, ihren freundlichen, friedvollen Eindrücken, mit ihren bei aller Lieblichkeit doch wiederum großartigen Scenerien den Touren in der obengenannten Gruppe entgegenhielt, so kam mir ganz sachte und allmählich der Gedanke, ob denn die Gefahren und Sorgen, die körperlichen und seelischen Mühsale, die man dort in den Kauf nehmen muß, auch durch das Plus an Genuß völlig und ganz aufgewogen werden? Leider war ich bis 4 Uhr 50 Min. darüber zu keinem Schlusse gekommen und setzte meine Reise über die Alpe Rauhe Staffel, und durch den prächtigsten Buchenwald nach Hintergant und Ganteck fort. Hier zwang mich der reizende Anblick von Dalaas auf einige Zeit ins Gras nieder, und ich erreichte dann, langsam dahinschlendernd, — wann hätte man wohl dazu in den Westalpen jemals Zeit, — um 7 Uhr 5 Min. die Bahnstation Dalaas, wo ich im Gasthofe »zum Paradies« einigen Touristen das heute durchwanderte Paradies mit glühenden Farben schilderte.

P. 2393 (Blisadonakopf), P. 2513 (Blisadonaspitze), P. 2507 (Spullersalpkopf), Wasenspitze, 2664 *m*, Grubenspitze, 2662 *m*.

Die unvergleichlich schönen Herbsttage, welche ich 1903 in den Klostertaler Bergen verlebt hatte, ließen mich das Ende des Winters diesmal besonders sehnsuchtsvoll herbeiwünschen; sobald die Schneeschmelze soweit vorgeschritten war, daß eine längere Kammwanderung ausführbar schien, eilte ich meinen geliebten Bergen zu. Eben tauchte der Mond hinter der schlanken Silhouette der Zimbaspitze hinab, als ich am 26. Mai 1904, um 2 Uhr 22 Min. morgens, von Langen am Arlberge zum ersten Wächterhause talaus schritt. Über den trefflich angelegten Zickzackweg stieg ich — ich beziehe mich hierbei auf die Alpenvereinskarte der Ferwallgruppe — in rein nördlicher Richtung zwischen den Punkten 1788 und 1987 hinan. Die überaus steile Bergflanke sieht beim flüchtigen Anblicke einem terrassierten Weingarten zum Verwechseln ähnlich; in kurzen Zwischenräumen sind mächtige Mauern

aufgeführt, dazwischen ist das Terrain mit starken Pfählen vernagelt; allenthalben sind Lärchen und Fichtenbäumchen, weiter oben auch Legföhrensetzlinge angepflanzt. Der Himmel war dicht mit Wolken bedeckt, kein einziges Sternlein blitzte auf den einsamen Wanderer herab, während statt des habituellen Bergwindes mir ein schwüler Hauch von dem Hange entgegenwehte. Doch hatten die hochweisen Herren aus Zürich eine günstige Prognose in die Welt gesandt, auch meine Barometer waren über Nacht noch gestiegen. Um 3 Uhr 50 Min. hatte ich einen kleinen Grat erreicht, der sich gegen den P. 1987 hinanzog. Von hier aus überblickte ich schon die Arlberggegend, den Riffler, den breiten Kaltenberg, die dunkle Felsmauer der Pflunspitzen und den Rätikon, dessen Gipfel sich geisterhaft blaß von dem fahlen Morgenhimmel abhoben. Unablässig gehen zu meiner Linken besonders kleinere und größere Steinschläge nieder, die ganze Bergflanke scheint in Bewegung zu sein und eine Katastrophe, wie sie sich 1892 ereignete, dürfte leider sich in absehbarer Frist wiederholen. Nicht bald irgendwo drängte sich mir die Wahrheit des Sophokleischen Spruches: »Nichts Gewaltigeres als der Mensch« so überwältigend auf. Sind wir doch mit Recht gewohnt, die Lawine als den Inbegriff der verheerenden Naturgewalt zu betrachten, gegen welche es keinen Widerstand gibt, und hier hat der Mensch den Kampf gegen die Leuin mutig aufgenommen und siegreich durchgeführt. Um 4 Uhr 30 Min. betrat ich am Ende des vorerwähnten kleinen Grates den von nun an zusammenhängenden Schnee, der sich zu dem Massive der Wildgruppe im Westen von P. 2393 hinanzieht. Ich möchte für diese auf der Karte namenlose Erhebung die Bezeichnung Blisadonakopf vorschlagen. Breit und ungegliedert bildet das Bergmassiv von unten gesehen einen flachen Bogen, dem ich über den weichen, tropfnassen Schnee nur langsam näher rückte. Ein hübscher Blick nach dem Dörfchen Stuben bringt einige Abwechslung in das monotone Schneestampfen; um 4 Uhr 45 Min. schlug die Sonne auf der Drusenfluh, Sulzfluh und einigen Silbertaler Gipfeln an, doch mußte der von meinem Standpunkte unsichtbare Osthimmel größtenteils von dichten Wolkenballen bedeckt sein, da neben grauweißen, im tiefen Schatten liegenden Bergen sich der eine und andere von der Morgensonne mit grellrotem Schimmer übergossene Gipfel abhob; die dabei auftretenden Kontraste gewährten einen höchst malerischen Anblick, und besonders waren es die Kirchlispitzen, Drusenfluh und Sulzfluh, an deren scharf individualisierten Gestalten man sich nicht satt sehen konnte. Um 5 Uhr 25 Min. betrat ich den Verbindungsgrat zwischen den Punkten 2252 und 2393 dicht an letzterer Erhebung; hier wechselten eine Reihe mit prächtigen Wächten bekrönter Schneekuppen mit kühn geformten Felstürmen ab. Ein Gemspfad führte mich über und an ein Paar Gratzacken vorbei in fünf Minuten auf den Blisadonakopf, 2393 *m*. Schon hier ist die Aussicht als sehr lohnend zu bezeichnen. Über dem üppig grünen Klostertale steigt die Kette der Silbertaler Berge auf, ihrerseits wieder vom langen Zuge des Rätikons überragt. Längere Zeit brauchte ich, um in dem breiten, dick verschneiten Massive im Nordwesten den Schafberg ob dem Spullersee zu erkennen; das ist es, was unter anderem mir persönlich Wintertouren als absolut minderwertig erscheinen läßt; die Berge sehen alle sozusagen uniformiert, egalisiert aus durch den Ukas des Gebieters Winter in seine Livree gesteckt. Angesichts des unheimlich steil erscheinenden Schneefelds, welches die in Wahrheit höchst harmlosen Rasenhänge in den obersten Partien der Rogelsspitze deckt, tat ich das Gelöbnis, mich fürderhin durch derlei Dinge nicht mehr verblüffen zu lassen, aber ich fürchte, daß die guten Vorsätze bald wieder vergessen sein werden. Bis 5 Uhr 50 Min. genoß ich die schöne Rundsicht, die sich bis gegen den mit dem duftigen Himmel in eins verschwimmenden Glärnisch erstreckte, dann lief ich, immer auf Gemspfaden, in sieben Minuten zum Blisadonajoche hinab. Es wäre

nun am vernünftigsten gewesen, entweder gegen das Blisadonatal oder nach der Wildgrube abzusteigen, um den P. 2513, die Blisadonaspitze, zu erreichen, ich hatte mir aber in den Kopf gesetzt, soweit es tunlich wäre, auf dem Grate zu bleiben, und kletterte daher über die plattigen, teilweise sehr schweren Felsen zur Blisadonaspitze hinauf; zweimal seilte ich mich, um rascher und wohl auch sicherer fortzukommen, über sekundäre Gratzacken ab. Um 6 Uhr 30 Min. stand ich auf der Blisadonaspitze, 2513 *m*, und nun ging es ziemlich leicht, nur der massenhaften Schneewächten halber mit großer Vorsicht gegen den P. 2507, für den ich den Namen Spullersalpkopf vorschlage, hinan. Hier hat sich auf unserer sonst so vortrefflichen



Wasenspitze vom Spullersalpkopf.

Spezialkarte, deren Originalaufnahme ich einzusehen in der Lage war, ein bedauerlicher Fehler eingeschlichen, der dann auch in die Ferwallkarte des D. u. Ö. A.-V. überging. Der mit 2507 kotierte Punkt ist nämlich bedeutend höher als der mit 2513 bezeichnete; die diesbezüglichen Möglichkeiten dürften zwischen 2587 und 2607 schwanken, wenn man die einen oder anderen der Ziffern beibehalten will. Ich besuchte die fragliche Spitze nochmals in Gesellschaft Meister Comptons am 3. Oktober 1904 gelegentlich einer Kunstreise. Nach seiner mit einem sehr verläßlichen Aneroïde ausgeführten Messung dürfte die Kote nicht niederer als 2580 *m* angesetzt werden. Wir gingen damals vom Spullersee aus und erreichten den Berg durch das zwischen den Punkten 2302 und 2088 sich hinanziehende Hochtal ohne die geringste Schwierigkeit. Ich betrat diese Erhebung um 7 Uhr 35 Min. In

ihr ändert der Grat völlig rechtwinkelig seinen Verlauf, um nun rein östlich zur Wasenspitze sich aufzuschwingen. Diese sieht von hier aus sehr schneidig aus, man würde bei oberflächlicher Betrachtung nicht glauben, daß die Besteigung des Bergs so gar keine Schwierigkeiten bieten könne.

Eine Viertelstunde blieb ich auf der soeben erreichten Erhebung sitzen und bemühte mich unter anderem in der Südwand der Unteren Wildgrubenspitze die Rinne herauszufinden, durch welche ich im September 1903 den Abstieg durchgesetzt hatte. Aber vergeblich: Einer Riesenorgel gleichend erhebt sich das Gerüste des Berges unvermittelt aus den Schuttfeldern, die sein Piedestal umgeben, und ich hätte die Zumutung, dort herabzuklettern, unweigerlich zurückgewiesen. Der Spruch: Probieren geht über Studieren, gilt eben auch im Hochgebirge. Um 7 Uhr 50 Min. begann ich den Abstieg gegen den Sattel, der zwischen dem P. 2507 und der Wasenspitze liegt, um 8 Uhr 2 Min. hatte ich die ganz abnorm großen Wächten, die vom Grate nach Süden hinausragten, umgangen und befand mich nun am eigentlichen Massive der letztgenannten Erhebung. Eine Gemsfährte leitete mich zuerst in die Südflanke des Bergs, bald wieder auf den Grat, dann über Rasenpolster und leichte Felsen hinan, zuletzt durch die Nordwand auf den Gipfel. Um 8 Uhr 12 Min. stand ich auf der 2664 *m* hohen Wasenspitze und damit auf dem Kulminationspunkte des südlichen Astes der Wild- oder Erzberggruppe. Entbehrt die Rundschau auch besonders gegen Süden der weitreichenden Fernsicht der Unteren Wildgrubenspitze, verdeckt diese letztere auch ein Stück der Allgäuer Gebirgswelt, so stehe ich doch nicht an, dem Panorama der Wasenspitze den Vorzug zu geben. Schon der Anblick der Unteren Wildgrubenspitze mit ihren wild zersägten Graten und enorm steilen Strebepfeilern ist ein Prachtstück, dem ich in der Kette zwischen Bodensee und Lech nichts an die Seite zu stellen wüßte: Dann aber genießt man von der Wasenspitze einen reizenden Tiefblick nach Stuben, Langen und in das Klostertal mit seinen Ansiedelungen, über welchem sich der heute noch durch die teilweise Bedeckung mit Schnee doppelt interessante Rätikon aufbaut. Über dem bewaldeten Sattel des Kristbergs, der von schneebelasteten Höhen flankiert ist, erscheint inmitten der noch das winterliche Gepräge tragenden Landschaft als idyllische grüne Insel das Gauertal mit den herrlichen Drei Türmen als Abschluß. Eine Erscheinung, wie man sie in solcher Wildheit, ja Furchtbarkeit nur in der Montblancgruppe oder dem Dauphiné zu sehen bekommt, bietet heute die Kuchenspitze. Man weiß in der Tat nicht, ob man die eisigen, jäh gegen den Kuchenferner abschießenden Flanken, oder die wilden Felstürme des Nordwestgrats mit den dazwischen liegenden, scharf überwächteten Firnschneiden mehr bewundern soll. Um 8 Uhr 45 Min. verließ ich die Hauptspitze und kletterte in fünf Minuten auf die östliche, um einige Meter niedrigere Erhebung hinüber. Dieselbe trägt die Überreste eines Holzsignals und man glaubt von ihr aus den weiteren Weg nach der benachbarten Grubenspitze so ziemlich übersehen zu können. Aus dem Boßhardtschen Panorama vom Gipfel der Sulzfluh aber wußte ich, daß die Östliche Wasenspitze, auf der ich soeben stand, gegen die Grubenspitze zu in gewaltiger Plattenwand abstürzt. Ich umging dieses Hindernis, indem ich nach Norden abstieg, ohne mich weiter aufzuhalten, und betrat zehn Minuten nach dem Verlassen der Spitze die in desolatestem Zustande der Auflösung befindlichen Schneefelder. Dicht an den Felsen querte ich dieselben auf ebenso interessante als durch die bestehenden Verhältnisse gebotene abenteuerliche Weise. Der Schnee war durch die vorausgegangenen warmen Tage und Nächte so erweicht, daß ich während der letzten Stunden eine Unzahl größerer und kleinerer Lawinen hatte gegen das Gebiet der Spullersalp abgehen sehen. Sowie man nur daran rührte, gleich fuhr eine gewaltige Masse zischend zu Tal, um dann mit Getöse über die am Fuße der Schneefelder sich hinziehende Steilwand hinabzustürzen. Ich

stieg daher, weil dies das einzig Sichere schien, in die Randkluft zwischen Felsen und Schneehang hinein und arbeitete mich in derselben, des öfteren allerdings bis zur Achsel einsinkend, vorwärts. Um 9 Uhr 15 Min. hatte ich den Sattel zwischen Grubenspitze und Wasenspitze erreicht, die Sachlage war aber infolge der starken Schneebedeckung eine ziemlich mißliche. Vom anscheinend höchsten Punkte der Grubenspitze aus zog ein steiles Schneecouloir gegen Nordwesten herab; ihm mich anzuvertrauen, hatte ich nicht den Mut; die Felsen zu seiner Rechten und Linken sahen wenig vertrauenerweckend aus; dagegen sandte der Berg gegen Norden einen kleinen Grat aus, der eine Einsattlung mit schönem Felstore aufwies. Von diesem Sattel zog sich eine zwar steile aber breite Schlucht rein westlich gegen mich herab. Durch den weichen Schnee stieg ich ziemlich mühsam in einer Viertelstunde auf



Rogelsspitze und Untere Wildgrubenspitze vom Spullersalpkopf.

diesen Sattel, konnte aber, oben angekommen, nicht erkennen, ob die höchste Erhebung der Grubenspitze mir zunächst südlich oder, von meinem Sattel durch eine tiefe Schlucht getrennt, weiter östlich liege. Über unschwierige Felsen stieg ich in nördlicher Richtung an und stand um 9 Uhr 47 Min. auf der Westlichen Grubenspitze, ca. 2650 *m*, welche Reste eines Triangulierungszeichens barg. Meinen Standpunkt bedeutend überhöhend, erhob sich weiter östlich die eigentliche Grubenspitze. Bis 10 Uhr 15 Min. blieb ich da oben und bewunderte die in unnahbaren Platten abstürzende Ostwand der Wasenspitze, dann stieg ich wieder hinab nach dem vorerwähnten Felsentore im Norden der eben verlassenen Spitze; 10 Uhr 20 Min. Mein Standpunkt war dank der frühen Jahreszeit keiner der uninteressantesten. Im Südosten türmte sich die Grubenspitze in steiler Felswand auf; um zu ihrem Fuße zu gelangen, mußte ich entweder wieder zum Sattel zwischen ihr und der Wasenspitze zurückgehen und dann in mühseliger Schneewanderung das ganze Fußgestell des

Berges umkreisen, bis ich jene Schneefelder erreichte, welche vom Jochsattel, 2473 *m*, sanft geneigt zur Grubenspitze führen; oder ich mußte die bedenklich steile Schneewand hinabzukommen trachten, welche mein Felsentor nach Osten hin begrenzte. Nach reiflicher Überlegung und Aneiferung meiner selbst, indem ich mir vorhielt, daß ja auf meiner nächsten Reise in den Westalpen Hunderte solcher Stellen passiert werden müßten, entschloß ich mich zur Schneewand. Das unehrliche Moment in meiner Autosuggestion lag aber darin, daß ich keinem meiner Gefährten in den Westalpen jemals zugemutet hätte, eine solche Passage unangeseilt zu vollführen. Mit dem Gesichte zur Wand, den Pickel bei jedem Tritte von neuem tief einstoßend, stieg ich wie auf einer Leiter hinab, querte dann noch zwei steile Schneerinnen in ähnlicher Weise und krallte mich mit einer wahren Wut um 10 Uhr 30 Min. in die ersten ersehnten Felsen ein. Um 10 Uhr 35 Min. stand ich auf der 2662 *m* hohen Grubenspitze, meinem letzten Ziele für diesen wohlangewandten Tag. Der Dunst, der bisher auf den entfernteren Gebirgszügen gelagert hatte, war nun verschwunden, und von der Zugspitze bis zum Tödi und von der Berninagruppe bis zur bayerisch-schwäbischen Ebene lag die Welt offen vor mir da. Für die Betrachtung der Ferwallgruppe liegt die Grubenspitze wohl günstiger als die westlich von ihr gelegenen Spitzen, dagegen präsentiert sich der zwischen Rogelsspitze und Flexenspitze gelegene Zug der Wildgruppe vom Spullersalpkopf, 2507 *m*, weit imposanter. Um 11 Uhr 10 Min. brach ich auf, legte die wenigen leichten Felsen bis zur ersten Einsattlung im Osten der Grubenspitze springend zurück und glitt dann über das offen vor mir liegende Terrain in blitzschneller Fahrt gegen die flache Mulde, welche mich vom Jochsattel trennte, hinab. Um 11 Uhr 20 Min. schon stand ich in diesem; die tiefste Stelle desselben war mit solch kolossalen Wächten geziert, daß man sich in das Ötztal oder die Ortlergruppe versetzt meinen konnte. Volle fünf Minuten fuhr ich über den, für diese Art Fortbewegung allerdings die richtige Konsistenz zeigenden Schnee hinunter, dann betrat ich die mit einem Teppich von Anemonen, Enzianen, Primeln, Ranunkeln und Vergißmeinnicht bedeckten Alpenwiesen und eine halbe Stunde später stand ich, Punkt 12 Uhr, auf der aussichtsreichen Flexenstraße; stets angesichts der bizarren Gipfel der Wildgruppe wanderte ich dann zu dem für heute wenigstens in einen Glutkessel verwandelten Talboden von Langen hinaus.

Schafberg ob dem Spullersee, 2681 *m*, P. 2654, P. 2455.

Langen am Arlberg, 1218 *m*, 2 Uhr 22 Min. nachts des 15. Juni 1904, ein sternenbesäter Himmel. Mit der Laterne gehe ich auf dem Bahnkörper talaus, und steige, das erste Wächterhäuschen rechts lassend, durch Wiesen zwischen einzeln stehenden Ahorn- und Buchenstämmen hinan. Ein Steiglein, welches bisweilen Rudimente einer Markierung erkennen läßt, führt mich gegen den zusammenhängenden Wald, der bei drei riesenhaften Ahornbäumen betreten wird. Bei der im Walde herrschenden völligen Dunkelheit heißt es gut aufpassen, um nicht auf Abwege zu geraten. Als der Steig einmal anscheinend gar zu sehr nach abwärts führt, fühle ich mich veranlaßt, einer aufwärts führenden Abzweigung zu folgen, und hatte mich bald gründlich zwischen steilen Schuttrinnen und Baumdickichten verlaufen. Ich querte den Hang nach Tunlichkeit in einer Wagrechten, und kam bald an der Schlucht des Wäldlitobels an, die oberhalb der Haltestelle Klösterle in das Haupttal mündet. Etwa 50 *m* tief unter mir erblickte ich den Alpweg, der vom genannten Orte heraufführt. Ich überschritt die bei P. 1457 der österreichischen Spezialkarte eingezeichnete Brücke um 3 Uhr 25 Min., und eine Viertelstunde später, als ich durch das noch größtenteils mit Lawinenschnee bedeckte Blisadonatal gegen das kahle Gemäuer der Blisadonaspitze, 2513 *m*, hinaufsah, blitzte schon der über-

firnte Kalte Berg unter dem Gruße der Morgensonne rosig auf. Allenthalben lagen hier Geräte herum, die bewiesen, daß man mit der Ausbesserung der Alpwege in vollem Gange war; drei kurze Monate nur, und der Winter, der sich nur widerwillig in die öden Hochtäler zurückzog, hält wieder siegreich seinen Einzug in das eben noch so saftig grüne Alpenrevier. Bald betrete ich das Gebiet von Spullers, und der erste alte Freund, der mich grüßt, ist das Blattnitzer Joch, 2316 *m*, das Prototyp eines Kalkbergs. Ein wild zerspaltener Grat senkt sich vom Gipfel gegen den Spullersee herab, nach Nord und Süd weist er steile, glattgescheuerte, weißglänzende Flanken; ich gelobe feierlichst, ihn baldmöglichst zu besuchen, denn der Anblick ist für jeden Bergsteiger ein faszinierender. Bald darauf erscheint das Pfaffeneck, 2541 *m*, und über dem noch im Schlummer liegenden Lechtale einige Walsertaler Gipfel, darunter der schöne Johanneskopf. Meine Aufmerksamkeit richtet sich aber heute naturgemäß auf das mächtige, breite Massiv, welches sich über dem Nordrande des Spullersees erhebt, den Schafberg.

Ich weiß von Bekannten, daß man »einfach« hinaufzugehen braucht, aber gewöhnlich sagen das auch Leute, die, wären sie ohne Führer gewesen, die Spitze nie, oder doch nur nach unzähligen Irrgängen erreicht hätten. Sobald man, von Süden kommend, den Schafberg erblickt, und das ist etwa eine Viertelstunde, bevor man zum Spullersee gelangt, der Fall, bemerkt man zur äußersten Linken des Massivs einen dreieckigen Felskopf, der nach Westen in mehreren Absätzen steil abstürzt und nach Osten in einen begrasten Kamm verläuft, während er gegen Süden, also dem Beschauer zugewendet, eine große Schutthalde aufweist. Man muß von dieser rechts die Grashalden gewinnen und auf den oberwähnten Kamm hinaufgehen; über diesen erreicht man dann bequem den Gipfel des Felskopfs, von wo sich der weitere Weg von selber ergibt. Während ich mich dem See näherte, freute ich mich schon auf den herrlichen Blick, den man hier gegen das Klostertal und den Rätikon genießt, und den ich an anderer Stelle in diesen Blättern gebührend würdigte. Die dunstige Atmosphäre aber verdarb alles; um 4 Uhr 15 Min. stand ich am Südufer des Spullersees; sein Abfluß bildet einen kleinen Wasserfall, der heute bei der in vollem Gange befindlichen Schneeschmelze einen prächtigen Anblick bot. Fünf Minuten später war ich bei der Alpe Klösterle Staffel angelangt und ging nun »einfach« hinauf auf den grünen Sattel. Im See schwammen eine große Anzahl Schneeschollen, die Alpwiesen aber ringsum prangten in herrlichstem Blumenschmuck. Über weiche Matten geht es ziemlich steil hinauf, hie und da stieß ich auf eine schüchterne Markierung, die aber von unkundiger Hand ausgeführt worden sein mußte; anstatt nämlich die von unten sichtbaren Steine zu beschmieren, tat man dies mit den flach liegenden, so daß die roten Flecke erst bemerkbar wurden, wenn man daneben oder darüber stand. Während des Anstiegs entfaltet sich der Blick gegen die nahe Wildgruppe, aber nur der südliche Ast derselben mit der Gruben- und Wasenspitze machen etwas Figur; allmählich tauchen auch die Häupter der Ferwallgruppe auf, das Silvrettagebiet wird sichtbar, und als ich um 5 Uhr 30 Min. auf dem mehrerwähnten Graskamme stehe, erblicke ich neben dem mächtigen Gipfel, dem der heutige Tag gewidmet ist, die schön beleuchteten Allgäuer und Lechtaler Alpen. Auf der Nordostflanke des Schafbergs lagen noch ausgedehnte Schneemassen. Ich hoffe auf gute Abfahrt, wenn die Sonne mir nicht einen Strich durch die Rechnung macht. Von hier führt wohl ein guter Schafsteig gegen die Ostflanke des Berges, ich bleibe aber dem Grate treu, da ich hier unausgesetzt die prächtigste Aussicht habe. Auf dem obgenannten, grasbewachsenen Kopfe angelangt, wurde ich durch einen hervorragend schönen Blick auf die Rote Wand überrascht, sie hat von hier gesehen viel Ähnlichkeit mit dem Langkofel, auch der Gletscher fehlt nicht.

Um 5 Uhr 50 Min. stand ich am Fuße des eigentlichen Gipfelbaues, der nach Westen in gewaltiger Wand mehrere hundert Meter abfällt. Man durchsteigt eine kleine Felsrinne, an deren Einstieg die ersten vernünftig angebrachten roten Zeichen sich befinden, oben aber führen dieselben wieder nach rechts zu einem plattigen Terrain, statt über den gut gangbaren Grat zu geleiten. »Denn anders als in andern Köpfen malt sich in diesem Kopf die Welt«, möchte man ausrufen, wenn man zusieht, wie sich doch manche Leute das Bergsteigen schwer machen. Anscheinend durch einen Steinwurf erreichbar liegt nun die Alpe Dalaaser Staffel 1000 *m* tief unter mir auf goldig grün leuchtender Wiese und mit Schrecken bemerke ich, daß das früher so lockend aussehende Blattnitzer Joch ein großes breites Grasplateau ist, das von Westen her mit einem vierspännigen Wagen erreicht werden könnte. Also wieder eine Illusion zu Grabe getragen und ich hatte mich schon so sehr auf die spannende Kletterei gefreut! Um 6 Uhr 5 Min. setzte ich meinen Fuß auf die höchste Spitze des Schafbergs, 3¾ Stunden nach meinem Aufbruche von Langen; ich war öfters stehen geblieben, um die Entfaltung der Rundschau zu betrachten und Notizen einzutragen, und kann es nicht recht begreifen, wie die Gewährsmänner der einschlägigen Reisehandbücher fünf bis sechs Stunden für die Besteigung des Bergs von Klösterle aus angeben konnten. In Bezug auf die Rundschau aber schließe ich mich völlig dem allgemeinen Urteile an, welches dieselbe als derjenigen der Roten Wand nicht nachstehend bezeichnet. Besonders ist es der Anblick der Roten Wand selber, der sich mir tief einprägte. Das Gipfelmeer der Nördlichen Kalkalpen von den Erhebungen um den Bodensee bis zur Zugspitze bildet eine wundervoll gruppierte Welt, die allein schon den Besuch des Schafbergs lohnend machen würde; die herrliche Wildgruppe dagegen möge sich jedermann zu beurteilen hüten, der sie nur vom Schafberge aus sah; für einen genauen Kenner derselben aber ist es interessant zu sehen, wie ungünstig und unbedeutend sie da erscheint. Dagegen gibt es zwischen den Ötztaler und Glarner Bergen keine bedeutende Spitze, die man vom Schafberge aus nicht erblicken würde. Um 6 Uhr 30 Min. stieg ich — übungshalber immer auf dem Grate selber — gegen die Einsattlung hinab, die sich unmittelbar westlich der Gabelungsstelle der drei Kämme befindet, welche vom Schafberge, dem P. 2654 und P 2455 zusammentreffen. Viel schneller erreicht man diesen Sattel, wenn man den Felskopf, in dem die drei Grate sich treffen, östlich umgeht. Fast im Laufschritte stieg ich dann bis 6 Uhr 55 Min. über prächtig tragenden Schnee zum P. 2654 hinauf. Von hier wird der Grat immer flacher und bietet weiter kein besonderes Interesse dar. Von meinem Standpunkte aus genießt man einen höchst instruktiven Einblick in die Westseite des Schafbergs; auch der Grat, der sich von dem Schafberg gegen den P. 2455 zieht, gewinnt von hier gesehen erhöhte Bedeutung; es erheben sich in demselben mehrere pittoreske Felsköpfe, die ich ungesäumt in Angriff zu nehmen beschloß. Von 7 Uhr bis 7 Uhr 10 Min. lief ich über den ideal harten Schnee zu jenem Sattel hinüber, der sich nordöstlich vom Kreuzungspunkt der drei mehrerwähnten Grate befindet; dann überkletterte ich einen großen und mehrere kleine Türme, bis ich um 7 Uhr 25 Min. am Fuße der letzten bedeutenden Erhebung, des Turms 2455 stand. Hier gab es einmal eine schöne, spannende Kletterei; die nur den einen Fehler hatte, zu kurz zu währen. Schon um 7 Uhr 40 Min. stand ich oben und ich glaube wohl die erste Ersteigung dieses Berges ausgeführt zu haben. Leider umzog sich der Himmel in bedrohlicher Weise, so daß ich nach einem flüchtigen Blicke auf das lieblich im grünen Lechtale gelegene Dörfchen Lech sofort den Abstieg nach dem letzten von mir betretenen Sattel ausführte; von hier fuhr ich über den tief hinabreichenden Schnee in südlicher Richtung in das Gebiet des Alpbachs, wo ich schon um 8 Uhr 15 Min. den Alpweg betrat, der von Zug nach Klösterle führt. Trotz des

drohenden Regens brachte ich es nicht zustande an den in verschwenderischer Fülle ausgestreuten Beständen von Alpenrosen vorbeizugehen, ohne einige besonders leuchtende Blüten zu pflücken. In anderthalb Stunden lief ich dann nach Langen hinab und einige Minuten darauf begann es zu regnen, welcher Umstand mich meine Hetzjagd vor mir selber entschuldigen machte. Ich kann diese Zeilen nicht beenden, ohne den Schafberg allen jenen eindringlich zu empfehlen, die einen Gesamtüberblick über die Gegend zu erhalten wünschen, sich dabei aber nicht die nötige Fertigkeit zutrauen, um allein oder etwa mit einem gleichfalls minder geübten Genossen die Untere Wildgrubenspitze oder Grubenspitze zu besuchen.

Pfaffeneck, 2541 *m*, Krömerle, 2541 *m*, Pöngertli, 2404 *m*.

Aus Wissensdrang in erster Linie, dann aber auch, um diesen Blättern mit gutem Gewissen den Titel einer Monographie geben zu können, unternahm ich die Tour auf die obengenannten Berge; um mich aber für meine Gewissenhaftigkeit zu belohnen, fügte es die gütige Bergfee des Klostertals, daß der 29. Juni 1904, was die Reinheit der Aussicht betrifft, zu den idealsten Tagen des ganzen Jahres zählte. Der Abendzug des 28. Juni führte eine kleine Armee von Alpinisten vom Bodenseegestade nach dem Vorarlberger Oberlande. Scharenweise verließen die fast durchwegs mit dem Edelweiß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gezierten Jünger des edlen Alpensports an den einzelnen Einbruchstationen die Bahn; bis auf ein kleines Häuflein waren wir zusammengeschmolzen, als der Zug um 9 Uhr 50 Min. Langen am Arlberge erreicht hatte. Die anderen strebten der Ulmerhütte zu, ich ging langsam talaus und hinauf gegen das Wäldlitobel. Nur eine Aureole bezeichnete die Stelle, wo in nicht allzuferner Zeit der Vollmond über den Ausläufern des Kalten Bergs auftauchen mußte, während die Felsplatten in der südlichen Abdachung der Wildgruppe schon im milden Lichte desselben erglänzten. Die weißen Felsen und glitzernden Schneefelder warfen genug des Lichtes zurück, um den mir wohlbekannten Pfad zu erhellen. Noch bevor ich die üppigen Bergwiesen verließ und in den Wald tauchte, ging der Vollmond auf. Langsam stieg ich aufwärts. Bei dieser zauberhaften Beleuchtung hätte jeder rasche Schritt eine Versäumnis nicht der Zeit, aber des Genusses bedeutet. Um 11 Uhr 15 Min. stand ich am Borde des Spullersees, in dessen klaren, ruhigen Fluten sich der hell beleuchtete Schafberg wundervoll deutlich spiegelte. Ich umging den See südlich und stieg dann zwischen dem Blattnitzer Joch, 2316 *m*, und dem Grünen Bühel, 1983 *m*, gegen den Goldenberg hinan. Wenige Minuten vor Mitternacht machte ich Halt und schlug mein Lager auf. Der lange Schlafsack aus Billrothbattist wurde entfaltet, die Schuhe abgezogen, die Füße im Rucksack versorgt, dann schob ich mich in den Sack hinein, blies den Luftpolster auf und hoffte nun auf einige Stunden angenehmer Ruhe. Aber bald fror ich an den Füßen, der Sack wurde von innen her durch meine Transpiration feucht beschlagen, ich begann zu frösteln und nach zwei qualvollen Stunden schlüpfte ich um 2 Uhr 10 Min. in die nun hart gefrorenen Schuhe und stieg über die reifbedeckten Wiesen hinauf gegen den Gehrengrat. Nun hatte ich es aus erster Hand, daß eine völlig undurchlässige Hülle für eine Beiwacht nichts taugt, was ich zu Nutz und Frommen aller meiner Vereinsgenossen hier niederlegen wollte.

Schon nach wenigen Minuten war ich wieder warm geworden und hatte die schlimmen Stunden mit ihrem Zähneklappern vergessen. Gegen 2 1/2 Uhr stand ich so hoch am Abhange des Goldenbergs, daß ich über den Dalaaser Staffel hinaus gegen das Lechtal einen freien Ausblick gewann. Dort rötete sich bereits der Himmel, während der über dem Rätikon stehende Mond noch in vollstem Glanze vom tiefdunklen Firmament herabstrahlte. Mit wie großem Rechte durfte ich nun alle jene

bedauern, die zu dieser weihenvollen Stunde in der letzten der Lichtnächte in dumpfer Stube im Bette lagen! Ich hatte zuerst die Absicht gehabt, den Gehrengrat in der Nähe des P. 2443 zu ersteigen und dann in nördlicher Richtung dem Pfaffeneck zuzustreben. Aber die Schlucht, welche direkt vom Gipfel des Pfaffenecks gegen Südosten herabstrich, sah so einladend aus, daß ich diese kürzere und interessantere Route wählte. Um 4 Uhr erreichte ich die hier gewaltig steil aufgebaute Ostwand des Gehrengrats schon ziemlich am Pfaffeneck und benutzte nun einen prächtigen Gemspfad, der sich am Fuße des Gemäuers gegen das Pfaffeneck hinzog. Über mir schmetterten einige Jochfinken ihr Preislied in den grünlich goldenen Morgenhimmel hinein; ich blieb einen Augenblick stehen, um die schönen Farbeneffekte zu betrachten, welche die Umgebung des Spullersees bot. Im Westen des Seespiegels erhob sich die Zackenkrone des oben rotbraunen, unten grün bewachsenen Blattnitzerjochs, über der im Schatten liegenden Gamsbodenspitze stand der allmählich erblassende Vollmond, gegen Nordosten pflanzte sich der dunkelgraue, mächtige Schafberg, 2681 *m*, breit hin, während die bläuliche Wasenspitze sich von den zu ihren Füßen liegenden Schneefeldern äußerst wirkungsvoll abhob. Die noch großenteils das winterliche Schneekleid tragende Ferwallgruppe bildete einen herrlichen Abschluß des Bildes gegen Süden. Ich querte mehrere hartgefrorene Schneefelder und stieg dann in der oben erwähnten, glatt ausgewaschenen Felsrinne hinauf zum Grate, den ich dicht im Süden des Pfaffenecks erreichte; noch wenige Minuten zuerst über lose aufliegende Platten, dann über Rasenpolster und ich stand um 4 Uhr 30 Min. im Augenblicke des Sonnenaufgangs auf der Felsklippe des Pfaffenecks, 2541 *m*. Da der Morgenwind empfindlich wehte, wickelte ich meinen nun wieder zu Ehren gekommenen Schlafsack als Plaid um und musterte die überaus malerische, vollendet reine Aussicht. Es ist besonders die allernächste Umgebung, die sich durch große Mannigfaltigkeit und effektvolle Bilder auszeichnet; gleich der Nordgrat des benachbarten Krömerle tut sich durch schöne Felsbildungen hervor, dann ist es die ganz hoffnungslos aussehende Nordwand des Schafbergs ober dem Spullersee, die immer wieder zur Betrachtung herausfordert. Jenseits des Spullersees erhebt sich die formschöne Wildgruppe, an welche sich die wilden Recken des Ferwallgebiets anschließen. Und kaum traue ich meinen Augen, als dicht neben dem von hier aus zweigipfeligen Fluchthorn die ehrwürdige Gestalt unseres erhabenen Ortlers sichtbar wird. In fleckenloses Weiß gehüllt, sieht er neben den in vielfärbige Gewänder gehüllten Bergen zweiten und dritten Rangs wie ein Patriarch inmitten seiner Untertanen aus. Neben der Silvrettagruppe, deren scharf konturierte Fels- und Firnhäupter eine kleine Welt für sich bilden, schweift der Blick zum schönen Oberengadin hinaus: Palü, Zupò, Bernina, Roseg und Sella sind mit ihren glänzend weißen Firngipfeln zum Greifen nahe. Neben der Gruppe des Aela erscheint das Oberhalbstein- und das Splügengebiet, davor erblickt man die trauten Gestalten des schönen Rätikons. Dicht zu Füßen liegt das weithingestreckte Karrenfeldgebiet von Formaletsch, dessen kleine Seen noch mit Eis bedeckt sind. Im Nordwesten steht einsam und erhaben die Rote Wand, ihr schließen sich die Berge des Großen Walsertals, des Bregenzerwalds, des Allgäus und des Lechtals an.

Trotz des eisig kalten Windes hielt ich eine halbe Stunde hier oben aus, aber schließlich konnte selbst diese entzückende Rundschau mich nicht erwärmen, und ich stieg an der Südwestflanke des Bergs hinab zum Sattel zwischen dem Pfaffeneck und dem Krömerle. Wohl hatte ich anfänglich daran gedacht, gegen Norden abzusteigen, da es schien, als ob man auf diesem Wege auf der Sehne eines Bogens zum Fuße des Krömerle gelangen könne; da ich keinen rechten Ausblick gewann, zog ich es vor, dem offen daliegenden Terrain im Süden des Verbindungsgrats beider Berge mich anzuvertrauen. Wie ich später vom Gipfel des

Krömerle sehen konnte, bricht das Massiv des Pfaffenecks gegen Nordwesten in bösen Steilwänden ab, durch welche sich allerdings eine Reihe von schmalen Rissen herabziehen. Ich war froh, hier keinen ernsten Versuch unternommen zu haben, denn wenn ein waschechter Alpinist sich einmal in solch eine Sache verbeißt, dann läßt er so bald nicht locker. Um 5 Uhr 15 Min. stand ich im vorgenannten flachen Sattel. Hier lag der Schnee noch in zusammenhängender Masse und ich gelangte über ihn rasch zum plattigen Südostgrate des Krömerle. Immer möglichst am Rande des gegen Osten steil abstürzenden Bergs hinaufsteigend, kam ich bald auf Rasenhänge und erreichte mühelos um 5 Uhr 35 Min. den Gipfel des Krömerle, 2541 *m*. Bei der Nähe dieses Gipfels vom Pfaffeneck decken sich die Aussichten natürlich bis auf unwesentliche Einzelheiten, doch gewann die Rundschau für mich dadurch einen neuen Reiz, daß nun auch das Gebiet des Formarinsees in den Rahmen des Geschauten trat. Unter anderm fiel mir auch die strahlend auf grünem Bühel thronende Lindauerhütte in die Augen. Ein flacher, noch überwiegend mit Schnee bedeckter Grat führte mich in einer weiteren halben Stunde zum Pöngertlikopf, 2404 *m*, hinüber. Nun hatte ich die Freiburgerhütte gerade zu meinen Füßen liegen, den Formarinsee selber aber konnte ich nur hinter einer dichten Nebelschichte vermuten. Wahrhaft erdrückend wirkt von hier aus gesehen die Rote Wand; daneben können die zwischen dem Walser- und Lechtale gelegenen Gipfel nicht recht aufkommen. Der Pöngertlikopf bricht nach Norden und Osten in steilen Felswänden ab; ich ging nach kurzem Aufenthalte vorerst etwa in südöstlicher Richtung hinab, dann wandte ich mich gegen Westen, wo einzelne grüne Hänge gegen das Gebiet von Formaletsch hinabführen; allmählich durchsetzen immer höher werdende Wandstufen das mit Gras bewachsene Terrain; ich bog daher scharf nach Norden ab, wo eine schmale Steigspur mich nun wieder rein westlich unter dem Gipfel des Pöngertlikopfs rasch ins Tal brachte. Ich betrat dasselbe um 6 Uhr 30 Min. bei der Quelle, die auf der österreichischen Spezialkarte zwischen dem Gipfel des Pöngertli und des Formaletsch, 2292 *m*, eingezeichnet ist. Über ein mächtiges Karrenfeld, zwischen dessen weißen Felsklippen die herrlichsten, blühenden Alpenrosenbüsche standen, stieg ich südlich von P. 2292 hinan zu einem Alpwege, der von der Formarinalpe herüberkommt. 6 Uhr 45 Min. Der Pfad führte mich zu einer Hütte im Süden des m im Worte Formaletsch, von wo ich in das wohl noch nie von einem Touristen besuchte Gebiet des Radonatobels hinabsah. Die schmale, finstere Schlucht wird von den Steilwänden des Ganahlskopfs, 2315 *m*, der Saladinaspitze, 2232 *m*, und der Gamsbodenspitze, 2291 *m*, eingeschlossen; beim P. 2008 stürzt ein prächtiger Wasserfall über die Felsenwand hinunter. Hier war es, wo einer der begeistertsten Alpenfreunde, J. S. Douglaß, nach welchem die Hütte am Lünersee benannt wurde, bei einer Gemsjagd den Tod fand. Ein Steig führt von der Hütte zuerst nach Nordwesten, dann nach Südosten in den obersten Kessel von Radona hinab. Als ein vom Himmel gesandter Engel mag ich damals einem Bauer und seinem Sohne erschienen sein, wie ich jauchzend über den harten Schnee, der alle tieferen Mulden bedeckte, gegen sie herabfuhr. Die beiden recht dürftig und schmächtig aussehenden Leutchen bemühten sich vergeblich, ein Kalb auf sicheres Terrain zu bringen, welches während der Nacht durch eine unterhöhlte Schneebrücke in den Bach gefallen war. Da kam ich ihnen gerade recht. Mit vereinten Kräften war das schwere Werk bald gelungen, und gefolgt von den Segenswünschen des Mannes setzte ich meine sausende Talfahrt gegen die Schlucht des Radonabachs fort. Um 7 Uhr 15 Min. stand ich südwestlich des oben erwähnten Wasserfalls am Bachesrande, und bis ich um 8 Uhr 20 Min. die großen Bogen des Viaduktes der Arlbergbahn, welcher über den Radonatobel führt, erblickte, hatte ich den Bach in gewagten Sprüngen wohl mehr als zwei

Dutzend Male übersetzen müssen. Mehr als einmal hatte ich mich abgeschnitten geglaubt, wenn das Brausen eines der unzähligen Wasserfälle ertönte und ich zwischen den steilen Wänden keinen Ausweg erblicken zu können meinte, bis ich, dicht an das Hindernis herangekommen, immer wieder eine Möglichkeit des Durchkommens fand. Meine Spannung war um so größer, als mir niemand über die Begehbarkeit des Tobels hatte eine Auskunft geben können. Den in der österreichischen Spezialkarte angegebenen Steig, der aber eigentümlicherweise nur streckenweise eingezeichnet ist, stehe ich nicht an, als Phantasiegebilde des betreffenden Mappeurs zu bezeichnen Das Radonatobel muß als völlig ungangbar angesehen werden, denn im Blockterrain eines Wildbaches ohne Anlauf Sprünge von $2^1/_2$ *m* auszuführen, kann man doch nur den wenigsten Menschen zumuten. Wer meinen Spuren folgt, wird am besten tun, von der oberwähnten Quelle in Formaletsch zur Freiburgerhütte hinab zu gehen; dahin führt ein guter Hirtenpfad in einer kleinen Stunde.

Omeshorn, 2558 *m*, Madlochspitze, 2549 *m*, Obere Wildgrubenspitze, 2629 *m*, Hasenfluh, 2537 *m*.

Drückende Hitze und ein wolkenloser Himmel machten Anfang Juli 1904 den Aufenthalt im Flachlande gleichermaßen zu einer Buße. Als ich am 7. Juli um 3 Uhr 40 Min. nachmittags den Zug in Langen am Arlberg verließ, da machten sich die 800 *m* Vertikalabstand vom Bodenseeufer schon höchst angenehm fühlbar. Ein leichtes Lüftchen wehte vom Trittkopfe herab, und nach höchst genußvoller Wanderung passierte ich um 5 Uhr die Höhe des Flexenpasses, 1784 *m*. Während des Wegs dahin unterzog ich die Hasenfluh einer genauen Prüfung und konstruierte mir einen neuen Abstieg über deren Südflanke. Nach einem im schärfsten Tempo gehaltenen Marsche von zehn Minuten passierte ich beim sauberen Gasthofe zur Alpenrose in Zürs, ließ auch das etwas bescheidenere »Edelweiß« links liegen und bog nach weiteren fünf Minuten in die Wiesen gegen Westen hin ab. Von Zürs aus konnte ich die Berge, die auf meinem Programme für den nächsten Tag standen, alle übersehen: die schöne Pyramide des Omeshorns, die flache graue Madlochspitze, die kahle Obere Wildgrubenspitze und die von hier aus besonders kühn aussehende Hasenfluh. Über Alpenwiesen von seltener Üppigkeit, welche sie wohl einer höchst rationellen künstlichen Bewässerung verdanken, ging es steil hinan bei mehreren Heustadeln vorüber zu einem schon von der Straße aus stark hervortretenden grünen Bühel. Hinter diesen sollte nach Aussage eines Mannes, der mir unten einige Auskunft gab, der Zürsersee liegen. Auf dem Wege hierher entfaltet sich eine prächtige Rundschau über die Lechtaler und Allgäuer Gipfel; insbesondere ist es die Rockspitze, welche über dem Pazieltale so herausfordernd sich aufschwingt, die mich oft zurückzublicken zwang. Als auffallend möchte ich bemerken, daß die Murmeltiere hier tiefer, als ich sie jemals antraf, in die Region der Heuwiesen herabsteigen. Ich umging den oben besprochenen grünen Kopf südlich und blickte gleich darauf, 6 Uhr 10 Min., auf den schön blauen Zürsersee hinab. Ein ebenso trauliches als erhabenes Bild rollt sich vor uns auf, während wir dem Ostufer des Sees entlang schreiten. Die Berge, die an der Spitze dieser Zeilen genannt sind, entragen in steilem Aufbau den üppig grünen Matten, die den See umgeben. Dazu kommt noch die Untere Wildgrubenspitze und die Untere Grätlisgratspitze, fürwahr eine stolze Gesellschaft, die sich da einen ihrer edlen Häupter würdigen Spiegel schuf. Am Nordende des Sees befindet sich eine kleine Naturbrücke, unter welcher der Abfluß des Sees brausend in einer unsichtbaren Kluft verschwindet. Hier erblickt man auch Lech, diesen lieblichen Fleck Erde, von dem das Scheiden noch jedermann schwer wurde. Hoch darüber erheben sich die

in dem duftigen Abendhimmel warm getönten Gipfel des Widdersteins, der Mädelegabel, der Trettachspitze und des Biberkopfs. Ich überzeugte mich noch, daß die Temperatur des 2150*m* hoch gelegenen schönen Zürsersees dessen Wasser zum Trinken besser als zum Baden geeignet macht, und stieg dann rasch in nordwestlicher Richtung gegen das Omeshorn hinan. Ich hatte die Absicht, eine der Scharten im Süden des Bergs zu gewinnen und dort einen Platz zu einer Beiwacht auszuwählen. Da führte mir mein Glücksstern einen alten Mann entgegen, der hier Galtvieh weidete. Er fragte mich nach meinem Vorhaben und als ich ihm dasselbe kund tat, riet er mir den Nordostgrat des Bergs über die steilen, grünen, von kleinen Felsrippen durchsetzten Hänge zu ersteigen; dann sei es ein Leichtes, den Berg zu erreichen; wohl sei auch der Südgrat des Omeshorns leicht zu gewinnen, aber dort, meinte der Alte, würde nur eine scharfe Kletterei mich vor tiefem Absteigen nach der Grüttisalpe zu bewahren. Ich folgte dem Rate des Mannes, querte, über eine Anzahl Gras- und Geröllhalden schräg aufwärtssteigend, das ganze Massiv des Bergs und stieg zuletzt über einen steilen, aber gut gestuften Rasen- und Felshang zum Nordostgrat des Omeshorns hinauf, 7 Uhr 20 Min. Derselbe ist schmal, doch kommt ein geübter Geher nie in Versuchung, Hand anzulegen. Um 7 Uhr 37 Min. betrat ich die Spitze des Omeshorns, 2558 *m*. Schon wenn man die Lage des Bergs an der Gabelung dreier Täler nur auf der Karte betrachtet, wird man mit Recht auf eine hervorragend malerische Aussicht schließen. Der Vordergrund, dem die umliegenden Gipfel entragen, liegt eben außergewöhnlich tief, der unmittelbare Niederblick nach Zürs, Zug und Lech sowie gegen das Große Walsertal macht die Rundschau zu einer überaus wechselvollen. Die bald zur Rüste gehende Sonne ließ mich auf die Fernsicht diesmal weniger Achtung haben; ich saß auf der dominierenden Hochwarte und verfolgte die unzählbaren Abstufungen von Farbe und Licht, die beim Sinken des Sonnenballs auftraten, bis endlich um 8 Uhr 10 Min. der letzte Lichtpunkt des scheidenden Gestirns hinter den ob Rothenbrunnen aufragenden Gipfeln verschwand. Dann erst dachte ich an mein Abendbrot, und stieg in etwa fünf Minuten nach dem ersten im Süden der Spitze gelegenen Sattel hinab, wo ganz nach Wunsch eine mit weichem Rasen bedeckte kleine Mulde den schönsten Beiwachtplatz der Welt darbot. Ich zog trockene Strümpfe und dichte Filzschuhe an, wechselte das Hemd, hüllte den Kopf in meine bewährte Schneehaube, bewehrte die Hände mit Fäustlingen und kroch in meinen Schlafsack; diesmal konnte von durchschwitzten Kleidern wohl nicht die Rede sein. Trotz der schönen, warmen und windstillen Nacht wachte ich nach einer Stunde von Kälte geschüttelt auf und legte mich nun auf meinen Sack, was sich als viel besser erwies. Wiederum war der ganze Billrothbattist innen tropfnaß geworden. Um 2 Uhr 45 Min. ging der Mond auf und goß über die Rote Wand, den Schafberg am Spullersee und die Braunarlenspitze einen unbeschreiblich zarten Silberton. Ich aß nach Möglichkeit, dann zog ich meine Bergschuhe an und sprang auf dem Rasen herum, bis ich warme Füße hatte. Um 3 Uhr 15 Min. war es endlich so weit licht geworden, daß ich an den Aufbruch denken konnte. In einigen Minuten stieg ich auf den grauen, sehr markanten Felskopf im Süden des Omeshorns hinauf und nach äußerst schwieriger und exponierter, durch die teilweise Dunkelheit noch komplizierteren Kletterei stand ich um 3 Uhr 45 Min. im nächstgelegenen Sattel. Nun folgte eine sehr hübsche abwechslungsreiche Wanderung über den scharfen Kamm, der sich über zwei sekundäre Erhebungen zur Madlochspitze hinanzieht. Die Begehung dieses Grats ist um so anregender, als man mehr denn einmal, wenn derselbe scharf abbricht, im unklaren sich befindet, wie es nun wohl weiter gehen werde. Erst im letzten Augenblicke sieht man dann mit stets erneutem Vergnügen, daß es sich nur um eine ebenso kurze als leichte Kletterei handelt. Um 4 Uhr 15 Min.

hatte ich die Madlochspitze, 2549 *m*, erreicht und nun trat auch der Spullersee als neuer Anziehungspunkt auf den Plan. Der Tag war nun so weit vorgeschritten, daß auch die entferntesten Gebirgszüge mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit sichtbar waren. Schon waren Wildspitze und Weißkugel rötlich angehaucht, schon konnte man die Firnbänder am Aela und die Eiswellen des Rheinwaldhorns trefflich ausnehmen; das Hauptstück bildet aber die Wildgruppe selber, daneben treten besonders die Rockspitze, Vorderseespitze und Wetterspitze hervor.

Das Ferwallgebiet hatte nun sein Winterkleid so ziemlich abgelegt, so daß die Kuchenspitze, welche um Ende Mai der Aiguille Blaitière mindestens ebenbürtig aussah, nachdem sie ihre erborgte Wächtenpracht hatte fallen lassen müssen, nun wieder so gemütlich dastand, wie es sich für eine ehrsame Tirolerin schickt. Ich lief nach wenigen Minuten Aufenthalts gegen den Sattel im Süden des Bergs hinab, 4 Uhr 20 Min., und setzte meinen Marsch eilends gegen die Obere Wildgrubenspitze fort. Der frische Morgenwind wirkte beschleunigend auf meine Gangart, zu tragen hatte ich so viel wie nichts, denn ich hatte mein Gepäck im Sattel unten liegen lassen und nur meinen Feldstecher und die Karte mitgenommen. So kam es, daß ich die Zeitangabe des »Hochtouristen« — drei Viertelstunden — um 20 Minuten schlug und schon um 4 Uhr 45 Min., kurze Zeit nach Sonnenaufgang, auf der Oberen Wildgrubenspitze, 2629 *m*, stand. Die allerdings durch die Nähe der durchwegs höheren Rogelsspitze, Unteren Wildgrubenspitze und Unteren Grätlisgratspitze beschränkte Aussicht befriedigte mich nichtsdestoweniger. Alle jene nämlich, die weniger nach der Anzahl der erschauten Berge, als der Großartigkeit der nächsten Umgebung fragen, werden die Mühe, welche sie auf die Besteigung der Oberen Wildgrubenspitze verwandten, nicht bereuen. Ich wenigstens war nach dem Anblick der Unteren Wildgrubenspitze im Zweifel, ob ich Meister Compton den Rat geben solle, als Standpunkt zur Aufnahme der Beherrscherin der ganzen Wildgruppe den Spullersalpkopf oder die Obere Wildgrubenspitze zu wählen. Da die Zeit drängte, blieb ich nur ganz kurze Zeit auf der Spitze und stieg wieder hinab nach dem erwähnten Sattel, in welchem ein Stein zwei rote Pfeile trägt, welche die Richtung der Madloch- und Oberen Wildgrubenspitze angeben, als ob darüber überhaupt ein Zweifel bestehen könne. Gegen Westen öffnet sich der Blick in ein ödes Kar, welchem auch der eingefleischteste Freund des Hochgebirgs keine guten Seiten abgewinnen könnte. Ein Blockterrain und Schutthalden, einige plattige Felsen, begrenzt von den wenig charakteristischen Formen der rasenbedeckten Gipfel der Madlochspitze, Mittagspitze, und der ihre wenigst günstige, schuttbedeckte Seite aufweisenden Oberen Wildgrubenspitze. Schnell entfloh ich dem unerfreulichen Bilde und eilte über Schnee und Schieferhänge, da und dort auf eine Art Markierung stoßend, zum Zürsersee hinab, 5 Uhr 20 Min.; leicht gekräuselt hielt er auch im Lichte der Morgensonne das, was er mir am Abende in der warmen Beleuchtung geschienen hatte: der schönste der drei Seen zu sein, den die Berge des Klostertals einschließen. Nun galt es noch die Hasenfluh zu besuchen, deren Besteigung mir als besonders lohnende und dabei leichte Tour geschildert worden war. Ich stieg vom Südufer des Zürsersees über Rasenhänge in südöstlicher Richtung hinan zum flachen, felsigen Plateau, das sich zwischen den beiden Haupterhebungen des Bergs ausbreitet; nach viertelstündigem Marsche erblickte ich vor mir ein großes, rotes H, dann folgte dann und wann ein roter Strich, dessen man erst in unmittelbarer Nähe ansichtig wurde. Es scheint eben die Kenntnis, daß zum Markieren immer zwei gehören, leider noch nicht in weitere Kreise gedrungen zu sein. Um 5 Uhr 55 Min. stand ich auf der Grathöhe und blickte in das mir wohlbekannte Stubenbachtälchen hinunter. Immer dem Rande des nach Süden in Steilwänden abstürzenden Plateaus entlang, ging ich in östlicher Richtung weiter und erreichte um 6 Uhr 5 Min. die höchste Erhebung

der Hasenfluh. Um den schönen Blick nach Zürs zu genießen, mußte ich aber einige Meter nach Osten absteigen. Der Zürsersee ist leider durch das breite Plateau des Bergs verdeckt. Dafür entschädigt der Blick auf Lech und die Flexenstraße, welche auf eine weite Strecke hinaus sichtbar ist. Unser Gipfel ist soweit nach Osten vorgeschoben, daß nun auch der südliche Arm der Wildgruppe zum Teil gesehen werden kann. Darunter zeichnet sich vor allem die Grubenspitze durch steilen Aufbau aus. In der Ferwallgruppe ist es besonders der Patteriol, der zu voller Geltung kommt. Wenn mit diesem vielleicht markantesten Felsberge der Ostalpen etwas rivalisieren kann, so ist es die Rockspitze, deren Südwand ihresgleichen sucht. Nach 20 Minuten machte ich mich zum Abstieg bereit. Ich war entschlossen, nach der Südseite einen Weg auszukundschaften, aber daß mir die Sache so bequem gemacht werden würde, hätte ich nie geahnt. Zuerst geht es in südöstlicher Richtung über leicht begehbare Rasenhänge hinab auf eine breite, begrünte Stufe, die nun entweder nach Osten oder Westen verfolgt werden könnte. Daß man, sich nach Osten wendend, schließlich nicht allzuschwer durchkommen müsse, hatte ich vom Flexenpasse aus zu sehen gemeint. Nach Westen hin leitet das schwach geneigte Rasenplateau zu einer Rinne, deren Anfang ich vom Gipfel der Hasenfluh hatte ausnehmen können. Als ich mich der Schlucht näherte und in dieselbe hinabsah, konnte ich einen Jubelruf nicht unterdrücken. Mit Schnee völlig erfüllt, führte sie unmittelbar zu einer kleinen Wandstufe hinunter, jenseits deren schon die grünen Hänge des Stubenbachtals ansetzten. Um 6 Uhr 35 Min., also schon zehn Minuten nach Verlassen des Gipfels, stand ich auf den Matten und lief hinunter gegen die Talsohle. Von Gemsen und Murmeltieren angepfiffen, trabte ich talaus, erreichte um 7 Uhr 40 Min. die Flexenstraße, um 8 Uhr 20 Min. Stuben und nach ausgiebiger Ablution um 9 Uhr 30 Min. Langen, von wo mich die Eisenbahn wieder meinem »eigentlichen« Berufe zuführte.

Über den von mir vermutlich zum ersten Male im Abstieg durchgeführten Weg gestatte ich mir noch einige Bemerkungen. Im Abstiege kann man den Weg nicht verfehlen, wenn man die Augen offen hält, für den Aufstieg aber liegt die Sache etwas anders. Geht man im Stubenbachtale aufwärts, so erblickt man, an das Massiv der Hasenfluh herangekommen, ziemlich unter dem höchsten Punkte des Bergs eine Reihe stark hervortretender, schwarz glänzender, von Wasser überronnener Flecken in der Bergwand. Auf diese geht man los und nähert sich der hier völlig senkrecht und unersteiglich aussehenden Felsenwand. Erst ganz oben angelangt, bemerkt man, daß sich östlich von diesen Flecken eine Coulisse aus dem Massive löst. Zwischen dieser und der Hauptmasse des Bergs öffnet sich die erwähnte Rinne. Hat man diese erstiegen, so tritt man auf die obgenannte grüne Fläche hinaus, diese leitet nach Osten, dann erblickt man die natürliche Rasentreppe, welche in nordwestlicher Richtung zum Gipfel der interessanten Hasenfluh führt.

Roter Turm, ca. 2050 *m*, Schwarzer Turm, ca. 2200 *m*.

Schon bei meiner ersten Überschreitung des Flexenpasses im Jahre 1886 hatte ich die wilden Türme bewundert, welche in dem vom Erzbergkopfe, 2298 *m*, nach Süden abzweigenden Grate sich erheben. Besonders war mir ein aus rötlich-gelbem Gesteine bestehender Geselle aufgefallen, der nach Norden und Osten tatsächlich senkrecht abstürzte und gegen Süden nur pralle, glatte Wände sehen ließ. Wohl stach mir der stolze Bau bei jedem Besuche der Gegend mehr in die Augen, aber getreu meinem Grundsatze, mich an untergeordnete Gipfel erst dann heranzumachen,



Spullersee mit Blattnitzerjoch.

wenn ich die Haupterhebungen einer Gruppe kennen gelernt hatte, kam es erst im September 1904 zur näheren Bekanntschaft zwischen mir und dem Roten Turme.

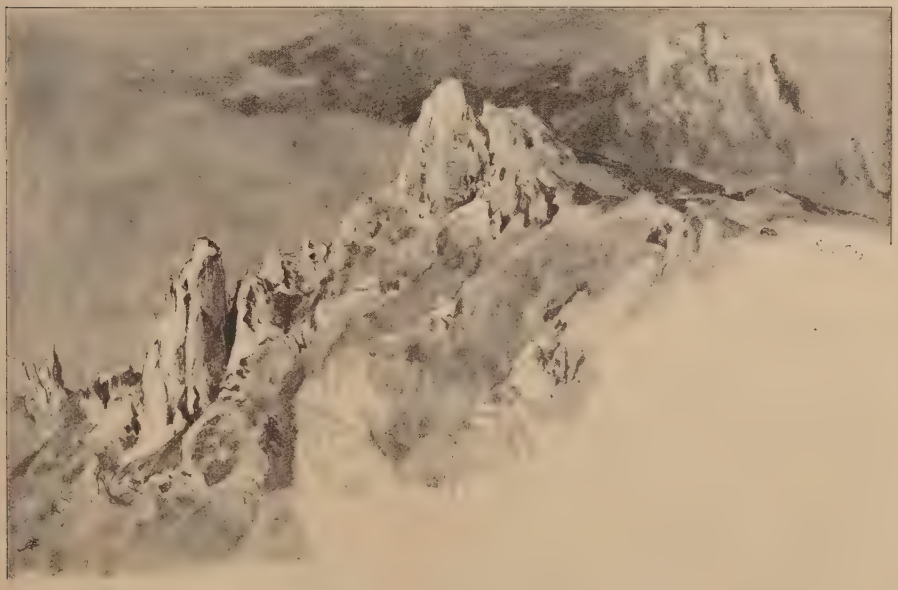
Um nähere Informationen zu erhalten, wandte ich mich an den ersten Ersteiger des Bergs, Herrn Viktor Sohm, der denselben im Spätherbste 1903 mit Herrn Ingenieur Eduard Pichl besucht hatte. »Schwierige Kletterei«, hatte Letzterer einem Freunde darüber geschrieben.

Sohm gab mir alle wünschenswerten Aufschlüsse, lenkte aber meine Aufmerksamkeit in noch erhöhtem Maße auf den nördlichen Nachbarn des Roten Turms, den Schwarzen Turm, dessen Ersteigung er als noch schwieriger und interessanter bezeichnete. Unter einem aber riet er mir, mich unbedingt eines verläßlichen Gefährten zu versichern und Kletterschuhe mitzunehmen. In der Person des Technikers Herrn Karl Huber fand ich einen tüchtigen Genossen, der sich in liebenswürdigster Weise mir zur Verfügung stellte.

Ein schneidend kalter Ostwind trieb uns das Wasser in die Augen, als wir den 20. September 1904 um 3 Uhr 20 Min. morgens in Langen die Arlbergstraße betraten. Wir mußten hinter einen Holzstoß flüchten, und uns mit Handschuhen und Schneehauben versehen. Klappernd vor Kälte erreichten wir beim herrlichsten Sternenhimmel um 4 Uhr Stuben, wo man uns trotz nachtschlafender Zeit auf der Post freundlich öffnete. Einige Schalen dampfenden Kaffees stellten rasch die richtige Temperatur unseres inneren und äußeren Menschen wieder her, und als um 5 Uhr 30 Min. der Tag anbrach, waren wir wieder am Wege. Den Wind im Rücken, stiegen wir in nordwestlicher Richtung über Alpenwiesen und Schafweiden gegen eine breite Rinne, welche am Kamme im Süden des Roten Turms ihren Ursprung nimmt, hinan. Gar bald entledigten wir uns der verschiedentlichen Hüllen, und als wir nach etwa einer Stunde bequemen Steigens den Felsgrund der Rinne

betraten, da waren uns selbst die Röcke lästig geworden. Im Sattel selber, welchen wir um 7 Uhr 10 Min. nach einer kurzen, sehr leichten Kletterei erreichten, herrschte völlige Windstille, während der talwärts gerissene Rauch der im Langener Bahnhofe verkehrenden Lokomotiven uns bewies, daß der Sturm unten noch ungebrochen fortwüte. Auch ohne die gütigen Mitteilungen unserer Vorgänger hätten wir die Südseite des Bergs als aussichtslos verworfen und uns nach dessen Westflanke gewandt. In nördlicher Richtung überstiegen wir zuerst eine Reihe von Felsrippen, schräg nach aufwärts, bis wir vor uns eine kleine rote Fahne erblickten, die auf einer an der Wand vorspringenden Klippe angebunden war. Noch bevor wir dieselbe erreichten, glaubten wir weit genug in der Flanke gequert zu haben, und stiegen, die Richtung ändernd, gegen Osten den Berg hinan; nun folgten einige kurze, mittelschwere Kamine, dann muß man wieder in der freien Wand selber ziemlich exponiert hinaufklettern, bis eine einsam stehende Zirbelkiefer zur linken auftaucht, 7 Uhr 40 Min. Eine Hauptschwierigkeit bildet hier und später die Brüchigkeit des Gesteins; jeder Griff und Tritt muß gewissenhaft geprüft werden. Von da an heißt es sich schräg nach rechts, also südöstlich, aufwärts halten, bis man einen längeren Kamin erblickt, der durchklettert werden muß. Der Einstieg in denselben führt von rechts nach links über eine schlimme, ziemlich griffflose, plattige Stelle. Doch muß ich bemerken, daß wir den ganzen Aufstieg ohne Benützung des Seils und in Nagelschuhen ausführten. Um 7 Uhr 55 Min. war der Kamin durchstiegen, wir standen auf dem kleinen, nach Süden geneigten Gipfelplateau und gingen nun über Geröll und gut gestufte Felsplatten auf den höchsten Punkt des Roten Turms; 8 Uhr. Die Aussicht — nein, aufbauschen will ich nichts —, also die Aussicht ist so beschränkt, als sie von einem von allen Seiten von weit höheren Bergen umgebenen Gratturme nur sein kann.

Über den Höhen des Arlberges gucken gerade noch die höchsten Gipfel einiger Erhebungen des Ferwalls hervor, im Süden lagert die breite Masse des Kalten Bergs,



Roter Turm und Schwarzer Turm von der Flexenstraße.

daran schließen sich einige Silbertaler Berge, über dem Klostertale erscheint die Scesaplana und die Zimba, der Südabfall der Wasen- und Grubenspitze; das ist alles. Nein, doch nicht, das Beste hätte ich bald vergessen, den Schwarzen Turm, der, unseren Standpunkt gewaltig überragend, im Norden sich erhebt. Um 8 Uhr 35 Min. begannen wir abzusteigen. Am Plateaurande, wo der große Kamin unmittelbar beginnt, zog ich meine Kletterschuhe an; Huber hatte keine mit und stieg deshalb, von mir versichert, als Erster hinab. Der Unterschied des Gehens mit und ohne dieses Hilfsmittel dünkte mich ein phänomenaler. Ich glaube aber, daß viele sich mit diesen Dingern arg verwöhnen, so daß schon ganz hervorragende Dolomitgrößen auf den Granit- und Gneisriesen der Schweiz und des Dauphinés eine traurige Rolle spielten, da sie hier des öfteren Wechsels von Eis und Fels halber ihre geliebten Sandalen nicht benützen konnten. Wir folgten im Abstiege genau unserer Anstiegsroute und ich glaube, daß in Anbetracht der geringen Ausdehnung des Bergs sich schwerlich ein leichterer Weg wird auffinden lassen. Die Nordwand mit ihrem senkrechten Absturze fällt unter die Kategorie des »Ja wenn d' Flügel hättst« des Michel Innerkofler, die Ost- und Südseite sieht einfach schrecklich aus und die Westflanke ist bald durchstudiert.

Um 9 Uhr 40 Min. hatten wir eine große Schlucht erreicht, welche sich westlich des Roten Turms zum Fuße des Schwarzen Turms hinanzieht. Wir legten das Seil ab und ich vertauschte die Geflochtenen mit den Genagelten, dann stiegen wir in nördlicher Richtung hinauf gegen den sich drohend über unseren Köpfen auftürmenden Berg. Auf meinen Rat verließen wir diese Rinne bald, da dieselbe schon früh in die Wand führte und wir nach Anweisung unserer Freunde erst direkt westlich unter dem Gipfel angelangt an die eigentliche Erkletterung gehen sollten. Wäre ich gänzlich unvorbereitet an den Berg herangetreten, so hätte ich den Fuß desselben völlig umgangen und den Aufstieg von Norden versucht. Der bequeme Abstieg, den wir auf dieser Route ausführten, bewies die Richtigkeit meines Plans; allerdings verlöre damit die Tour ihren Hauptreiz, nämlich die Durchkletterung des prächtigen, etwa 60 *m* hohen Kamins und sänke damit auf das Niveau einer alltäglichen Kalkbummelei herab. Um 10 Uhr 30 Min. erblickten wir oben in der Wand den anscheinend zum Hauptgipfel hinaufführenden Kamin. Ich barg die Genagelten im Rucksacke und dann ging's anfänglich recht flott über die steile Wand hinauf. Aber bald wird das Terrain schwieriger, die einzelnen Wandstufen höher, steiler, griffloser; Huber glaubte außerhalb des Kamins, den ich mit Freuden begrüßt hatte, besser fortzukommen, aber bald befand er sich unter einem Überhange, den er mangels von Kletterschuhen sich nicht anzupacken getraute. Überdies meinte er von seinem Standpunkte aus wahrzunehmen, daß ihn, die Überwindung des Überhangs vorausgesetzt, die weitere allein mögliche Route nicht einmal auf den Hauptgipfel bringen würde. Seine Lage war eine mißliche, denn des brüchigen Gesteins wegen war der Rückweg sehr schwierig, ja geradezu gefährlich. Ich stand etwa 10 *m* seitlich unter ihm an völlig sicherer Stelle im langen Kamine; dieser verengte sich aber nach oben derart, daß ein Durchklettern desselben mir trotz mehrfacher Versuche nicht gelang. Nach links hin wölbte sich die Wand vor, der Ausstieg in dieselbe war aber nichts weniger als leicht und sehr exponiert. Ich konnte Huber nicht sehen, da uns ein Überhang trennte; aber da er auf meine Frage versicherte, einen guten Stand zu haben, so baute ich darauf meinen Plan. Er warf mir auf meine Bitte ein Seilende zu, ich band mich an und kletterte, von meinem Genossen ziemlich versichert, über die Wand nach links hinaus, umging die durch ihre Enge unpassierbare Stelle des Kamins und betrat denselben etwa 5 *m* über meinem früheren Standpunkte. Nun konnte ich Huber den Dienst, den er mir soeben geleistet hatte, vergelten. Ich holte das Seil sorgsam

ein, während er einer schräg nach abwärts verlaufenden Felsleiste entlang zu mir herabhangelte. Diese Stelle ist ein getreuer Abguß der ersten durch ein Seil versicherten Partie unter dem Gipfel der Dent du Géant. Ohne weiteren Aufenthalt kletterten wir nun durch den hochinteressanten Kamin hinauf zu einer Scharte im Norden des Gipfels, von welcher dieser selbst kaum 10 *m* entfernt liegt.

Um 11 Uhr 25 Min. standen wir auf dem Schwarzen Turme. Schnell überzeugte ich mich, daß der Abstieg in die Scharte gegen den Erzbergkopf in wenigen Minuten kinderleicht zu bewerkstelligen sei. Von hier aus stand es uns dann frei, auf das ober dem Flexenpasse sich ausbreitende Hochplateau hinaufzuklettern, oder wir konnten mit Umgehung des Schwarzen Turms an seiner Westseite einen Abstieg gegen die große, über Langen gelegene Schutthalde auszukundschaften trachten.

Nun lag der Rote Turm tief unter uns, nur an seiner senkrechten Nordwand erkennbar. Wir erblicken auch die stattliche Ulmerhütte, über dem Nenzigastertale erschien der Groß-Litzner und das Große Seehorn; im übrigen ist die Aussicht der des Roten Turmes ziemlich gleich.

Um 12 Uhr begannen wir den Abstieg; in sieben Minuten ging es über verschneite Platten nach der mit Schnee bedeckten Scharte im Norden des Bergs hinab, hier legten wir das Seil ab und verfolgten sodann die schmale Felsrinne, welche, durch viele kleine Absätze unterbrochen und öfters geknickt, das ganze Fußgestell des Schwarzen Turms umsäumt. Tiefer unten verließen wir dieselbe, weil sie gegen ein System glattgefegter Platten führte, überstiegen eine grüne Rippe und bedienten uns jenseits derselben einer engen Schlucht zum weiteren Abstiege; diese führte uns rasch auf die grünen, oberhalb Langen befindlichen Hänge hinab, 12 Uhr 55 Min. Die ausgedehnten Schutthalden wurden mit tunlichster Beschleunigung gequert, um 1 Uhr 40 Min. machten wir bei einer Quelle mit Brunnentrog Halt und restaurierten uns ein wenig. Von 2 Uhr bis 2 Uhr 30 Min. schritten wir dann gemächlich nach Langen hinab; nun war ein kräftiger Westwind aufgesprungen, während die Nebel um die phantastischen Gipfel des Roten und Schwarzen Turms spielten. Ungezählte Male blickten wir nach ihren Steilwänden zurück, in denen wir glückliche Stunden der Betätigung von Kraft und Geschicklichkeit durchlebt hatten.

Die Ortlergruppe.

Von

Dr. E. Niepmann.

Pfingsten war's, in München! Dank der vortrefflichen Vorbereitungen und der umsichtigen Leitung Justizrat Schusters war die Sitzung des Weg- und Hüttenbau-Ausschusses glatt und programmgemäß verlaufen, in den Mitgliedern das wohltuende Gefühl der Selbstbefriedigung zurücklassend, das selbstlose Tätigkeit im Dienste des Allgemeinwohls zu erzeugen, oder wie es heute heißt, auszulösen pflegt. Nun saßen wir im Speisesaal des Corpshauses der Schwaben beim Mahle; im Römer perlte köstliches Naß aus dem gut versehenen Keller des Hauses. Binger Schwätzerchen hieß er und rechtfertigte seinen Namen als zungenlösender Lyaeus. Immer lebhafter floß der Redestrom dahin; eben war es mir gelungen, Freund Lorenz zu gemeinsamer Pfingstfahrt in den Kaiser zu »beschwätzerchen« — da nahte auch mir der Versucher! Die wohlbekannten und gern gesehenen Züge des Herrn H. Heß hatte er angenommen, und was er von mir verlangte, war nicht mehr und nicht weniger als eine Monographie der Ortlergruppe. Er versteht sein Geschäft, das muß man ihm lassen, und kennt die wirksamen Mittel, um sein Ziel zu erreichen. Besonders das eine, gewöhnlich durchschlagende, wie heißt es doch gleich?

> Will man von jemand etwas haben, was er nicht gerade gerne tut,
> So muß man ihm bewundernd sagen, er könne es besonders gut!

Noch sträubte ich mich und versuchte allerlei Einwände, obwohl auch Lorenz, den ich übrigens im Verdacht habe, daß er nicht ganz selbstlos handelte, zuredete; aber bei der zweiten — oder war's die dritte? — Flasche Schwätzerchen war's zu Ende mit der Widerstandskraft. Bis zum Einlieferungstermin ist ja noch so lang, dachte ich, also — vogue la galère!

Der Kater blieb nicht aus. Die schöne Kaiserfahrt war vorüber; Düsseldorf hatte seinen Sohn wieder, und in einer der gerade nicht häufigen freien Stunden besann sich der eines Tages auf sein leichtsinnigerweise gegebenes Versprechen. Zunächst einen Plan aufgestellt! dachte ich mir. Hübsch systematisch schnitt ich das Thema zu: Kapitel 1: Grenzen und Einteilung der Gesamtgruppe; Kapitel 2: Allgemeine Orographie und Hydrographie; Kapitel 3: Geologischer Aufbau (bei diesem Kapitel rechnete ich offen gestanden auf sehr starke Unterstützung von Herrn Dr. W. Hammer); Kapitel 4: Ethnologisches. So ähnlich ging's weiter. Aber das war nicht Herrn Heß' Meinung. »Den trockenen Schimmel der schematischen Monographien möchte ich für diese Arbeit n i c h t empfehlen (das »nicht« war unterstrichen), da diese nicht sehr gerne gelesen werden«, so schrieb er, und nach meinen persönlichen Erfahrungen war das durchaus richtig. Gelesen zu werden, ist ja nun doch aber der Zweck der »Zeitschrift« und wo möglich auch gern; also zum Teufel mit dem Schimmel und dem Schema! Dagegen sollte die Arbeit tunlichst Selbst-

erlebtes und Selbstgeschautes bringen. Schön! Fünfmal und wiederholt recht lange Zeit war ich im Ortlergebiet, da hatte ich natürlich vieles selbst geschaut, auch einiges erlebt, unter anderem meine eigene Verlobung. — Aber bald kaute ich wieder am Federstiel. Das »Selbsterlebte« und »Selbstgeschaute« lag doch schon großenteils sehr weit, bis über ein Dezennium zurück; andere, vielfach größere Eindrücke der letzten drei Jahre hatten vieles verwischt oder doch undeutlich gemacht; gespenstig grinste mich der »trockene Schimmel« an, wenn ich mein Geschriebenes überlas. Da gab's nur ein Mittel: Strich dadurch und zum sechstenmal hineingefahren ins Reich des Königs der Ostalpen! So wurden denn Lorenz' Schweizer Sirenenlockungen mit einem lakonischen »tu l'as voulu, George Dandin!« beantwortet, nach einem kurzen Abstecher in die Lechtaler Alpen unter V. Sohms kundiger, aber strapazierender Leitung in Sulden Standquartier genommen und nun nach Herzenslust aufgefrischt und Nachlese gehalten.

Das Glück bescherte mir in Ed. Wagner einen Gefährten, wie ich ihn mir dafür nicht besser hätte wünschen können. Was ich vorschlug, war ihm recht. Obwohl im allgemeinen ein Anhänger der schärfsten Tonart in Eis und Fels, fand er auch an den friedlichen Wanderungen, die wir unternahmen, um irgendwo einen halb vergessenen Gipfel aufzusuchen, volle Befriedigung. Auch sonst begegneten wir uns aufs glücklichste in unseren Neigungen. In seiner Weise gab er dem Ausdruck in einer Postkarte an einen gemeinschaftlichen Freund: »Mit Niepmann bin ich sehr zufrieden; er raucht, rastet daher gern lange und ist kein Gegner des Alkohols.« — Vollständige Harmonie unter Reisegefährten ist an sich schon eine sichere Gewähr für genußreiches Reisen. Es kam aber noch anderes hinzu. Eine Nachlese in bekannten Gebieten, wie wir sie vorzunehmen gezwungen waren, ist im allgemeinen nicht das amüsanteste Geschäft, denn es handelt sich dabei naturgemäß vorzugsweise um Berge, die für nicht sonderlich lohnend gelten oder abgelegen und schwer zu erreichen sind. In unserm Falle war es anders! Die »technisch ganz uninteressanten Mugel«, die nur vollständigkeitshalber »mitgenommen« zu werden verdienen, entschädigten durch herrliche Fernsichten und instruktive Einblicke in den Bau der Gruppe, so daß sie die geringe Mühe der Besteigung reichlich lohnten. Ihr Hauptvorzug aber ist ihre Unberührtheit, Ursprünglichkeit und Einsamkeit, sie werden eben fast gar nicht begangen. Natürlich! Mit ihrer Besteigung läßt sich nicht renommieren wie mit dem Marltgrat, dem Hochjoch, Sulden- und Baeckmanngrat. So kommt es, daß man in diesen entlegenen Teilen des Ortlergebiets, besonders in den Laaser und Marteller Bergen, noch tagelang wandern kann, ohne unterwegs einem Menschen zu begegnen, und das ist ein Reiz, der der Überwindung großer Schwierigkeiten durchaus ebenbürtig ist. Man kann sich da zurückträumen in die Zeiten, in denen des Menschen Fuß nur ganz selten und vereinzelt in die Eiswüsten der Hochregion eindrang, sich die Empfindungen vergegenwärtigen, mit denen ein J. von Payer seine Wanderungen unternahm; heute bin ich daher Herrn H. Heß von Herzen dankbar, daß er mich zwang, noch einmal meinen Fuß ins Ortlergebiet zu setzen und mich vorzugsweise den von der Touristik vernachlässigten Partien zuzuwenden; hoffentlich sind es die Leser der »Zeitschrift« auch!

I. Teil. Die Laaser und Marteller Alpen.

1. Die Laasergruppe.

Für die Berge, von denen in den folgenden Blättern die Rede sein soll, den nördlichen und nordöstlichen Teil der Ortlergruppe, fehlt es an einem gemein-

samen Namen; und es läßt sich auch keine theoretisch unanfechtbare Gesamtbezeichnung ausfindig machen. Am nächsten läge es, sie nach dem Haupttal Marteller Alpen zu nennen und einen südlichen und nördlichen Marteller Kamm zu unterscheiden. Dem steht aber theoretisch das Bedenken entgegen, daß die nördliche, touristisch wichtigste Gruppe (Vertainspitze—Tschengelser Hochwand) dem Martelltal nicht mehr angehört, und die praktische Erwägung, daß das Kammstück Laaserspitze—Schildspitze vom Martelltale aus so gut wie nie mehr bestiegen wird, sondern den Besuch, den es überhaupt bekommt, aus dem Laaser-, bezw. Zaytal erhält. Für dieses Kammstück ist überdies der Sondername Laasergrat in Gebrauch gekommen. Gewiß spricht manches gegen die Annahme dieses Namens. Der »Laasergrat« steht geologisch, sowie orographisch und hydrographisch in engsten Beziehungen zu dem Kammstück Schildspitze—Eisseepaß, mit dem zusammen er die nordwestliche Umrahmung des Martelltals bildet. Durch die Einführung des Sondernamens wird also Zusammengehöriges auseinandergerissen. Besonders kraß zeigt sich das bei den Bergen des Pedertales. Äußere und Mittlere Pederspitze fallen auf diese Weise dem Laasergrat, Innere Pederspitze der Fortsetzung zu, die ich hier einmal kurz als Madritschkamm bezeichnen will. Eine lediglich von theoretischen Gesichtspunkten geleitete Betrachtung müßte demnach den nördlichen Martellerkamm als Einheit behandeln und den Namen Laasergrat verwerfen. Aber er hat sich nun einmal eingebürgert. Deshalb, sowie von dem oben angezogenen praktischen Gesichtspunkt aus möchte ich ihn acceptieren. Für die westliche Umrahmung des Laaser Tales schlage ich den Namen Angelusgruppe vor. Der höchste Gipfel ist allerdings die Vertainspitze, aber er steht zu isoliert. Die Bedeutung des Wortes Angelus für diese Gruppe wird durch das viermalige Vorkommen (Hoher Angelus, Kleiner Angelus, Angelusferner, Angelusscharte) genügend gekennzeichnet. Angelusgruppe und Laasergrat schließen sich ungezwungen als Laasergruppe zusammen und stellen sich als solche den dadurch allerdings um ein gut Teil ihres rechtmäßigen Besitzes gebrachten Marteller Alpen gegenüber.

Das Tal und die Übergänge.

Das fast genau in nordsüdlicher Richtung streichende Laasertal, nach dem die Gruppe benannt wird, ist von den größeren Tälern der Ortlergruppe eines der einsamsten. Ständig bewohnte menschliche Niederlassungen fehlen vollständig; nur während der Sommermonate hausen auf der Unteren, bezw. Oberen Laaser Alpe wenige Hirten mit ihren Herden, und im Herbst durchstreifen vereinzelte Jäger seine Hänge auf der Jagd nach dem edlen, aber auch hier schon recht seltenen Gemswild. Touristischen Besuch erhielt das Tal bis vor wenigen Jahren nur ganz vereinzelt und auch heute noch recht spärlich, wie die Hüttenbücher der Troppauer- und Düsseldorferhütte bezeugen. Es liegt mir fern, das zu bedauern; gerade diese Einsamkeit und Weltentrücktheit in unmittelbarer Nähe des fremdenwimmelnden Sulden bildet einen der Hauptreize des schönen Tales. Aber befremdend ist es doch. Für den Reisenden, der von Norden, aus den Otztaler Alpen kommend, mit Vermeidung der Landstraße dem Ortler zustrebt, bildet es die kürzeste, für eine Fußwanderung lohnendste Route, weit kürzer als das vielbesuchte Martelltal; denn in acht bis neun Stunden läßt sich die Wanderung von Laas nach Sulden bequem ausführen. Früher war diese Vernachlässigung eher zu erklären. Bei dem Übergange von Laas nach Sulden ist außer einer nicht unbeträchtlichen horizontalen Entfernung ein Niveauunterschied von 2380 *m* im Aufstieg und circa 1400 *m* im Abstieg zu überwinden, und es ist nicht nach jedermanns Geschmack, eine solche Tour ohne Unterbrechung auszuführen. Aber dieser Grund ist hinfällig geworden, seitdem die

Sektion Troppau auf der obersten Talstufe eine Hütte errichtet hat, die in Verbindung mit der Düsseldorferhütte im Zaytale es ermöglichte, die Wanderung ganz nach Belieben und auf das bequemste einzurichten und zu verteilen.

Die Einweihung der Troppauerhütte am 29. August 1895 war der Anlaß, daß ich den unteren Teil des Laasertales zum ersten Male betrat. Von fröhlichen Dolomitfahrten in Sexten, Schluderbach und Cortina mit meinem Freunde Lausberg am Vormittag des 28. in Bozen eingetroffen, gabelten wir hier Dr. Christomannos auf, der das gleiche Ziel hatte, fuhren mit ihm nach Meran und von da per Wagen nach Laas, das wir nach sechsstündiger Wagenfahrt genau um Mitternacht erreichten. Unsere Absicht war, die auf diesen Abend angesetzte Vorfeier im Hirschen in Laas mitzumachen. Aber wir hatten die Ausdauer unserer schle-



Lage der Troppauerhütte

Abschluß des Laasertales.

sischen Brüder überschätzt; alle lagen bereits in Morpheus Armen, und nur mit Mühe gelang es uns, die rüstige Schaffnerin des Hirschen wach zu schreien. Vielleicht hätten wir überhaupt keinen Einlaß gefunden, wenn unsere Rufe nicht unterstützt worden wären von dem Brüllen einer Kuh, die, von unserm Wagen aufgeschreckt, uns zwei Stunden lang Vorreiterdienste geleistet hatte und sich nun wohl wie wir nach einer Unterkunft sehnte. Endlich saßen wir im Gastzimmer vor einer mächtigen Kanne roten Weines und überlegten, was wir mit dem angebrochenen Abend anfangen sollten. Schlafen wollte keiner, das hatten wir im Wagen schon zur Genüge besorgt; also auf zur Troppauerhütte und von dort zur Laaserspitze, deren Besteigung vor der Einweihungsfeier gerade noch möglich war! Geraume Zeit dauerte es noch, bis Tscholl, der biedere Laaser Führer, dem Schlaf des Gerechten entrissen, herbeigeeilt war, und erst um 2 Uhr konnte der Aufstieg stattfinden. Durch das nächtliche Dunkel wanderten wir bei trübem Laternenschein am eiligen Laaserbach empor und erreichten nach drei Stunden die Troppauer-

Hütte. Die Geister des Weines, die auch gewandert waren, aber in entgegengesetzter Richtung, von oben nach unten, vom Kopf in die Beine, hatten uns den Anstieg bös erschwert; von einer Besteigung der Laaserspitze war nach stillschweigender Übereinkunft keine Rede mehr. Statt dessen legten wir uns aufs Ohr und schliefen bis zum Beginn der Einweihungsfeier, bei der die vortreffliche Einrichtung der neuen Hütte und ihre herrliche Lage die gebührende Würdigung in vollstem Maße fand. Der wundervolle, wahrhaft großartige Abschluß des Laasertales war mir nicht mehr neu; ich hatte ihn schon im Jahre 1895 gelegentlich einer Wanderung, von der an einer anderen Stelle die Rede sein wird, genossen und bewundert. In vier Zungen senkt sich der mächtige Laaserferner zu Tal. Am prächtigsten ist die dritte von Osten, auf der Alpenvereinskarte als »Angelusferner« bezeichnet; die zweite bricht schon hoch oben in der Laaserfernerwand ab. In deren Felsen, über welche die Gletscherbäche in kühnen Katarakten herabstürzen, zieht sich im Zickzack ein Steig empor, der, wenn ich nicht irre, im Jahre 1893 von Laaser Führern angelegt wurde und es gestattet, den oberen Ferner weit müheloser zu erreichen, als das früher im Geröll und in den Felsen der östlichen Talwand geschah. Nach Beendigung der Festlichkeit zogen wir mit den von Sulden gekommenen Festgästen über das Zayjoch zur Düsseldorferhütte, wo bei Erdbeer- und Pfirsichbowle eine solenne Nachfeier veranstaltet wurde, ein vollgültiger Ersatz für die uns entgangene Vorfeier.

So hatte ich denn wohl das Laasertal durchwandert, aber kennen gelernt hatte ich wenigstens seinen unteren Teil immer noch nicht. Ein Jahr darauf bot sich Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Statt meines langjährigen Tourengenossen Lausberg, der sich verlobt hatte und mir und den Bergen untreu geworden war, begleitete mich zum erstenmal Fräulein Luise Schütz, die mir eine verläßlichere Gefährtin werden sollte als der Abtrünnige und sich weder durch ihre bald darauf erfolgte Verlobung, noch durch ihre wenig spätere Verheiratung jemals hat abhalten lassen, mir — ihrem Manne — auf meinen späteren Bergfahrten zu folgen. Diesmal gingen wir systematischer zu Werke und nahmen bei einem Besuch der Laaser Marmorwerke zunächst die Produkte des Tales, das wir durchwandern wollten, in Augenschein. Das größte Interesse erregte bei mir das gerade fertig gewordene Heine-Denkmal, ein herrliches Kunstwerk, das für meine Heimatstadt Düsseldorf bestimmt war, aber nach New York verschlagen wurde, weil man in Düsseldorf und anderwärts im lieben Vaterlande dem »Nichtpatrioten und Atheisten Heine« kein Denkmal errichtet wissen wollte. Dann stiegen wir, geführt von dem Gemeindeschreiber, Honigzüchter, Jäger und Führer T., gemächlich an der Kapelle St. Martin vorbei den steilen Pfad empor, recht con amore Umschau haltend nach den mancherlei Schönheiten und Sehenswürdigkeiten des namentlich geologisch interessanten Tales. Über dem Gneißphyllit der Talsohle liegen an der östlichen Seite vom Bach aufwärts bis zu den Gipfeln, an der westlichen Seite vom Gipfel des Saurüssels an südwärts granitführende Glimmerschiefer, Quarzphyllite und andere Schiefer, durchzogen mit Lagern kristallinischen Kalkes (Marmor) und eruptiver Gesteine. Beim Aufstieg gewahrt man hoch an der östlichen Talseite unter der Jennewand, dem mächtigen, weithin sichtbaren Eckpfeiler des Laasertales, die großen Steinbrüche zur Gewinnung des wertvollen Laaser Marmors, die früher im Besitze von Steinhäuser waren, jetzt von der Union-Baugesellschaft in Wien betrieben werden. Neben dem weißen Marmor, der mit dem karrarischen und parischen an Schönheit konkurriert, aber den Vorzug größerer Wetterfestigkeit vor ihm voraus hat, kommen graue und gestreifte, wachsgelb bis dunkelbraune Abänderungen vor, letztere hier als Onyxmarmor bezeichnet. Interessant auch für den technischen Laien sind die Anlagen für den mühseligen und gefährlichen Transport der gewaltigen Blöcke von

Berg zu Tal. In den Kalkbrüchen kommen stellenweise Bleiglanz und Zinkblende vor, die am westlichen Abhange der Laaserspitze einst Bergbauversuche veranlaßten.[1]) Auf der Hütte, zu der wir diesmal 3 St. 20 Min. gebrauchten, war es stiller als das Jahr zuvor. Der Allerweltsmann T. und meine Frau, pardon! Fräulein Schütz, wußten es aber bald gemütlich zu machen und bereiteten ein köstliches Abendbrot. Den Schluß bildete ein Rebhuhn, das T. erlegt hatte und beisteuerte. Besser wäre es wohl gewesen, dem jungen Geschöpf ein längeres Leben zu gönnen. An sich schon recht klein, schrumpfte es beim Braten, das entweder zu intensiv oder zu lange betrieben wurde, zur Größe eines Krammetsvogels zusammen, schmeckte auch ähnlich. Diesmal gelang uns auch am andern Morgen die projektierte Besteigung der Laaserspitze und noch einiges dazu. Doch davon im anderen Zusammenhange! Es war das letztemal, daß ich die Troppauerhütte in ihrem ursprünglichen Zustand erblickte; bald darauf wurde sie durch eine Windlawine teilweise zerstört. Sie ist zwar wieder hergerichtet, aber ohne Obergeschoß. Für den geringen Besuch, den sie erhielt, genügen ihre Raumverhältnisse auch so.

Zahlreiche Übergänge verbinden das Laasertal mit den Nachbartälern. Touristisch bedeutungslos, auch von Einheimischen kaum begangen, ist der in das Tschengelsertal, das im Westen parallel dem Laaser und als ein verkleinertes Gegenstück zu diesem zur Tschengelser Hochwand emporzieht. Der flache Rücken zwischen Schafberg und P. 3141 der Alpenvereinskarte ist von der Laaser Seite ganz leicht zu erreichen, der Abstieg ins Tschengelsertal über den kleinen Tschengelserferner verlangt einige Orientierungsgabe. Irrtümlicherweise wurde dieser Übergang im vergangenen Sommer von zwei Touristen gemacht, die über das Zayjoch zur Düsseldorferhütte wollten, aber im Schneegestöber den Weg verfehlten und auf die Tschengelser Seite gerieten. Sie vermochten sich bei dem dauernd unsichtigen Wetter nicht zurecht zu finden; der eine verunglückte durch einen Sturz, der andere erreichte erst nach mehreren im Freien verbrachten Nächten die Tschengelseralpe.

Die drei Übergänge vom Laaser- zum Martellertal, die Schluderscharte, Laaserscharte und das Lyfijoch, werden kaum ihrer selbst wegen besucht, sondern fast nur bei Gipfelbesteigungen, beziehungsweise Überschreitungen betreten. Sie werden daher passend bei den Gipfeln des Laasergrates mitbesprochen.

Vier Übergänge bieten sich dem, der vom Laasertal nach Sulden will. Drei derselben führen in das Zaytal, ein nach Nordost ziehendes Seitental des Suldentals, in dessen oberem Teil auf den sogenannten Wandelböden, in herrlicher, aussichtsreicher Lage, ca. 2700 *m* hoch, die Düsseldorferhütte steht. Auch diese Hütte lernte ich schon gelegentlich ihrer Einweihung im Jahre 1892 kennen. Seitdem hat sie mir ungezählte Male gastliches Obdach geboten und ich habe mich sattsam überzeugen können, daß die bei jener Festlichkeit laut gewordenen Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind. Von den drei Übergängen zwischen Laaser- und Zaytal, für die die Hütte Ausgangs-, beziehungsweise Endpunkt ist, waren bis zum Jahre 1893 merkwürdigerweise nur die schwierigeren, jedenfalls längeren und beschwerlicheren über Angelus- und Ofenwandscharte bekannt und begangen. Zur Auffindung des Zayjochweges gab der Wunsch der Sektion Düsseldorf, eine kürzere und vom Zustand der Gletscher tunlichst unabhängige Verbindung zu eröffnen, den Anlaß. Zu diesem Zwecke verbrachte ich mit Alois Pinggera, den ich für längere Zeit engagiert hatte, die Nacht vom 22. zum 23. August 1893 auf der Düsseldorferhütte. Um auch den Weg über die Angelusscharte und den Laaserferner, über dessen Schwierigkeit viel Törichtes gesagt und geschrieben worden war, kennen zu lernen, hatte ich beschlossen, zuerst über die Angelusscharte ins

[1]) Siehe Blaas, Geolog. Führer durch Tirol und die Vorarlberger Alpen, S. 510 ff.

Laasertal abzusteigen und dann von da aus den Kamm zwischen Kleinem Angelus und Tschengelser Hochwand an einer passend scheinenden Stelle zu überschreiten. Die ausgezeichneten Lagerverhältnisse der Düsseldorferhütte bringen es mit sich, daß man dort gewöhnlich die Zeit verschläft. So auch an jenem Morgen. Ein Blick auf die Uhr beim Erwachen zeigt mir, daß es bereits 5 Uhr vorüber ist; in der ganzen Hütte herrscht noch Totenstille. Mein rücksichtsloses Lärmen bringt bald Bewegung in die Bude; die sehr rührige Wirtschafterin bereitet mit erstaunlicher Schnelligkeit das Frühstück; so sind wir doch um 5¾ Uhr marschbereit. Schwache Steigspuren längs eines kleinen Rinnsals leiten östlich zum Zayferner, dessen südliches Becken nach einer Viertelstunde betreten wird. Die zahlreichen Querspalten des in jenem Jahr außergewöhnlich zerklüfteten Gletschers nötigten uns zu mancherlei Umwegen; dagegen war die Beschaffenheit des Firnhanges, der in mäßiger Steilheit zur Angelusscharte hinaufführt, gut. Bei Vereisung des Hanges oder viel Neuschnee tut man gut, sich den Felsen zur Rechten zuzuwenden, die in ganz leichter Kletterei die obere Firnmulde gewinnen lassen. Zwei Stunden nach unserm Abmarsch standen wir in der Scharte, 3350 *m*, und stiegen nach kurzer Frühstücksrast bequem auf den hier ganz sanft geneigten Laaserferner ab. Hier machten sich die üblen Folgen unseres langen Schlafes unangenehm geltend; die Sonne hatte die obere Schneeschicht bereits erweicht, so daß wir streckenweise bis zum Knie einbrachen. Wir waren daher sehr zufrieden, als wir vor dem Gletscherabsturz die rechte (östliche) Talwand betreten und an derselben zu Tal klettern konnten. Dieser Abstieg wurde früher als schwierig und steingefährlich geschildert; beides trifft nicht zu. Trotz der vorgerückten Tageszeit war von Steinfall nichts zu bemerken, und Schwierigkeiten irgendwelcher Art sind nicht vorhanden. Der Aufstieg in dem losen Geröll ist allerdings beschwerlich, man tut daher in diesem Falle offenbar besser, den schon oben erwähnten Steig durch die Laaserfernerwand zu benutzen. Will man diesen im Abstieg treffen, so muß man sich auf dem Ferner stark links (westlich) halten. Gegen 11 Uhr auf dem Talboden angelangt, wandten wir uns alsbald westlich, überschritten die beiden am weitesten herabziehenden Gletscherzungen und steuerten dem westlichen Seitental zu, das zum Kleinen Angelus und Schafberg hinaufzieht. Eine wirkungsvolle Staffage zu dem herrlichen Gletscherbilde, das sich bei dieser Wanderung entfaltet, bildete ein prächtiger Gemsbock, der einzige, den ich meines Wissens im Ortlergebiete jemals gesehen. Nach einstündiger Mittagsrast bei einer schönen Quelle verfolgten wir eine Zeitlang einen von der Oberen Laaseralpe heraufkommenden Viehsteig und erreichten über plattiges Geröll und kleine Schneeflecken das Ende des Seitentals. Unser Ziel war eine weithin sichtbare, durch einen großen Schneefleck gekennzeichnete Scharte nördlich vom Schafberg, die tiefste Depression des ganzen das Tal abschließenden Kamms. Als wir sie erreichten, mußten wir aber zu unserm Ärger entdecken, daß sie nicht ins Zaytal, sondern ins Tschengelsertal führt. Mißmutig kehrten wir um, querten, um nicht wieder an Höhe zu verlieren, die Wände des Schafbergs nach Süden, was ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm, und kletterten dann aufwärts zu einer der vielen, fast gleich hohen Scharten zwischen Schafberg und Angelus. Um 4 Uhr erreichten wir die Höhe des Kamms und eine Stunde später über den nördlichen Teil des Zayferners die Düsseldorferhütte. Zufällig hatte am selben Tage wenige Stunden vor uns eine andere Partie, Dr. Bertram aus Leipzig mit einem Laaser Führer, denselben Übergang ausgeführt.

Seitdem hat sich die Sektion Düsseldorf bemüht, den Übergang über das Zayjoch durch Weganlagen für jedermann zugänglich zu machen. Zuerst wurde ein Steig auf der Laaser Seite des Jochs in Angriff genommen, der das Schmerzenskind der Sektion geworden ist, da er in dem Geröll und den lockeren Felsen wiederholt

verschüttet wurde und umgelegt werden mußte. Um festeres Gestein anzutreffen, ist er jetzt so geführt, daß er unmittelbar südlich vom Schafberg in ca. 3250 *m* Höhe den Kamm erreicht; doch ist auch hier im vergangenen Jahr ein Stück des Weges wieder abgestürzt. Durch umfangreiche Sprengungen hofft man nun einer Wiederkehr dieses Vorkommnisses vorzubeugen. 1904 wurde dann auch auf der Zaytalseite ein Weg von der Hütte zum Joch angelegt, der den Zayferner umgeht. Dieser Weg läuft anfangs mit dem zur Tschengelser Hochwand zusammen. Auf der obersten Stufe des Zaytals, gegenüber dem Schutthang, der zur Scharte zwischen Hochwand und Schöneckschneide führt, biegt er rechts ab auf die Moräne des Zayferners, steigt weiterhin an der Ostflanke der Hochwand empor und umgeht unter der Kammlinie das weite Halbrund des den Ferner umschließenden und das Zaytal vom Tschengelser- und Laasertal trennenden Grates, dessen Höhe er schließlich unmittelbar südlich des Schafbergs erklimmt. Somit ist nunmehr die Möglichkeit geschaffen, den Übergang auszuführen, ohne daß man einen Gletscher betritt.

Zwischen den beiden eben beschriebenen Übergängen liegt die Ofenwandscharte, ein wilder und enger Paß, eingeschnitten zwischen Hohem Angelus und Hochofenwand. Sie wurde gelegentlich der Erstersteigung der Hochofenwand von Dr. V. Hecht mit Hans Pinggera im Jahre 1872 überschritten. Als Übergang ist die Scharte seitdem wohl nicht häufig benützt worden. Da sie aber bei Besteigungen der Hochofenwand und neuerdings auch des Hohen Angelus nicht selten betreten wird, hat sie wohl Anrecht darauf, hier kurz behandelt zu werden. Von der Düsseldorferhütte verfolgt man etwa eine halbe Stunde lang den Weg zum Zayjoch bis zur obersten Talstufe und quert dann den mittleren Teil des Zayferners in östlicher Richtung zum Fuß der Scharte. Das Firncouloir, das zu ihr emporzieht, ist recht steil und erfordert je nach den Firnverhältnissen mehr oder weniger angestrengte, durchschnittlich einstündige Arbeit. Sanfter geneigt und erheblich niedriger ist der Firnhang, der auf der Laaser Seite zum Ofenwandferner hinabführt. Die in der »Erschließung der Ostalpen« und danach im »Hochtouristen« für diesen Hang angegebene Höhe von 100 *m* scheint mir stark übertrieben; sie dürfte nicht viel mehr als die Hälfte betragen. Weiter verfolgt man den Ofenwandferner abwärts und steigt in den Felsen zwischen ihm und dem Angelusferner zu Tal.

Von größerer touristischer Bedeutung, allerdings seit der Eröffnung der Zayjochroute mehr und mehr verödet, ist der Übergang vom Laaserferner über das Rosimjoch, 3233 *m*, in das südliche Paralleltal des Zaytals, das Rosimtal, eine etwas mühsame, aber bei guten Firnverhältnissen sehr zu empfehlende, weil an schönen Hochgebirgsbildern überaus reiche und lohnende Route. Von der Troppauerhütte aus gewinnt man in der schon angegebenen Weise den Laaserferner, überschreitet denselben seiner ganzen Länge nach in südwestlicher Richtung, wobei man die beste Gelegenheit hat, die Bergumrahmung des Ferners kennen zu lernen, und gewinnt leicht das zwischen dem Westgrat der Schildspitze und dem Südostgrat der Vertainspitze eingebettete Joch. Der Rosimferner, der nun zu Tal leitet, ist nicht ganz mit Unrecht etwas verrufen. Er ist in ständigem Wachsen begriffen, hat den Weg, der ihm entlang unter den Rosimwänden herführte, zerstört, und seine Zerklüftung nimmt entsprechend zu. Aber ein einigermaßen Gletscherkundiger findet sich doch ganz gut und ohne Mühe durch, wie ich mich bei verschiedenen Gelegenheiten, zuletzt noch im vorigen Jahre überzeugen konnte. Dem oberen Gletscherbruch weicht man an der rechten (nördlichen) Seite aus, erreicht über Schutt und Geröll, unter teilweiser Benützung der rechten Seitenmoräne das nun wieder sanfter geneigte, allerdings ziemlich zerspaltene Gletscherbecken, das man je nach den Spalten verschieden, aber im allgemeinen auf der rechten Seite talwärts verfolgt, um vor dem unteren Gletscherbruch die rechte Seitenmoräne zu betreten, auf der ein leid-

licher Steig zum aussichtsberühmten und quellenreichen Rosimboden hinabführt. Von hier ist auf verschiedenen Pfaden, unter anderen auf einem vom Verschönerungsverein Sulden angelegten Promenadenwege, das Suldental auf das bequemste zu erreichen.

Die Gipfel der Angelusgruppe.

Die Vertainspitze, 3541 *m*, bildet den südlichen Eckpfeiler und zugleich den höchsten Punkt des mächtigen Bergwalls, der das Laasertal vom Zaytal trennt. Vier Grate, ziemlich regelmäßig nach Südwest, Südost, Nordwest und Nordost verlaufend und sich paarweise südlich, bezw. nördlich des höchsten Punktes vereinigend, stützen den kurzen Hauptkamm, der fast genau nordsüdlich streicht. Am vorteilhaftesten, als schlanke, doppelgipfelige Pyramide, präsentiert sich der Berg von Sulden aus. Bei den ersten Besteigungen, die ausnahmslos von hier unternommen wurden, trachtete man zunächst danach, den langen Südwestgrat zu gewinnen, der in gleichmäßiger Neigung, zuletzt als flacher, begrünter Rücken das Rosimtal vom Zaytal trennt. Doch wurde der Südwestgrat nicht in seiner ganzen Länge überschritten, sondern von ihm aus in die von einem kleinen Gletscher (Vertaingletscher[1]) in der Alpenvereinskarte unbenannt) bedeckte Südflanke des Berges gequert und in dieser oder über die Blöcke des Südostgrates der Gipfel erreicht. Je nachdem diese Querung früher oder später vorgenommen, der Südwestgrat von der Rosim- oder Zaytalseite gewonnen wurde, ergaben sich mancherlei Varianten. Mehrfach wurde auch die flache, steinige Rinne der Westflanke, die zwischen den beiden Gipfeln mündet, und — wenigstens im Abstieg — die Firnhänge der Ostflanke benützt. Über diese Routen und die auf ihnen ausgeführten Besteigungen hat L. Friedmann in der »Erschließung der Ostalpen« alles Wissenswerte beigebracht. Dagegen fehlen in diesem Werke die beiden Anstiege, die seit der Errichtung der Düsseldorferhütte fast ausnahmslos eingeschlagen werden, über den Nordwest- und Nordostgrat. Der Weg über den Nordwestgrat, ohne Zweifel der interessanteste und schönste Zugang zum Gipfel, wurde zum ersten Male im Jahre 1893 von W. Rickmers mit Peter Dangl durchgeführt,[2]) nachdem die untere Hälfte des Grates bis zu der vom Zaytal deutlich sichtbaren Kuppe schon von Th. Harpprecht begangen war. Die zweite Besteigung in demselben Sommer unternahmen Frau R. Friedmann und Frl. Schmitt mit Alois Kuntner und Fr. Reinstadler auf einer etwas abweichenden Route, indem sie zuerst zu dem kleinen Gletscher in der Westflanke emporstiegen und von diesem aus den Nordwestgrat erreichten.

Einige Wochen darauf, am 25. August, wiederholte ich die Tour mit Alois Pinggera. Noch später als gewöhnlich, weil in der Frühe das Wetter schlecht gewesen, verließen wir die Hütte um 7 Uhr morgens und strebten über den grasbewachsenen Rücken östlich der Hütte den nahen Felsen zu. Der Grat verläuft in seinem untersten Teile eine kurze Strecke fast horizontal und bricht dann ganz plötzlich in einer Felsnase ab. Heute wird dieser Abbruch direkt von vorn genommen, da er, obwohl steil und schwierig aussehend, durch einen Kamin ganz gut zu ersteigen ist. Damals umging man ihn gewöhnlich auf der rechten (südlichen) Seite. So taten auch wir und erreichten bald über Geröll und Schneeflecken den Einstieg. Auch weiterhin hielten wir uns längere Zeit rechts von der heute üblichen Route, die durchweg der steilen, aber nicht sonderlich schwierigen Gratkante folgt, und kamen dadurch in schlechtes Terrain. Als ein Band, das wir nach rechts in der

[1]) Derselbe Name wird, aber weniger passend, hie und da auch für den kleinen Hängegletscher der Westflanke gebraucht.

[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 236.

Richtung auf den schon erwähnten kleinen Gletscher verfolgten, plötzlich abbrach, sahen wir die Torheit unseres Beginnens ein, kehrten um und nahmen den Grat selbst in Angriff, wo es viel besser ging. Auf dem Gratabsatz, für den Rickmers passend den Namen Harpprechtkuppe vorgeschlagen hat, fanden wir einen Steinmann mit der Karte von Rickmers und schrieben unsere Namen dazu. Von hier geht es zunächst etwas abwärts zu einer Scharte. Den kleinen Felstürmen, die der Fortsetzung des Grates entragen, wichen wir auf der Südseite aus, wobei einige Eisrinnen, die vom Gletscher hinaufziehen, in Stufen gequert werden mußten, betraten dann wieder den Grat und erreichten 2 Std. 40 Min. nach unserem Abmarsch von der Hütte die Stelle, wo er sich mit dem Nordostgrat vereinigt. Hier hielten



Düsseldorferhütte gegen Angelus und Vertainspitze.

wir eine halbstündige Rast und erstiegen über den Schneegrat in weiteren vierzig Minuten den Gipfel. Die großartige Aussicht von der Vertainspitze ist wohl niemals unter günstigeren Bedingungen genossen worden, da der Sturm in der Nacht und den frühen Morgenstunden alle Wolken weggefegt hatte. Die Ortlerguppe lag zum Greifen nah vor uns, die ferne Presanella schien so nahgerückt, daß die Klüfte ihrer Gletscher zu unterscheiden waren, und auch die so gern verschämt tuenden Dolomiten enthüllten ihre Reize ganz offen. Besonders großartig erschien die Marmolata mit ihrem imposanten Absturz nach Süden. Nur ungern riß ich mich von dem entzückenden Bilde kurz vor Mittag los und stieg über die Südflanke und den Rosimgletscher nach Sulden ab. Wesentlich leichter, aber ebenfalls sehr hübsch ist der Weg über die Angelusscharte und den Nordostgrat, heute wohl der am meisten begangene, besonders lohnend, wenn damit eine Besteigung des Hohen Angelus verbunden wird. Ich unternahm diese schöne Zweigipfeltour unter Führung von Alois Pinggera nach dem großen Schneefall zu Anfang September 1892, der

den damaligen Besuchern Suldens sicher erinnerlich geblieben ist, da er zehn Tage lang jede Partie unmöglich machte. Herr Swaine, einer der ganz wenigen Beharrlichen, die diese Periode erzwungener Untätigkeit überdauert hatten, schloß sich mit Alois Kuntner an. Als wir am Morgen des 14. September 5 Uhr 30 Min. von der Düsseldorferhütte aufbrachen, war deren ganze Umgebung noch mit tiefem Schnee bedeckt. Zwar hatte sich auf der tags zuvor von der Sonne erweichten oberen Schicht in der Nacht eine Kruste gebildet. Diese war aber nicht tragfähig und wurde daher bei jedem Schritt durchstoßen, worauf der Fuß tief in den Pulverschnee versank. Nur Alois Pinggera vermochte infolge seiner Leichtigkeit und seines ungewöhnlichen Geschickes an den härteren Stellen über die Kruste wegzulaufen, ohne einzubrechen. Der Marsch bis zum Zayferner und über dessen untere Partien gestaltete sich unter solchen Umständen sehr beschwerlich, besonders für den Vorangehenden, weshalb wir häufig Wechsel eintreten ließen. Etwas besser wurde es, als die Steigung begann. Pinggeras scharfes Auge entdeckte hier alsbald eine Stelle, wo am Tage vorher eine Lawine niedergegangen war und der Schnee infolgedessen größere Tragfähigkeit angenommen hatte. Wir folgten der Lawinenbahn so lange es angängig war, wandten uns dann links den Felsen des Nordwestgrates des Hohen Angelus zu, die ein gutes Fortkommen ermöglichten, und erreichten schließlich über die Schneekalotte den Gipfel 3 1/2 Stunden nach unserem Abmarsch von der Hütte. Unter besseren Verhältnissen läßt sich die Besteigung natürlich in viel kürzerer Zeit ausführen; Herr Swaine hatte sie schon einmal kurz vor dem Schneefall gemacht und damals nur zwei Stunden gebraucht. Nach längerer Rast stiegen wir über den ganz harmlosen Südwestgrat des Hohen Angelus in 15 Minuten zur Scharte ab und nahmen alsbald den Nordostgrat der Vertainspitze in Angriff.

Der Abbruch des Grates zur Scharte ist nicht zu erklettern und muß auf der Laaser Seite umgangen werden. Hier mag bei Vereisung längeres Stufenschlagen nötig sein; wir hatten auf dieser Strecke auch einmal Vorteil von dem tiefen Schnee, der guten Stand gewährte. Nach Umgehung des Gratabbruchs betraten wir die Felsen, die eine angenehme, leichte und mühlose Kletterei bieten und endlich in einen schmalen, nach beiden Seiten jäh absinkenden, aber nicht besonders steilen Firngrat übergehen. Nach einer guten Stunde von der Scharte aus war der Nordgipfel und fünf Minuten später der etwas höhere Südgipfel erreicht. Sehr mühsam gestaltete sich unter dem Einfluß der Mittagssonne und des massenhaften Schnees der Abstieg zum Rosimgletscher. Ungezählte Male stolperten und fielen wir über die groben Blöcke, die infolge der Schneedecke nicht sichtbar waren. Dann wieder sanken wir bis an den Leib in ein Loch und mußten uns mühselig hinausarbeiten. Auf dem Rosimferner waren die Verhältnisse günstiger; doch waren wir alle froh, als wir die Schneegrenze erreicht hatten und an der frischen Quelle des Rosimsbodens den brennenden Durst löschen konnten. Die Tour erfordert, soll sie anders mit Genuß gemacht werden, Schwindelfreiheit, ist aber dann für jeden ausdauernden Gänger ausführbar.

Schöner noch als in der eben beschriebenen Weise läßt sich die Besteigung der Vertainspitze und des Hohen Angelus verbinden, wenn man von der Düsseldorferhütte aus die Vertainspitze über den Nordwestgrat erklettert, über ihren Nordostgrat und den Südgrat des Hohen Angelus diesen Gipfel erreicht und über dessen Nordwestgrat zur Hütte zurückkehrt. Doch erfordert diese Verbindung der beiden Gipfel eine mittlere Übung und Gewandtheit im Felsklettern.

Der nächste Nachbar der Vertainspitze, der Hohe Angelus, vermag sich neben seiner schlanken Rivalin, obwohl er ihr an Höhe mit seinen 3536 *m* kaum nachsteht, nicht recht zur Geltung zu bringen; er erscheint im Vergleich zu ihr plump

und massig. Besonders gilt das von dem Anblick dieses Berges vom oberen Zaytal aus. Günstiger schon stellt er sich von den Gipfeln des Laasergrates aus dar. Wer aber den richtigen Eindruck von dem Koloß haben will, muß ihn aus größerer Entfernung betrachten. Vielleicht am vorteilhaftesten wirkt er von der Reschen Scheideck aus. Die von dort aus sichtbaren Gipfel der Gruppe, Tschengelser Hochwand, Hochofenwand und andere, überragt er durch seine Höhe und überstrahlt sie durch sein Firngewand, so daß er als der beherrschende Gipfel erscheint und das Hauptinteresse auf sich zieht. Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß der Berg einen herrlichen Talblick bieten muß und das ganze obere Vinschgau überschauen läßt. Er rivalisiert darin mit den oben genannten Bergen und ist dadurch im Vorteil über



Hochofenwand und Grat zum Hohen Angelus vom obersten Zaytalboden.

seine ihn sonst in den Schatten stellende Nachbarin. Die Gipfelaussicht des Hohen Angelus ist der der Vertainspitze mindestens ebenbürtig. Allerdings verdeckt diese einen Teil des südlichen Bergrunds, aber die großartige Trias Ortler, Zebru und Königsspitze, tritt in ihrer ganzen Pracht hervor, und für den Entgang im Süden findet das Auge vollen Ersatz in dem prachtvollen Blick nach Norden auf die nur durch die Etschtalfurche getrennten Ötztaler Berge, die massige Weißkugel und die schlanke, doppelgipflige Wildspitze mit ihren zahlreichen Trabanten. Links und rechts von ihnen dringt der Blick bis zu den Berner Alpen im Westen und zum fernen Großglockner im Osten. So darf der Hohe Angelus als ein Aussichtsberg ersten Ranges bezeichnet werden und hat aus diesem Grunde seit Erbauung der Düsseldorferhütte Liebhaber in immer steigender Zahl gewonnen. Als Aussichtsberg charakterisiert er sich auch dadurch, daß die Besteigung an sich auf den üblichen Routen kein besonderes Interesse bietet. Die von der Düsseldorferhütte aus vorzugsweise benutzten Wege über den südlichen Zayferner, dann entweder von diesem

aus direkt, oder auf dem Umwege über die Angelusscharte und den Südwestgrat zum Gipfel, wurden schon oben bei der Vertainspitze erwähnt. Kürzer noch ist der Anstieg über den Nordwestgrat, der das südliche Becken des Zayferners von dem mittleren trennt. Der Gratabbruch ist ziemlich steil und sieht nicht leicht aus, ist aber so gut gestuft, daß er sich, wenn man nach den leichtesten Stellen sucht, fast ohne Hand anzulegen ersteigen läßt, und der breite Gratrücken ist ganz mühelos zu begehen. Für gewöhnlich ist er mit Schnee bedeckt; bei starker Ausaperung wie im vorigen Jahre konnte man auf diesem Wege von der Hütte bis an den Fuß der Gipfelkalotte, 10 Minuten unter der höchsten Spitze, gelangen, ohne Schnee zu betreten.

Von der Troppauerhütte aus ist der Hohe Angelus entweder über den Laaser- oder den Ofenwandferner zu erreichen. Wer den Laaserferner wählt, braucht die Angelusscharte nicht zu benützen, sondern kann den Gipfel direkt vom Gletscher aus über den Südhang ersteigen. Schwieriger ist die Besteigung vom Ofenwandferner über die steile Ostflanke. Eine sehr verwickelte Route wählten im Jahre 1876 die Zwickauer Herren Schnorr und Lehmann mit Alois Pinggera, indem sie vom Ofenwandferner aus den Nordostgrat nach Süden überstiegen, weiter den Kamm zwischen Hohem Angelus und seinem »südlichen Vorgipfel« (wohl P. 3390 der Alpenvereinskarte) querten und so den Laaserferner und von ihm über den Südhang die Spitze gewannen.[1])

Den interessantesten, allerdings auch schwierigsten Zugang zum Hohen Angelus bietet sein langer Nordgrat von der Ofenwandscharte aus. Meines Wissens ist dieser Anstieg in der alpinen Literatur nicht beschrieben. Daß er in der »Erschließung der Ostalpen« fehlt, ist natürlich, denn zur Zeit der Abfassung dieses Werkes war er noch nicht ausgeführt. Aber auch im »Hochtouristen« wird er nicht erwähnt, obwohl er, wenn auch nicht gerade häufig, sicherlich mehrmals gemacht worden ist. Für sich allerdings wohl nie, sondern soviel mir bekannt geworden ist, immer in Verbindung mit der Hochofenwand. Da auch ich die Tour in dieser Weise gemacht habe, erscheint es geraten, von ihr bei der Besprechung der Hochofenwand zu erzählen.

Als lange, mächtige Felsmauer, umbrandet vom Eise des mittleren Zayferners, entragt die Hochofenwand dem oberen Zaytal; jäher noch fallen ihre prallen Felswände zum Ofenwandferner im Laasertal ab. Stützender Seitengrate entbehrt sie und können ihre wuchtigen Massen leicht entraten, die obere Kante der Mauer ist nur schwach geschartet; selbst der höchste im Süden gelegene Punkt, 3433 *m*, erhebt sich nur wenig über die Durchschnittshöhe des Gipfelkamms. Schroff, in den unteren Partien senkrecht, bricht die Mauerkante nach Süden zur Ofenwandscharte ab, auch nach der nördlichen, unbenannten Scharte ist der Gratabfall ein sehr jäher. Den schönsten Anblick gewährt die Hochofenwand von den Gipfeln des Laasergrats und des südlichen Martellerkamms, z. B. der Hinteren Rotspitze aus. Sie erscheint von da aus als ein elegantes Felstrapez und stellt durch den Schwung ihrer Linien und den Adel ihrer Form ihre höheren Nachbarn, den Hohen Angelus und die Vertainspitze, völlig in den Schatten. Trotz ihres abweisenden Äußeren ist die Hochofenwand auf dem gewöhnlichen Wege durch das Schuttband der Westflanke kein schwerer Berg. Auch bei der Route über die Ofenwandscharte ist nur der Anstieg zu dieser mühsam (s. S. 277), der Weg von hier zur Spitze unschwierig. Man steigt von der Scharte zuerst ein Stück gerade hinauf, weicht dann dem senkrechten Gratabbruch auf der Zaytalseite aus und erreicht über ein Schuttband und etwas plattigen Fels den Gipfel. Dagegen verlangt der Anstieg über den Nordgrat

[1]) Erschließung der Ostalpen II, S. 127.

unbedingte Schwindelfreiheit und Kletterfertigkeit. Bergsteigern, die über diese Fähigkeiten verfügen, ist er aufs wärmste zu empfehlen, denn er bietet Gelegenheit zu einer sehr schönen und interessanten Kletterei, wie sie sich im Ortlergebiet nur selten findet. In der »Erschließung der Ostalpen« sind nur die beiden erstgenannten Wege behandelt; der über den Nordgrat wird nicht erwähnt. Er muß aber während oder unmittelbar nach Abfassung dieses Werkes zuerst gemacht worden sein, denn in den »Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V.« von 1896 (S. 7) berichtet G. Seidel von seiner mit G. Jakob und den Führern A. Tembl und Fr. Schöpf am 6. September 1895 ausgeführten Besteigung als der dritten Begehung des Nordgrats im Aufstieg und der ersten im Abstieg.



Hochofenwand, Nordostgrat des Hohen Angelus und Pederspitzen.

Ich lernte die drei Anstiegsrouten auf die Hochofenwand gelegentlich zweier zeitlich weit auseinander liegenden Besteigungen des Berges kennen. Die erste erfolgte im Sommer 1893, zu einer Zeit, wo die Hochofenwand erst sehr selten bestiegen und den meisten Suldener Führern unbekannt war. Selbst ein so guter Kenner der Suldener Berge wie Alois Kuntner war damals noch nicht oben gewesen. Infolge dessen erzählte man sich in Suldener Führerkreisen allerlei von ernstlichen Schwierigkeiten und Gefahren, besonders der des Steinfalls. Peter Dangl, der kurz vorher mit Herrn Rickmers den Berg bestiegen hatte, erklärte das freilich für Fabeln und, wie ich bald bemerken sollte, mit vollstem Rechte. Am Morgen des 24. August 5 3/4 Uhr verließ ich mit Alois Pinggera die Düsseldorferhütte und verfolgte eine halbe Stunde lang den damals neu angelegten Weg zur Tschengelser Hochwand. Dann bogen wir rechts ab, überquerten den Zayferner und standen nach 1 1/2 Stunden am Fuße des zur Ofenwandscharte hinaufführenden Couloirs. Der Bergschrund wurde leicht und mühelos auf einer Schneebrücke überschritten, und wir betraten das

Schuttband, das als Boden einer sich mehr und mehr vertiefenden Rinne die ganze Westwand durchzieht und südlich von dem nördlichen Eckpfeiler des Gipfelkamms auf diesen mündet. Nun in spitzem Winkel nach rechts umbiegend, erreichten wir über die luftige, aber gut gangbare Schneide den höchsten Punkt 1 1/4 Stunde nach dem Betreten der Felsen, 2 3/4 Stunden nach dem Abmarsch von der Hütte. Von den angeblichen Schwierigkeiten hatten wir keine angetroffen, was schon daraus hervorgeht, daß der vorsichtige Alois während der ganzen Tour auf die Anwendung des Seiles verzichtete. Steinfall wurde während des Aufstieges nicht bemerkt, und auch später, als es in dem Winkel zwischen Vertainspitze und Angelusscharte beständig donnerte, blieb unser Berg vollkommen ruhig. Die Aussicht von der Hochofenwand ist nur eine beschränkte, bietet aber des Schönen genug, um auch in dieser Hinsicht die Besteigung zu lohnen. Vorzüglich wegen der herrlichen Talblicke in das Vinschgau und auf den Laaserferner, der wohl von keinem Standpunkt aus günstiger zu überschauen ist. Doch ist auch die nähere und fernere Gipfelaussicht keineswegs unbedeutend. Die Gipfel des Laasergrates, die fernen Dolomiten und die Ötztaler Berge sind da die Hauptschaustücke. In einer Flasche des Steinmanns fanden wir die Karten von Dr. Bertram (1889), cand. med. Barchard (1890), und W. Rickmers (1893). Außer dem Erstersteiger V. Hecht, der im Jahre 1872 den Gipfel von der Ofenwandscharte aus erreichte, dürften das auch so ziemlich alle Besucher sein, die der Berg bis dahin empfangen hatte. Bezeichnend für die Vernachlässigung dieses Gebietes vor der Erbauung der Düsseldorferhütte ist der Umstand, daß die zweite Besteigung Dr. Bertrams erst 17 Jahre nach der ersten stattfand.

Auch ich ließ elf Jahre verstreichen, bis ich den Berg zum zweiten Male bestieg. Den ersten Anstoß dazu empfing ich im letzten Sommer bei einer Revision des Zayjochweges, gelegentlich deren ich auch den von mir noch nicht betretenen Kleinen Angelus besuchte. Der unmittelbar gegenüber sich jäh aufbäumende Nordgrat der Hochofenwand machte auf mich einen starken Eindruck und erweckte die Lust, ihn einmal zu probieren. Zur sofortigen Ausführung war es etwas zu spät; auch war ich allein und traute mich nicht recht, die steilen und allem Anschein nach brüchigen Gratfelsen ohne Begleiter anzugehen. Dem wurde bald abgeholfen; denn unserer Verabredung gemäß traf Freund Ed. Wagner am zweiten Tage darauf in Sulden ein. Aber die Ausführung älterer Pläne führte uns zunächst in die südliche und östliche Ortlergruppe. Als wir wieder nach Sulden zurückgekehrt waren und nun vor der in Aussicht genommenen Besteigung des Marltgrates gern noch etwas klettern wollten, wozu die bisherigen Touren keine rechte Gelegenheit geboten hatten, schlug ich vor, zu diesem Zweck Hochofenwand und Hohen Angelus von Norden nach Süden zu überschreiten und für den Fall, daß wir dann noch nicht genug hätten, die Vertainspitze mit Anstieg über den Nordost- und Abstieg über den Nordwestgrat anzuhängen. Wagner war mit meinem Vorschlage wie gewöhnlich sofort einverstanden, und so wanderten wir am Abend des 19. August zur Düsseldorferhütte. Am folgenden Morgen erreichten wir in 1 1/2 Stunden auf dem neuen bequemen Wege der Sektion Düsseldorf mühelos das Zayjoch und eben so leicht in weiteren 20 Minuten über einen sanft geneigten Firnhang und Schutt den Kleinen Angelus, wo wir eine Viertelstunde rasteten, die Umgebung und die Fortsetzung unseres Weges mit Aufmerksamkeit und Interesse betrachtend. Um später keine Zeit damit zu verlieren, legten wir während der Rast das Seil an. Diese Vorsicht rechtfertigte übrigens auch schon der gar nicht ganz leichte Abstieg vom Kleinen Angelus zur Scharte zwischen ihm und der Hochofenwand. Zuerst kommen zwei senkrechte Gratstufen, die allerdings weder hoch noch schwer sind, dann folgt eine glatte und griffarme Platte. Ich wollte der Kante entlang hangeln, fügte mich aber der Meinung Wagners, es sei besser, ein Stück auf der Zaytalseite

abzusteigen und so die Platte zu umgehen. Das machte denn auch keine Schwierigkeiten, und bald war die Scharte und damit der Anfang des Nordgrates erreicht. Von hier, aus unmittelbarer Nähe, erscheint die Steigung des Grates nicht mehr so bedrohlich wie vom Kleinen Angelus aus. Immerhin ist er steil genug, an mehreren Stellen senkrecht. Trotzdem ist er ohne Gefahr zu erklettern, denn das Gestein ist ziemlich fest. Allerdings gilt das nur von der Gratkante; sobald man die Flanken, namentlich die anscheinend leichtere Ostwand betritt, kommt man auf brüchigen Fels. Wir kehrten daher von solchen Abschweifungen gewöhnlich sehr schnell zum Grate zurück; nur ein größeres Stück legten wir in der Ostflanke zurück, in einem schwarzen Riß emporsteigend, dessen Benutzung wir schon auf dem Kleinen Angelus in Aussicht genommen hatten. Der Riß ist nicht schwer, aber der Fels nicht zuverlässig; daher dürfte es ebenso geraten sein, auch hier den Grat nicht zu verlassen, dessen steile, aber vorteilhaft gelagerte und griffige, durchweg feste Felsen eine lustige, aber nicht besonders schwere, anregende Kletterei bieten. Vom nördlichen Eckpfeiler des Gipfelkammes führte uns der gutartige Blockgrat schnell zum höchsten Punkte. Wir gebrauchten vom Kleinen Angelus bis zum Gipfel der Hochofenwand genau 1¼ Stunde, vom Zayjoch abzüglich der Rast 1 St. 35 Min. Gehzeit. Dabei kletterten wir durchaus nicht sehr schnell, so daß die Zeitangabe von 2½ Stunden für diese Wegstrecke im »Hochtouristen« zu hoch gegriffen erscheint. Die Aussicht war an jenem Tage nicht besonders, da die höheren Gipfel sämtlich im Nebel steckten. Einigermaßen entschädigten dafür die schönen Ausblicke ins obere Vinschgau und Laasertal. Nach einstündiger Gipfelrast brachen wir auf, verfolgten zunächst den Gipfelgrat bis zu seinem Ende und begannen dann zur Ofenwandscharte hinabzuklettern. Anfänglich ging alles gut; dann aber, nur noch etwa 30 *m* über der Scharte, gebot uns ein überhängender Gratabbruch Halt. Hinabzuklettern schien unmöglich; der Ansicht waren auch schon andere vor uns gewesen, denn an einem Felsblock oberhalb des Überhanges gewahrten wir eine Seilschlinge. Wir prüften sie auf ihre Festigkeit, trugen aber Bedenken, uns den dünnen und schon etwas morschgewordenen Strähnen anzuvertrauen. Auch waren wir zweifelhaft, ob unser Seil ausreichen würde, besonders wenn wir einen Teil desselben für Anfertigung einer Schlinge opfern mußten. Also zurück! Doch brauchten wir nur ein kurzes Stück wieder hinaufzusteigen; dann bot sich Gelegenheit, nach links in die Flanke der Westwand auszuweichen, und eine Querung über plattige Felsen brachte uns schließlich auf ein Schuttband, das bequem zur Scharte hinabführte. Besser und leichter wird dies erreicht, wenn man, anstatt den Gipfelkamm bis zu seinem Ende zu verfolgen, direkt vom höchsten Punkt in der Westwand absteigt.

Infolge unserer Experimente war statt der üblichen 25 Minuten eine gute Stunde verstrichen, als wir die Ofenwandscharte erreichten. Der weitere Anstieg zum Hohen Angelus sah keineswegs verlockend aus. In einer steilen Wand fällt der erste Turm zur Scharte ab. Wohl durchfurchen ihn zwei parallele Kamine, die nicht besonders schwer aussehen, aber sie hören anscheinend im oberen Teil der Wand auf, und deren letztes Stück ist überhängend. Wir denken an eine Umgehung und schauen rechts; da ist offenbar nichts zu wollen! Dann links. Hier wäre eine Umgehung möglich; aber wir müßten dazu bis auf den Ofenwandferner absteigen, und was würde dann aus unserer Gratwanderung?

Jedenfalls wollen wir uns dazu erst entschließen, wenn uns der Turm abschlägt. Probieren geht ja über Studieren! Über lockeren Fels wird bald der erste Kamin erreicht, in dem es gar nicht schlecht aufwärts geht. Weiter oben, wo der Nachbar ein besseres Fortkommen verspricht, wird in ihn übergestiegen. Auch er ist gar nicht übel. Nun aber kommt die Stelle, wo es sich entscheiden muß, ob

wir hinaufkommen oder zurück müssen. Die Entscheidung fällt für uns aus; denn hier angekommen, sehe ich, daß der Kamin links von dem Überhange weiter geht und es gestattet, ihn unschwierig zu überwinden. Mein freudiger Ruf verkündet dem weiter unten harrenden Gefährten, daß es geht; bald ist er bei mir und wenig später der Gipfel des Turms erreicht. Ein schmaler Felsgrat führt von ihm an den Fuß seines höheren Nachbars, des großen, vom Zaytal aus deutlich sichtbaren Turms. Diesem fast horizontalen Gratstück entragen drei scharfe Gendarmen, die recht unangenehm aussehen. Trotzdem entschließen wir uns, es mit dem Grate zu versuchen. Den ersten Zacken überwinden wir ohne allzu große Mühe; ein unangenehmer Quergang auf der Laaserseite bringt mich in die Scharte zwischen dem zweiten und dritten, dessen Gipfel sich von da ersteigen läßt. Aber der Weiterweg ist abgeschnitten, jäh und unvermittelt fällt der Gendarm nach Süden ab. Zum Abseilen fehlt die Gelegenheit, auch eine Umgehung ist, wenn überhaupt, nur sehr schwer möglich. Ich lasse Wagner nachkommen; auch er ist für Umkehr. Wir kehren dem unholden Gesellen den Rücken, steigen etwa 15 Meter auf der Zaytalseite ab und queren auf brüchigen, vereisten Felsen die Gratflanke, bis wir jenseits der Gendarmen wieder den Grat gewinnen können und zum Fuß des großen Turms gelangen. Wider Erwarten ist dieser ganz leicht zu besteigen; 1¼ Stunde nach Verlassen der Ofenwandscharte stehen wir auf seinem Rücken. Von hier bieten sich zwei Möglichkeiten des Fortkommens: der hohe Firnbuckel, der zum Gipfel des Angelus führt, und der Felsgrat, der an seinem Fuße nach Süden hinläuft. Da der Firn gut aussah, wählte ich gegen den Rat meines Gefährten diesen, mußte aber bald erkennen, daß ich nicht das bessere Teil erwählt hatte, und büßte meinen Fehler mit halbstündigem Stufenschlagen.

Es war gerade Mittagszeit, als wir den Gipfel des Hohen Angelus erreichten, und daher naheliegend, zumal wir an jenem Tage durch die Aussicht nicht abgelenkt wurden, daß wir zunächst unsere Rucksäcke auspackten und zu schmausen begannen. Wir harmonierten auch dabei vortrefflich miteinander, da Wagner auf Touren fast nur Eingemachtes und frisches Obst genießt, während mein Magen derbere Kost fordert. So konnten wir ohne eigene Schädigung die Pflicht der Höflichkeit üben und uns gegenseitig nach Gefallen von unsern Vorräten anbieten. Allerdings verschob sich dieses Verhältnis im Laufe der Zeit zu Wagners Ungunsten, denn ich bemerkte bald, daß auf ein Schnitzel oder einen Schinken ein Bozener Kompott und eine frische Weintraube gar nicht übel munden, während mein Gefährte nach seinem Mahle auch den schönsten Wurstzipfel hartnäckig zu verschmähen fortfuhr. Nach dem Essen wurde den Berggeistern das übliche Rauchopfer dargebracht und beraten, was wir weiter tun sollten. Da ich die beiden in Frage kommenden Wege auf die Vertainspitze schon kannte, drängte ich begreiflicherweise nicht sonderlich auf eine Fortsetzung der Tour. Aber auch Wagners Ehrgeiz hatte offenbar unter dem reichlichen Mahle gelitten, und er erklärte sich bereit, zugunsten einer ausgedehnten Gipfelrast auf die Vertainspitze zu verzichten. Morpheus war mir gnädig und nahm mich bald in seine Arme. Mein Gefährte war weniger glücklich; er behauptete später, mein Schnarchen hätte ihn am Einschlafen verhindert. Er war es denn auch, der nach zwei Stunden zum Aufbruch drängte. Aber so bald ließ uns der Berg nicht los. Am Fuße des Firnkegels trafen wir Herrn Dr. Hammer, der von der Vertainspitze herüberkam und uns bat zu warten, bis er den Gipfel bestiegen habe, um den Abstieg mit uns gemeinsam machen zu können. Wir waren gern dazu bereit und ließen uns zu erneuter Rast nieder, die allerdings infolge der Geschwindigkeit des Herrn Dr. Hammer ziemlich kurz ausfiel. Von dem schnellen Tempo, das er mitbrachte, profitierten auch wir, so daß wir über den damals ganz ausgeaperten Nordwestgrat die Düsseldorferhütte in 1¼ Stunde erreichten.

Die eben erzählte Tour ist die schönste und interessanteste, die sich im Gebiet der Düsseldorferhütte und der Laasergruppe überhaupt ausführen läßt, und ihre genaue Beschreibung daher wohl gerechtfertigt. Noch lohnender wird sie durch Hinzufügung der Vertainspitze in der angedeuteten Weise. Für ausdauernde Gänger und geübte Kletterer ist diese Verbindung von Hochofenwand, Hohem Angelus und Vertainspitze kein zu anstrengendes Unternehmen. Die von uns gebrauchten Zeiten sind, da wir uns gar nicht beeilt haben, leicht zu überholen. Besonders der Übergang von der Hochofenwand zum Hohen Angelus läßt sich bei Vermeidung der von uns gemachten Irrwege und Einhaltung der angegebenen Route weit schneller ausführen, und dann bleibt für die Vertainspitze reichlich Zeit.

Nördlich der Hochofenwand trägt der das Laaser- vom Zaytal trennende Felskamm noch zwei Erhebungen, über deren Nomenklatur einige Unklarheit herrscht. Auf der Generalstabs- und Alpenvereinskarte ist der südliche Gipfel, 3315 *m*, als Kleiner Angelus, der nördliche, 3301 *m*, als Schafberg bezeichnet. Auch dieser letztere wird aber nicht selten von Einheimischen sowie in der Literatur als Kleiner Angelus bezeichnet, und dieser Irrtum, den ich selbst früher geteilt habe, hat bereits einige Verwirrung angerichtet. So wird z. B. im »Hochtouristen« und im Baedeker das Zayjoch, das zwischen den beiden Punkten liegt, als zwischen Kleinem Angelus und Hochofenwand gelegen bezeichnet und ist in die Bädekersche Karte infolgedessen südlich, statt nördlich des Kleinen Angelus eingetragen. Kein Zweifel, daß diese Namensübertragung zu Unrecht besteht. Der Name Kleiner Angelus gebührt dem höheren Punkte 3315 *m*, denn diese sanft ansteigende, überfirnte Gratanschwellung wiederholt in verkleinertem Maßstabe die wuchtigen Formen des Großen Angelus und ist offenbar nach dieser Ähnlichkeit benannt worden. Sein von verschiedenen Seiten leicht zugänglicher höchster Gipfel wurde schon 1854 gelegentlich der Militär-Triangulierung betreten und trägt auch heute noch ein trigonometrisches Signal. Der Name Schafberg für den P. 3301 ist nicht gerade glücklich gewählt. Denn wenn auch ein kletterfertiges Schaf diesen Gipfel allenfalls zu erreichen vermöchte, so bieten doch seine Felshänge für solche Vierfüßler keinerlei Anziehungskraft und werden aus eigenem Antrieb von ihnen sicher niemals betreten. Man kann überhaupt im Zweifel sein, ob dieser den Kamm nur um 50 *m* überhöhende Zacken einen Namen verdient, denn, vom Zaytal aus gesehen, zeichnet er sich nur wenig aus vor den Felstürmen, die den Ostgrat der Tschengelser Hochwand schmücken. Vorteilhafter stellt er sich als kecker Felsturm von der Laaserseite aus dar, so daß er doch wohl auf Selbständigkeit Anspruch erheben kann. Der passendste Name für ihn wäre Saurüssel, wie er sowohl von Einheimischen wie in der alpinen Literatur[1]) bisweilen genannt wird. Aber dieser Name ist in den Karten schon für einen Gipfel der westlichen Umrahmung des Laasertals festgelegt, und seine Übertragung würde daher neue Verwirrung schaffen. Es ist demnach wohl das beste, es bei dem Namen Schafberg bewenden zu lassen. Vom Zayjoch ist der Gipfel in sieben Minuten zu erreichen. Über die Südflanke erstiegen ihn Frau R. Friedmann und Dr. Löwenbach im Jahre 1898, wobei ein 8—9 *m* hoher, im unteren Teil überhängender, oben durch einen Block gesperrter Kamin beträchtliche Schwierigkeiten bereitete. Zur Bereicherung des Tourenverzeichnisses wird der »Gipfel« neuerdings von Passanten des Zayjochs nicht gerade selten besucht.

Der Kamm, dessen südnördlichen Verlauf wir verfolgt haben, biegt beim Schafberg im rechten Winkel nach Westen um, nunmehr die Scheidewand zwischen Zaytal und Tschengelsertal bildend, senkt sich zunächst bis auf ca. 3200 *m* und schwingt sich sodann noch einmal energisch als zersplitterter und turmgekrönter

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 167.



Blick auf die Königsspitze vom obersten Zaytalboden.

Felsgrat empor. Sein höchster Punkt, die Tschengelser Hochwand, 3378 *m*, ist der letzte touristisch wichtige Hochgipfel der Angelusgruppe und der besuchteste von allen. Auch orographisch ist die Stellung des Berges als Abschluß dreier Täler, des Tschengelser-, Razoi- und Zaytals, sowie als Schnitt- und Vereinigungspunkt dreier talscheidender Kämme bedeutsam. Mit Recht gepriesen ist er als Aussichtsberg. Um das Gipfelpanorama, das er bietet, können ihn viele weit bekanntere und berühmtere Berge beneiden, und mit den Namen der Berge, die von ihm aus sichtbar sind, ließen sich Seiten füllen. Geradezu einzig schön aber ist der Blick in die Täler zu seinen Füßen, besonders der ins Etschtal. Dank seiner weit nach Norden vorgeschobenen Lage läßt sich der ganze Vinschgau von der Reschenscheideck bis Naturns mit seinen Seen, Städten, Dörfern und Burgen überschauen. Und diese Herrlichkeit kann fast mühelos genossen werden, seitdem die Sektion Düsseldorf von ihrer Hütte aus einen bequemen Weg durch das obere Zaytal zur Scharte des Südwestgrats geführt hat, von dessen Ende aus entweder über den Grat oder den Firnhang zur Linken der Gipfel in einer schwachen halben Stunde zu erreichen ist. Mühsamer, weil weglos, und wenig anzuraten ist der Aufstieg zu dieser Scharte von Westen her über die geröllbedeckten Hänge des Razoitals. Jedenfalls gibt es für den, der vom Razoital aus die Tschengelser Hochwand besteigen will, einen interessanteren Weg. Ich meine den über den Pederfick, 3140 *m*, und den diesen Gipfel mit der Hochwand verbindenden Grat. Wenn ich mich recht erinnere, ist diese Route einmal gemacht worden und zwar von Dr. Bertram, meines Wissens auch dem einzigen Besucher Suldens, der eine Besteigung des Pederficks ausgeführt hat. Der Augenschein lehrt, daß dieser Weg leicht ist, aber der Übergang vom Pederfick zur Hochwand muß eine schöne und aussichtsreiche Wanderung

sein. Kaum zu empfehlen ist der Aufstieg vom Zaytal über die Südwand, den Dr. Löwenbach im Mai 1899 ausführte,[1]) weil die gewöhnliche Route tief verschneit war; mehr jedenfalls der schneidige und schwierige Ostgrat, allerdings nur für geübte Kletterer. Ed. Wagner und ich hatten diese Tour im Sommer 1904 auf unserem Programm, konnten sie aber wegen des großen Schneefalls im letzten Drittel August nicht ausführen. Ich kann daher aus eigener Anschauung nicht über sie urteilen und muß mich auf die Wiedergabe des Berichtes der Frau R. Friedmann beschränken.[2]) »Für den Abstieg wählten wir den noch nicht begangenen Ostgrat; derselbe ist sehr steil, stellenweise durch senkrechte Wandpartien und an einer Stelle durch einen hohen Überhang unterbrochen. Doch sind die senkrechten Stellen nicht sehr lang, resp. hoch und daher im Abstieg nicht besonders schwierig; im Aufstieg dürften sie viel schwieriger sein. Erhebliche Schwierigkeiten machte nur der erwähnte 8—9 *m* hohe Überhang, welcher durch Abseilen überwunden werden mußte, sowie eine sich unmittelbar an ihn anschließende, den Schluß und tiefsten Teil des Grates bildende, sehr exponierte Plattenstelle hoch über dem Zayferner, jedoch mit durchaus verläßlichem Gestein. Gleich darauf standen wir in der Scharte zwischen Tschengelser Hochwand und Saurüssel (Schafberg) (2 1/2 Stunden von der Spitze) und stiegen durch die Südwestwände und Geröllfelder auf den Zayferner ab«.

Seitdem ist der Ostgrat wohl nicht wieder begangen worden. Auch die Besteigung der Hochwand vom Tschengelsertal aus über die Nordwand wurde erst einmal, und zwar von mir mit Alois Pinggera im Jahre 1893 durchgeführt, und doch

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 145.
[2]) Mitteil. d. D. u Ö. A.-V. 1898, S. 167.



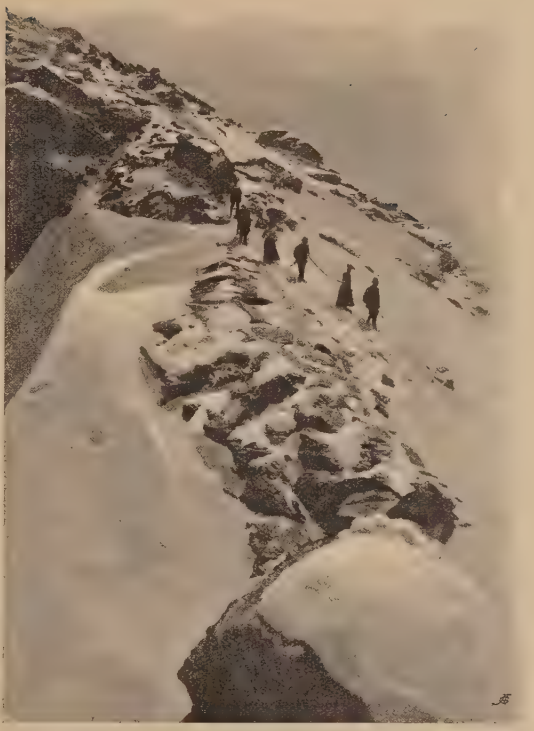
Auf dem Joche der Tschengelser Hochwand.

ist sie von eigenartigem Reiz. Nicht wegen sportlicher Pikanterien, sondern weil das Tschengelsertal trotz seiner Ausmündung in das belebte Etschtal so einsam und unberührt ist, wie es sonst nur ganz entlegene und schwer zugängliche Gegenden sind, und dadurch einen ganz besonderen Zauber ausübt. Vielleicht ist aus diesem Grunde dem einen oder anderen Leser der Zeitschrift eine Schilderung dieser Bergfahrt nicht unwillkommen.

Am Nachmittag des 21. August in genanntem Jahre trafen wir von Laas über Schgums im Dorfe Tschengels ein und traten alsbald den Aufstieg zur oberen Tschengelser Alpe an. Der Weg dahin führt am linken Ufer des Tschengelser Bachs aufwärts und ist anfangs ungemein steil, ein rechter Schinder, der uns bei der an jenem Tage herrschenden Hitze manchen Schweißtropfen kostete. Nach vierzig Minuten war die größte Steilheit überwunden, und kühlender Waldesschatten nahm uns auf. Auf der Unteren Alpe bietet sich ein hübsches Bild. Die oberste Talstufe schneidet in einer steilen, etwa 125 *m* hohen Felswand ab, über die der Bach dreigeteilt in schönen Kaskaden herabstürzt. Angesichts derselben überschritten wir den Bach und erreichten die Untere Alpe, von der ein Steig im Zickzack zu der fast ebenen Talstufe führt, auf der die Obere Alpe liegt. Um 6½ Uhr, 3 Stunden nach dem Abmarsch von Tschengels, langten wir bei der Malge, ca. 2000 *m*, an. Ihre Lage ist herrlich. Im Süden fesseln den Blick die Abstürze der uns um 1300 *m* überhöhenden Tschengelser Hochwand, die von hier einen ganz anderen, weit imposanteren Eindruck macht als von der Suldener Seite aus. Im Norden ragen jenseits des Etschtales die Schneehäupter der Ötztaler Alpen hervor. Die letzten Strahlen der Abendsonne benutzten wir, um die morgige Anstiegsroute festzustellen. Am leichtesten gestaltet sich die Besteigung von hier aus offenbar, wenn man den Westgrat zu erreichen trachtet und über diesen dem Gipfel zustrebt. Doch ist dieser Weg wahrscheinlich uninteressant und mühsam, da er viel über Geröll führt. Schöner ist jedenfalls der Anstieg durch die Wand, für den wir uns entschieden.

Dann wandten wir uns der Sorge für unser Unterkommen zu. Der Senn, der zum ersten Male touristischen Besuch erhielt, ist gern bereit, uns zu beherbergen und stellt uns seine Wohnung und deren Inventar zur Verfügung. Beides ist sehr primitiv. Eine große Öffnung zwischen Wand und Dach der Malge gestattet allen Winden Zutritt; notwendig ist sie indessen, um den Rauch der offenen Feuerstätte hinauszulassen. Die Pritsche, die den Sennen und seinen Buben allnächtlich aufnimmt und auch unser Lager für die Nacht bilden soll, ist mit einer dünnen, völlig durchgelegenen Strohschicht bedeckt. Die einzige Sitzgelegenheit ist eine schmale Bank, von der ich Besitz ergreife; Lois behilft sich mit einem umgestürzten Melkeimer, der Senn und sein Bub balancieren auf ihren einbeinigen Melkschemeln. Die Bereitung des abendlichen Tees bringt selbst den erfinderischen Lois in Verlegenheit, denn das Kücheninventar der Malge besteht nur aus einer Pfanne, in der der Senne seinen Schmarrn zubereitet, und zwei Löffeln. Es bleibt nichts anders übrig, als Wasser in der Pfanne zu sieden und dann den Tee hineinzuschütten. Das so zustande gekommene Getränk wurde löffelweise in unsere Trinkbecher geschöpft und erhielt hier durch Zusatz von Zucker und Rum seine endgültige Gestalt. Den Rest des Abends verplaudern wir mit dem Sennen und seinem Buben, in dem Lois im Laufe des Gesprächs einen Namensvetter und nahen Verwandten entdeckt. Irgend welchen Austausch verwandtschaftlicher Gefühle hat diese Erkennungsscene nicht zur Folge, doch fordert Lois den neu gewonnenen Neffen auf, in seine Dienste zu treten, und stellt ihm einen um 15 Gulden höheren Jahreslohn in Aussicht. Das Erlöschen des Herdfeuers nötigt uns schließlich bei dem Mangel jeder anderen Beleuchtung, schon sehr frühzeitig unser Lager aufzusuchen, wenn man die in jeder Hinsicht ungeeignete Vorrichtung so nennen will. Nie in meinem Leben habe

ich schlechter geschlafen! Das Schnarchen des Sennen, der dicht an meiner Seite ruhte, abgebrochene Naturlaute des anscheinend von Alpdrücken heimgesuchten Hirtenknaben und periodisches Ertönen von Kuhglocken vereinigte sich zu einem Konzert, das bei mir jeden Schlaf ausschloß. Schließlich kam zu dem allen noch ein lebhaftes Gemecker von Ziegen hinzu. Diese anscheinend sehr wenig Ruhe bedürftigen Tiere hatten in größerer Anzahl das Dach der Malge bestiegen und verkürzten sich durch mutige Sprünge und lebhafte Unterhaltung in ihrer durchdringenden Sprache die Langeweile der nächtlichen Stunden. Da ich den Gedanken an Schlaf längst aufgegeben hatte, machte diese neue Flut von Tönen keinen besonderen Eindruck mehr auf mich; mit einer gewissen Genugtuung bemerkte ich vielmehr, daß auch der gesunde Schlaf meiner Lagergenossen diesem Angriff nicht standzuhalten vermochte, wie leise gemurmelte Flüche bekundeten. Ohne Bedauern trennten wir uns beim ersten Grauen des Tages von unserer »Ruhestätte« und verließen, nachdem die wieder sehr umständliche Bereitung des Frühstücktees gelungen war, um 5 Uhr 15 Min. die Hütte, begleitet von den Segenswünschen des Sennen, den die Spendung eines halben Guldens in die fröhlichste Stimmung versetzt hatte.



Abstieg von der Tschengelser-Hochwand.

Am Fuße der Hochwand gingen wir anfangs über steile Grashalden in direkter Richtung auf drei kegelförmige Felstürme los und verfolgten dann über leichte Felsen und Geröll eine Felsrippe aufwärts. Auf einem breiten Absatz des Berges, den wir nach fast zweistündiger Wanderung erreichten, beschlossen wir, Frühstücksrast zu halten, da die Steilheit der noch bevorstehenden Wegstrecke es unwahrscheinlich machte, daß sich vor Erreichung des Gipfels noch ein geeigneter Ruheplatz finden lassen würde. Doch eine betrübende Entdeckung raubte uns alle Eßlust. Beim Aufwickeln der Hüllen des mitgebrachten Proviantes stellte es sich heraus, daß zahlreiche Würmer uns zuvorgekommen waren. Mit ähnlichen Gefühlen, wie der Reiter in Schwabs Gedicht seines gefahrvollen Rittes über den Bodensee, gedachten wir unserer gestrigen Abendmahlzeit im Halbdunkel der Sennhütte, schleuderten schaudernd Schinken und Wurst weit weg und traten, nachdem wir den aufsteigenden Ekel mit einem kräftigen Schluck niedergekämpft hatten, den Weitermarsch an.

Nach Querung einiger vereister Rinnen, die Stufenarbeit erforderten, zogen wir uns allmählich nach links zu einem breiten Schneecouloir, verzichteten aber auf seine Benutzung, da es vereist war und Steine darin niedergingen, und wählten

statt seiner eine Felsrinne, die gut gangbar war und uns schnell weiterbrachte. Von ihrem Ende aus ging es über schlüpfrige, aber mit festen Griffen versehene Platten zu einem nicht schweren, aber wegen seines brüchigen Gesteins Vorsicht erheischenden Kamin, nach dessen Überwindung bald das obere Firnfeld erreicht wurde. Trotz seiner geringen Neigung erforderte es sorgfältige und mühsame Stufenarbeit, da auf blankem Eis eine völlig erweichte Schneeschicht lagerte. Bessere Verhältnisse wies der Gipfelgrat auf, über den wir 9 Uhr 30 Min. die höchste Spitze erreichten. Eine halbe Stunde genossen wir die entzückende Aussicht, dann trieb uns der Hunger zu Tal. Auf dem damals neu angelegten Wege stiegen wir in 50 Minuten zur Düsseldorferhütte ab, wo uns ein reichliches Mahl, von Mariannele, des alten Hans Pinggera wirtlicher Tochter, bereitet, für das mißglückte Frühstück und ein langer Mittagsschlaf in den vortrefflichen Hüttenbetten für die entgangene Nachtruhe entschädigte. Das war meine erste Besteigung der Tschengelser Hochwand. Zahlreiche sind ihr gefolgt, und alle haben mir den bei dem ersten Besuch empfangenen Eindruck bestätigt, daß der leicht ersteigbare, jedermann zugängliche Berg eine Aussicht bietet, die die meisten seiner besternten Rivalen übertrifft, so daß er in ausgesprochenem Sinne als überaus lohnend bezeichnet werden muß. Übrigens bricht sich diese Überzeugung in immer weiteren Kreisen Bahn; der noch zur Zeit der Abfassung der »Erschließung der Ostalpen« sehr vernachlässigte Gipfel wurde in den letzten Jahren allsommerlich von 120—140 Partien bestiegen.

Der Südwestgrat der Tschengelser Hochwand setzt sich in einem langen Felskamm fort, der das Zaytal vom Razoital trennt und im Hintern Schöneck, 3129 *m*, einem durch Weganlagen der Sektion Düsseldorf aufs bequemste zugänglich gemachten Aussichtspunkt, sein Ende erreicht.

Auf der Alpenvereinskarte und in der alpinen Literatur hat der vielfach geschartete, mit zahlreichen Türmen und Gendarmen gespickte Kamm den gut gewählten Namen Schöneckschneide erhalten. Schon im Ostalpenwerke wird von einer teilweisen Überschreitung der Schöneckschneide vom Schöneck aus im Jahre 1885 berichtet: »Es mußte eine Anzahl von Türmen überklettert werden, von denen die ersten niedriger und minder schwierig waren, die später zu überwindenden an die Klettertüchtigkeit und Ausdauer größere Anforderungen stellten.« Das stimmt nicht recht mit der Wirklichkeit. Der zweite Turm vom Schöneck aus ist weitaus der schwerste von allen, er kann von jener Seite kaum ohne Abseilen gemacht werden, während die vier letzten nach der Tschengelser Hochwand hin verhältnismäßig leicht sind. Peter Dangl, der leitende Führer jener Partie, hat mir denn auch früher einmal eingestanden, daß diese Überschreitung eine »sehr teilweise« gewesen ist und die schweren Gratstellen durch Absteigen umgangen worden sind. Das gilt wohl auch von den meisten Wiederholungen, die im Hüttenbuche der Düsseldorferhütte verzeichnet sind. Führern, die diese Partien geleitet hatten, waren, wie ich feststellen konnte, die eindrucksvollsten und charakteristischsten Stellen der Schneide völlig unbekannt. Ed. Wagner und ich unternahmen die Tour am 21. August 1904 als Trainingstour für den Marltgrat. Sie eignet sich dafür aufs beste. Auf dem ganzen Marltgrat gibt es keine so schwere Kletterstelle, als sie die Schöneckschneide verschiedentlich bietet. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß diese schwerer ist als der Marltgrat. Ganz abgesehen von allen anderen Verschiedenheiten der beiden Partien sind die Schwierigkeiten der Schöneckschneide immer nur von kurzer Dauer und wechseln mit ganz leichten Stellen. Außerdem, und das ist die Hauptsache, lassen sie sich sämtlich umgehen; man braucht nur eben tief genug abzusteigen. Wert und Reiz bekommt die Partie daher nur dadurch, daß wirklich sämtliche Türme und Gendarmen der Schneide überklettert werden, wie wir an jenem Tage taten.

Nachdem wir die Hütte um 6 Uhr verlassen hatten, standen wir 7 Uhr 15 Min. in der nördlichsten Scharte des Kamms, am Fuße des Gipfelgrats der Tschengelser Hochwand, und wandten uns nunmehr links dem ersten Turm zu, dessen Höhe in zehn Minuten ohne jede Schwierigkeit erreicht wurde. Gleichfalls leicht ging es auf der andern Seite über grobe Blöcke hinab; dem letzten Steilabbruch, der übrigens auch direkt bezwungen werden kann, wichen wir auf der Zaytalseite aus und gewannen durch eine Rinne ein Band, das bequem zur Scharte führte, 7 Uhr 45 Min.

Der zweite Turm besteht in seinen unteren Teilen aus sehr brüchigem, gebändertem Schiefer. Wir machten ein paar Schritte in der Razoierflanke, stiegen dann gerade empor zu einem Bande, das uns nach links zurück auf die Höhe des untersten Gratabbruchs führte. Von hier ab lagern auf dem Schiefer feste Granitfelsen, über die eine lustige und luftige Kletterei uns zu dem mit einem Steinmann gezierten riesigen Gipfelblock brachte. In der nächsten Scharte, der tiefsten des ganzen Kamms, die über grobe Blöcke um 8 Uhr 55 Min. betreten wurde, hielten wir Frühstücksrast bis 9 Uhr 20 Min. Nun galt es dem dritten Turm, der uns bei der Musterung des Grats vom Hohen Angelus aus als der schwerste erschienen war, auch noch von der Scharte aus, namentlich in seinen oberen Teilen recht unangenehm aussah, aber, wie das so häufig bei der Beurteilung von Felspartien aus der Entfernung der Fall ist, uns vollständig täuschte. Von der Scharte kletterten wir zuerst gerade empor zu einem Vorzacken, dessen Kopf wir auf der Zaytalseite umgingen, um in die Rinne zwischen Vorzacken und Turm zu gelangen. Nach Querung der Rinne stiegen wir auf Bändern und Schutt über eine kleine Terrasse in der Nordflanke des Turms schräg links aufwärts zur Ostschulter des Turms, wo unser die schon erwähnte Überraschung wartete. Wir glaubten, am Beginn der eigentlichen Schwierigkeiten zu stehen, und fanden sie zu Ende. Knapp unter dem Grat auf die Ostseite übertretend, trafen wir auf gut gestuften Fels und Blockwerk, über das wir den Gipfel ganz gut ersteigen konnten. (10 Uhr bis 10 Uhr 17 Min.) Ein kurzer Abstieg brachte uns auf das höchstgelegene Rasenband, und eine von diesem nach rechts ziehende Schuttrinne zur nächsten Scharte, von der der niedrigere vierte Turm leicht über die Kante erklettert wurde. Von ihm zieht der Grat fast eben fort zum Fuß des fünften Turms, der durch seine Moosbekleidung auffällt und recht unangenehm zu erklettern ist. Die kleinen Wandeln, in denen er sich aufbaut, sind nicht hoch, aber steil, die oberen Leisten schmal, grifflos und durch das Moos schlüpferig. Da man infolgedessen nur die Hand auflegen, aber nicht zugreifen kann, ist es nicht leicht, das Gleichgewicht zu behaupten und sich vor dem Zurückfallen zu hüten. Im Abstieg ist der Turm von dem als letzter Gehenden wohl nur mittels Abseilens gefahrlos zu machen. Das war offenbar auch schon geschehen, denn wir fanden oben einen Seilring. Der moosige Gendarm fällt auf der anderen Seite glatt und senkrecht zu einer kleinen, nur wenige Schritte breiten Scharte ab. Wir mußten daher ein paar Schritte zurücksteigen, bogen dann rechts aus und kletterten in einem kleinen, schutterfüllten Kamin zur erwähnten Scharte ab, jenseits deren der Grat alsbald in einer senkrechten, in der Mitte überhängenden Wand aufsteigt. Freund Wagner nahm den Überhang sehr elegant; mir machte er, obwohl ich durch das Seil gesichert war, große Mühe, wie ich denn überhaupt an jenem Tage nicht gut disponiert war. (11 Uhr 40 Min.) Nun folgt für längere Zeit eine leichte Wegstrecke, ein einfacher Blockgrat. Über ihn und einen aus groben Granitklötzen bestehenden Gratkopf kamen wir zu dem Fuße des großen, mehrfach gezackten sechsten Turms, der wegen seiner gewaltigen Dimensionen und der auffallenden Farbe seines roten Gesteins schon vom Tale aus wiederholt unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Auch hier fanden wir nicht die

erwarteten Schwierigkeiten, denn der Gipfel des Turms ließ sich zuerst durch einen Riß zwischen dem ersten und zweiten Zacken, dann über die Gratkante in angenehmer Kletterei ersteigen. (12 Uhr 40 Min.) Der Gratstrecke nächst dem roten Turm entragen mehrere steile und spitze Gendarmen, die wieder Anlaß zu sehr anregender, nicht leichter, aber wegen des festen, rauhen Gesteins gefahrloser Kletterei gaben. Am Ende des Gendarmengrats aber stellte sich uns ein anscheinend ganz unüberwindliches Hindernis entgegen.

Es ist der mächtige Doppelturm (Nr. 7), nächst dem zuletzt überstiegenen der höchste des ganzen Kamms, der schon beim Aufstieg zur Düsseldorferhütte in die Augen fällt. Direkt vom Grat aus ist ihm nicht beizukommen, denn dahin fällt er in einer grauplattigen Wand ab. Schweren Herzens entschlossen wir uns daher, den Grat zu verlassen und das Ungetüm auf der Zaytalseite zu umgehen. Doch nur wenige Schritte waren wir abgestiegen, da zeigte sich in der gleichfalls sehr steilen und glatten Ostflanke des Turms ein Einriß, durch den die Ersteigung möglich erscheint. Rasch war unser Entschluß gefaßt; wir querten hinüber zur Mitte der Ostwand und erreichten durch einen kleinen Kamin einen Rasenfleck am unteren Ende des Risses, wo wir zunächst eine Rast von 25 Minuten hielten, um uns durch einige Bissen und eine Zigarette für die offenbar nicht leichte nächste Aufgabe zu stärken. In der Tat erforderte der an drei Stellen überhängende, übrigens nicht exponierte Kamin, den es nun zu forcieren galt, sehr anstrengende Arbeit; die schwerste Stufe überwanden wir vermittels Steigbaums, indem Wagner auf meine Schultern stieg und mich dann ausgiebig mit dem Seil unterstützte. Vom Ende des Kamins erkletterten wir leichter die Scharte zwischen den beiden Köpfen des Turms, und von ihr aus den linken Gipfel, der etwas niedriger ist als sein nördlicher Nachbar. Unangenehm war auch der Abstieg nach der nächsten Scharte, wenigstens das oberste Stück. Die erste, nicht hohe, aber senkrechte Stufe ließ sich mangels geeigneter Griffe an der glatten Gipfelkante nur durch Abseilen bewältigen. Leicht war dann wieder der Anstieg über Schutt und Blöcke auf den nächsten und letzten Turm (Nr. 8), und eine bequeme Wanderung über verschiedene kleine Gratköpfe brachte uns in weiteren 20 Minuten zum Hintern Schöneck. (3 Uhr 25 Min.) Kurz vor dem Erreichen unseres Zieles erlebten wir die letzte Enttäuschung an jenem Tage. Wir hatten gehofft, das Hintere Schöneck diesmal auf ungebahntem Wege zu erreichen und so als stolzen Dreitausender fürs Tourenverzeichnis verwerten zu können. Aber diese Hoffnung trog uns, denn in ganz geringer Entfernung von dem Gipfel erreicht den Grat der Weg von der Düsseldorferhütte, auf dem wir die letzten Schritte zurücklegten. Wer also den gleichen Ehrgeiz hat wie wir und ihn befriedigen will, muß das Hintere Schöneck von der Razoier Seite angehen und dürfte dabei recht tüchtige Arbeit finden. Vielleicht kommt aber der Berg auf diese Weise doch noch einmal in mein Tourenverzeichnis!

Der Laasergrat.

Der Gebirgskamm, der das Laasertal nach Südosten begrenzt und es vom parallelen Martelltal trennt, streicht von der Schildspitze, die seinen südwestlichen Ausgangs- und Kulminationspunkt, 3468 *m*, bildet, an Gipfel- und Kammhöhe allmählich abnehmend, zuerst östlich, von der Äußeren Pederspitze, 3405 *m*, an nordöstlich, sinkt in der Schluderscharte bis auf 2995 *m* herab, schwingt sich dann aber noch einmal in der Laaserspitze zur Höhe von 3303 *m* empor. Hier teilt sich der Kamm in einen nordwestlichen und nordöstlichen Ast, deren Eckpfeiler, Jennewand und Weißwandl — wegen ihres Marmorreichtums bekannt, aber touristisch nicht mehr von Bedeutung und daher aus unserer Betrachtung auszuscheiden — jäh

und unvermittelt ins Vinschgau abbrechen. Der Hauptkamm trägt sieben benannte Hochgipfel; außer den schon erwähnten im westlichen Kammstück noch die Mittlere Pederspitze, 3457 *m*, im nordöstlichen Lyfispitze, 3350 *m*, Schluderzahn, 3255 *m*, und Schluderspitze, 3231 *m*. Selbständige Bedeutung besitzt auch der P. 3369 der Alpenvereinskarte, der durch verhältnismäßig tiefe Scharten von seinen Nachbarn, Lyfispitze und Äußere Pederspitze, deutlich getrennt ist. Von den Gipfeln der südlichen Marteller Alpen aus betrachtet präsentiert sich dieser Punkt als keckes Horn, seinen Nachbarn nicht nachstehend und Schluderspitze und Schluderzahn an Wirkung weit überbietend. Wagner schlug für ihn den Namen Lyfihorn vor, und da diese Bezeichnung nach Form und Lage durchaus entsprechend erscheint, empfiehlt es sich, sie anzunehmen. Innerhalb der umschriebenen Grenzen sinkt der Kamm nur an der einen, schon erwähnten Stelle wenig unter 3000 *m* hinab; in dem westlichen Gratstück, das die höheren Gipfel trägt, liegen die Scharten zwischen 3200—3300 *m*. Die Gipfel überhöhen also die Kammlinie nur wenig. Außerdem haben die phyllitischen Schiefer, aus denen sie großenteils aufgebaut sind, der Verwitterung wenig Widerstand geleistet, die Spitzen bestehen aus Schutt und mehr oder weniger grobem Blockwerk; festen, zusammenhängenden Fels findet man nirgends. Die Formen der Gipfel sind daher, abgesehen von dem Kleinen Schluderzahn, sanft und sie besitzen keine ausgesprochene Individualität. Am meisten noch die Laaserspitze, die sich rasch und verhältnismäßig hoch (300 *m*) über der nächsten Gratscharte aufbaut und dank der drei ihren Fuß umgebenden Täler eine ausgeprägtere Sonderexistenz führt.

Der Laasergrat liegt der Talsohle des Laasertals im Durchschnitt doppelt so nahe als der des Martelltals; der Abfall nach Nordwesten ist demnach viel steiler und geschlossener, und zur Ausbildung von Nebenkämmen und Seitentälern ist es auf dieser Seite so gut wie gar nicht gekommen. Dagegen sendet der Hauptkamm nach Südosten und Süden zahlreiche sekundäre Felsgrate aus, was die Bildung von ebensoviel Seitentälern zur Folge hat.

Die wichtigsten dieser Querriegel lösen sich aus dem Hauptkamm bei der Laaser-, Schluder-, Lyfi- und Äußeren Pederspitze, und die dadurch entstehenden Täler sind Schluder-, Rosim-, Lyfi- und Pedertal. Die Höhe der Seitenkämme ist nicht unbedeutend; nicht wenige ihrer Gipfel erheben sich über 3000 *m*, einer, die Sonnenwand, bis zu 3246 *m*. Doch verbietet sich ihre Berücksichtigung durch die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raums. Der Charakter der Seitentäler ist ein sehr gleichförmiger: unten meist magere, steinige Alpen, weiter oben Schutt und Geröll. Die Vergletscherung ist infolge der südlichen Richtung der Hänge eine schwache, nur im oberen Lyfi- und Pedertal finden sich wirkliche, aber auch noch ziemlich unbedeutende Gletscher.

Diese Seitentäler des Martell bilden die von der Natur gewiesenen Zugänge zu den Gipfeln des Hauptkamms, und durch sie sind fast ausnahmslos die ersten Besteigungen erfolgt. Zuerst begreiflicherweise die der Laaserspitze. Diese weithin sichtbare und lockende Aussichtswarte ist wohl schon frühzeitig und verhältnismäßig zahlreich von Einheimischen, Bewohnern des Vinschgaus und des Martelltals besucht worden. Ein Beweis dafür ist, daß der Trigonometer J. Feuerstein im Jahre 1855 auf dem Gipfel einen riesigen Steinmann vorfand. Der genannte Herr hat im gleichen Jahre die Äussere Pederspitze, sein Fachgenosse Th. Hoffmann 1862 die Schluderspitze bestiegen. Schildspitze, Mittlere Peder- und Lyfispitze erhielten ihren ersten Besuch durch J. Payer, der in ihnen geeignete Basispunkte für seine kartographischen Aufnahmen erblickte. Wie man sieht, waren es weniger touristische und ästhetische Motive als berufliche und wissenschaftliche Interessen, die die ersten Besteigungen der Gipfel des Laasergrats bewirkt haben. Das ist

ebensowenig zu verwundern, als daß die Erstbesteiger wenig Nachfolger gefunden haben. Die Gründe dafür, daß die meisten Laaser Berge zahlreichen touristischen Besuch nicht anzulocken vermögen, sind oben schon angegeben worden. Dazu kommt, daß die Zugänge vom Martell, die lange Zeit fast allein in Frage kamen, zwar leicht, aber wegen der niedrigen Lage der Talstationen Salt und Gand und der bedeutenden horizontalen Entfernungen lang und mühsam waren.

Der Bau der Zufallhütte im oberen Martelltal änderte daran etwas, aber nicht viel, da diese Hütte bekanntlich in erster Linie für andere Berge und Übergänge bestimmt ist. Im Laasertal aber, von dem aus die Anstiege viel kürzer und interessanter sind, fehlte es bis zum Jahre 1895 an jeder Unterkunft. Erst die Erbauung der Troppauerhütte half diesem Übelstand ab. Sämtliche Gipfel des Laasergrats lassen sich von ihr aus erreichen und in mannigfacher Weise zu höchstlohnenden Kammwanderungen verbinden.[1]) Und in der Gelegenheit zu solchen Kammwanderungen liegt meines Erachtens die touristische Bedeutung der Berge des Laasergrats. Gerade das, was ihre ästhetische Wirkung schwächt, die geringen Höhendifferenzen zwischen Gipfeln und Pässen, macht sie für den genannten Zweck besonders geeignet. Diese Beobachtung drängte sich mir auf gelegentlich dreier Kammwanderungen, die mir die Bekanntschaft mit allen Gipfeln des Kamms vermittelten und sich sehr genußreich gestalteten.

Die erste dieser Touren wurde von mir am 8. September 1896 mit Frl. Luise Schütz und Führer T. von der Troppauerhütte aus unternommen. Unsere Absicht war, die Gratwanderung Laaserspitze—Schluderspitze—Schluderzahn, auf die die ersten Begeher, die Herren von Smoluchowsky, H. Lorenz und R. Lenk in den »Mitteilungen« von 1893 als sehr lohnend hingewiesen hatten, zu wiederholen und gegebenenfalls noch weiter fortzusetzen. Nachdem wir die Hütte um 5 Uhr 5 Min. verlassen hatten, erreichten wir über Grashänge, Geröll und kleine Schneeflecken 7 Uhr 15 Min. die Schluderscharte, den ersten der drei Übergänge zwischen Laaser- und Martelltal. Der Weg bis hierhin ist uninteressant, aber leicht und mühelos, da fast überall Wegspuren vorhanden sind. In der Scharte hatten wir die erste Differenz mit unserem Führer, der hier zu frühstücken pflegte und von dieser Gewohnheit nicht abgehen wollte, während wir erst auf dem Gipfel zu rasten vorhatten. Da eine Einigung nicht zu erzielen war, ließen wir ihn frühstücken und gingen ohne ihn weiter. Der Blockgrat, der von der Scharte zum Gipfel führt, ist gleichfalls ohne jede Schwierigkeit zu begehen; aber wegen der schönen, sich immer freier entfaltenden Blicke ist dieser Teil des Wegs recht genußreich. Die Krönung der schönen Wanderung bildet dann die wahrhaft wundervolle Rundschau, die der Gipfel bietet. Wenn ich vorher sagte, daß Einzelbesteigungen der Berge des Laasergrats nicht gerade lohnend seien, so gilt das nicht von der Laaserspitze, die als Aussichtsberg mit der Tschengelser Hochwand rivalisiert und eine ähnliche Verbindung von großartigen Hochgebirgsbildern und weiten Talblicken bietet. Wir genossen diese Herrlichkeit eine halbe Stunde (8 Uhr 30 Min. bis 9 Uhr), während deren T. sich wieder zu uns gesellte, standen um 9 Uhr 45 Min. ein zweites Mal auf der Schluderscharte, wo wir das zurückgelassene Gepäck aufluden, um uns alsdann dem zur Schluderspitze führenden, mit etwas Neuschnee gepuderten Felsgrat zuzuwenden. Hier kam es zur zweiten Meinungsverschiedenheit zwischen uns und unserem Führer. T. fand an der Gratwanderung offenbar keinen Geschmack; er wollte den Zacken und Türmen des Grats dadurch aus dem Wege gehen, daß er das plattige Geröll auf der Marteller Gratflanke zu begehen vorschlug, und es bedurfte energischen Zuredens, um ihn auf dem rauhen Pfade der Tugend zu erhalten.

[1]) Daß die Bedeutung der Hütte damit nicht erschöpft ist, wurde schon wiederholt gezeigt.

Den steilen Gratturm (P. 3134 der Alpenvereinskarte) vor der Schluderspitze, den die ersten Begeher nach ihrem Bericht auf der Südostseite umgingen und der infolge des Neuschnees in der Tat nicht ganz leicht zu bewältigen war, erklärte er für unersteiglich und entschloß sich erst zur Nachfolge, nachdem ich und meine Begleiterin die Irrigkeit seiner Auffassung augenscheinlich gemacht hatten. Bei der Fortsetzung der Wanderung, während der wir uns immer tunlichst auf dem Grate selbst hielten, beobachtete T. dasselbe Verfahren. In recht anregender, mäßig schwerer Kletterei erreichten wir so die unbedeutende Graterhebung, die ganz unverdientermaßen den Namen Schluderspitze bekommen hat. Wenn man auf ihr steht, so hat man kaum den Eindruck, einen Gipfel unter sich zu haben, und von den Bergen der Umgegend, beispielsweise Hintere Rotspitze oder Zufrittspitze, erscheint sie als alles andere eher denn als Spitze. Schluderwand wäre jedenfalls eine weit passendere Bezeichnung. Dagegen trägt ihr Nachbar im Südwesten, ein nicht sehr hoher, aber ungemein kecker kleiner Felsturm, seinen Namen Schluderzahn mit vollem Rechte. An seinem Fuß langten wir um 12 Uhr 15 Min. an und hielten eine dreiviertelstündige Mittagsrast. Unserm Führer wurde der Genuß derselben durch den Anblick des steilaufragenden Zackens augenscheinlich getrübt. Nachdem er an uns die Frage gerichtet, ob wir denn diesen Gipfel auch noch ersteigen wollten, und eine bejahende Antwort erhalten hatte, versank er in beredtes Schweigen. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm erklärte, er brauche nicht mitzugehen und könne sich dadurch nützlich machen, daß er unsere Rucksäcke in der Zwischenzeit um den Zacken herumtrüge, muß aber zu seiner Ehre bemerken, daß er diesen Ausweg nicht aufgriff, sondern, wenn auch wohl unter peinlichen Gefühlen, uns nachfolgte und somit unter den bisher recht seltenen Besteigern des Schluderzahns mitzählt. Viel Ruhm ist allerdings nicht damit zu ernten; denn die Kletterei ist wohl etwas exponiert, aber durchaus nicht schwer, da die groben Blöcke, die den Gipfel bilden, Griffe und Tritte in Hülle und Fülle bieten. Außerdem ist sie ganz kurz; schon nach acht Minuten standen wir auf der Spitze des Zahns. In einem Steinmanne fanden wir die Karten der ersten Ersteiger und die Daten einer zweiten Besteigung durch einen Teilnehmer der ersten Partie, Herrn Lenk. Ob der Schluderzahn seitdem weiteren Besuch gehabt hat, ist mir sehr zweifelhaft. 1 Uhr 15 Min. verließen wir den Gipfel auf demselben Wege, um unser zurückgelassenes Gepäck aufzunehmen, umgingen dann den Fuß des Schluderzahns (auf welcher Seite, ist mir nicht mehr erinnerlich) und gelangten zur Laaserscharte, die sowohl von der Laaser- als auch von der Martellerseite ganz leicht zugänglich, einen bequemen, aber kaum benutzten Übergang zwischen den beiden Tälern bildet. Von der beabsichtigten Fortsetzung der Tour über die Lyfispitze nahmen wir infolge der vorgerückten Zeit und der Ungewißheit über die Dauer des weiteren Wegs, die T. sehr hoch einschätzte, Abstand und stiegen zum Laaserferner ab. Eine mühselige Schneewaterei, bei der unser Führer sich wirklich nützlich machte, brachte uns um 4 Uhr zum Rosimjoch und ein 2½stündiger Marsch von da nach Sulden.

Eine zweite Wanderung, die ich mit meinem Sektionsgenossen Herrn. Feuth im Jahre 1900 von der Düsseldorferhütte aus unternahm, lehrte mich die Gipfel des westlichen Kammstücks, Äußere und Mittlere Peder-, sowie Schildspitze kennen. Es fehlte mir noch die Lyfispitze. Als nun im vorigen Sommer nach dem tagelangen starken Neuschnee vom 22.—25. August schwerere Partien zunächst ausgeschlossen waren, schien mir der richtige Augenblick gekommen, diesem Mangel in meiner Kenntnis der Laasergruppe abzuhelfen. Freund Wagner, an und für sich schon immer bereit, auf meine Vorschläge einzugehen, zeigte sich in diesem Falle besonders willig, da er offenbar ein tieferes Interesse für P. 3369 gefaßt hatte, für den wir auf seinen Vorschlag hin den Namen Lyfihorn angenommen hatten. Zu unserer

Freude schloß sich uns Professor R. Scholl aus Karlsruhe, der damals längere Zeit in Sulden weilte, an.

Am 29. August 5 Uhr 35 Min. früh brachen wir von der Düsseldorferhütte auf, deren ganze Umgebung noch tief verschneit war, und betraten nach kurzer Zeit den Zayferner, wo wir uns der verschneiten Spalten wegen alsbald anseilen mußten. Da die Decke des Neuschnees noch nicht trug und daher mühsames Schneebrechen während der ganzen Tour zu gewärtigen war, war an jenem Tage die Frage, wer vorangehen sollte, von besonderer Wichtigkeit. Nach dem Übereinkommen zwischen Wagner und mir, daß das Tragen des Seiles und der Vortritt ein um den andern Tag wechselten, wäre ich an jenem Tage der zweite gewesen. Da wir jetzt aber zu dritt gingen, schien dieses Abkommen für die heutige Tour nicht ausreichend, und so sollte zwischen Scholl und Wagner das Los entscheiden. In einer Anwandlung völlig überflüssiger Höflichkeit, da keiner der beiden Herren daran dachte, bestand ich darauf, in diesen Wettbewerb einzutreten, und zog, eine ganz verdiente Strafe für meinen Vorwitz, das kürzeste Los. Wie erwartet, begann das Schneebrechen alsbald und machte den Aufstieg zur Angelusscharte sehr beschwerlich. Obwohl ich deshalb tunlichst die Felsen an der Südseite des Hanges benutzte und mich während der Schneepassagen keineswegs schonte, gebrauchten wir doch fast 2 1/2 Stunden bis zur Scharte statt der im »Hochtouristen« vorgesehenen 1 3/4 Stunden, die allerdings günstigere Verhältnisse und ein schnelles Steigen voraussetzen.

Auf dem Laaserferner war die Schneebrecherei, solange es abwärts ging, weniger unangenehm, und wir kamen leidlich schnell voran. Nachdem wir den Gletscher in südöstlicher Richtung abwärts gequert hatten, stiegen wir in der halbkreisförmigen Mulde zwischen Pederspitzen und der dem Gletscher entragenden, in 3328 *m* kulminierenden Felsinsel aufwärts. Ich ließ mich beim Aufstieg über die sanften Firnhänge dieser Mulde durch die vom Sickerwasser erzeugten, deshalb härter gefrorenen und tragfähigeren dunklen Stellen im Firn leiten, und mag dabei ziemlich kreuz und quer gegangen sein. Jedenfalls trugen mir die für die Nachfolgenden nicht direkt verständlichen Zickzackwege einige brummige Bemerkungen Wagners ein, die mich aber meinem System, das sich im ganzen bewährte, nicht abwendig machen konnten. Endlich betraten wir den Grat, der von P. 3369 zu der erwähnten Felsinsel hinüberführt; höchlichst befriedigt band ich mich vom Seil und überließ meinen Gefährten den Austrag der Frage, wer die süße Last nun weiterbefördern sollte. Über die groben Granitblöcke des erwähnten Grats erreichten wir leicht den P. 3369, das Lyfihorn Wagners, um 9 Uhr 35 Min. Aus der Nähe betrachtet, erwies sich der Berg keineswegs so imponierend, wie er von den Gipfeln des südlichen Martellerkamms ausgesehen hatte; er ist, wie übrigens viele andere aus der Ferne sehr stolz aussehende Gipfel, ein Haufen loser Trümmer, und Wagner mußte sich für seine Vorliebe mancherlei Neckereien gefallen lassen. Trotz der geringen Qualität des Gipfels ließen wir es uns übrigens auf ihm fast eine Stunde wohl sein und setzten unsere Tour erst um 10 Uhr 30 Min. fort. Ohne jede Mühe ging es über den Grat hinab zur Lyfischarte, wo wir die Rucksäcke zurückließen, auf der anderen Seite über treppenartig gestufte Felsen zu einem Gratkopf, der etwa 15 *m* niedriger ist als der Hauptgipfel, und endlich über Firn- und Blockwerk zur Lyfispitze, dem Zielpunkte unserer heutigen Wanderung, 11 Uhr 20 bis 45 Min. Die Lyfispitze gehört zu den ansehnlicheren Gipfeln des Laasergrats, namentlich von Süden aus gesehen, wo sie als schöne Pyramide recht günstig wirkt. Da sie aus dem Hauptkamm nach Süden heraustritt, kann man von ihr aus dessen Gipfel gut überschauen und genießt am vorteilhaftesten den Anblick des südlichen Martellerkamms, der in seiner ganzen Länge vom Hasenohr bis zum Cevedale sichtbar ist. Um 12 Uhr 15 Min. standen wir wieder bei unseren Ruck-

säcken auf dem Lyfijoch, der letzten Gratscharte, die einen Übergang zwischen dem Laasertal und dem Martell bildet. Die folgenden Einschnitte zwischen Pederspitzen und Schildspitze sind zwar von der Marteller Seite durch das Pedertal unschwer zu erreichen, vom Laaserferner aber unzugänglich oder doch nur unter sehr großen Schwierigkeiten zu ersteigen. Wer also von der Äußeren Pederspitze aus die Kammwanderung fortsetzen und nicht ins Martell absteigen will, muß sie auch bis zur Schildspitze, dem südwestlichen Endpunkte des Laasergrats, durchführen. Zweifelsohne ist diese aussichtsreiche Höhenwanderung weit mehr zu empfehlen als der Weg über den Laaserferner, zumal sie nicht viel mehr Zeit in Anspruch nimmt.

Wir hatten vom Anfang an die Absicht gehabt, den Rückweg über die Pederspitzen zu nehmen, und schritten, sobald wir das Gepäck wieder aufgenommen hatten, an die Ausführung. Da uns aber nicht nach einer zweiten Überschreitung des Lyfihorns gelüstete, so umgingen wir diesen Gipfel in der Südflanke und erreichten bald die Scharte zwischen ihm und der Äußeren Pederspitze. Hier angekommen, bemerkte ich, daß der Firngrat, der zu den Felsen des Gipfelbaues führte, in seinem oberen Teile vereist war und Stufenschlagen erforderte, und da ich der Meinung war, daß ich durch das Schneebrechen am Morgen genug für die heutige Partie geleistet hätte, blieb ich stehen, um meine Gefährten herankommen zu lassen, und machte mir unauffällig mit meinem Rucksack zu schaffen. Bald darauf stand Wagner an meiner Seite. Ein Blick auf den Firngrat! Da flog auch sein Rucksack herunter, und er hantierte geschäftig darin herum. Nun kam Professor Scholl, der zu unserer Freude nichts merkte und ahnungslos weiter ging. Nicht lange, so sauste zum ersten Male sein Pickel ins Eis, und bald mußte er sich Schritt um Schritt mit wuchtigen Hieben erkämpfen. Als seine Trace sich den Felsen näherte, wurden Wagner und ich merkwürdigerweise gleichzeitig mit unseren Rucksäcken fertig, stiegen in den guten Stufen zu ihm auf und sagten ihm zum Dank die schönsten Komplimente über seine Geschicklichkeit im Stufenschlagen. Einige Minuten steiler Kletterei an den brüchigen Felsen des Nordgrats brachten uns zu dem trigonometrischen Signal auf dem Gipfel der Äußeren Pederspitze, wo wir wieder eine längere Rast hielten. (1 Uhr 15 bis 40 Min.) In je 35 Minuten wurde dann die Mittlere Pederspitze und weiterhin die Schildspitze erreicht. Das diese Gipfel verbindende Kammstück bietet gar keine Schwierigkeiten. Meist schreitet man über schieferigen Schutt dahin; nur an einigen Stellen, wo große Granitblöcke auflagern, bietet sich Gelegenheit zu ganz leichter Kletterei. Aus demselben Material bestehen die Gipfel. Vom Pedertal aus bauen sich die Pederspitzen aus lauter losen Platten und Blöcken auf und lassen sich von da auf die verschiedenste Weise erreichen; ein vollkommener Trümmerhaufe ist die Schildspitze. Trotzdem ist die Wanderung in jenen Höhen schön und genußreich. Voraussetzung ist allerdings ein klarer Tag, der es ermöglicht, die herrliche Aussicht voll zu genießen. Wir hatten damals dieses Glück. Noch am späten Nachmittag war die Aussicht ganz ungetrübt, so daß wir noch von der Schildspitze aus die einzelnen Gruppen der so leicht verschleierten Dolomiten deutlich unterscheiden konnten. Spät und ungern schieden wir daher von den lichten, aussichtsreichen Höhen, um über den Rosimferner nach Sulden abzusteigen.

Die beiden eben geschilderten Wanderungen können ganz wohl zu einer vereinigt werden. Die Zeiten, die wir gebraucht haben, lassen sich bei flottem Gehen stark verkürzen, denn wir sind beide Male nicht schnell gestiegen und haben uns besonders bei der zweiten Tour recht eigentlich von Gipfel zu Gipfel fortgerastet. Rechne ich die Gehzeit beider Touren zusammen und setze für das nicht begangene Kammstück zwischen Laaserscharte und Lyfispitze die im »Hochtouristen« dafür vorgesehene Stunde ein, so kommen insgesamt 13 Marschstunden für die Strecke von der Troppauerhütte bis Sulden heraus, die, wie gesagt, nicht unwesentlich reduziert

werden können. Es ist daher zu verwundern, daß diese Tour noch nicht gemacht ist. Wer sie unternimmt, wird es nicht bereuen, aber auch, wer nur einen Teil des Grats beim Übergang von der Troppauerhütte nach Sulden begeht, wird gewiß befriedigt sein.

2. Die Marteller Alpen.

Das Martell ist das längste, und weil es die Gliederung des Gebirges am meisten bestimmt und beeinflußt, das geographisch wichtigste Tal der nordöstlichen Ortlergruppe. Vom Unteren Vinschgau, wo an der westlichen Seite Dorf Morter, auf dem Schuttkegel des ehemaligen diluvialen Gletschers gelegen, an der östlichen Seite die verfallenen Burgen von Unter- und Ober-Montan seinen Eingang bewachen, zieht es in fast gerader, südwestlicher Richtung zum Fuß des Cevedale ins Herz der Ortlergruppe. Eine große Anzahl meist leichter Übergänge verbindet es nördlich mit dem Laasertal, westlich mit Sulden, südlich mit dem Val Furva und den Seitentälern des Noce, dem Val del Mare und Val Rabbi, endlich mit dem Ultental. Es scheint also von der Natur recht eigentlich zur nördlichen Eingangspforte in dieses Hochgebirgsparadies bestimmt. Aber es hat dieser Bestimmung nicht gerecht zu werden vermocht. Sind auch der Wanderer nicht wenige, die heute durch das Martell dem Zentrum der Gruppe zustreben, ihre Zahl ist verschwindend gering im Vergleich mit den Tausenden, die den Weg durch das Trafoier- und Suldental wählen. Zum Teil sind es Werke von Menschenhand, die das bewirkt haben, die Erbauung der Stilfserjoch- und Suldenstraße, die ein weit bequemeres Eindringen in das Reich des Königs Ortler ermöglichen als der steinige Talweg im Martell und die, wenn auch nicht schwierigen, doch beschwerlichen Pfade zum Eisseepaß und Madritschjoch. Aber den größeren Teil der Schuld trifft die Natur. Es hat fast den Anschein, als sei sie bei ihrem Bestreben, das Tal auszustatten, in den Anläufen stecken geblieben, als seien ihr wie einst Epimetheus bei seiner Ausstattung der Lebewesen die Mittel vorzeitig ausgegangen. Das zeigt sich in mancherlei Weise.

Ganz einzig schön, kaum zu übertreffen, ist der Anblick des Cevedale von der Oberen Martelleralpe. Die gewaltigen Massen des Riesen füllen den ganzen Talhintergrund aus und werden in wirkungsvoller Weise von den beiderseitigen Talwänden eingerahmt; wundervoll kontrastiert mit dem fleckenlosen Weiß des Bergs das Grün der Wiesen und der Tannen des Vordergrunds. Aber das ist eine Ausnahme. Sonst sieht man auf der Wanderung von den Bergen, die das Tal einschließen, nicht viel; wenigstens die höheren Gipfel zeigen sich kaum, und der stete Anblick der gleichförmigen unteren Talhänge wirkt ermüdend. So ist der Reiz des Tals an sich nicht stark genug, zahlreichen Besuch anzulocken. Von den Bergen gilt das gleiche. Sie haben, wie die meisten Laaser Berge, wenig Individualität und können sich nicht entfernt mit den benachbarten Riesen der zentralen und südlichen Ortlergruppe oder auch nur der Angelusgruppe messen. Zudem ist die Besteigung der höheren Gipfel vom Tal aus auch beschwerlich, da sowohl der südliche wie der nördliche Hauptkamm weit vom Talboden entfernt ist und die Talstationen Tal und Gand niedrig liegen, während von der das Tal erschließenden Zufallhütte ein großer Teil der Gipfel erst nach vorhergehendem Absteigen erreichbar ist. Die Folge davon ist, daß die meisten Touristen das Tal nur als Durchgang nach Sulden benutzen, höchstens beim Übergang dorthin einen der Gipfel des westlichen Kamms, Schöntaufspitze oder Cevedale, mitnehmen.

Das oben Gesagte gilt aber auch noch in anderer Hinsicht. Es fehlt dem Tale nicht an nutzbaren Mineralien. In den Glimmerschiefern und Phylliten, die die oberen Talhänge und die meisten Gipfel bilden, lagern an den Höhen des Talausgangs kristalline Kalke (Marmor), die zwischen Obermontan und Salt in nicht

unbedeutenden, aber den Laasern doch nicht gleichkommenden Marmorbrüchen ausgebeutet werden. Am Talschluß kommt eisen- und goldhaltiger Kupferkies in den Kalklagern vor. Alte Gruben an der Muthspitze, am Rücken zwischen Peder- und Madritschtal und am Kamme zwischen Madritsch- und Butzental, sowie die ehemalige Schmelzhütte bei der Kapelle »St. Maria in der Schmelz« zeugen von Versuchen, diese mineralischen Schätze zu gewinnen und zu verwerten. Aber die Ausbeute war wohl zu gering, die Gewinnung zu schwierig und kostspielig; jedenfalls ist der Bergbau im ganzen Tale eingestellt worden, und die Hänge, wo einst fleißige Menschen sich tummelten, liegen öde.

Somit blieben die Bewohner, da Getreidebau wegen des Klimas und der Steilheit der Hänge sich verbot, wenigstens nur in den untersten Teilen des Tales möglich war, auf Weidewirtschaft beschränkt. Nun fehlt es nicht an schönen Wiesen und schwellenden Matten, geradezu üppig ist der Graswuchs des Talbodens bei den Marteller Alpen; aber solche Stellen sind verhältnismäßig selten. Die oberen Hänge sind naturgemäß steinig und wenig ergiebig, und böse Feinde bedrohen die fruchtbaren Partien: die Wildwasser, die Geröll und Schutt von den steilen Hängen herabführen und große Strecken des Talbodens vermuhren. Besonders der Hauptbach des Tales, die Plima, hat sich in dieser Hinsicht einen üblen Namen gemacht und wiederholt, zuletzt in den Jahren 1888, 1889 und 1891, furchtbare Hochwasserkatastrophen verursacht. Den Anlaß dazu gab die Bildung eines Stausees am Talschlusse durch die vorgeschobene Zunge des Zufallferners, der sich quer über das Tal der Plima legt und deren Wasser stauen kann, wenn diese nicht unter dem Ferner Abfluß finden. In der Regel ist das der Fall; wird aber der Durchgang auf irgend eine Weise versperrt, so bildet sich oberhalb der Zunge des Zufallferners ein See, der stetig wächst, bis er schließlich imstande ist, das Hindernis zu durchbrechen. Nun wälzen sich mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit die eis-, schutt- und schlammerfüllten Fluten talabwärts, alles zerstörend und vernichtend, was ihnen im Wege steht, und fruchtbare Wiesen in öde Trümmerfelder verwandelnd.[1]) Besonders schwer wurde wiederholt die oberste Ortschaft des Tales, Gand, heimgesucht; bei dem letzten Ausbruch wurde sie so gut wie völlig vernichtet. Die Zerstörung war damals eine so gründliche, daß ich im Jahre 1892, also ein Jahr nach der Katastrophe, vorbeiging, ohne etwas von einer Ortschaft zu bemerken, und erst weiter oberhalb von einem Begegnenden, den ich nach Gand fragte, erfuhr, daß ich die Stelle, wo das Dörfchen gelegen, schon passiert habe. Um einer Wiederholung dieser verheerenden Ausbrüche vorzubeugen, ist eine Viertelstunde oberhalb der Zufallhütte eine mächtige Sperrmauer quer durch das Tal gelegt worden. Sie soll das ausbrechende Wasser aufhalten und so ein Sammelbecken bilden, dessen allmähliche Entleerung durch einen nur eine bestimmte Wassermenge aufnehmenden Stollen vorgesehen ist. Ob die Einrichtung schon eine Probe bestanden, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls ist seit 1891 keine Katastrophe mehr erfolgt. Indessen wenn auch dadurch hoffentlich solchen plötzlichen Unglücksfällen, die zahlreichen Familien ihr Letztes nahmen, vorgebeugt ist, so ist doch die Armut im Tal noch immer groß, da die Bewohner aus der Fremdenindustrie, die in anderen Gegenden der Ortlergruppe einen verhältnismäßigen Wohlstand begründet hat, aus den angegebenen Gründen wenig Nutzen ziehen können.

Das westliche Kammstück.

Der Gebirgskamm, der, in fast nordsüdlicher Richtung verlaufend, das Martelltal im Westen abschließt, ist, wie schon oben gesagt wurde, als eine Fortsetzung des unter

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, Nr. 19. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 21 ff.

dem Namen Laasergrat zusammengefaßten Höhenzugs anzusehen. Dieselben Gesteine, aus denen die Höhen des Laasergrats bestehen, Glimmer- und phyllitische Schiefer mit Einlagerungen kristalliner Kalke und alteruptiver Gesteine (Paläondesite), deren Rollstücke bis zur Zufallhütte herabgetragen sind, bilden die Gipfel des westlichen Kammstücks, die, soweit sie nicht von Eis bedeckt sind, großenteils aus Haufen loser Trümmer und schieferigem Schutt bestehen und nur selten festen, anstehenden Fels zeigen. Dieselbe Geschlossenheit und geringe Gliederung des Aufbaus hier wie dort. An keiner Stelle sinkt der Kamm unter 3000 *m* hinab, am tiefsten im Madritschjoch auf 3004 *m*; die Gipfelhöhe übersteigt nur in der nördlichsten Erhebung des Kammes, der Plattenspitze, 3400 *m*, und bewegt sich im übrigen zwischen 3324 *m* (Hintere Schöntaufspitze) und 3246 *m* (Eisseespitze), fällt also im ganzen, wenn auch nicht gleichmäßig, von Nord nach Süd. Der Höhenunterschied zwischen Gipfeln und Scharten ist demnach unbedeutend, kühne Gipfelbauten sind schon hiernach nicht zu erwarten.

Auch hydrographisch betrachtet ist der Zusammenhang mit dem Laasergrat ein enger. Dasselbe Tal, das die nach Süden abfließenden Schmelzwasser der drei westlichen Gipfel des Laasergrats aufnimmt, das Pedertal, führt auch die Gewässer der Ostseite von Platten- und Innerer Pederspitze der Plima zu. Südlich von dem genannten Tal entstehen durch Querriegel, die sich vom Hauptkamm bei der Inneren Pederspitze und der Madrischspitze in südöstlicher Richtung auslösen, noch zwei Seitentäler des Martell, das Madritsch- und Butzental. Die Gewässer der Westseite des Kamms strömen dem Suldenbach zu, teils durch Vermittlung des schon erwähnten Rosimtals, das die Abflüsse des Platten- und Schöntaufferners aufnimmt, teils direkt. Die Vergletscherung ist hier aus leicht begreiflichen Gründen eine viel bedeutendere als auf der Ostseite, und die flachen Gletscherbecken haben mehr konservierend als erodierend gewirkt, so daß die Talbildung der Westseite in den Anläufen stecken geblieben ist und ausgeprägte Seitentäler außer dem Rosimtal sich nicht finden.

Ausgangspunkt für Übergänge und Gipfelbesteigungen von der Marteller Seite aus ist die 1882 von der Sektion Dresden erbaute, 2189 *m* hoch auf den sogenannten Zufallplatten gelegene Zufallhütte. Für Touren in dem westlichen Martellerkamm könnte der Platz nicht besser gewählt werden, denn dessen sämtliche Gipfel lassen sich von der Hütte aus ohne Höhenverlust erreichen. Auch ist ihre Lage angesichts des mächtigen Zufallferners eine prächtige, und da sie gut eingerichtet ist und bewirtschaftet wird, eignet sie sich ganz wohl zu längerem Aufenthalt. Auf der Westseite stehen die Schaubachhütte und die Hallesche Hütte auf dem Eisseepaß zur Verfügung, von denen in einem späteren Teil dieser Arbeit zu reden sein wird. Doch eignen sie sich ihrer Lage nach nur für Übergänge und Besteigungen in dem südlichen Teil unserer Gruppe, es sei denn, daß eine Überschreitung des ganzen Kamms beabsichtigt wird, wofür namentlich die Hallesche Hütte vorzüglich liegt. Anderenfalls müssen die zwei nördlichen Spitzen von Sulden direkt bestiegen werden.

Die Zahl der Übergänge ist dieselbe wie die der Gipfel, nämlich sechs. Sie sind sämtlich unschwierig; doch werden außer bei Gipfelbesteigungen oder Überschreitungen nur zwei derselben benutzt, das Madritschjoch und der Eisseepaß. Zum Madritschjoch führt von der Zufallhütte aus ein angelegter Weg, größtenteils auch auf der Suldener Seite. Nur für eine kurze Strecke muß hier der gutartige Ebenwandferner betreten werden. Den zahlreichsten Besuch erhielt das Madritschjoch am 22. August 1893. Vier Bataillone Infanterie und eine Gebirgsbatterie, ungefähr 1200 Mann, die die vorhergehende Nacht in der Nähe der Zufallhütte biwakiert hatten, vollzogen an jenem Tage den Übergang. 4½ Stunden nach dem

Aufbruch von der Zufallhütte stand das ganze Detachement gesammelt auf der Höhe und trat nach dreiviertelstündiger Rast den Abstieg an, der bis zum Suldenhotel drei Stunden beanspruchte. Die Hauptschwierigkeit bot der Transport der Geschütze, die mehrmals zerlegt und von den Soldaten getragen werden mußten und über den Ebenwandferner an langen Seilen hinabgelassen wurden, während für Pferde und Maultiere tiefe Stufen in das Eis gehauen wurden. Es stellt der Tüchtigkeit der Truppe und der Geschicklichkeit der Leitung ein glänzendes Zeugnis aus, daß der ganze Übergang ohne einen Unglücksfall bewerkstelligt werden konnte. Die Kondition der Truppe hatte unter der Anstrengung so wenig gelitten, daß man im Suldental noch ein zweistündiges erfolgreiches Gefecht mit dem markierten Feind bestehen und am Abend bis Prad und Agums marschiren konnte, ohne daß ein einziger Soldat marode wurde.[1]) Ich befand mich an jenem Tage nach der oben erwähnten Besteigung der Tschengelser Hochwand von Norden auf der Düsseldorferhütte und konnte von da Einzelheiten des Gefechts zwischen den beiden Abteilungen im Suldental recht gut beobachten.

Daß das zahme Joch unter Umständen seine Tücken hat, hatte ich ein Jahr vorher erfahren. Ich war damals von Latsch das Martelltal heraufgekommen in der Absicht, über das Madritschjoch nach Sulden zu gehen. Starker Schneefall nötigte mich indessen, in der Zufallhütte zu bleiben. Am Nachmittag traf eine Partie mit dem Führer Eberhöfer in der Hütte ein, die morgens von da aufgebrochen war, um das Madritschjoch zu überschreiten, in dem Schneegestöber aber den Weg verfehlt und erst nach stundenlangem Umherirren sich zur Hütte zurückgefunden hatte. Meine Bemühungen, Eberhöfer zu einer Erneuerung des Versuchs am folgenden Morgen zu bewegen, waren vergebens, und da ich allein den Übergang unter den obwaltenden Umständen nicht wagen durfte, sah ich mich gezwungen, anderen Tages das lange Tal wieder hinabzusteigen und über die Straße auf weiten Umwegen nach Sulden zu wandern. Erst zwölf Jahre später war es mir beschieden, das Joch, das ich allerdings inzwischen auf Wanderungen von Sulden aus mehrfach betreten hatte, in der damals beabsichtigten Richtung zu überschreiten und mich durch den Augenschein von seiner völligen Harmlosigkeit unter normalen Verhältnissen zu überzeugen. Der zweite vielbegangene Übergang zwischen dem Martell und Sulden, der Eisseepaß, 3133 *m*, bildet die Grenze des hier zu behandelnden Gebietes und gehört daher nur halb hierher. Da von ihm noch häufig bei Besteigungen des Cevedale und der Berge der südlichen Ortlergruppe zu reden sein wird, erscheint es zweckmäßiger, ihn im Zusammenhang mit diesen zu behandeln.

Die Gipfel unserer Gruppe sind sämtlich von der Marteller wie von der Suldener Seite auf verschiedenen Wegen leicht zu erreichen. Zu dem südlichsten, der Eisseespitze, 3246 *m*, gelangt man von der Halleschen Hütte auf dem Eisseepaß vermittels eines Spaziergangs von 20 Minuten; von der Schaubachhütte führt ein gebahnter Pfad, der Albert Steckner-Weg, der allerdings durch Verschüttungen stark gelitten hat, auf den Gipfel. Ein harmloser Grat verbindet diesen mit seinem Nachbar, der Butzenspitze, 3303 *m*, die auch von dem nördlich gelegenen Butzenpaß über den leichten Firngrat und unmittelbar vom Ebenwandferner aus bestiegen wird. Einen neuen, direkten Abstieg von der Butzenspitze zur Schaubachhütte führte im Jahre 1895 H. Biendl mit Peter Dangl aus.[2])

Über die Nordwand erreichten den Gipfel am 25. August 1901 F. Hollack und Sulpiz Traine.[3])

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 52 ff.
[2]) Ö. A.-Z. 1895, S. 294.
[3]) Neunter Jahresbericht des A. A. V. München, S. 63.

Die Madritschspitze, 3268 *m*, überhöht den Butzenpaß nur um 88 *m* und ist von ihm über treppenartig gestufte Blöcke in 20 Minuten bequem zu ersteigen; etwa doppelt so lang, aber kaum schwieriger ist die ganz nette Kletterei über den Nordgrat vom Madritschjoch aus. Den gleichfalls leichten Südostgrat des Berges benutzten zum Abstieg ins Butzental und zur Zufallhütte am 21. August 1895 R. Hermann und R. Reschreiter aus München.[1])

Die drei genannten Berge lohnen Einzelbesteigungen nicht, lassen sich aber zu einem hübschen, aussichtsreichen Höhenspaziergang kombinieren. In dieser Weise machte ich am 9. September 1893 ihre Bekanntschaft. Morgens 3 Uhr 45 Min. hatte ich mit A. Pinggera Sulden verlassen in der Absicht, die drei Cevedalespitzen zu überschreiten. Als wir aber bald nach 7 Uhr den Eisseepaß erreichten, waren die Wetteraussichten so schlecht geworden, daß wir unsere Absicht aufgaben. Um nun nicht denselben Weg zurückgehen zu müssen, beschlossen wir, den Kamm zum Madritschjoch zu begehen und von da nach Sulden abzusteigen. Wir verließen den Eisseepaß um 7 Uhr 35 Min., standen 7 Uhr 55 Min. auf der Eisseespitze, 8 Uhr 45 Min. auf der Butzenspitze und 9 Uhr 10 Min. auf der Madritschspitze. Von der Aussicht hatten wir freilich an jenem Tage nicht viel, da sämtliche höheren Gipfel in Wolken steckten. Beim Abstieg von der Madritschspitze holte uns ein schon lange drohendes Gewitter ein, so daß wir total durchnäßt in Sulden ankamen. Eine sehr respektable Leistung war die von Frl. Valerie Swoboda d'Avigna, die mit Peter Dangl jun. die eben beschriebene Tour durchführte, nachdem sie vorher schon Schrötterhorn und Suldenspitze bestiegen hatte.[2]) Neuerdings wird die Kammwanderung von der Halleschen Hütte aus ziemlich häufig gemacht und auch als Zugang zu dieser gewählt, was sehr zu empfehlen ist.

Im Norden des Madritschjochs erhebt sich die Hintere Schöntaufspitze, 3324 *m*, die unter den Gipfeln der Ortlergruppe etwa denselben Rang einnimmt wie der Piz Languard in der Bernina und seit der Errichtung der Schaubachhütte auch für ganz schwache Gänger erreichbar ist. An allen nur halbwegs schönen Tagen pilgern die Suldener Sommerfrischler in langen Zügen von der Schaubachhütte zum Madritschjoch und von da auf breit ausgetretenem Pfade über den sanft geneigten Trümmerhang zur Spitze. Hier zeigen gefällige Führer sämtliche gewünschten Hochgipfel der Ost- und Westalpen dem neugebackenen »Hochtouristen«, ein besonders entgegenkommendes Mitglied der Gilde pflegt, wie mir glaubhaft von seinen Berufsgenossen versichert wurde, seinen Schützlingen sogar den König der Alpen, den fernen Montblanc, vorzustellen! In Wirklichkeit ist die Aussicht von der Hinteren Schöntaufspitze ziemlich beschränkt; außer der Ortlergruppe, Brenta und Presanella sind nur ein paar Engadiner Berge wie Linard, Buin und Fluchthorn und vereinzelte Dolomiten sichtbar. Aber der Reiz einer Aussicht besteht ja nicht in der unermeßlichen Fülle des zu Schauenden, sondern in der Art, wie es sich darstellt, und die ist hier derart, daß die Schöntaufspitze den Ruf, in dem sie als Aussichtsberg steht, durchaus verdient.

Übrigens ist, wer die in der Tat prächtige Aussicht genießen will, nicht auf den »Kuhweg« angewiesen; noch drei andere Routen stehen zur Verfügung. Die eine führt über den felsigen Vorsprung des Bergs, der als Vordere Schöntaufspitze bezeichnet wird, aber auf Selbständigkeit keinen Anspruch machen kann. Einen Abstieg über diesen Vorgipfel ins Rosimtal unternahm schon 1870 V. Hecht mit J. Pinggera; von der Legerwand erstieg ihn über die steilen nordwestlichen Hänge Dr. Swaine mit Alois Kuntner im Jahre 1892. Eine Beschreibung dieser Tour

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 275.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 19.



Naturaufnahme von F. Benesch. Auf den Vertainen Zufallhütte

Ansicht des Veneziakammes vom Madritschjoch.

liegt in der alpinen Literatur nicht vor. Wie Herr Swaine mir mündlich mitteilte, traf er die erwarteten Schwierigkeiten nicht an; immerhin dürfte diese Route die schwierigste sein. Etwas mühsam, aber leicht ist der Weg durch das Rosimtal über den Schöntaufferner und das Schöntaufjoch; interessanter als dieser ist der Anstieg, den ich im Jahre 1893 mit Dr. Lausberg und A. Pinggera zum ersten Male ausführte. Am Morgen des 4. September brachen wir 4 Uhr 50 Min. vom Ellerschen Gasthause in Sulden auf und stiegen bei herrlichem Wetter und Mondschein zum Rosimboden auf. Hier querten wir in südlicher Richtung die Rinne des Rosimbachs und gewannen über Rasen und Geröll, zuletzt über die Moräne, den Schöntaufferner, den wir in südöstlicher Richtung aufwärts verfolgten, einige Male durch große Spalten zu zeitraubenden Umgehungen gezwungen. Man hat nun die Wahl zwischen zwei Wegen; entweder nach links durch den Gletscherbruch auf den oberen Schöntaufferner und über diesen zum Gipfel oder direkt durch die Felsen aufwärts. Da uns der letztere interessanter schien, entschieden wir uns für ihn und steuerten einem kleinen Felsgrat zwischen zwei Couloirs zu, der ein über Erwarten leichtes und bequemes Emporkommen ermöglichte. Oberhalb der Felsen führte ein steiler Schneegrat, der zum Schlagen von Stufen nötigte, auf das Plateau zwischen Vorderer und Hinterer Schöntaufspitze, ein flaches Schneefeld von da mühelos zum Gipfel. Wir gebrauchten vom Hotel Eller bis zur Spitze 3 St. 56 Min., also eher weniger Zeit als der gewöhnliche Aufstieg erfordert, so daß sich unsere Route auch in dieser Hinsicht empfiehlt.

Nach einer Rast von 40 Minuten setzten wir die Wanderung fort zur Inneren Pederspitze, 3285 *m*, die über das Schöntaufjoch und die leichten Felsen des Südwestgrats nach 43 Minuten erreicht wurde. Drei luftige, aus Blöcken zusammengesetzte, teilweise durchsichtige Türme, deren südöstlichster einen großen Steinmann trägt, bilden die höchsten Erhebungen des Bergs, der vom Martell sowohl durch das Pedertal als durch das Madritschtal bestiegen werden kann. Wir hielten uns auf dem unbedeutenden, die Kammlinie nur wenig überragenden Gipfel nicht auf, sondern stiegen alsbald zum Pederjoch ab, anfangs über Felsen, dann über einen hübschen, schmalen, aber ungefährlichen Schneegrat zwischen dem Peder-Ochsenferner zur Rechten und dem Plattenferner zur Linken. Man hat auf diesem Teil des Weges einen wunderhübschen Blick durch den Ausschnitt des Rosimtals nach Sulden. Vom Pederjoch sind noch über 250 *m* zur Plattenspitze, 3417 *m*, anzusteigen, aber der Weg über das Geröll und die Platten des völlig zerfallenen Südgrats ist überaus leicht und läßt sich in kurzer Zeit zurücklegen. 1¼ Stunden nach dem Aufbruch von der Inneren Pederspitze standen wir auf dem breiten, trümmerbedeckten Plateau, das sehr unpassend als Plattenspitze bezeichnet wird. Hervorragend schön aber ist die Aussicht von diesem unansehnlichen Trümmerhaufen, weit umfassender als die von der Schöntaufspitze. Wir verweilten in genußreichem Schauen über eine Stunde oben, rutschten dann über die westlichen Geröllhänge ins Rosimtal hinunter und kehrten durch dieses nach Sulden zurück, wo ein improvisiertes Tänzchen im Suldenhotel den abwechslungsreichen Tag beschloß.

Die jetzige Benennung der beiden letzterwähnten Gipfel beruht, wie Pinggera und andere ältere Suldener Führer behaupten, auf einer allmählich eingebürgerten Verwechslung und Vertauschung der beiderseitigen Namen. Nach ihnen käme der Name Innere Pederspitze dem Gipfel 3417 *m*, der Name Plattenspitze dem P. 3258 *m* zu. Für diese Behauptung spricht der Umstand, daß die jetzt sogenannte Plattenspitze recht eigentlich im innersten Pedertal und in größerer Nähe der Äußeren und Mittleren Pederspitze gelegen ist. Aber auch für den Fall, daß die Anschauung Pinggeras berechtigt sein sollte, würde eine Rektifizierung der jetzigen Benennung,

die seit Payers Aufnahme in alle Karten eingedrungen ist, nicht am Platze sein, weil sie neue Verwirrung hervorrufen würde.

Aus der gegebenen Beschreibung geht hervor, daß die sämtlichen Gipfel des Kammstücks Eisseespitze—Plattenspitze sich vorzüglich zu einer Gratwanderung zusammenfassen lassen, seitdem in der Halleschen Hütte ein geradezu idealer Ausgangspunkt für diese Tour geschaffen ist. Die bei meinen beiden Wanderungen gebrauchten Zeiten ergeben, zusammen gerechnet und für das fehlende Stück Madritschjoch—Schöntaufspitze 30 Minuten eingesetzt, rund 4½ Stunden allerdings ziemlich schnellen Gehens, wozu dann der Abstieg von der Plattenspitze nach Sulden mit etwa zwei Stunden kommt. Der gesamte zu leistende Aufstieg beträgt nicht 1000 *m*. Die Überschreitung des ganzen Kamms ist demnach selbst für mittlere Gänger keine starke Tagesleistung und häufig ausgeführt worden. Einige Male ist die Wanderung auch schon mit Einbeziehung der Schild- und Vertainspitze und selbst des Hohen Angelus bis zur Düsseldorferhütte ausgedehnt und ebenso von dieser aus in umgekehrter Richtung unternommen worden. Sie gewinnt dadurch naturgemäß bedeutend an Großartigkeit, erfordert aber in dieser Verbindung ein bedeutendes Maß von Kraft und Ausdauer.

Der südliche Marteller- (oder Venezia-) Kamm.

Eine systematische Darstellung der Ortlergruppe würde hier das ganze weite Bergland zwischen dem Martell und unteren Vinschgau im Norden, dem Val di Sole im Süden, zum wenigsten aber die Berge des Ultentals und des Val Rabbi in die Betrachtung zu ziehen haben, denn geographisch und geologisch müssen diese Gebiete der Ortlergruppe zugeteilt werden. Im Laufe der Zeit wird dieses schöne Bergland mit seinen stillen Tälern, seinen aussichtsreichen und großenteils leicht zugänglichen Höhen und den blanken Seespiegeln auch touristisch näher an die Ortlergruppe angegliedert werden, wozu schon mancherlei hoffnungsreiche Anläufe durch Errichtung von Schutzhütten und Weganlagen genommen sind. Heute ist es touristisch noch vielfach eine terra incognita, in der alpinen Literatur so gut wie gar nicht berücksichtigt, für eine abschließende Bearbeitung also nicht reif. Vielleicht, daß uns Herr Dr. Hammer, der oft und lange in diesen Gegenden geweilt und ihre intimen Reize, wie seine bisher erschienenen kleineren Aufsätze[1]) zeigen, so innerlich erfaßt hat, neben den Ergebnissen seiner geologischen Forschungen eine gewiß hochinteressante und wünschenswerte touristische Schilderung des ganzen Gebiets schenkt. Mir legt schon der Umstand, daß ich das Fehlen der Fachliteratur nur teilweise durch eigene Anschauung ersetzen kann, eine gewisse Reserve auf; eine weitere erwächst mir aus der Notwendigkeit, den mir vom Herrn Schriftleiter der »Zeitschrift« freundlichst zugebilligten Raum nicht allzusehr zu überschreiten.

So kann denn hier aus dem in Frage kommenden Gebiet nur der Gebirgszug behandelt werden, der das Martelltal nach Südosten begrenzt und deshalb gewöhnlich als südlicher Martellerkamm bezeichnet wird. Im Westen trennt ihn die Fürkelescharte genügend deutlich vom Cevedalemassiv; die Begrenzung nach Osten wird immer mehr oder weniger willkürlich sein, da für eine Scheidung von seiner östlichen Fortsetzung, dem langgestreckten Bergrücken, der das untere Vinschgau vom Ultental trennt, und dessen Ausläufer in den Talkessel von Meran herabsinken, einwandfreie Merkmale nicht vorliegen. Für eine in erster Linie durch touristische Gesichtspunkte bestimmte Arbeit dürfte es sich noch am meisten empfehlen, mit dem Vlatschberg oder Hasenohr abzuschließen, dem letzten Schnee-

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 44 ff. u. 1904, S. 15 ff.

berg und dem östlichsten noch vom Martelltal aus erreichbaren Hochgipfel der Kette. Den besten Überblick über den so umschriebenen, mehr als 20 *km* langen Gebirgszug, der infolge seiner starken Vergletscherung ausgeprägten Hochgebirgscharakter trägt, gewähren die Berge des Laasergrats, die Äußere Pederspitze oder besser noch die Lyfispitze. Gerade dem Beschauer gegenüber und nur durch die Furche des Martelltals von ihm getrennt, entragt hier dem langgestreckten Kamm sein schönstes Gipfelpaar, die Zufrittspitze, 3435 *m*, und rechts von ihr die noch um zwei Meter höhere Hintere Eggenspitze. Letztere erscheint hier nicht so imposant, weil sie etwas zurückliegt und teilweise von der Hinteren Nonnenspitze gedeckt wird; das elegante Horn der Zufrittspitze aber wird auch das verwöhnteste Auge befriedigen und das ist keine Täuschung, wie sie beispielsweise der Cimone dem Beschauer vom Rollepaß aus vorspiegelt. Von welchem Standpunkt aus man auch nach unserem Berge ausschauen mag, überall entzückt er das Auge des Beschauers, von Norden und Westen ein dem schimmernden Eistalar des Soyferners entragendes Firnhorn, von Süd und Ost ein düster drohender Felszahn.[1])

Die übrigen Spitzen des Kamms können sich mit den genannten nicht entfernt messen, aber als Ganzes verfehlt er von dem erwähnten Standpunkt aus doch nicht eines mächtigen Eindrucks. Mauergleich und fast ungegliedert steigen seine Wände ca. 800 *m* hoch vom Boden des Martelltals empor. Auf diesem mächtigen Sockel, der mit schroffen Felsbauten (Schran-, Vordere Rot-, Vordere Nonnenspitze etc.) geschmückt ist, breitet sich eine weite, durch felsige Querriegel gegliederte Gletscherterrasse aus, die so allmählich nach Süden aufsteigt, daß sie fast den Eindruck eines Plateaus macht. Auf der Terrasse sitzt dann der durchweg firnverkleidete Hauptkamm auf, über dessen Niveau sich die Gipfel, von den vorerwähnten Spitzen abgesehen, nur wenig erheben, so daß sie mehr als Kammanschwellungen, denn als selbständige Berge erscheinen. Sie sind deshalb nur zum Teil benannt, und bei der Namengebung hat häufig der Zufall eine größere Rolle gespielt als die Bedeutung des Objekts. So kommt es, daß vergleichsweise bedeutende Erhebungen eines Namens entbehren, während ganz untergeordnete Buckel durch einen solchen ausgezeichnet sind.

Aus dem oben skizzierten Aufbau unseres Kamms leuchtet ohne weiteres ein, daß, wie schon eingangs bemerkt, die Anstiege aus dem Martelltal wegen des bedeutenden Abstandes des Gipfelgrats von der Talsohle und der Steilheit der unteren Hänge wenn auch nicht gerade schwierig, so doch mühsam und beschwerlich sind. Günstigere Zugangsbedingungen bieten von Süden her die Seitentäler des Noce, deren Verästelungen bis nahe an den Gipfelgrat heranreichen. Der beste Ausgangspunkt für Übergänge und Bergbesteigungen im südwestlichen Teil der Gruppe ist das Rifugio Cevedale, 5½ Stunden von Pejo, im obersten Val della Mare in 2607 *m* Höhe gelegen. Veneziaspitze und der ganze Bergkranz um die Vedretta di Carese sind von ihr schnell und mühelos zu erreichen. Für Hochtouren in dem mittleren Teil des Zuges von der Hinteren Rotspitze bis zu den Eggenspitzen hat im Jahre 1903 der Trientiner Alpenklub einen gut gelegenen Stützpunkt geschaffen, indem er im oberen Val Rabbi auf der Alpe di Sternai in ca. 2600 m Höhe eine schmucke, aber leider nicht mit dem Alpenvereinsschloß versehene Hütte errichtete.

Die Zufrittspitze und ihre Nachbarn würden am vorteilhaftesten aus dem Oberen Ultental bestiegen werden, wenn dort eine Unterkunft vorhanden wäre. Die Sektion Meran hatte den Bau einer Hütte am Grünsee, drei Stunden von St. Gertrud, geplant, hat aber wegen anderer Projekte von der Ausführung Abstand nehmen müssen.

[1]) M. Mayr, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 29.

Hier böte sich für eine Sektion, die einen Hüttenbau plant, Gelegenheit zur Erwerbung eines geradezu ideal gelegenen Platzes und zur Ausführung eines nützlichen und wirklich notwendigen Unternehmens. Möchte es bald ausgeführt werden!

Die ebengenannten, am Südostfuß des Kamms gelegenen Täler und Hütten sind bisher für die ohnedies wenig zahlreichen Besteigungen der Hauptgipfel unseres Gebiets fast ausnahmslos benutzt worden, wie die Ersteigungsgeschichte in der »Erschließung der Ostalpen« zeigt. Vom Martelltal werden außer der Zufrittspitze fast nur die Vorgipfel, und diese nur selten besucht. Nun kommen aber die Hütten im Val Rabbi und Val della Mare für Bergsteiger deutscher Zunge nur ausnahmsweise und gelegentlich in Betracht, und die vielen Touristen des Suldentals, die von den dortigen Bergen aus die Veneziaspitze und ihre Nachbarn sehen und wohl einmal Lust hätten, ihnen einen Besuch abzustatten, lassen sich dadurch abschrecken, daß sie vorher über das Madritschjoch zur Zufallhütte absteigen sollen. Da dürfte der Hinweis nicht überflüssig sein, daß das durchaus nicht nötig ist, und daß sich die nördlichen Gipfel unseres Kamms ebensogut, wenn nicht besser von der Halleschen Hütte aus erreichen und zu einer überaus genußreichen und wenig beschwerlichen Wanderung verbinden lassen. Den ersten Teil dieses Wegs, vom Eisseepaß bis zur Fürkelescharte, hat Professor Arnold am 29. August 1893 mit zwei Suldener Führern gemacht und beschrieben.[1]) Die Schilderung der Schwierigkeiten, die ihm und seinen Leuten die Passierung des Fürkeleferners machte, und der von ihm benötigte Zeitaufwand von 3 1/4 Stunden bis zur Fürkelescharte verlockte nicht gerade zur Nachahmung; trotzdem entschlossen Ed. Wagner und ich uns im vorigen Jahre zu dem Versuch, von der Halleschen Hütte bis zur Veneziaspitze und wenn möglich weiter vorzudringen, in der Hoffnung, einen besseren Weg als den von Professor Arnold eingeschlagenen ausfindig zu machen.

Am 15. August 5 Uhr 45 Min. brachen wir von der gastlichen Hütte, die uns zwei Nächte beherbergt hatte, auf und verfolgten ein Stück weit den ausgetretenen Cevedaleweg. Als die Felsen des Langenfernerjoches sichtbar wurden, bogen wir links ab in der Richtung auf den flachen Sattel zwischen den vereinzelten Felsen links und der bauchigen Erhebung des Cevedaleplateaus. Nach Überschreitung des Sattels querten wir in schnellerem Tempo die sanftgeneigte, fast spaltenlose obere Firnmulde des Zufallferners, indem wir uns immer dicht an die nördlichen Abhänge der Zufallspitze hielten. Die völlige Harmlosigkeit der Wanderung änderte sich erst, als wir den Fürkeleferner betraten. Beim Anblick des vor uns auftauchenden Spaltengewirrs regte sich in meinem Freunde das Gletscherblut, und er ersuchte mich, ihm die Führung zu überlassen. Ich hatte das nicht zu bereuen. Mit der fast instinktmäßigen Sicherheit, die lange Übung verleiht, fand Wagner sich in dem zerklüfteten Terrain zurecht, indem er sich auch hier zumeist in der Nähe der Wand der Zufallspitze hielt und nur gelegentlich nach links ausbog. In unverhofft kurzer Zeit hatten wir den Gletscherbruch überwunden und die Mulde an seinem Fuße erreicht, von der ein mäßig geneigter Firnhang zur Fürkelescharte emporleitet. Der Bequemlichkeit halber — nötig wäre es nicht gewesen — legten wir hier die Steigeisen an und erreichten, ohne auf dem ganzen Wege eine Stufe zu schlagen, um 7 Uhr 25 Min., also 1 St. 40 Min. nach unserm Weggang von der Halleschen Hütte, die Fürkelescharte, 3033 *m*. Schon diese geringe Zeitdauer beweist, daß die Schwierigkeiten auf dem von uns eingeschlagenen Wege nicht bedeutend sind und er zur Nachfolge unbedenklich empfohlen werden kann. Da wir unser erstes Ziel über Erwarten früh erreicht hatten, hielten wir uns für berechtigt, schon jetzt eine

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 200.

Frühstücksrast zu halten, und streckten uns behaglich auf den sonnenbeschienenen Felsen aus. Man hat vom Joche einen schönen Blick nach Süden ins Val della Mare und weiterhin auf Brenta und Presanella. Im Norden ist der Ortler sichtbar mit dem Hinteren Grat zur Rechten und dem Hochjochgrat zur Linken, weiter nach rechts in größerer Nähe erscheinen die Laaser Berge. Die Fürkelescharte ist der besuchteste und empfehlenswerteste Übergang von oberen Martell nach Pejo. Von Süden ist sie ohne jede Schwierigkeit auf aperem Terrain zu erreichen; der Anstieg von Norden ist von dem Zustand des Fürkeleferners abhängig, war aber ganz mit Unrecht lange Zeit gefürchtet. Nach einer Rast von 25 Minuten packten wir unsere Habseligkeiten zusammen und wanderten über den Blockgrat und die fast ebene Vedretta di Marmotta mühelos in einer schwachen Stunde hinüber zum Hohenfernerjoch, dem zweiten der Pässe zwischen dem Martell und Val della Mare. Oberhalb des flachen Sattels steht ein großer Steinmann mit einer Flasche, der wir unsere Karten anvertrauten. Unser nächstes Ziel, die Cima Marmotta, ist uns nun schon recht nahe gerückt; ein unschuldiger Felsgrat führt zu ihr hinauf. Wagner ließ es sich nicht nehmen, den ganzen Grat auszugehen; ich machte es mir bequemer und benutzte den Firnhang zur Linken, der mich einige Minuten früher auf den Gipfelkamm brachte. Payer hatte nicht ganz unrecht, als er die Cima Marmotta, 3338 *m*, nicht als selbständigen Gipfel gelten lassen wollte; denn sie stellt nur eine mäßige Kammanschwellung dar, die einige, fast gleich hohe Blocktürme trägt. Recht hübsch ist der Übergang von ihr zur nahen Veneziaspitze, 3384 *m*, über einen luftigen Felskamm und ein paar kleine Firnschneiden, der 25 Minuten in Anspruch nimmt. Genau vier Stunden sind seit unserem Aufbruch von der Halleschen Hütte verflossen; die Erreichung des von dort so fern erscheinenden Zieles hat also nur 3 1/2 Stunden durchaus nicht besonders schnellen Gehens erfordert. Bei gleichem Tempo kostet der Anstieg von der Zufallhütte mindestens dieselbe Zeit, ist aber viel anstrengender und nicht annähernd so schön. Ein mächtiges Dreieck auf dem Gipfel verkündet, daß die Veneziaspitze zu einem trigonometrischen Punkt erster Ordnung erkoren wurde. Für diese Bestimmung ist sie sicherlich außerordentlich geeignet, denn sie gewährt eine Rundsicht von weitester Ausdehnung und großer Mannigfaltigkeit. Aber mehr noch als die fernen Berggestalten fesseln die Einzelheiten der näheren Umgebung, die entzückenden Blicke in die grünen Täler von Martell und Pejo und die in mancher Beziehung einzigartigen Gletscherbilder. Das sonderbarste, allerdings nicht gerade imposante Gebilde dieser Art, das mir auf meinen Alpenfahrten zu Gesichte gekommen ist, ist die im Südosten der Veneziaspitze breit hingelagerte Vedretta di Carese, auch Moosferner genannt.

»Er sieht fast wie eine ungeheure flache Milchschüssel aus, die nahe bis zum Rande gefüllt ist, so rund und eben ist sein gewaltiges Firnfeld, über dem die dunklen Kämme wie ein niedriger Rand gleichmäßig emporragen. Nur im Süden hat der Rand der Schüssel eine breite Scharte, durch welche die Zunge abwärts strömt.« Mit diesen Worten schildert Dr. W. Hammer[1]) äußerst zutreffend die Eigenart der Vedretta di Carese, die sowohl vom Rifugio Cevedale als vom Val Rabbi unschwer zu erreichen ist und einen bequemen Zugang zu den acht bis zehn Gipfeln gewährt, die sie umrahmen, so daß ein »Spitzenfresser« hier die günstigste Gelegenheit hat, sein Verzeichnis an einem Tage mit einer großen Anzahl von Nummern zu bereichern. Auch für »Erstersteigungen« und neue Touren von mindestens gleicher Qualität wie die Mehrzahl der heutzutage aus den Ostalpen berichteten ist hier im Oberen Val Venezia und Val Rabbi noch beste Gelegenheit. — Unsere leidigen, schon früher erwähnten Gipfelgepflogenheiten ließen uns für unsere Absicht wieder

[1]) Mitteil. d D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 16.

einmal zu lange auf dem Gipfel verweilen, und es ging auf 11 Uhr, als wir an den Weitermarsch dachten. Indessen focht uns das nicht sonderlich an, da wir hofften, durch schnelleres Gehen die versäumte Zeit wieder einzubringen. Aber damit hatte es zunächst gute Weile! Der Firngrat, der von der Veneziaspitze zur nächsten Scharte hinabzieht, war sehr scharf und außerdem stark überwächtet, so daß es uns ratsamer schien, zunächst wieder Platz zu nehmen, die Steigeisen anzuziehen und das Seil, das wir von der Fürkelescharte an nicht benutzt hatten, hervorzuholen. Nach Erledigung dieser zeitraubenden Manipulationen setzten wir uns endlich in Bewegung, Wagner, von mir durch das Seil gesichert, als erster. Bald zeigte es sich, daß das höfliche Verfahren, das ich beobachtet hatte, als ich dem Freunde den Vortritt ließ, auch das klügere gewesen war, denn schon nach ein paar Schritten hafteten die Steigeisen in dem Eise des Hanges nicht mehr, und es mußten Stufen geschlagen werden. Wagner verkürzte sich diese Arbeit seiner Gewohnheit gemäß durch Betrachtungen über die beste Theorie des Stufenschlagens im Abstieg, und ich habe Gründe zu der Annahme, daß er auf diese Weise seinen Nachfolger von der Kritik der praktischen Ergebnisse seiner theoretisch unanfechtbaren Dogmen abzuhalten beabsichtigt, was ihm bei höflichen Menschen wie mir auch gelingt. Der kurze Grat kostete uns, obwohl Wagner nur die allernotwendigsten Stufen schlug, eine halbe Stunde, und dann vergingen in der Scharte wieder zehn Minuten mit Abschnallen der Steigeisen, Einnehmen des Seils und Erneuerung unseres Wasservorrats durch reichlich vorhandenes Schmelzwasser. Dann erst ging es in flotterem Tempo weiter, und nach wenigen Minuten standen wir auf der nächsten Kammerhebung, dem P. 3367 der Alpenvereinskarte. Dr. Christomannos, A. v. Krafft und R. H. Schmitt, die diesen Gipfel zuerst betraten, schlagen für ihn den Namen: Zweite Veneziaspitze vor. Hiergegen ist gewiß nichts einzuwenden, denn die hübsche Spitze kann mit Fug und Recht auf Selbständigkeit Anspruch machen, jedenfalls eher als Cima Marmotta und Hintere Nonnenspitze, von vielen neuerdings durch Namengebung geehrten Felszacken in den Dolomiten und Kalkalpen gar nicht zu reden. Dasselbe gilt nun aber von ihrem östlichen Nachbar, dem P. 3359 der Alpenvereinskarte. Auch er hebt sich vergleichsweise scharf vom Kamme ab; außerdem besitzt er für den Aufbau des Gesamtkamms dadurch Bedeutung, daß sich von ihm ein Querriegel nach Norden auslöst, der den Ultenmarkt- vom Schranferner trennt. Nach dem Vorgang von Dr. Christomannos und Gefährten könnte man diesen Gipfel passend als Dritte Veneziaspitze benennen und so den drei Pederspitzen des nördlichen Zuges drei Veneziaspitzen gegenüberstellen. Ein angenehm zu begehender, aus übereinandergeschichteten Blöcken gebildeter Grat verbindet die Zweite mit der Dritten Veneziaspitze, dagegen führt der Aufstieg von ihr zur Hinteren Schranspitze (P. 3354 der Alpenvereinskarte) über einen Geröllschinder übelster Sorte. Auch dieser Gipfel ist auf der Alpenvereinskarte unbenannt, verdient aber aus denselben Gründen wie der vorerwähnte einen Namen. Der ihr seitdem beigelegte ist mit Rücksicht darauf, daß von dieser Spitze der in der Schranspitze abbrechende, nach Norden streichende Seitenkamm ausstrahlt, richtig gewählt und hat sich bereits eingebürgert. Da die Aussicht von diesem Gipfel außer einem ausgezeichneten Überblick über den Moosferner und seine Gipfelumrahmung nichts Neues bot, hielten wir uns hier nur wenige Minuten auf, liefen zur nächsten Scharte hinab und wanderten über einen sanft geneigten Firnhang, später über gut gestuftes Blockwerk hinüber zur Hinteren Rotspitze, 3345 *m*. Der »Hochtourist« rühmt an diesem Berge »den günstigen Einblick in die beiden das Martelltal einschließenden Kämme«. Das ist sehr richtig, er ist ein ganz ausgezeichneter Orientierungspunkt. Das zurückgelegte Wegstück von der Veneziaspitze ist vollständig zu übersehen, und die kompliziertere Fortsetzung des Haupt-

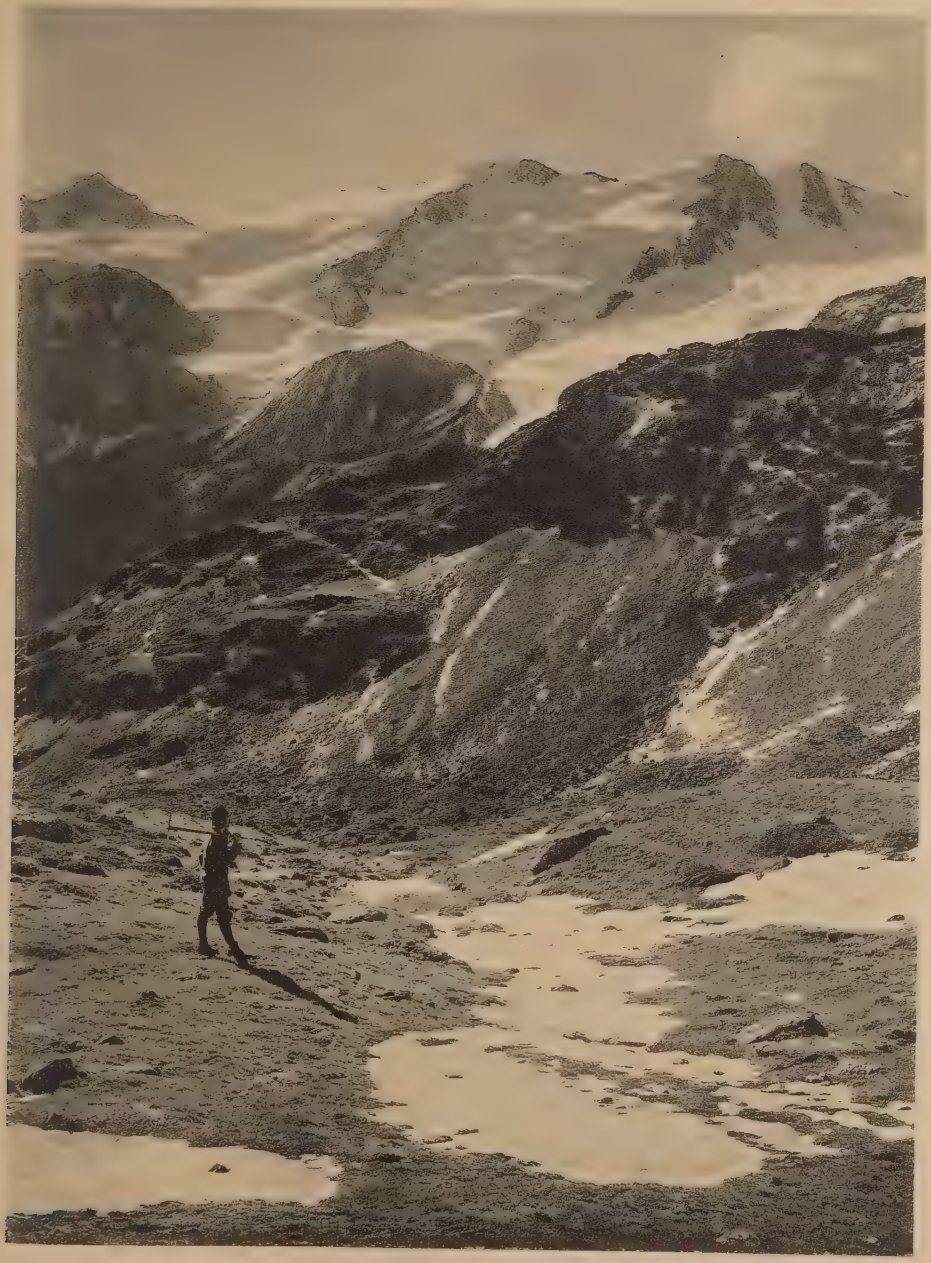
zuges im Norden des Rabbitals bis zur Zufrittspitze, sowie der nach Süden verlaufende Seitenkamm der Eggenspitzen lassen sich von hier gut studieren. Nach Nordwesten hat der Beschauer den ganzen Laasergrat von der Laaser- bis zur Schöntaufspitze vor sich. Dahinter lugen Vertainspitze, Hoher Angelus und besonders schön als elegantes Felstrapez die Hochofenwand hervor. An sie reihen sich im Norden die Ötztaler- und Texelgruppe. Nicht weniger schön ist der Blick nach Osten und Süden. Einen wirkungsvollen Vordergrund bilden hier die Alpe di Sternai mit ihren klaren Seeaugen, zwei größeren und zwei kleineren, dahinter in weiter Ferne die Mauer der Dolomiten, und nun wandert das Auge über Brenta und Presanella zurück nach Westen zur Ortlergruppe, wo Monte Vioz, Pallon della Mare und Cevedale, weiter zurück Königsspitze, Zebru und Ortler das Gesichtsfeld in schönster Weise abschließen. Nach eingehendem Studium des herrlichen und lehrreichen Rundbildes berieten wir, was wir weiter tun sollten. Ich hatte im stillen die Absicht gehabt, die Wanderung bis zur Lorkenspitze auszudehnen. Zeit wäre genügend vorhanden gewesen, da wir bereits um 1 1/4 Uhr auf der Rotspitze angelangt waren. Aber Wagner hatte keine rechte Lust und die Wahrheit zu gestehen, hatte er so unrecht nicht mit seiner Behauptung, daß die unansehnlichen Maulwurfshaufen, denen mit der Benennung Sällentspitze, 3213 *m*, Hintere Nonnenspitze, 3246 *m*, und Lorkenspitze, 3316 *m*, eine kaum verdiente Ehre angetan ist, einen Besuch nicht wert wären. Außerdem war die Wanderung über die weiten Schneefelder des Sällent- und Nonnenferners in der Nachmittagssonne augenscheinlich kein reines Vergnügen. So ließ ich mich denn unschwer bewegen, zugunsten einer ausgedehnten Gipfelrast auf die Fortsetzung der Tour zu verzichten. Während derselben wurde die Frage erörtert, wohin absteigen? In verlockender Nähe zu unseren Füßen lag das neue Rifugio Sternai des Trientiner Alpenklubs, von unserm Ruheplatz dem Augenschein nach in einer guten Stunde erreichbar und für unser morgiges Programm (Eggenspitze und Zufrittspitze) ganz unvergleichlich günstiger gelegen als die demnächst in Frage kommende Zufallhütte. Daß wir keinen Schlüssel hatten und die Aussicht, die selten besuchte Hütte offen zu finden, gering war, hätte uns nicht abgehalten; ein Heustadel auf der Alpe würde uns für die Nacht genügt haben. Mehr ins Gewicht fiel die Proviantfrage, besonders für mich. Mir ist es nicht gegeben, nach berühmten Mustern mit einigen Stücken Zucker und ein paar Brocken Schokolade anstrengende Gebirgstouren auszuführen; mein Körper bedarf in solchen Fällen reichhaltiger Ernährung, wenn ich rechten Genuß von einer Bergfahrt haben will.

So kam es, daß der Magen wieder einmal über die Beine siegte und wir uns, wenn auch schweren Herzens zum Abstieg nach der Zufallhütte entschlossen. Um 2 Uhr 45 Min. stiegen wir über den Schneehang in nördlicher Richtung zum Gramsenferner ab, widerstanden unschwer der Versuchung, der nahe gelegenen und mit geringem Zeitaufwand erreichbaren Gramsenspitze einen Besuch abzustatten, da sie von hier gar zu unscheinbar aussieht, wandten uns vielmehr westlich, querten den von der Hinteren Schranspitze nördlich ziehenden Seitenkamm zum Schranferner hinüber und verfolgten dessen sanft geneigte Ebene bis zu seinem Ende, worauf durch eine steile, geröllerfüllte Schlucht eine grasige und quellenreiche Mulde erreicht wurde. Das Gelände ist hier ganz unübersichtlich, und es war nur einem glücklichen Ungefähr zu verdanken, daß wir schon nach kurzem Suchen in einer Felsgasse den Ausweg aus diesem Labyrinth und den einzig möglichen Abstieg über die sehr steilen unteren Hänge zum Talboden fanden, den wir in der Nähe der großen steinernen Stauwehr betraten. Ein Wettlauf mit einem aufziehenden abendlichen Gewitter, das leider schneller als wir war, aber für die Durchfeuchtung unseres äußeren Menschen durch einen prachtvollen, das Tal

überspannenden Regenbogen entschädigte, brachte uns nach Überquerung der Plima rasch zur Zufallhütte. (5 Uhr 30 Min.)

Am andern Morgen waren wir schon vor Tagesanbruch marschbereit. Unsere Absicht war, mit Benutzung des Sällentjochweges[1]) irgendwo die Kammhöhe zu gewinnen und weiterhin Hintere Eggenspitze und Zufrittspitze zu besteigen. Aber das Wetter war für diese voraussichtlich sehr langwierige und komplizierte Tour absolut ungeeignet, alle Anzeichen deuteten auf Nebel und Regen; über dem Vinschgau hingen schwere, dunkle Wolken schon bedenklich tief herab. So kehrten wir in die Hütte zurück und versuchten, den zürnenden Wettergott durch reichliche Rauchopfer milder zu stimmen. Gegen 5¾ Uhr schien uns das so weit gelungen zu sein, daß an Aufbruch zu denken war. Für unseren ursprünglichen Plan allerdings war es zu spät geworden, die Verhältnisse auch noch nicht sicher genug, aber eine Besteigung der Zufrittspitze, 3435 *m*, wenigstens war durchführbar. Froh, daß der unangenehme Zustand des Wartens und Überlegens zu Ende war, schritten wir hurtig den Talweg hinab zur Oberen Marteller Alpe. Nach einer starken Stunde langten wir hier an und sahen auf der gegenüberliegenden Talseite den Viehsteig, den wir benutzen mußten, sich zum Zufrittboden emporschlängeln. Nun hatten wir für die ursprünglich beabsichtigte größere Tour, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, ziemlich viel Proviant angeschafft, und die Notwendigkeit, die schweren Rucksäcke bei der schon recht warmen Temperatur die steilen unteren Talhänge hinaufzuschleppen, war wenig angenehm. Da stieg beim Anblick einiger Sennen, die ihre Herde austrieben, im Geiste meines viel anschlägigeren Gefährten ein glänzender Gedanke auf. Mit verführerischem Lächeln hält er dem am kräftigsten aussehenden Burschen einen Gulden hin und fragt ihn, ob er dafür unsere Säcke bis zum Grünsee tragen wolle. Der Biedere war bereit; der Einspruch seiner Kollegen, daß sie inswischen die Arbeit für ihren Gefährten übernehmen müßten, wurde durch die Spendung eines weiteren halben Guldens beschwichtigt, und unsere Rucksäcke wanderten auf den Rücken des neugewonnenen Begleiters. Die Last drückte ihn offenbar wenig, oder war es der Wunsch, baldmöglichst zu seinen geliebten Kühen und Ferken zurückzukehren, was seinen Schritt beflügelte? Jedenfalls schlug er ein Tempo an, daß wir kaum zu folgen vermochten, und was mich mit besonderem Neid erfüllte, war, daß er trotz der Last keinen Tropfen Schweiß verlor, während es von mir immer stärker zu rieseln begann, trotzdem ich nicht schlecht trainiert war. In kurzer Zeit war auf diese Weise der Zufrittboden und gleichzeitig die Waldgrenze erreicht. Wir überschritten nunmehr auf einem Balken den Zufrittbach, den durch zahlreiche Quellen vermehrten Abfluß des Zufrittferners, stiegen ein Stück weit die rechtsseitigen grünen Abhänge hinauf, wo wir einen Weg antrafen, der dem Bache parallel, aber meist weit oberhalb desselben in östlicher Richtung verläuft und an der Moräne des Unteren Zufrittferners endet. Über deren grobe Blöcke ging es nun angenehmer, als es sich vermuten ließ, empor zu der trümmererfüllten Hochmulde, an deren nördlichem Ende der Kleine Grünsee in ca. 2800 *m* Höhe liegt. Hier verabschiedete sich unser Träger und

[1]) So heißt der Paß auf der Alpenvereinskarte; daneben begegnet man auch der Form »Saëntjoch«. Die Benennung von Joch und Spitze erfolgte zweifellos nach der Alpe im Val Rabbi, die bei den Bewohnern des Martell- und Ultentals Sällentalpe, italienisch Alpe di Saënt heißt. Da sich schwer entscheiden läßt, ob hier die Verdeutschung eines ursprünglich italienischen Namens oder die Verwelschung eines deutschen vorliegt, empfiehlt sich die Beibehaltung der in den deutschen Tälern üblichen Namensform. Das Sällentjoch wurde schon im Jahre 1825 von Touristen in südnördlicher Richtung überschritten. (Flora von Tirol, IX. Jahrg., S. 283—85). Heute wird es von Vinschgauer Kurgästen, die nach Rabbi wollen, und von Händlern mit Rabbiwasser ziemlich häufig benutzt (s. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 16).



Naturaufnahme von F. Benesch. Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Veneziaspitze von Norden.

trat, durch eine unbedeutende Vermehrung des festgesetzten Lohnes in beste Laune versetzt, im Sturmschritt den Heimweg an. Wir streckten uns behaglich in den schwellenden Rasen zur Seite einer kristallklaren Quelle, labten uns an dem köstlichen Bergwasser und belohnten uns für die Schinderei der letzten Stunden durch eine einstündige Rast. (9 Uhr 10 Min. bis 10 Uhr 10 Min.) Der »Hochtourist« gibt von hier aus zwei Routen an, die eine über den Unteren Zufrittferner, das Zufrittjoch und den Südgrat, die andere über den oberen Zufrittferner und »von diesem östlich über Felsen zum Gipfel«. Das ist eine recht ungenaue und zum Teil unrichtige Angabe, denn direkt von Westen her dürfte die Gipfelpyramide, wenn überhaupt, nur sehr schwer ersteiglich sein. Am besten fährt man wohl, wenn man vom Grünsee direkt über die Moräne und Schutt zum Westgrat emporsteigt und dessen breiten, im oberen Teile firnübergossenen Rücken verfolgt, bis er sich aus dem Südgrat (beim Buchstaben S der Alpenvereinskarte) löst, worauf über die Felsen der Südwestflanke und des Südgrats die Gipfelpyramide erklettert wird. Es ist das augenscheinlich der Weg, den Herr M. Mayr genommen hat, obwohl es aus seiner Beschreibung[1]) nicht ganz deutlich hervorgeht. Wir verfolgten diese Route beim Abstieg und fanden sie viel bequemer und kürzer als unsern Aufstieg. Diesen vollzogen wir, indem wir über Rasen und Schutt zur Zunge des Oberen Zufrittferners emporstiegen und diesen in gerader Richtung auf den Gipfel (nach Osten) etwa bis zur Hälfte verfolgten. Hier bogen wir nach Süden ab, erstiegen, Stufen schlagend, einen steilen, zerschründeten und teilweise vereisten Firnhang, der recht beschwerlich zu begehen war, und erreichten über dessen Rücken das spaltenlose Eisfeld am Fuß der noch ca. 100 *m* hohen Gipfelpyramide. Eine schutterfüllte Rinne führt unschwer, aber mühsam auf die Kante des Südgrats, über den nunmehr in hübscher Kletterei der mit einem trigonometrischen Signal geschmückte Gipfel gewonnen wird. (12 Uhr 45 Min.) Die mit Recht gepriesene Aussicht gleicht der oben beschriebenen von der Hinteren Rotspitze, übertrifft diese aber wohl noch. Neu und reizvoll ist der Blick ins untere Vinschgau und das oberste Ultental mit dem Großen Grünsee, in dessen blauen Fluten sich die Eggenspitzen spiegeln. In seinem ganzen Umfange konnten wir den prächtigen Rundblick bei unserem Besuche leider nicht genießen, da im Süden und Osten alles im Nebel steckte. Beim Abstieg hielten wir bis zu dem Eisfeld am Fuße des Gipfels unsere Anstiegsroute ein, gingen dann aber in direkt westlicher Richtung weiter und erreichten über den Schutt des Westgrats mühelos in einer Stunde den Kleinen Grünsee, in weiteren 1½ Stunden die Marteller Alpe und gegen Abend unseren Ausgangspunkt, die Zufallhütte.

Am andern Tag verabschiedeten wir uns von den lieb und vertraut gewordenen Marteller Bergen und wanderten über das Madritschjoch nach Sulden zurück, höchlichst befriedigt von den mannigfachen Genüssen, die uns der zweitägige Ausflug von der Halleschen Hütte gebracht hatte, obwohl nicht alle unsere Wünsche erfüllt worden waren. Meine Beschreibung aber darf die Marteller Alpen nicht verlassen, ohne wenigstens noch kurz einiger Gipfel zu gedenken, die uns zu betreten nicht vergönnt war. Zunächst der Eggenspitzen, Vordere 3385 *m*, Hintere 3437 *m*, deren Kamm das Rabbital vom oberen Ultental trennt. Dr. W. Hammer spricht mit Entzücken von ihrem »doppelgipfligen Gletscherthrone, der als der schönste, reinste Gipfel, als das Symbol höherer Vollendung über die grünbraunen Ultener Berge emporragt und dem Besucher des Ultentals als fernes, ideales Ziel nach langer Talmühe aus dem innersten Talgrunde entgegensieht«. Auch uns hatte das stolze Gipfelpaar, das wir auf unseren Wanderungen von den verschiedensten Seiten

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 29 ff.

gesehen und immer gleich schön und wirkungsvoll befunden hatten, mächtig angezogen, und als wir scheiden mußten, ohne ihm gehuldigt zu haben, geschah es mit dem festen Entschluß, wiederzukommen und das Versäumte nachzuholen.

Wer den Hauptgipfel, die Hintere Eggenspitze, vom Martell aus besuchen will, benutzt am besten den eben beschriebenen Weg von der Oberen Marteller Alpe zum Zufrittboden und Untern Zufrittferner, steigt von diesem über das Weißbrunnerjoch oder direkt südlich zur Lorkenspitze, P. 3316 der Alpenvereinskarte, an und verfolgt weiterhin den diese mit der Hinteren Eggenspitze verbindenden Kamm, den schon Payer mit Johann Pinggera am 30. Juli 1868 im Abstieg überschritten hat. Weit kürzer und bequemer ist die Besteigung von dem neuen Rifugio Sternai im oberen Val Rabbi auszuführen, entweder über die Vedretta di Sternai in der im »Hochtouristen« S. 323 näher beschriebenen Weise oder über den, wie Dr. Hammer angibt, vollständig harmlosen südlichen Gratsenker, oder wohl am lohnendsten in Verbindung mit der Vorderen Eggenspitze, 3385 *m*. Diese Tour wurde zum ersten Mal von den Herren Dietrich und Stauder im August 1902 gemacht[1]) und 14 Tage später von Herrn Dr. Hammer wiederholt, der darüber folgendes mitteilt:[2])

»Am 18. August 1902 stand ich zu früher Stunde auf der vorderen Spitze, die von Sternai aus über den Südkamm leichten Kaufes zu erringen war. Aber ich verhielt mich nicht lange, da mich der Übergang zur Hinteren Eggenspitze mehr interessierte, und stieg daher bald über den Grat und dann an der Südflanke zur tiefsten Scharte hinab. Prächtig ging es dann über eine scharfe Schneide hin, nur erlitt ich die Enttäuschung, daß ein roter Farbklex mir verriet, daß ich nicht der erste auf diesem Wege sei. Bald schwingt sich der Grat steiler auf, verläuft dann über ein paar leichte Zacken mehr eben, um endlich in sehr steilem Absatze zum Gipfel zu leiten. Diese Steilstufe ist wegen der Brüchigkeit die unangenehmste Stelle der sonst unschwierigen Kletterei. Der Gratübergang war zwei Wochen früher von zwei Herren (den oben genannten) und einem Führeraspiranten zuerst gemacht worden. Gleichwohl freute es mich herzlich, die Tour unternommen zu haben, und ich gab mich hier mit Muße der weiten Fernsicht hin. Den Abstieg nahm ich über den gegen Erwarten vollständig harmlosen Gratabsenker nach Süden hinab.«

Wenn erst im oberen Ultental am Großen Grünsee der schon lange geplante und dringend notwendige Hüttenbau ausgeführt ist, wird der schöne Berg sicherlich die verdiente Anerkennung und zahlreichen Besuch erhalten, da er von dort über den Weißbrunnerferner und den Nordwest- oder Südostgrat in etwa drei Stunden erstiegen werden kann.

Den Bergkamm östlich von der Zufrittspitze charakterisiert Herr Dr. Hammer folgendermaßen:[3]) »Die sanftesten, aber auch am wenigsten interessanten Berge im Ultener Gebiet sind die Berge zwischen Ulten und dem Vinschgau, das Hasenohr, 3257 *m*, und seine Genossen; nur durch ihre Aussicht sind sie bedeutend. Als ich allein im Nebel und Sturm auf den obersten Trümmerhalden des Hasenohrs herumstolperte und -sprang, erinnerte ich mich der Beschreibungen des Ararat. Der ganze Berg sinkt hier in Trümmer, auch die wenigen Felsbastionen sind zerklüftet und drohen nach allen Seiten auseinanderzufallen — ein flacher, riesiger Trümmerhaufen, oben mit einer Firnkappe.« Ähnlich urteilt Herr A. Burkhardt-Erfurt, der das Hasenohr zu seiner Spezialität erkoren und mehrmals bestiegen hat, zum ersten Mal im Jahre 1895.[4])

[1]) Ö. A.-Z. 1903 u. 1904.
[2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 16.
[3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 45 f.
[4]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 69 f.

Von Gand im Martelltale ausgehend, verfolgte Herr Burkhardt den Weg am rechten Ufer des Flimbaches 1½ Stunden lang bis zu einer Hütte, und erreichte dann, nach links durch Wald ansteigend, die Höhe des nördlichen Talrandes, wo ein Steiglein über P. 2690, der einen Steinmann trägt, bis zu P. 2819 leitete. Nach Überschreitung eines kurzen Blockhanges ging es dann stets bequem auf breitem, von den ebenen Firnpartien eines kleinen Gletschers unterbrochenem Schuttgrat zum allseitig gut zugänglichen P. 3143 mit Steinmann und Stange, weiter über den sanft eingebogenen Hauptgrat hinauf zum Hasenohr, auf dessen breitem Gipfel er zwei Steinmänner aufgeschichtet fand. (Fünf Stunden von Gand.) Beim Abstieg, der in dichtem Nebel stattfand, verfolgte Herr Burkhardt den felsigen Nordgrat, erklomm eine dunkle Felsklippe, die eine Stange trägt (wahrscheinlich P. 3026), schwenkte bald darauf vom östlich umgebogenen Grat nach Norden hinab und erreichte über Schutt und Schneehänge die Weiden und die Sennhütte der Latscher Alpen, von wo er über Tartsch nach Schlanders wanderte. Ein zweites Mal erreichte Burkhardt das Hasenohr von St. Gertrud im Ultental aus in 6½ Stunden,[1]) indem er, von der oberen Flatschbergalm ans linke Ufer des Baches setzend, auf Steigspuren nordwärts in das Kar zwischen dem Südostgrat des Bergs und einem von demselben nach Südwesten abzweigenden Aste eindrang, mühsam über Block und Schneehalden zur Grathöhe nördlich von den roten Zacken des Getristeten Steines, 2928 *m*, emporstieg und diese bis zum Gipfel verfolgte, wobei die Überschreitung des sehr schmalen Firngrats zwischen südlichem Vor- und Hauptgipfel große Vorsicht erforderte. Nachdem er in einer Stunde zum P. 3143 hinübergewandert, stieg Herr Burkhardt auf breitem, schneebedecktem Kamme zum Flimjoche ab, um noch die Tuferspitze zu besuchen, wurde aber von drohendem Unwetter zu schleunigem Abstiege genötigt. Über lange Schneehalden in nordwestlicher Richtung hinabeilend, gelangte er zur Oberen und Unteren Flimalm und weiterhin nach Gand im Martelltal.

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 274

(Fortsetzung folgt im Jahrgange 1906.)

Aus der Marmolatagruppe.[1]

Von

Hans Seyffert und Alfred v. Radio-Radiis.

Die Marmolata ist ein weitbekannter Berg, dessen leichte Zugänglichkeit über die mit einem prachtvollen Gletscher geschmückte Nordseite alljährlich viele Touristen anlockt, Touristen, die beiweitem nicht alle zur Gilde der »Wilden« zählen, sondern deren Mehrzahl ruhig und gesichert von der Hand des Führers emporsteigt zu der aussichtsreichen »Königin der Dolomiten«. Die mäßig geneigte Nordseite gehört so dem »Konservatismus« in der Bergsteigerei, wie dieselbe zu Anbeginn geübt worden ist.

Den hochstrebenden Firngipfel umlagert im Süden ein ganzes Heer von einzelnen Zügen und Bergen, deren Schönheit und Eigenart sich denen offenbart, die das an Pracht so überreiche Contrin besuchen. Doch wie es einem aufstrebenden Kunstgenie ergeht, dem nicht gleich beim Auftauchen am Kunsthimmel alles zujubelt, so zeigte sich auch bisher beim Contrin eine Zurückhaltung seitens der Touristik, die den Kenner des Contrins in nicht geringes Staunen versetzt, und die wahrscheinlich darin ihren Grund hat, daß auf der nördlichen Zugangsseite bereits so große Bergherrlichkeiten ausgebreitet liegen, daß die Mehrzahl der Touristen schon zufriedengestellt ist, bevor sie nur an die Berggestalten des Contrins mit seinen idyllischen Matten, mit seinen grotesken, ernsten Hochtälern herangekommen ist. Und doch birgt die Gruppe ein wahres Schatzkästlein in sich, das Contrinhaus der Sektion Nürnberg, umschlossen von einem weiten Kranz der herrlichsten Felsgebilde, die auf den ersten Blick ein tiefes Gefühl von Bewunderung erstehen lassen. Ich bin sicher, daß zu Ehren des Contrins, wäre es plötzlich ein oder zwei Tagreisen nördlicher gerückt, ein weitschallendes Loblied ertönen würde und daß dasselbe sich zahlreicher Freunde erfreuen könnte. Ich habe das Contrin und seine Berge in seiner Einsamkeit kennen gelernt, da es noch gleich einem schlafenden Dornröschen ungekannt und verborgen war, ich habe es der Mühe wert gehalten, wiederholt auf die Eigenart und die Vorzüge dieses Gebiets hinzuweisen, und es war eine dankenswerte Aufgabe. Wer meinem Rufe folgte, war entzückt und wird auch wohl ein fördernder Fürsprecher geworden sein; denn zu meiner Freude mehrten sich die Besucher hier von Jahr zu Jahr, viele wurden schon zu innigen Freunden der erhabenen Pracht und ließen sich bereitwilligst zu erneuter Einkehr bewegen. So erging es mir selbst. Mit neuer Freude, mit neuer Begeisterung hielt ich im August 1902 Einzug bei den stolzen Herren, die sich im Gefolge der strahlenden Marmolata befinden. Und wie fand ich da so vieles besser geworden! Schon der Aufstieg über die Steilstufe von Alba aus, wo herrlicher Nadelwald das Eingangstor zwischen Col Laz und dem Vernel-Cornate-Stock be-

[1] Aus der südlichen Marmolatagruppe, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 327 ff.

kleidet, ist prächtig hergerichtet. Der neugelegte Weg ist so bequem, daß es eine wahre Lust ist, hier emporzusteigen. Die glühendste Mittagsonne vermag hier nichts auszurichten, man ist in dem kühlen Waldesschatten geborgen vor deren stechenden Strahlen und genießt unbehelligt den herrlichen Rückblick hinab in die lieblichen Gaue des jugendlichen Avisio, woselbst die freundlichen Ortschaften Penia, Alba, Canazei, Gries und Campitello malerisch eingebettet sind, während als mächtige Staffage im Hintergrund die bizarren Dolomitenriffe des Sella- und Langkofelstocks sich aufbauen. Ich kenne nichts Ergreifenderes im Hochgebirge als dieses Bild, dessen Reinheit in der Form, dessen Mannigfaltigkeit in wechselndem Farbenspiel, dessen harmonische Verbindung von lieblicher Anmut und groteskem Ernste, dessen Ineinanderschmiegen von Weichheit in den Linien der Talscenerie und strengem, rauhem Charakter in den trotzigen Felsbastionen wohl ihresgleichen sucht im weiten Alpengebiet.

Wir halten Einkehr im gastlichen Contrinhause, 2007 *m*. Im Innern ist eine Tafel angebracht, welche folgende Verse trägt:

»In dieses Erdenwinkels hehrer Pracht,
Auf die der südlich blaue Himmel lacht,
Wo ew'ger Schnee helleuchtend niederschaut,
Hat Nürnbergs Sektion dies Haus erbaut,
Daß einem jeden hier nach kühner Fahrt
Gastfreundschaft werd zu teil nach bester Art.
Und wer in diesem Hause kehret ein,
Mög' Bergesfrieden ihm beschieden sein!«

Der freundliche Willkomm, der hier verzeichnet ist, er ist ein wahres Wort, dem das Schutzhaus und seine Wirte alle Ehre machen. Hier ist wahrhaftig gut sein. Der alte Dantone mit seinem mächtigen Barte, er gleicht dem verkörperten Berggeiste. Er ist eine treue Seele, dem echt deutsches Gemüt unter der rauhen Schale lagert und der für das Wohl seiner Gäste treu besorgt ist. Dantone versteht, was die Sektion Nürnberg hier erstrebt, mit voller Aufopferung steht er zu ihren Diensten.

Während der kurzen Zeit der Arbeitsentfaltung hat die Sektion Nürnberg im Contrin Großes geleistet. Nach allen Himmelsrichtungen vermitteln die neuen Weganlagen ein gutes Fortkommen. Da ist zunächst gen Osten der vorzügliche Weg zum Ombrettapaß, ein bequemer, äußerst lohnender Übergang zur Sottogudaschlucht. Eine Stunde aufwärts vom Schutzhaus zweigt der gut angelegte Steig zur Marmolatascharte ab, die in einer weiteren Stunde zu erreichen ist. Dort droben aber ist ein Werk entstanden, das gewiß volle Bewunderung verdient. Der Marmolata-Westgrat mit seiner plattigen Felsenmauer von abschreckendstem Aufbau, dessen Bezwingung ebenso hervorragende Schwierigkeiten und selbst Gefahren bot, als sie zu den interessantesten und genußreichsten Kletterkunststücken zu zählen war, wurde in eiserne Fesseln gelegt, so daß nunmehr auch mancher Bergfreund, der nicht gerade zu den passionierten Kletterfexen zählen will, des Genusses eines der großartigsten Bergwunder in unsern Ostalpen teilhaftig werden kann. Freilich wird der Vorsichtige trotz all dieser Hilfsmittel gut daran tun, sich eines tüchtigen Führers zu bedienen, denn die Ausgesetztheit an der glatten Wand bleibt immerhin eine ganz gewaltige, und solche, die mit Schwindel behaftet sind, müssen sich mit einem Beschauen vom Passe aus begnügen. Aber der bessere Durchschnittstourist findet hier unter tüchtiger Führung etwas ganz außergewöhnlich Schönes. Ich habe die feste Überzeugung, daß nunmehr eine Traversierung der Marmolata mit Aufstieg über den Gletscher von Fedaja und Abstieg über den Westgrat ins Contrin oder umgekehrt eine Tour wird, die an Mannigfaltigkeit nicht leicht von einer andern übertroffen wird.

Wer dann vom Contrin aus weiter will, vielleicht zur herrlichen Palagruppe, der steige vom Contrinhause über den mit einem guten Weg versehenen Sirellepaß, 2682 *m*, der in vier Stunden bequem hinabführt ins mattenreiche Pellegrin, von wo aus der Zugang nach San Martino nach zwei Richtungen offen liegt: über Falcade zum Comellepaß oder über den bequemeren Zingherepaß nach Paneveggio. Dieser Weg über den Sirellepass, der jenseits des Passes vorteilhaft durch gewaltige Felsenkare führt, wo man so recht einen belehrenden Einblick in die Arbeit der unaufhörlich zerstörenden Naturkräfte hat, wird eine tiefergreifende Wirkung bei jedem Wanderer hervorrufen. Das kleine Val Tasca, durch das die Route führt, ist ein wildes Chaos zerfallenen Gesteins, ein wahres Totenfeld, wo die abgebröckelten, zerfallenen Felsenklötze ihr Grab gefunden. Es waltet hier in dem weltverborgenen Felsenkare eine gar merkwürdige Stimmung, welche die große Natur in ein ganz eigenartiges Gewand gekleidet hat. Es ist das der Trauer, das uns an die Vergänglichkeit des Stolzesten gemahnt. Wehmut erfüllt uns, wenn wir gedenken, daß dereinst all die stolzen Recken, die immer noch siegesfreudig ihre gewaltigen Leiber über den Verfall in den reinen Äther erheben, hier zermalmt, vernichtet niedergesunken sein werden!

Steigen wir von der gastlichen Schwelle des Contrinhauses über Matten empor zum westwärts gelegenen Passe, der ins Val San Nicolo hinüberleitet. Wir brauchen uns nicht mit Wegsuchen zu befassen, ein prächtiges Steiglein, das auch recht üppig mit roten Marken, geradeso wie die anderen Weganlagen, bezeichnet ist, bringt uns mühelos hinauf und drüben hinab und leitet uns durch ein köstliches, waldreiches, mit vielen Hütten übersäetes Tal hinaus nach Pozza. Dabei gewähren die rings sich aufbauenden, weltbekannten Dolomitenstöcke die entzückendsten Bilder. Außer diesen Paßwegen und außer der bedeutungsvollen Anlage auf dem Westgrate der Marmolata ist auch noch ein bequemer Wegbau zum Col Ombert, 2671 *m*, sowie zum Col Laz, 2713 *m*, geschaffen worden, und weitere Pläne der Sektion harren in nächster Zeit ihrer Verwirklichung. Und da nun mit diesem Zeitschriftbande die durch den Kartographen unseres Vereins, Herrn Ingenieur Aegerter, hergestellte »Karte der Marmolatagruppe« als würdige Fortsetzung der mit so vielem Beifall aufgenommenen »Sellakarte« in die Hände aller Alpenvereinsmitglieder gelangt, so wird auch der Zuzug von Touristen ganz sicher eine weitere, wesentliche Steigerung erfahren.

Als Einleitung zu unseren Schilderungen mag es angezeigt erscheinen, zuerst eines im Jahre 1903 erstandenen Weges zu erwähnen, der nicht allein eine neue Zugangsroute zur Marmolatagruppe von Norden her eröffnet, sondern dessen Begehung auch als Selbstzweck ungemein lohnend ist, da hierbei dem Wanderer geradezu eine Überfülle von Hochgebirgsbildern allerersten Ranges sich eröffnet. Es ist dies der nach dem verdienstvollen Vorstande der Sektion Bamberg genannte »Bindelweg«, der am 3. August 1903 feierlich eröffnet worden ist. Er stellt in einer Längenausdehnung von ungefähr 2½ Stunden die kürzeste Verbindung dar zwischen Fedaja und Pordoi, und vermittelt den engeren Zusammenschluß des Sellastockes mit dem Marmolatagebiete.

Der Weg nimmt seinen Anfang auf der Höhe des Pordoijoches, über das die wundervolle neue Alpenstraße aus dem Fassatale nach Buchenstein führt, und wo sich in Kürze das neue Hotel der Hotelaktiengesellschaft erheben wird. Der neue Bindelweg ist sonach eine natürliche Fortsetzung der Bamberger Weganlage, die aus der grandiosen Pordoischarte durch die mächtigen Geröllhalden im oberen, und

begrastes, welliges Gebiet im unteren Teile, sich zum Pordoijoch senkt. Der neue Weg führt an der Westseite des Sasso Beccie bequem über Rasen etwa 200 *m* hoch hinan. Kaum hat man die Höhe erreicht, so eröffnet sich gegen Westen ein wunderbares Panorama, dessen Hauptzierden die kühn gestellten Felsobelisken des Langkofelstockes, die vielgliederige Rosengartengruppe und das weit geöffnete Fassatal darstellen. Es ist kaum glaublich, daß das entzückende Bild sich im nächsten Moment noch reizvoller gestalten könnte, und doch bestätigen wir das mit Bewunderung, wenn wir nach weiteren 15 Minuten die Westausläufer der Creste umgangen haben. Mit einem Male überschauen wir die weitgedehnte, großartige Gebirgskette des Marmolata—Vernelzuges, der ganz nahe uns gegenüber in wuchtigen Steilstürzen zur Tiefe bricht. Zunächst ist es die herrliche, gleißende Felsenbrust des einzig schönen Vernels, dem als kühner Herold die stolze Punta Cornate oder Punta di Vernel voransteht, und dem gleich zwei zierlichen Pagen der Roda di moulon, jenes merkwürdige, oben abgerundete Felsenbrett und der Kleine Vernel gleichsam als Mantelträger nachstehen. Eng angeschlossen an dieses starre Felsenbild breitet sich ostwärts in behäbigstem Stolze die Marmolata, von glänzendem Firnenschnee übergossen, der auf dem formenreichen, felsigen Untergrunde in malerischem Faltenwurfe herniederwallt, umsäumt von dem jugendfrischen Grün der Matten des Fedajapasses.

Wir lassen das herrliche Bild als farbenprächtiges Ganzes auf uns wirken. Es ist eine Glanzleistung der Natur in malerischer Anordnung von Licht und Schatten; wie ein gewaltiges Epos wirkt das Ganze auf uns, ein Epos, das wir miterleben, in dem uns die heldenhaften Gestalten in vollkommenster Entfaltung ihrer Größe entgegentreten. Mit einem einzigen Blicke erfassen wir das Gewaltige, das Gigantische, das Jahrtausende geschaffen.

Der Bindelweg führt am Südabhange der Creste und des Sasso di Capello in ebener Richtung ostwärts weiter, immer durch Wiesen. Schon in viel früherer Zeit mag hier ein Durchgang gewesen sein, der vielleicht den Schmugglern sicheren Durchzug geboten hat. Heute noch hören wir die Bezeichnung »Brotsteig«, der in der Isohypse diese Berglehnen durchschnitten hat. Wahrscheinlich ist der Name von »Prato« abzuleiten, so daß sich hieraus Pratsteig oder Wiesensteig konstruieren ließe. Wenigstens entspräche der Name den tatsächlichen Verhältnissen. Während der ganzen mühelosen Wanderung, bei der besonders auch der Botaniker auf seine Rechnung kommen dürfte, indem hier eine Fülle der seltensten Alpenpflanzen ihren Standort haben, entzückt die fesselnde Ausschau auf die sich in immer größerem Stolze entfaltende, firnschillernde Marmolata.

Eine Bereicherung erhält der Ausblick, sobald man eine Einschartung zwischen Sasso di Capello und Les Forbes erreicht. Hier läßt man sich gerne auf ein halbes Stündchen nieder und erfreut sich an der köstlichen Ausschau auf die Felsbastei der Sella, auf das liebliche Buchensteinertal und die dahinter wie ein loderndes Feuermeer aufflackernde Zackenreihe der rotleuchtenden Fanisgruppe, dieses ruhesicheren Dorados für die flüchtigen Gemsen.

Bald nach Verlassen der Scharte senkt sich der Bindelweg hinab nach Fedaja, allwo heuer ein neues Juwel alpiner Tatkraft und Hingebung erstanden ist, das »Bamberger Haus«.

Nicht jeder begeisterte Bergfreund kann schwierige Höhen erklimmen, aber sein Herz wird sich nicht minder erfreuen an den Wundergaben der Hochgebirgswelt. Hier auf dem Bindelwege ist dieser größeren Anzahl von Alpinisten Gelegenheit in reichstem Maße geboten. Aus diesem Grunde sei es gestattet, noch einen Spaziergang anzuraten in das vom Fedajapasse gerade nordwärts sich rasch hebende kleine Val di Fedaja, das zum Belvedere emporführt. Der Name besagt eigentlich alles. Besonders entzückend ist der Blick auf den Großen und Kleinen Vernel, welche

beide durch die eisblinkende Vernelscharte geschieden sind und in trotzigster Wildheit einander gegenüberstehen. Das beigegebene Bild, das natürlich dem Künstlerauge des Meisters Sella nicht entgehen konnte, macht jedes weitere Lob überflüssig.

Wir hielten es für unsere Pflicht, auf diesen neuen Zugang zum Marmolatagebiet besonders kräftig hinzuweisen, er verdient unter den gerade in der jüngsten Zeit so beliebt gewordenen Höhenwanderungen mit an erster Stelle genannt zu werden. Die Route stellt sich wie folgt dar: Grödnerjoch—Val Culea—Pisciaduseehütte—Bambergerhütte—Boé—Pordoischarte—Pordoijoch—Bindelweg—Fedaja—Marmolata, dann eventuell Marmolata-Westgrat und -Scharte—Contrin.

Die Gipfel der reich gegliederten Marmolatagruppe haben fast alle ihre Ersteiger gefunden. Die Marmolata selbst wurde auf fünf verschiedenen Anstiegslinien erreicht, der Kleine, 3092 *m*, und der Große Vernel, 3205 *m*, die Punta Cornate, 2835 *m*, sind bezwungen. Außerdem sind im Bereiche des Contrins als erstiegen zu nennen: Col Laz, 2713 *m*, Col Ombert, 2671 *m*, Cima di Costabella, 2759 *m*, sowie der sich anreihende westliche Zug, der aber von untergeordneter touristischer Bedeutung ist, die Punta del Uomo, 3003 *m*, die Cima Cadina, 2919 *m*, der Sasso di Val Fredda, 2998 *m*, die Punta di Formenton, 2932 *m*, der Monte Banca, 2868 *m*, Monte Fop, 2883 *m*, Sasso Vernale, 3053 *m*, und die dreigipfelige Ombretta, 3011 *m*. Als Ergänzung des Artikels in der »Zeitschrift 1898« seien nachstehend noch die folgenden Schilderungen beigefügt: 1. Zwei Überschreitungen der Marmolata. 2. Die Weganlage über den Westgrat der Marmolata. 3. Die Ersteigung der Marmolata über die Südwand. 4. Die Ersteigung der Punta Cornate. 5. Die Ersteigung des Monte Banca. 6. Die südliche Marmolatagruppe. 7. Zur Marmolata-Karte.

Bevor aber die einzelnen Objekte behandelt werden, sei es gestattet, noch einen kurzen Überblick über die ganze Gruppe zu geben.

Bei aufmerksamer Beobachtung fallen sofort zwei Hauptzüge auf, die sich in der Richtung West-Ost erstrecken, lange Felsenzüge, welche die Eigentümlichkeit haben, daß ihre Senkungen gegen Norden abgeschrägter sind, während die Abstürze gegen Süden sich durch Schroffheit auszeichnen, ja sogar häufig senkrechte Wände bilden, die sich in dem Südabfalle der Marmolata zu einer Vollendung entwickelt haben, wie wir sie in der gesamten Dolomitenwelt nicht wieder finden.

Der erste Hauptzug ist der Marmolata—Vernel—Cornatezug, der sich jenseits des Taleinschnitts im Col Laz fortsetzt; der zweite Hauptzug ist die lange Kette, die mit dem Stock des Monte Rissone im Westen anhebt und mit dem Monte Fop im Osten endigt. Der hufeisenförmige Grat des Vernale—Ombrettastocks im Osten stellt sich als Bindeglied zwischen diesen zwei Längsachsen dar, zwischen Ombrettapaß und Ombrettolapaß, der in der Fortsetzung beider Hauptzüge gegen Osten sich in einem Felssporn zum Ombrettaboden senkt, während an der Westseite des Contrins als verknüpfendes Zwischenglied zwischen Punta del Uomo und Col Laz der kleinere Zug des Col Ombert zum Monte Varos sich darstellt. (Näheres über den südlichen Parallelzug siehe S. 340, Nr. VI.)

Der gesetzmäßige Aufbau dieser Felsenzüge läßt ihre Entstehung nach der Faltungstheorie erklärlich erscheinen, wobei jedenfalls einseitiger Druck von Norden maßgebend war, wo die von Mauern umschlossene Sellagruppe, die gewaltigen Massen der Geislergruppe und des Langkofelstocks mächtigen Widerstand entgegensetzten.

1. Zwei Überschreitungen der Marmolata.

A. v. R.-R. Vor mir liegen vergilbte Papiere — Notizen über meine Bergfahrten. Erinnerungen sind es, herrliche Erinnerungen, die sich beim Durchblättern



Naturaufnahme von V. Sella. Bruckmann aut. et impr.

Vernel vom Fedajapasse.

des alten Büchleins im Geiste wieder neu beleben. Aus der Reihe jener Denkblätter, die mir die wechselvollen Bilder wieder klar ins Gedächtnis zurückrufen, finde ich unter anderen auch Aufschreibungen über eine Überschreitung der Marmolata; sie enthalten kurze Bemerkungen und Zeitangaben jener abenteuerlich verlaufenen Bergfahrt. Da steht unter anderem geschrieben: 1. September 1898 ab Albergo Verra am Fedajapasse 5 Uhr 30 Min. früh, an Marmolata 9 Uhr 15 Min. — das ergibt einen Zeitaufwand von 3 3/4 Stunden für den Aufstieg. — Ich lese weiter: ab Marmolata 10 Uhr 45 Min., an Marmolatascharte 7 Uhr 30 Min., an Contrinhaus 8 Uhr 45 Min. abends — das macht für den Abstieg zehn Stunden. — Ich lese noch die bezüglichen kurzen Bemerkungen und, als ich damit zu Ende bin,



Nordgrat (Verbindungsgrat zur Ombretta) Westgrat

Sasso Vernale und Vernalegletscher von der Mittleren Ombrettaspitze.

lege ich das alte Büchlein befriedigt zur Seite. — Befriedigt wohl ob der langen Dauer eines gewöhnlichen Wegs? — Nein, deshalb nicht, sondern befriedigt, weil es uns damals gelang, einen neuen, bis dahin erst einmal im Aufstiege gemachten Weg teilweise zu verfolgen und dann, durch die Mißgunst der Verhältnisse gezwungen, den größten Teil unseres Abstiegs über Wände zu vollführen, welche bis dahin noch nie von eines Menschen Fuß betreten wurden. Der berüchtigte Westgrat der Marmolata war's, er hatte es uns angetan mit seinem furchtbaren Plattenpanzer. Das waren Stunden harten Kampfes mit einem uns völlig unbekannten neuen Gegner. Wir hatten dann einen glänzenden Sieg davongetragen und höher schlugen die Herzen der beiden, die es gewagt, die es vollbracht hatten. Darum, wenn ich heute das alte Büchlein, welches die Daten enthält, durchblättere und zurückdenke an jene Zeit,

dann schwelge ich in der Erinnerung, denn unauslöschliche, gewaltige Eindrücke hat der mächtige Berg mit seinen geheimnisvollen, schier unbezwingbaren Felsenfalten uns eingeprägt.

Nun ist er in »Ketten« geschlagen: Eine schier endlose Reihe von eisernen Klammern mit Drahtseilen hat jene Mauern des Schreckens beraubt. Eisen in schwerer Menge ist in den plattigen Riesenleib eingetrieben worden, ein kunstvoller »Eisenweg« ist geschaffen worden, wie ihn die Alpen noch nicht gesehen haben. Zu dir, Königin Marmolata, führt er hinan, damit die Bergfreudigen sorgloser als wir ehedem deine erhabene Größe schauen können. Wer heute jene Mauern begeht, wird sich aber kaum eine Vorstellung davon machen können, welch hohes Maß von bergsteigerischem Können sie einst ohne eiserne Leitern gefordert hatten — von Marmolata-Überschreitungen nach dieser Richtung einst und jetzt will ich deshalb erzählen:

Am 1. September 1898 zogen Freund Hanns Barth und ich beim ersten Morgengrauen von Fedaja bergwärts. Während der Nacht hatte es auf der Höhe Neuschnee gemacht, nun aber war der Himmel wieder reingefegt und nur um den Gipfel der Marmolata zogen einige graue Wolkenfetzen, die aber im Schimmer der Morgensonne mählich entschwanden. Gleichzeitig mit mehreren Führerpartien erreichten wir an einem glanzvollen Tage um 9 Uhr 15 Min. den Gipfel. Wir sahen in der unendlich reinen Luft die Lande ringsum erfüllt von allem, was vom Scheitel dieses Berges überhaupt gesehen werden kann. Vieles ist's, unendlich viel, ich kann es einzeln nicht nennen: Eisberge im weiten Bogen im Westen und Norden, rings um die Königin gelagert, der einzelnen Dolomitengruppen zackenreicher, verworrener Zug, dazwischen grünende Täler und blinkende Wässer, weit draußen im Süden das »Land der Sehnsucht«, an dessen Küsten die Wellen des Meeres branden. Ober uns ein schimmernd Firmament und die warm leuchtende Sonne — wo wär's schöner zu verweilen als hier! Und so sitzen wir hier oben, schauen und träumen von einer besseren Welt.

Längst waren die armen »Geführten«, denen ein längeres Verweilen auf den Gipfeln nie gestattet wird, von ihren Führern zu Tal »getrieben« worden, als auch wir uns endlich entschließen mußten, unserer »königlichen« Rast ein Ende zu bereiten, denn neu und lang war unser Weg ins Contrin — daß er so übermäßig lange währen sollte, daran dachten wir damals zwar nicht.

Um 10 Uhr 45 Min. verließen wir die herrliche Warte und liefen über den westlich vom Gipfel abziehenden Firn hinab. Dort wo dieser steiler abzufallen beginnt, betraten wir bei einem Schneesattel den Felsgrat und kletterten diesen hinab. Es ging alles ganz gut und wir waren voll froher Hoffnung. Über die prallen Mauern zur Linken blickten wir immer hinab ins Contrin und laute Rufe sandten wir hinab zum neuen schmucken Haus der Nürnberger. »Hier steht ein Steinmann! Wir sind am richtigen Weg!« rief ich meinem Gefährten jubelnd zu. Unserer Freude sollte aber bald Einhalt geboten sein, denn immer steiler und plattiger senkten sich die Felsen vor uns zur Tiefe. Wir mußten nun die Kletterschuhe anlegen. Bald ging's aber auch so nicht mehr gut, denn immer haltloser wurden die Platten. Wir banden zwei Seile zusammen. Barth hieß ich gut versichern und nun begann ich ein gewagtes Stück. Halb reitend mußte ich mich auf dem scharfen Plattengrat hinabwinden, nahezu 40 *m* Seil hatte ich schon aufgebraucht, da stand ich urplötzlich vor einem weit überhängenden Abbruch. Ich versuchte hier und dort, aber ein Weiterkommen war unmöglich. Also zurück! Vielleicht gelingt's nach rechts auf das unten sichtbare Plattenband hinabzukommen und so den Überhang zu umgehen! Ich klettere zu Barth zurück. Wir besehen uns die nördliche Flanke des Felskopfes. Massenhaft lagert hier Eis und Neuschnee, aber wir wagen doch den Versuch.

Mit Steigeisen bewaffnet, geht es, durch das 40 *m* lange Seil versichert, hinab. Haltlos, gänzlich haltlos ist der eisüberzogene, plattige Fels. Auf jedem winzigen Griffe muß das glasige Eis erst durch die Wärme der Finger abgeschmolzen werden, bis man sich ihm anvertrauen kann. Ich wende meine ganze Kraft auf, durchzukommen; es gelingt, das Band zu erreichen. Bange Augenblicke hatte Barth oben verlebt, aber es war gelungen, hinabzukommen. Aber was nun? Auf stark abschüssigem, eisüberzogenem Bande stehe ich nur mit Hilfe der scharfen Eisen und suche vergebens nach Haltpunkten zu Sicherungen für meinen Freund. Nur wenige Zoll neben mir senkt sich das Band zu dem schauerlichen Plattensturze hinab, über den der Blick unvermittelt hinabgleitet auf den in der Tiefe eingebetteten Vernelgletscher. »Es geht nicht«, rufe ich Hanns zu. »Versuch's wie es immer sein mag, es muß ja gehen,« dringt es gedämpft, aber entschieden von oben herab zu mir, der ich kaum für mich selbst einen geeigneten Platz zum Stande habe. Lautlos gleitet gleich darauf das Seil langsam herab. Unbewußt nehme ich es auf, schlage die Pickelspitze in das Eis und schlinge das Seil herum, dieses immer weiter einziehend. Bald sehe ich Hanns fluchend über die mit vielem Eis bedeckten Felsen herabklimmen. Ernste Augenblicke sind es wieder, indes ich jede seiner Bewegungen verfolge und das Seil immer mehr einziehe. »Ich kann dich hier unmöglich halten«, rufe ich ihm jetzt abermals zu, aber er scheint mich nicht zu beachten und arbeitet sich langsam, sehr langsam immer weiter herab. Da endlich, wenige Meter ober mir, findet er einen winzigen Standpunkt. Nun schien er das Unmögliche eines Abstiegs bei diesen Verhältnissen eingesehen zu haben, denn er erklärte, er könne seiner Finger wegen, die von der Kälte gänzlich starr geworden waren, nicht weiter klettern; er müsse sie etwas erwärmen, um sie wieder diensttauglich zu machen, und würde dann den Rückweg wieder antreten. So war also der Versuch, hier hinabzukommen, vereitelt worden. Schwerer noch als der Abstieg war nun der Rückweg und Barth hatte mit dem Blute seiner beim Klettern wundgewordenen Fingerspitzen jeden Griff gekennzeichnet.

Erleichtert atmeten wir auf, als wir wieder den Sattel erreicht hatten und ebenen Boden unter unseren Füßen fanden. Der Weg der ersten Ersteiger, immer knapp nächst dem Grate, war uns durch die Mißgunst der Verhältnisse vorenthalten worden, sollten wir uns nun für geschlagen erklären? Nein, so rasch gaben wir nicht nach: Eine dritte Möglichkeit wollten wir noch erkunden, es war die greuliche, den Grat nördlich begrenzende Plattenwand selbst. Furchtbar steil zog sie zwar hinab und vielfach spiegelglatt, aber wir hofften doch noch mit Hilfe der spärlichen Einrisse in ihr so weit hinabzugelangen, bis wir unterhalb des zweiten Gratabbruchs wieder zur Gratkante selbst zurückkehren konnten.

Wir kletterten also über die Gipfelfelsen wieder bis zu dem Schneesattel zurück, wo wir ehedem, zwei Stunden waren inzwischen verstrichen, so hoffnungsvoll uns zur Arbeit gerüstet hatten, und stiegen nun im Pulverschnee, bald im lawinengefährlich erweichten Neuschnee oder in blankem Eise stufenschlagend über den jähen Firn abwärts, wobei wir uns ällmählich bis auf etwa 100 *m* von der Gratkante selbst entfernten. Der mit immer größerer Neigung sich zur Tiefe wölbende Firn zieht mit seiner Hauptmasse gegen Nordwesten, wo er zuletzt als steiler Hängegletscher zum Vernelgletscher niederstürzt. Zwischen diesem Hängegletscher und der Westgratkante befindet sich die dunkle Plattenwand, die nach unten fast vertikal abbricht. Vom oberen Gletscher streichen einige Firnzungen gegen jene wenigen, die Platten durchziehenden, seichten Rinnen, welche in die sonst gänzlich ungegliederte Wand einschneiden.

Etwa in der Mitte der Wand betraten wir einen in den Firn hoch hinaufziehenden Felssporn und begannen nun unsere weitere Arbeit in den Felsen dieser

bösen Wand, der wir uns somit nun endgültig anvertraut hatten. Es mochte etwa 3 Uhr nachmittags geworden sein, als wir, von dem Felssporn nach links absteigend, eine schwarze, wasserüberronnene, sehr böse Wand zu queren begannen. Ich glaubte nicht an Erfolg, aber Barth hatte hierauf seine ganzen Hoffnungen gesetzt. Drüben, ja drüben, hatten wir wohl einen, wenigstens für eine Zeit, kletterbaren Riß entdeckt, aber das »dazwischen«! Der Fels war muschelig brüchig, Tritte und Griffe im gewohnten Sinne überhaupt nicht vorhanden, man war ganz auf die »Adhäsion« angewiesen, denn die Wand war außerordentlich plattig und ungemein steil. Ich weiß heute eigentlich nicht mehr, wie ich da hinüberkam, ich weiß nur, daß es endlich ging. Dabei plätscherten über die Platten von den ober uns befindlichen Felsen die Schmelzwasser herab, ergossen sich in Ärmel und Halsöffnungen der Kleider, rieselten am Körper entlang und brachten uns recht unerquickliche Kühle. Hier, wie auch während des weiteren Abstiegs waren wir sehr der Gefahr durch fallende Steine ausgesetzt, die sich beim Schmelzen des Eises von den schuttbedeckten oberen Platten gelöst hatten. Mit banger Sorge hörten wir oft, sehr oft die Wurfgeschosse neben und über uns vorbeisurren. Lange mochte ich wohl zur Überwindung dieses Stücks gebraucht haben, aber was galt's, wir mußten hinüber! Drüben fand ich ein prächtiges Plätzchen: eine grottenartige Höhlung im Fels, vornüber von einer Schneemauer abgeschlossen. So konnte nun Barth, auf die zusammengeknüpften Seile vertrauend, beruhigt den gefahrvollen Weg zu mir herüber antreten. Angekommen, nahm er gleich meinen Platz in dem eisigen »Keller« ein und ich querte weiter bis zu einem kleinen Vorbau, von dem sich jenseits der erwünschte Riß hinabzog.

Fischschuppenartig sind die plattigen Felsen der ganzen Wand übereinander gelagert, so daß sie vielfach überhängende Stellen aufweisen. So war es auch hier in dem nun betretenen, langen, gewundenen Riß, dessen erster Teil, etwa 50 *m*, noch ganz gut kletterbar war. Dann folgte aber ein Abbruch, der uns viel zu schaffen gab.

Schräg stand schon die Sonne, nicht allzulange war mehr auf Tageslicht zu rechnen und besorgt sahen wir hinunter zu der noch tiefen Marmolatascharte. Vergebens hatten wir versucht, über den Überhang hinabzusteigen, aber die Brüchigkeit des Gesteins, gepaart mit unglaublicher Glätte, hatte mich stets wieder zur Rückkehr gezwungen. Die einzige Möglichkeit der Sicherung für uns bestand in einem Eisenhaken. Klirrend fuhr die scharfe Spitze in den winzigen Felsspalt. Zwei Jahre lang war das Eisen als treuer Begleiter, in des Rucksacks Tiefe schlummernd, auf so manche Bergesspitze getragen worden und nun hieß es: trage deinen Herrn. Am starken Haken versichert, wagte ich nun ohne Gepäck den Abstieg. Dann folgten die Säcke; leider verkeilten sich dieselben in dem Risse derart, daß Barth, ohne Sicherung von oben, erst herabsteigen mußte, um sie los zu machen; dabei war er der Gefahr ausgesetzt, daß die schweren Säcke im Falle eines plötzlichen Abgleitens derselben ihm leicht einen Stoß nach abwärts versetzen könnten, dem er vielleicht nicht hätte stand halten können. Ich war während dieses Manövers ein Stück in die Plattenwand hinausgeklettert, um unter einem Überhang vor der Wucht der Steine, die nun prasselnd über mich hinwegflogen, geschützt zu sein. Da plötzlich vernehme ich ein Geräusch wie von einem dumpfen Fall, gleich darauf springe ich aus meinem Verlies hervor, sehe die Säcke herabbaumeln und Barth an der Wand herabkletternd, in äußerst kritischer Lage. Von den Felsen aber tropft es rot wie Blut herab. Erschrocken rufe ich Hanns zu: »Was ist geschehen, du blutest ja?« Rasch war alles vor sich gegangen, ebenso rasch war auch Barth bei mir herunten, zum Glück wohlauf; meine Angst tauschte ich aber bald mit frohem Lachen und leckte mit Hanns von der Felswand gierig das klebrige Naß der

Mesola,
2733 *m*

Punta Serauta, 2963 *m*

Pizzo Serauta,
3037 *m*

Marmolata
di Rocca, di Penia,
3309 *m* 3344 *m*

Marmolatascharte,
2910 *m*

Gr. Vernel,
3205 *m*

Punta Cornate,
3036 *m*



Naturaufnahme von K. Wipplinger.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Nordseite der Marmolatagruppe vom Prelongiésattel.

(Dem Hauptstocke ist der Padonzug vorgelagert.)

beim Auffallen des Rucksackes zerbrochenen Himbeersaftflasche. So ernst unsere Lage zwar noch immer war, so sehr hatte uns dieser Vorfall aufgeheitert.

Die Sonne war nun schon ganz hinter den Vernel gesunken, aus den tiefeingeschnittenen Tälern zog die Dämmerung bergan. Wann wird dieses Kletterns ein Ende sein — werden wir heute noch hinab ins Contrin gelangen oder müssen wir die Nacht in banger Sorge in der kalten Felsumarmung verbringen, hängend zwischen Himmel und Erde? Es waren bange Sorgen, die uns erfüllten, denn noch hatten wir keinen Ausweg aus dem Labyrinth gefunden und zurück konnten wir nicht mehr. Seillängen um Seillängen querten wir immer absteigend über plattigen Fels hinüber gegen den Grat, bis endlich ein Riß gefunden wurde, der uns auf ein, nach all dem heute Gemachten, leicht begehbares Band brachte.



Piz Fedaja mit dem Hängegletscher nächst der Ciamorcia.

Dieses Band war für uns der Schlüssel zur Ausgangspforte aus dem Felslabyrinth, denn es leitete uns auf den mächtigen zweiten, untersten Gratabsatz. Hinter uns lagen nun die furchtbaren Gratabbrüche, hinter uns aber auch unser viele, viele Stunden langer Weg. Durch eine kurze, vom zweiten Gratabsatze herabziehende Runse ward rasch abgestiegen, dann folgten leichte, plattige Schrofen, zuletzt ein langer, ganz mäßig geneigter Schutthang, bis wir plötzlich bei der Marmolatascharte ober einer etwa 6 *m* hohen Steilstufe standen. »Dieses Hindernis haben wir gerade noch gebraucht«, dachten wir und überlegten rasch, was am besten zu tun wäre. Ohne aber ein Wort gewechselt zu haben, entschwand ich flugs mit einem Sprunge durch die Luft den Augen meines Begleiters und gleich darauf kugelte auch er neben mir in den weichen Firn der nachtumwobenen Marmolatascharte.

Die Nacht war hereingebrochen, aber der Sieg war unser. — Ihr furchtbaren Platten konntet uns nicht halten, wir waren euch noch zur rechten Zeit entschlüpft. — Leb wohl du stolze Königin der Dolomiten! Gönnst du auch anderen von jenseits einen leichten Sieg, hier hattest du dich stark, fast — aber eben nur fast — unbesiegbar verschanzt. Dort hinter jenen nächtlichen Schatten liegt der Weg, den wir genommen, dort in den grauenvollen Platten haben wir gehangen, zwischen dem Gipfel und dem Abgrund, und tief drin in deiner Felsenbrust steckt unser rettender, spitzer Haken, der einzige Zeuge unserer Tat. Niemand wird ihn wohl je finden; er hat eben nur seinem Herrn — diesem aber treu! — gedient.

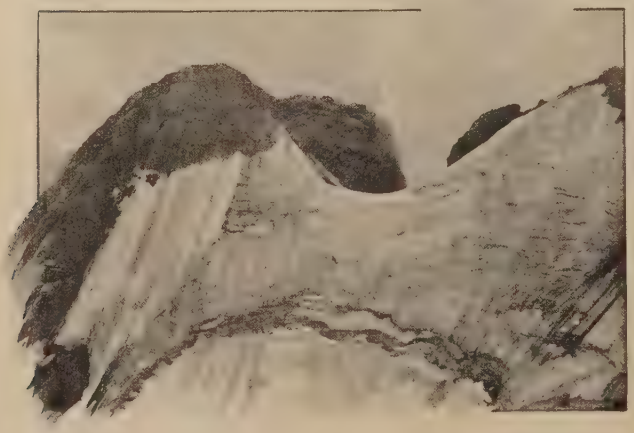
Ich kann es heute nicht mehr schildern, was wir empfanden, ich weiß nur, daß wir glücklich waren und daß wir uns aus Freude in die Arme fielen. Nachdem sich die überschäumenden Wellen der Freude etwas gelegt hatten, dachten wir

an den Abstieg zum Contrinhaus. Machten wir dabei infolge der tiefen Finsternis manche kleine Irrfahrt, so trafen wir doch endlich um 9 Uhr abends am langersehnten Ziele, dem Contrinhause, ein, wo uns die gute Marietta herzlich beglückwünschte und sich um uns arme, seit zehn Stunden Hungernde eifrig bemühte.

Im Vorjahre noch erzählte mir im Contrinhause der Mann, der damals an den ersten Versicherungen im Kamine zur Marmolatascharte gearbeitet hatte, nunmehr seit Jahren an den »Versicherungen« am Westgrate arbeitet, daß er tags darauf, von unserer Tour nichts ahnend, auf die Marmolatascharte gekommen war, und plötzlich die beiden, über Nacht entstandenen, mitten im Schartenfirn befindlichen tiefen Gruben entdeckte, die infolge der Weichheit des Firns am Abend vorher nun noch deutlich einen plastischen Abdruck unserer Gestalten zeigten; er fand wohl die von jeder Furche nach abwärts führenden Fußspuren, vergebens aber suchte er die Zugangsspuren, die er naturgemäß nicht finden konnte, und zerbrach sich lange vergeblich den Kopf, woher die beiden Wesen gekommen sein mochten. —

Ich komme nun nach sechs Jahren abermals auf die Marmolatascharte, diesmal aber im Aufstiege aus dem Contrin. Mein Bruder Gaston ist mit mir, und auch Giovanni Dedorigo, mein treuer Begleiter aus der Palagruppe. Er trägt den schweren photographischen Apparat. Früh am Morgen waren wir vom Contrinhause aufgebrochen und zur Marmolatascharte hinangewandert. Als ich die letzten Eisenstufen zur Scharte hinaufsteige, klopft mir das Herz in der Brust stärker. Ist's Freude, ist's Neugierde? Es ist mir so, als eilte ich jemandem entgegen, den ich manch' Jahr nicht gesehen und dem ich einst gut war. Aug in Aug stehe ich ihm — dem Grate und den grauen Platten — gleich darauf gegenüber.

Böse graue Nebel steigen zwar aus dem Contrintale auf, aber unverdrossen blicke ich von der Scharte hinüber auf die dunkelgraue Felswand. Nicht überschwenglich, sinnberauschend wie einst, nein, abgeklärt ist nun die Erinnerung an jenen Tag, an jene abenteuerliche Fahrt. Aber klar wie damals ist mir noch alles, klar liegt unser einstiger Weg vor mir. Hoch oben dort das Band und der Überhang, der uns zurückwies, dann der jähe, gewölbte Firnhang, die steilen Platten, mitten in der Wand der Riß, in der der sichere Haken steckte und wohl noch dort haftet, dann der Quergang zum unteren Grat, zuletzt dieser selbst mit seinem hohen, glatten Abbruch zur Scharte. Wenn ich die vielen eisernen Klammern betrachte, die da hinaufführen, so glaube ich selbst kaum, daß wir den Sprung gewagt. Majestätische Ruhe liegt über der gewaltigen Größe dieser wildeinsamen Landschaft, und nur Steine und Eisbrüche poltern hernieder, durchschwirren die Lüfte, bestreichen in ihrem Falle die Wände und schwarz



Der Firngrat von der Marmolata di Rocca zur Punta di Penia

von den Trümmern ist der weiße Firn dort unten. Es war wohl auch einst so! Wer aber denkt heute daran, sich dort einen Weg zu erkämpfen; spielend, wenn auch einige turnerische Fertigkeit und absolute Sicherheit des Kopfes erfordernd, gelingt's in kurzer Frist, heute über die plattenbewehrten Gratfelsen hinanzuklimmen, und dort gibt's auch keinen Steinfall.

Also wollte auch ich heute den Weg jener wandeln, welche nun emporsteigen zur Bergeshöhe und welche die Gefahren der alten Wege nicht kannten. Ich wollte sie im Bilde festhalten, in allen Teilen, unseren alten und den neuen Weg, aber die dunklen Nebelballen, die bald nach unserem Aufbruche von der Scharte den ganzen Berg umfingen, hatten mir den Zwang auferlegt, von diesem Ansinnen abzustehen.

Wir klimmen also vorerst aus der Scharte an den eisernen Steigklammern über die erste Wand empor. Oben betreten wir den Schuttplatz des ersten Absatzes, den ein schönes Steiglein in Serpentinen durchzieht; bald beginnen die Klammern wieder, dann folgt ein Quergang über plattigen Fels zu einer langen Felsrunse. In dieser rinnenartigen Verschneidung finden sich zur Sicherung Seile vor; überdies wäre diese Verschneidung auch ohne diese Hilfsmittel ganz gut begehbar. Ich kannte sie noch in ihrem Urzustande, denn zu ihrem unteren Ende waren Barth und ich seinerzeit im Abstiege von der Wand auf einem Bande herübergequert. Heute steigen wir in dieser Rinne hinan und damit betrete ich jenen Teil des Grats, von dem wir damals infolge der Vereisung der Gratkante selbst in die furchtbare Wand abweichen mußten. Die Rinne führt uns oben hinaus auf eine aussichtsreiche Terrasse, von der man über den schon hohen Abbruch hinabblickt ins Contrin, das heute leider nur allzu nebelerfüllt ist. Wieder geht es dann nach links in die Westflanke hinaus auf plattigem Bande mit guter Klammernversicherung und festen Drahtseilen. Mächtig wölbt sich hier der Fels ober uns über und schwindelig steil zieht die Klammernreihe über ihn empor bis zu einem nächst höheren Bande, das abermals nach links in die Wand hinaus verfolgt wird, um zur letzten, langen, im Nebel verschwimmenden Klammernreihe zu gelangen, die in schnurgerader Richtung, wie auf einen Fabrikschornstein, über den weit gewölbten, völlig glatten Plattenkörper hinaufführt — zweifellos ein denkbar eindrucksvoller Stieg. Sehr nahe sind wir hier schon dem obersten Turme gerückt, der von dem mir nur allzubekannten Gratüberhang abgeschlossen wird. Auf jenem Buckel bin ich einst ratlos gestanden, und dort sowohl, als auch auf dem nun links hinanführenden, damals ganz vereisten Bande, habe ich vergeblich gekämpft, um durchzukommen. Mächtig wogt in mir die Erinnerung an diese, eine meiner ernstesten Stunden in den Bergen, und nun, da ich hinanklimme zum letzten Absatz, durch die plattige Nische, ober welcher mit einem kurzen Zickzack der oberste Gratabsatz genommen wird, da glaube ich noch Barth vor mir zu sehen, wie er fluchend, die Wand mit dem Blute seiner Finger benetzend, hinanklettert.

Nun stand ich wieder einmal oben auf dem Gratturme, — nach sechs Jahren. Nur eine Stunde hatte diesmal die ganze Kletterei von der Scharte aus in Anspruch genommen. Ich hatte zwar nicht ganz das erreicht, was ich wollte, kennen gelernt aber habe ich den Weg. Aus dem endlosen Grau des Tals ward stets neues Grau geboren, das vom jagenden Winde über den Grat und über uns hinübergetrieben wurde ins andere Tal.

Wir verweilten hier lange, blickten manchmal durch sekundenkurze Lichtungen hinab ins Contrin und lauschten dem Tosen des Windes in den urgewaltigen südlichen Mauern unseres Bergs. Bald tönte es dumpf und ehern, bald aber mischte sich darein heller Glockenklang, munteres Wasserrauschen und Waldesweben, das der eilige Dieb aus Tälern und Wäldern, von Wiesen und Almen im Fluge mitgenommen hatte und deren tönenden Schwall wir ihm nun hier entrieten. Dann stiegen wir ganz hinauf über den Firn zum Gipfel.

Herrlich schön war auch da manchmal der Blick hinüber auf die Marmolata di Rocca, die uns mit ihren steilen Eiswänden und den gewaltigen Gletscherbrüchen fesselte. Wenn man so etwas von Wildheit sieht, wie es hier im Schimmer des täuschenden Nebels uns erschien, so wähnt man nicht in den Dolomiten zu sein. Wenn auch diesmal zwar der Nebel mit seinem eindrucksvollen, düsteren Schleier zur Hebung jener Wirkung beitrug, ein gewaltiges Bild von Wildheit ist aber jenem Gletscherkessel wohl immer eigen. Ganz anders aber wie in früheren Jahren fand ich heuer den Gipfel: Die Felsen waren weit ausgeapert, zwischen Firn und Fels hatten sich kleine Gletscherseen aufgetan und die mächtige Firnkalotte des Gipfels war in der Mitte geborsten, zweifellos ein Zeichen argen Rückgangs der Gletscher.

Ich bin eigentlich am Ende meiner Schilderung. Vom Westgrate konnte ich nicht mehr erzählen, als ich infolge des Nebels eben gerade noch zu sehen bekam, und vom Weiterweg will ich nur erwähnen, daß wir nach Fedaja abstiegen und so der Marmolata auf unserem einstigen Anstiegswege den Rücken kehrten. — Marmolata! Königin der Dolomiten! Du bist ein Berg, der es lohnt, daß er bestiegen wird. Jeder, der dich besucht, wird deinen hohen landschaftlichen Reiz rühmen und befriedigt von dir ziehen. Mir aber wirst du unvergeßlich bleiben, denn ich kenne dich noch in deinem alpinen Urzustande. Du bildest deshalb mir, wie auch meinem Freunde Hanns, die Erinnerung an eine unserer schönsten Bergfahrten!

II. Die Weganlage über den Westgrat der Marmolata.

(H. S.) Die erste Ersteigung des Plattengrats erfolgte durch Dittmann und Seyffert mit Führer Luigi Rizzi am 21. Juli 1898 (s. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 358). Mit einer bedeutenden Abweichung in die Nordwand des Westgrates vollführten Hanns Barth und Alfred von Radio-Radiis am 1. September 1898 führerlos den ersten Abstieg direkt zur Marmolatascharte (s. S. 321 dieser Zeitschrift).

Die Sektion Nürnberg beschloß die leichtere Zugänglichmachung des Grats, einerseits in der Erwartung, dadurch die Bedeutung und Frequenz des Contrinhauses zu heben, anderseits um die Überschreitung der Marmolata, deren gletscherbewehrte Nordseite leicht zugänglich ist, durch eine künstliche Weganlage allgemein möglich zu machen. Sie ließ sich hierbei von der Tatsache leiten, daß die Schwierigkeiten des ungesicherten Grats so enorme seien, daß die Beschreitung desselben nur äußerst selten und dann nur mit Überwindung größter Gefahr möglich sei. Von einem Teile der Alpinisten wurde das Beginnen der Sektion Nürnberg allerdings mit schelen Augen betrachtet, doch diesen bleibt zum Troste die pikante Südwand, die von ihrer Natürlichkeit wohl nie etwas einbüßen wird.

Der Wegbau, wenn wir diese Bezeichnung wählen wollen, beginnt in der Marmolatascharte, 2910 *m*, und endigt mit Beginn des oberen Firns. Die ganze Anlage, die den Beifall und die Bewunderung des kritischsten Zweiflers erregen dürfte, gliedert sich in fünf Abschnitte.

1. Die plattige Einstiegstelle an der Scharte ist mittels trittfester Eisenklammern, die durchweg 20 *cm* tief im Fels eingelassen und verkittet sind, erleichtert, sodann führt ein bequemer Steig über eine breite Terrasse weiter. Die allmählich stärker werdende Neigung wird mittels eines eisernen Stufengangs sowie eines Drahtseils leicht überwunden, worauf eine bequeme Terrasse vor dem nun steil ansteigenden Grat erreicht wird.

Palagruppe

Monte Banca — Punta Formenton

Cima d'Asta-Gruppe

Sasso di Val Fredda — Cima Ombrettola — Sasso Vernale — Punta Cigole



Naturaufnahme von R. Bissinger.

Angerer & Göschl aut., Brückmann impr.

Ausblick von der Marmolata nach Süden (gegen die Palagruppe).

2. Die hier entgegentretende erste Plattenstellung wird nach links umgangen. Sicherung geben eingekittete Eisenstifte für die Füße und ein Drahtseil für die Hände. Die wagrechte Traverse leitet in eine 57 *m* lange seichte Schlucht, welche schräg von links nach rechts zur Terrasse über dem Plattengürtel emporführt und mit einem festen Drahtseil versehen ist. Bei Vereisung dürfte diese Passage etwas feucht und darum erhöhte Vorsicht erfordernd sein, die Sicherung ist jedoch eine tadellos zuverlässige und genügende, zumal die Ausgesetztheit hier weniger fühlbar ist.

Mit Erreichung der hier oben abschließenden Terrasse, die zu bequemer Rast einlädt, hat man sich wieder der Gratkante genähert.

3. Neuerdings führt eine mit Drahtseil und Stiften versehene wagrechte Traverse an der unteren Begrenzung des hier steil aufstrebenden Plattenhangs nach links, woran sich eine senkrechte, eiserne Stufenleiter mit Drahtseil reiht, die über den bauchigen Fels an 40 *m* kühn emporstrebt.

4. Nach Erkletterung dieser Eisenstiege leitet eine 8—10 *m* lange Traverse nach links zur luftigsten Stelle, an welcher die eisernen Stufen, beiderseits von festgelegten Drahtseilen flankiert, 57 *m* hoch kerzengerade über die glatte Fläche hinaufführen. Hier ist trotz der Hilfsmittel große Aufmerksamkeit und Vorsicht geboten, ungehindert gleitet der Blick hinab zum westlichen Firnbecken des Bergs.

5. Die letzte Traverse nach links, wiederum völlig sicher hergerichtet, befördert uns zur letzten Steilstufe, über die es mit etwas Anstrengung rasch emporgeht zur obersten Terrasse, über die hinweg leicht der anstoßende Firn erreicht wird.

Die genußreiche Arbeit, die je nach Fähigkeit des Ersteigers und nach der Beschaffenheit des Weges 1—2 Stunden beanspruchen dürfte, ist zu Ende, in mäßiger Steigung wird nach weiteren drei Viertelstunden, angenommen sind normale Firnverhältnisse, der Gipfel der Marmolata erreicht.

Eine Berechnung der Zeitdauer, die für die Überschreitung der Marmolata nötig sein wird, dürfte sich folgenderweise gestalten: Fedaja—Marmolata 3½ bis 4 Stunden, Marmolata—Beginn des Gratwegs ¾ Stunden, Gratweg—Scharte ¾ bis 1 Stunde, Scharte—Contrinhaus 1 Stunde; Summa: Fedaja—Contrinhaus mit Überschreitung der Marmolata 6—7 Stunden.

Der Westgratweg wurde am 5. August 1903 im Anschluß an die Einweihungsfeierlichkeiten der Langkofelhütte, des Sellajochhauses, der Pisciaduseehütte, des Bindelwegs und die Grundsteinlegung des Bambergerhauses auf Fedaja für eröffnet erklärt. Die Schöpfung möge als eine Errungenschaft deutscher Tatkraft gelten, als ein Produkt edler Begeisterung, die der D. u. Ö. Alpenverein geschaffen. Der neue Weg sei für alle, die ihn beschreiten, ein Weg der Freude, des reinsten Genusses, das ist unser Wunsch.

III. Marmolata-Südwand.

Die erste Ersteigung vollführten im Sommer 1901 Miß Thomasson mit Michele Bettega und Bartolo Zagonel.

Zum zweitenmal wurde der Aufstieg ausgeführt von den Brüdern Dr. Georg und Kurt Leuchs am 14. und 15. September 1902. Es war dies gleichzeitig auch die erste führerlose Ersteigung. Herr Dr. Georg Leuchs berichtet darüber folgendermaßen:

Die Südwand der Marmolata hat uns einen Eindruck hinterlassen, wie wenig andere Klettertouren. Dies verschuldeten einmal die ungewöhnlichen objektiven Schwierigkeiten der Anstiegsroute, dann aber die Ungunst der Verhältnisse: Nebel, zeitweise Schneetreiben, Vereisung und Neuschnee.

An vier Tagen hatten wir drei Versuche unternommen, die Wand zu durchklettern. Zuerst fanden wir nicht den — wie es scheint — einzig möglichen Angriffspunkt, dann, als wir ihn entdeckt hatten, trieben uns wiederholt Schneefall und Gewitter zurück. Wir verloren die Geduld und erzwangen den Aufstieg, verführt durch unsern Tatendrang und getäuscht durch eine optimistische Auffassung der Zugänglichkeit der spröden Dolomitenkönigin und der Absichten des trügerischen Regengottes. Dieser hielt nicht, was er am Morgen versprochen hatte. Der blaue Himmel, welcher uns am 14. September — zum vierten Male — hinauflockte zum Ombrettapaß, bedeckte sich in kurzem mit Wolken und, anstatt daß brennende Sonnenstrahlen den in der oberen Hälfte der Wand lagernden Neuschnee wegleckten, bis wir hinaufkämen, jagte Jupiter Pluvius undurchdringliche kalte Nebel um den Berg und schüttete ab und zu dichte weiße Flocken auf uns herab.

Dies verzögerte die Tour ungemein, so daß wir im ganzen 28½ Stunden in der Südwand hingen, wovon 17 Stunden auf Kletterarbeit und 11½ Stunden auf ein Biwak treffen. Um 9 Uhr morgens legten wir Hand an den Fels und gewannen den Gipfel erst folgenden Tags ½22 Uhr. Um 7 Uhr morgens verließen wir das Contrinhaus und kehrten erst am nächsten Tag 8 Uhr abends dahin zurück.

Die Südwand der Marmolata, die beim ersten Anblick durch ihre kolossale Breitenausdehnung sowie durch ihren glattwandigen, ungegliederten, senkrechten Aufbau imponiert, nimmt nach Osten rasch an Höhe zu und wird zu einer der gewaltigsten Wände im Reiche der Dolomiten. An der Stelle, wo wir sie durchstiegen, ganz in der Nähe des Ombrettapasses, fast in der Fallinie des Gipfels, beträgt ihre Höhe nur 600 *m*.

Der Charakter des Gesteins weicht in auffallender Weise ab von dem stark erodierten und verwitterten, vielgriffigen Kalk der Dolomiten und der Nördlichen Kalkalpen, dementsprechend auch das Emporklimmen an der Marmolata von den Klettereien in diesen Gebieten. Dagegen erinnert die Südwand sehr an die berüchtigten Aiguilles der Montblancgruppe, nicht gerade in der Beschaffenheit des Gesteins an sich, wohl aber in dem Einfluß dieser Beschaffenheit auf die Klettermethode: Beide erfordern in erster Linie Kraft und Ausdauer, weniger vielleicht »Technik«. Der Montblancgranit ist rauh, grobkörnig, aber griffarm, der Marmolatakalk ist fest, kompakt, gegen Verwitterung sehr widerstandsfähig, daher an der Oberfläche abgewaschen und glatt. Bei beiden ist man, da in der freien Wand wenig zu machen ist, vorzüglich auf Kamine und Risse angewiesen. Hier bedingt die geringere Reibung des Körpers in den vielen, durch Stemmen und Spreizen zu überwindenden Kaminen, dort das Fehlen oder Weitauseinanderliegen der Haltepunkte größeren Kraft- und Zeitaufwand. Ebenbürtig ist ferner die Südwand den Aiguilles auch in der Zahl hervorragend schwerer Stellen, im ununterbrochenen Andauern schwierigen Terrains, in der im oberen Teil wohl nie ganz verschwindenden Vereisung und in der langen Dauer der Kletterei.

Am stärksten tritt der geschilderte Charakter der Kletterei hervor im untersten Viertel der Wand. Hier bewegt man sich fast durchweg in Kaminen, welche in einer vielfach gebrochenen, doch zusammenhängenden Linie in die senkrechte, glatte Mauer eingeschnitten sind, wie wenn diese durch einen furchtbaren Anprall geborsten wäre. Trotzdem wir dieses Stück von 150 *m* Höhe durch den Versuch am Tag vorher genau kannten, uns nach Möglichkeit beeilten und flott zusammenarbeiteten, hielt uns dasselbe fast 2½ Stunden auf. Am Tag vorher hatten wir, allerdings zu dritt mit zwei Rucksäcken, sogar vier Stunden gebraucht. Man darf rechnen, daß zwei gut trainierte Kletterer auf sehr schwerem Dolomitfels, wie z. B. an der Langkofel-Nordostwand, an den südlichen Vajolettürmen, an der Guglia di



Die Südabstürze des Vernel und der Marmolata von der Östlichen Ombretta gesehen.

Brenta, in einer Stunde 100—120 *m* Höhe gewinnen. Daß wir hier nur halb so schnell vorwärts kamen, läßt schon auf einen ganz anderen Charakter des Gesteins und der Kletterei schließen. Wie an den Aiguilles ist eben auch hier das Fortkommen auf dem Muskeln, Herz und Lunge stark strapazierenden Fels ein verlangsamtes.

Um 1/2 12 Uhr hatten wir endlich unser langersehntes erstes Ziel, eine Plattform oder kleine Terrasse, gewonnen. Der weitere Weg führte über eine steile, breite Felsrampe, welche dem Massiv angebaut ist und welche an ihrem oberen Ende, 150—200 *m* über der ersten, eine zweite Terrasse trägt. Zu diesem leichtesten Stück der Ersteigung benötigten wir wiederum 2 1/2 Stunden. Hier war die verhältnismäßig lange Zeit zum Teil veranlaßt durch wiederholtes kurzes Schneegestöber, durch den in der obersten Region bereits auftretenden Neuschnee und dadurch, daß wir die einzelnen Partien der etwas komplizierten Route erst suchen und ausprobieren mußten.

An der zweiten Terrasse begann der zweite Teil der Ersteigung, welcher sich in vieler Beziehung von dem ersten unterschied. Bis hierher hatten wir es nur mit Fels zu tun gehabt, der Neuschnee war in der unteren Wandhälfte abgetaut, das Gestein notdürftig getrocknet, nun suchte die ewige Leibwache der Dolomitenherrscherin unser Vordringen zu hindern, es war ein Ringen mit verstärktem Feinde: Fels, Wasser, Eis und Schnee. Bis hierher hatten wir vom Paß aus die mögliche Route genau studiert gehabt, nun hinderte Nebel die Orientierung in einem Terrain, das uns gänzlich unbekannt war, von dem wir nur wußten, daß es an irgend einer Stelle bereits durchstiegen worden. Bis hieher war die Ersteigung eine Klettertour wie gewöhnlich, eine anstrengende sportliche Übung ohne große Gefahr. Wir konnten umkehren, sobald Gefahr, etwa in Gestalt eines Gewitters oder andauernden Schneefalls eintrat. Nun trieb uns die Leidenschaft und die von ihr inspirierte Meinung, weiterhin leichteres Terrain zu finden, in ein Unternehmen, das viel Arbeit kostete, ein frostiges Freilager in der kalten Mauer nötig machte, und dessen Ausgang angesichts des unsicheren Wetters und der Ungewißheit des Durchkommens lange zweifelhaft war. Denn mußte es schon fraglich sein, ob die Route unserer Vorgänger bei Neuschneebedeckung überhaupt möglich war, so zeigte sich bald, daß wir diese gar nicht eingeschlagen hatten, sondern in selbständigem Kurs in die Höhe strebten. Unsere Fortschritte verlangsamten sich kolossal, zumal die leichteren Schrofen gleich wieder in schwieriges Terrain übergingen und wir durch Rekognoszierung und Versuche viel Zeit verloren. So hatten wir von der zweiten Terrasse ab nur 150 *m* Höhe gewonnen, als uns die Nacht überraschte. Eine kleine Höhle bot dürftigen Unterschlupf. Mit Aufgebot unserer ganzen Kräfte und Kletterkunst, zugleich mit peinlichster Vorsicht klommen wir folgenden Tags an der winterlich verschneiten Mauer empor, langsam, aber stetig. Es war eine Erlösung von langem Bangen und Zweifeln, als wir endlich knapp rechts von uns ein schwärzliches Dreieck durch den Nebel schimmern sahen, das Gipfelsignal. Die Erreichung des Gipfels der Marmolata bedeutete für uns mehr als einen Sieg über einen schwierigen Berg.[1])

---

[1]) Nach dreijähriger Ruhe mußte diese Wand einen wahren Sturm über sich ergehen lassen, indem in den Tagen des 25., 26. und 27. Juli 1905 je eine führerlose Partie siegreich über jene Mauern zum Gipfel empordrang (siehe Ö. A.-Z. 1905, S. 202); und zwar am 25. Juli die Herren Eichinger und Ittlinger aus München, am 26. die Herren Gustav Jahn und Ingenieur F. Langsteiner aus Wien und am 27. Juli Josef Ostler und Franz Niberl aus Kufstein. Während die Erstgenannten auf der Route der Brüder Leuchs den Aufstieg erzwangen und für die ganze Kletterei 12 Stunden benötigten, gewann die Partie Jahn-Langsteiner auf dem Ausstiege der ersten Ersteiger in der sehr kurzen Zeit von 7 3/4 Stunden vom Einstiege weg den Scheitel der Marmolata.

IV. Punta Cornate, 2835 *m.*

(*H. S.*) Zu Füßen des aussichtsreichen Col Rodella, 2486 *m*, jenes vielgepriesenen Wallfahrtsbergs, der alljährlich Tausende auf seinem sanftgewölbten, grünen Rücken trägt, lagert das liebliche Fassatal, für das mit Eröffnung der neuen herrlichen Kunststraße, die über das Pordoijoch nach Araba führt, eine Blütezeit erstehen möge.

Friedlich grüßt das grüne Tal mit seinen niedlichen Ortschaften und dem Silberband des Avisio herauf und läßt nicht vermuten, daß da drunten harte Kämpfe um Sitten und Sprache die Gemüter so sehr erregen. Das reichbewaldete Tal findet seinen Abschluß in der grotesken, breiten Felspyramide des Vernel, an dessen Westflanke sich ein bleiches Horn zuckerhutförmig keck herausschiebt. Das ist die Punta Cornate. Vor Entstehung des Contrinhauses ward sie gar nicht beachtet. Vom Contrinhause aus ist sie die westlichste Bastion jenes langen Grats, der im Vernel kulminiert. Die Felsenmassen des Grats mit ihren durcheinander geworfenen, vorgelagerten, braun, gelb und rot gefärbten Gesteinsmassen scheinen noch in Bewegung zu sein, sie winden sich förmlich durcheinander, eine Felsenwelle sucht die andere zu verdrängen, und darüber türmt sich, diesem Wirrsale entronnen, die bleiche Gestalt der geglätteten Cornate, deren blasser Körper wie vom Meißel behauen über dem förmlichen Aufruhr ruhig und siegeserhaben thront.

Die erste Ersteigung vollführten die Herren Engelhardt und Ramspeck am 19. August 1896, mir war es damals infolge einer Beinverletzung nicht möglich, Teilnehmer der Partie zu sein. Am 16. Juli 1898 wiederholten die beiden Herren die Ersteigung, worauf am 8. September 1901 Ramspeck allein das dritte Mal die stolze Punta erklomm. Diese Tatsache läßt wohl schon vermuten, daß die Tour einen ganz besonderen Reiz bieten muß; ich stimme bei und bestätige dies nach meiner Empfindung vollauf.

Ich traf in Gesellschaft von Dr. Dittmann am 20. August 1902 im Contrinhause ein, am 21. vollführten wir die Erstersteigung des Monte Banca, am 22. rückten wir der Cornate zu Leibe. Der Durchstieg durch die Schlußwand auf die Grathöhe ist vom Contrinhause deutlich zu ersehen, es ist ein Einriß in der steilen Wand östlich der Punta, der am Grate durch einen auffallenden schwarzen Turm abgeschlossen wird, welcher sich in markantester Weise von seiner weißen Umgebung abhebt. Was unterhalb der kaminartigen Runse liegt, das ist nicht zu übersehen. Aber soviel ist auf den ersten Blick zu entdecken, daß das Felsterrain recht zerrissen und verwittert ist.

Wir verlassen Punkt 6 Uhr das Contrinhaus und verfolgen den Ombrettaweg zunächst 15 bis 20 Minuten. Dann wenden wir uns über die Rasenhänge steil nach links empor, gegen eine merkwürdig rötlich gefärbte Felsbastion, La Fortezza, die durch einen mächtigen, höhlenartigen Einriß in zwei Teile geschieden ist. Es muß eine furchtbare Gewalt nötig gewesen sein, diesen Felskoloß zu sprengen, wie überhaupt an diesem interessanten Aufbau gar häufig die Zeichen gewaltsam wirkender Naturkräfte zu beobachten sind, die für den Forscher eine beredte Sprache über die Entstehung dieses gigantischen Aufbaues sprechen. Wir erreichen ein Wässerlein, das aus einem Einschnitt östlich dieser geborstenen roten Felsenmauer herabkommt, überschreiten dasselbe und klettern an geeigneter Stelle über gestuften Fels empor. Hier oben stürzt das Wässerlein in einen trichterförmigen Tobel hinab, aus dem es unten seinen Ausfluß findet und den wir in einem Bogen nach rechts umgehen. Genau eine Stunde ist seit unserm Aufbruch verronnen. Ein neues Bild erschließt sich uns. Eine muldenförmige Terrasse weitet sich, im Hintergrunde von zerrissener Felswand überragt, die ein Durchkommen unmöglich macht. Hinter dieser aber ist der bleiche Kopf der Cornate sichtbar und auch der spitze Schlußkopf unseres Kamins, der auf demselben aufsitzt wie der Pfropfen auf einer

Flasche, lugt noch neugierig zu uns herein. »Hier bin ich«, ruft uns das Versteckenmannl zu. Und wir folgen dem Rufe und streben westwärts, die Mulde in einem Bogen von rechts nach links umgehend, drüber über rasendurchsetzten Hang empor, der uns über die zerrissene Felswand bringt, die wir vor einer Stunde umgingen. Von hier oben leitet ein Felsgrat bis hinan unter die Wände der Cornate. Nur schade, je näher man kommt, desto weniger übersichtlich wird die Situation. Aber ein sicherer Wegweiser zeigt mir den Weiterweg, es sind zahlreiche Gemsspuren, denen ich folge, während mein lieber Doktor mißtrauisch zurückbleibt. Nun, ich will sogleich gestehen, daß mich die Grattiere diesmal recht gefoppt haben, ein kaum fußbreites Band führte mich im Zickzack weiter, immer weiter, es brach ab, es hieß gewagte Sprünge machen, so daß ich in recht verzwickte Situationen geriet. Schließlich war ich in eine recht vertrackte Mausefalle geraten, mußte wohl oder übel zurück, genoß noch die Annehmlichkeiten eines erfrischenden Sprühregens, der über die glatte Mauer vor mir herabspritzte, da ich die vorher übersprungene Kluft rückwärts in weniger angenehmer Weise passieren mußte, und fand mich schließlich gegen 9 Uhr bei meinem lieben Freunde wieder ein, der unterdessen ein kleines Morgenschläfchen angesichts des wundervollen Panoramas, das sich hier entfaltet, genossen hatte. Meine Sorge war die, wie er sich gegen den Mundvorrat benommen hatte; er war bei der Tour Proviantträger. Ich erhielt beruhigende Auskunft. »Alsdann weiter!« war unsere Devise, »zurück und ostwärts hinaus!« Die ersterwähnte Mulde wurde an ihrem oberen Rande wieder durchstiegen und einer Scharte zugesteuert, die gegen eine obere Terrasse unter den mächtigen Wänden des Vernel führte.

Steil ging's über Geröllhalden zur Scharte empor, durch die man die drohenden Wände des Vernel vor sich erblickt. Das war anscheinend ein weiter Umweg nach rechts, nach Osten; eine andere Möglichkeit blieb aber nicht übrig. 9 Uhr 40 Min. sind wir oben. Wieder eröffnet sich eine plateauähnliche Terrasse mit großen Blöcken übersät, die bis an die senkrechten Abstürze hinanreicht. Zehn Minuten wird gerastet; das Tagesgestirn brennt schon recht heiß auf den Pelz, doch zum Frühstücken wähnen wir droben noch Zeit genug. Zur Linken, d. i. gegen Westen, dehnen sich weiche Schutthänge, deren Geröllbedeckung bei jedem Schritt ins Rollen gerät. Das ist nicht Bergsteigers Freude, sondern eine Naturerscheinung, die den geduldigsten Menschen recht reizbar machen kann. Ich glaube, wenn es Dante kennen gelernt hätte, er würde diesem Gerölltreten einen Ehrenplatz in seinen Höllenqualen angewiesen haben. Das, was man nun vor sich sieht, wirkt recht merkwürdig. Wie ein zerrissener Gletschersturz, bei dem geborstene Eisnadeln, klaffende Spalten, ungefüge Klötze kunterbunt durcheinander gelagert sind, so präsentiert sich, angeschmiegt an die sauberen glatten, weißen Wände, eine recht unordentlich braune, verwitterte Masse, die auf unser Gemüt wirkt, wie wenn in einem nach alten Regeln der klassischen Kunst gearbeiteten Musikstücke plötzlich eine schreiende Dissonanz unser Ohr trifft. Dieses unqualifizierbare Felsgewirr, das eher an einen mißlungenen Schokoladeguß erinnert, ist die Schottermühle des dichtgeschichteten Gerölls, das in weitem Bogen nach links zu durchsteigen ist, wenn man nicht vorzieht, diese unartige Werkstatt im Innern zu besehen. Dazu hatten wir zunächst keine Lust, und doch wäre es das Bessere gewesen. Wir wandten uns also links nach Westen hinüber, bis zur äußersten Kante des Gewirrs, von wo aus sehr mühsam und bei Beobachtung der äußersten Vorsicht endlich der kaminartige Einriß über ungemein brüchiges, steiles Gestein zu erreichen war. 10 Uhr 45 Min. Ich jauchzte hell auf, um meinem zurückgebliebenen Freunde neuen Mut zu machen. Doch merkte ich bald, daß er nicht nachkomme, ihm lagen noch vier Gipfel in den Gliedern, deren Ersteigung wir einige Tage vorher in der Rosengartengruppe gemeinsam unternommen hatten, sowie die gestrige 15 stündige Tour zum Monte Banca.

Für mich aber gab es nunmehr kein langes Zögern. Schnell entledigte ich mich der schweren Bergstiefel, legte die Kletterschuhe an und spreizte, den schweren Rucksack mit dem Seile auf dem Rücken, in dem anfangs engen Spalte empor. Es ist gut, hier diese Technik zu üben, denn der Grund der Rinne ist mit losem Geröll bedeckt, das leicht in Bewegung gerät. Man merkt überhaupt bei jedem Tritt, bei jedem Griff, daß hier noch wenig gewandert worden ist, das brüchige Gestein verrät es zur Genüge und mahnt zur Vorsicht. Bald wird der Kamin auf mehrere Meter ganz glatt, die Begrenzungsflächen sind senkrecht gestellte, grifflose Platten. Es ist daher unbedingt notwendig, links hinaus zu klettern in die freie Wand, wo aber griffiger Fels ein verhältnismäßig gutes Fortkommen auf allen Vieren gestattet. Kurz unterhalb des schwarzen Abschlußkopfes am oberen Ende des Risses steigt man vorsichtig in denselben zurück, um gleich darauf in eine etwa 8—10 *m* hohe Abzweigung schräg nach links überzugehen, die auf die Gratschneide hinaufführt. 11 Uhr 5 Min. bin ich oben. Wenige Meter leitet die scharfe Schneide, jenseits welcher in einem Schuß die gewaltige Nordwand des Vernel ungegliedert hinabstürzt, hin an die vielleicht 40 *m* hohe Gipfelpyramide der Cornate, ein ungewohntes Angriffsobjekt von ziemlicher Steilheit und fast tadelloser Glätte. Erst wenn man in handgreiflicher Nähe ist, öffnen sich kleine Mulden für die Hand, manchmal bloß für zwei oder drei Finger, dort treten wieder einige handbreite Felsleisten heraus, die ein Festhalten gestatten, und wo auf einige Meter weit nichts zum Greifen ist, da vermittelt die haftende Reibung auf dem rauhen Gestein ein schlangenartiges Emporschieben. Schneller als ich gedacht, habe ich den Zinken unter meinen Füßen, den ein von meinen Freunden errichteter kleiner Steinmann ziert; es ist 11 Uhr 20 Min. Die Aussicht ist eine wunderbare. In wirkungsvollster Weise präsentiert sich der weite Dolomitzirkus, das grüne Landschaftsbild des Fassatals kontrastiert auffallend zu seiner felsigen Umrahmung, in weiter Ferne leuchten die Schnee- und Firnfelder der Ötztaler-, Ortler-, Presanellagruppe, und über die tausendzackige Welt wölbt sich sattsam in tiefstes Blau getaucht ein wolkenloser Himmel. Es waren Augenblicke des reinsten Genusses. Leider trieb mich entsetzlicher Hunger und Durst bald wieder fort; ich hatte meinen kärglichen Proviant, bestehend aus einem Stück Schwarzbrot, einem Schnitten Käse und einer Flasche kalten Thees, auf dem Grate liegen lassen; leider dazu auch mein Seil, das ich bis herauf wohlverwahrt im Rucksack mit mir führte. Jetzt hätte es mir hier hinab recht gute Dienste getan. Schon nach einer Viertelstunde nahm ich Abschied von der mir so lieb gewordenen Zinne, mit größter Vorsicht turnte ich hinab. Der Einstieg von oben erfolgte durch einen kleinen Riß, dann schob ich mich einige Meter rechts seitwärts hinab, das Gesicht gegen den plattigen Fels gedrückt. Eine kleine, etwas losgesprungene Platte gewährte etwas mehr Sicherheit; von hier muß man meist auf dem Bauche liegend die 30—35 *m* hinab. Um 11 Uhr 47 Min. hatte ich meinen Rucksack erreicht, dessen kärglichen Proviantinhalt ich mit wahrer Gier verschlang. Um 12 Uhr 15 Min. machte ich mich auf die Weiterreise, um 12 Uhr 45 Min. war der Kamin hinter mir. Schnell vertauschte ich die Kletterschuhe mit den Genagelten. Nun wandte ich mich direkt in das zerfetzte, braunrote Gestein vor mir, das von einer Menge Risse und Furchen zersägt ist. Ich benützte die Depression, die der glatten, weißen Wand zur Linken am nächsten lag. Da ging's in lustigen Sprüngen auf und mit dem Gerölle abwärts, schon um 1 Uhr 5 Min. hatte ich das Geschiebe hinter mir und stand auf dem mit Rasenbüscheln durchsetzten Rücken, der bequem in den oberen Kessel hineinleitet. Mein guter Doktor war wirklich noch hier, er hatte sich so erquickt an der köstlichen Fernsicht, die sich hier auftut, daß er ganz darauf vergaß, die ihm zugemessene Hälfte des Proviants für sich zu verwenden, so wurde auch dieser Rest mir Nimmersatt zur erquickenden Beute. Nun ließen

wir uns gemächlich Zeit, wir bummelten förmlich abwärts, denselben Weg, den wir aufwärts genommen hatten. Ein wundervoller Nachmittag lag vor uns; schallende Juchzer sandten wir hinab ins Contrin, freudiger Widerhall scholl uns von unten herauf entgegen. Gegen 4 Uhr überschritten wir die Schwelle des Contrinhauses.

Die Ersteigung der Cornate war eine meiner köstlichsten Wanderungen in jenen Bergen, die Erinnerung daran wird nie in mir erlöschen.

V. Monte Banca, 2868 *m.*

H. S. Dunkelheit deckte noch die Erde, da wir am 21. August früh 4 Uhr vom Contrinhause auszogen zu neuen Taten. Tiefes Schweigen ringsum, nur das Murmeln des Contrinbaches drang leise an unser Ohr. Die imposante Cima Ombretta däuchte uns bei der magischen Beleuchtung der feenhaften Sternenpracht doppelt gewaltig, ihr schwarzer Riesenleib schob sich wie ein schreckhafter Popanz an unseren Weg heran, der sich dicht an ihrem Fuße vorbeidrängt zum Sirellepaß empor. Nicht lange mehr währte es, die Finsternis wich zurück in die verborgensten Schluchten, gen Osten rötet sich das Firmament, die goldnen Strahlen der Sonne senken sich auf die höchsten Spitzen, ein Leuchten ringsum verkündet der weiten Welt, daß ein neuer Tag erstanden, ein Tag voll Mühen und Sorgen, ein Tag voll Freude und Glanz. Ein wonniges Gefühl durchflutet uns. Bergluft macht frisch und jung.

Rüstig schritten wir auf gut angelegtem, ausreichend markiertem Wege, der nur hie und da unter alten Schneeresten verborgen war, gemächlich bergan und hatten nach 1½ Stunden, um 5 Uhr 30 Min., jene Mulde erreicht, die kurz unterhalb der Sirellepaßhöhe sich ausbreitet. Vor uns im Süden steigen die schwarzen Köpfe der Cigolé auf, zur Rechten neigt sich der breitgewölbte Rücken der Cima Cadina, während zur Linken der Fels sich zu einem fast ebenen, breiten Grate hebt, der zum Passo Ombrettola, 2860 *m*, weiterzieht. Hier geht es hinauf. Eine Stange zeigt uns von oben die Richtung an. Von ihr aus geht es teilweise auf prächtiger Felsenstraße, teilweise über hartgefrorenen Schnee bequem zur Paßhöhe, die wir 6 Uhr 15 Min. erreichen. Wer nur vom Contrinhause diesen fast mühelosen Spaziergang unternimmt, der wird von großer Freude erfüllt sein. Die Szenerie ist eine überwältigende. Die großartigsten Repräsentanten der Dolomitenwelt erscheinen in ihrem faszinierenden Aufbau, doppelt verschönt durch den Glanz der strahlenden Morgensonne, und um sie schlingt sich in weiter Ferne wie ein blitzendes Diadem der lichtflackernde Streifen weitgezogener Firne. Zu Füßen gegen Osten enthüllt sich das verlassene Val Ombrettola, umstanden von schreckhaft wilden Felsenmauern, die ihre Steingeschosse unablässig in den ernsten, finsteren Kessel senden. Es ist kein liebliches Bild, das sich hier vor unseren Augen auftut, es ist großartig schön, gewaltig, erhaben, es erfaßt uns mit packendster Kraft, das uns mit Allgewalt zuruft: »Ich will, o Mensch, daß du vor mir erzitterst!« Ja, es scheint uns, als hätte hier unten der Aufruhr vor kurzem erst nachgelassen, um bald mit erneuter Kraft zur unbändigen Wildheit zu erstehen, der Grund des schreckenhaften Totentals ist ein abscheuliches Gemisch von Gletscherschotter, den ein ehedem an der Nordostseite des Sasso di Val Fredda gelagerter Gletscher zu unförmlichen Haufen zusammengedrängt hat. Noch ziehen einzelne Eisreste in das lose Gestein, das, sich überstürzend, lockere Stufen zu Tale bildet.

Hier unten zieht unsere Straße, hier unten fußt unser Plan. Bevor wir hinabziehen, halten wir noch etwas Umschau. Zur Linken der Paßhöhe ragt der stolze Vernale empor, der hier seine lange, dachförmig geneigte Seite entfaltet hat. Verbunden mit ihr sind die Ostabstürze der Cima Ombretta, die in steilem Felssporne zum Ombrettaboden niederstürzt. Zur Rechten des Passes wölbt sich ein



Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Punta del Uomo vom Passo Forca Rossa.

kuppelförmiger Bau, der, von Osten gesehen, das Ombrettolatal abschließt, wir benennen ihn Mugon, auch wohl Cima Ombrettola. Zu der südwestlichen Ecke ragt als gewaltigste Felsenburg der herrliche Sasso di Val Fredda empor, von weißem Schnee und Eisgeäder durchzogen. Rasch senkt sich der Koloß gegen Osten zu einer schmalen Scharte herab, aus der sich sogleich ein trotziger Turm aufschwingt, den vor einigen Jahren die Herren Lohmüller und Schuster bezwungen haben. Wir bezeichnen diesen Turm am geeignetsten mit Punta Ombrettola. Weiter gegen Osten ist eine breite Depression eingelagert, die durch einen vorgesetzten Felsenkegel in zwei Zugangshälften geteilt ist; es ist der Passo la Banca, 2745 *m*, der im äußersten Osten vom Monte Fop, auch Cima la Fop genannt, begrenzt wird, wiederum ein Geselle der verwegensten Art. Zur Linken aber schaut über den Ombrettaboden schon die herrliche Marmolatasüdwand herein, ein alpines Schaustück ersten Rangs, und schließt so den ernsthaften, toten Felsenkranz. Dabei rücken diese Einzelheiten so nahe aneinander, daß ihre Erscheinung noch um so trotziger wirkt. Hier schaut man machtvollste Hochgebirgskraft. 6 Uhr 30 Min. zeigt die Uhr, da wir zum Weitermarsche bereit sind. In tollen Sprüngen geht es durch Schnee und Geröll hinab, mühsam bahnen wir uns den Weg durch das Trümmerfeld da unten, bis wir endlich, erleichtert aufatmend, um 7 Uhr 15 Min. am Eingange zu dem weit geöffneten Passo la Banca stehen. Der Zug Monte Fop—Sasso di Val Fredda erfährt im Monte Banca eine Ausbuchtung nach Süden ins Val Franzetas. Dadurch entwickelt sich im Norden gegen Ombrettola eine mäßigere Neigung, die durch einen auffallenden, sich vorschiebenden Felssporn, 2663 *m*, in zwei Hälften geteilt wird. Wir wählen die orographisch linke Eintiefung, das ist sonach die westliche, durch die schroffe Punta d'Ombrettola begrenzte. Der Aufstieg ist nicht schwer, doch bereitet der hartgefrorene, mit glasiger Eiskruste überzogene Schnee, der steil zu plattigen Felsen hinaufzieht, viele Beschwerden. Die Platten sind teilweise mit Wasser überronnen, rasch geht es vorwärts; man umgeht sodann in einem Bogen nach rechts den schrofigen, brüchigen Fels, oberhalb dessen man bequemeres Terrain betritt. In genau südlicher Richtung geht es weiter an den gerundeten Gipfel, der in gerader Linie erklommen wird. Der Einstieg im Ombrettola erfolgte 7 Uhr 30 Min., der Gipfel wurde um 9 Uhr 30 Min. erreicht. Einzelne Kletterstellen erforderten das Einsetzen der vollen Kraft, doch ist mit einer Ausbiegung nach rechts das breitgewölbte Gipfelmassiv von Westen her wohl bequemer zu erreichen. Der Berg zeigt zwei gewölbte Kuppen. Nichts verriet eine frühere menschliche Anwesenheit; nun zieren zwei Steinmänner den eine Aussicht allererster Güte darbietenden Felsdom. Gegen Osten leitet ein mannigfach gegliederter Grat zum wilden, abschreckend sich auftürmenden Monte Fop, während sich im Westen der gewaltige Sasso di Val Fredda mit seinen Trabanten gebieterisch erhebt. Der ganze Zauber der Dolomitenwelt erschließt sich dem erstaunten Blick. Da stehen sie in einem stolzen Zuge, die herrlichen Recken, eine schier endlose Reihe, aus der sich die gepriesenen Generale und Oberste in markantester Weise hervorheben. Tofana, Cristallo, Sorapiß, Antelao, Pelmo, Civetta, sie alle machen ihre Referenz vor dem kleinen Menschenfürsten. Und eitel sind die stolzen Herren, ihre sturmgewohnte Felsenbrust glänzt und glitzert, als wäre sie mit Tausenden blitzender Ordenssterne übersäet, und es ist, als ob im imposanten Vorbeimarsch ein jeder uns zuruft: »Ich bin der Gewaltigste!« Den Preis zu erteilen, dürfte auch einem Paris nicht gelingen, und so hüllen auch wir uns in tiefes Schweigen und erfassen in Bewunderung, die Vorzüge eines jeden einzelnen im Innersten wohl würdigend, das Ganze als ein Schauspiel übernatürlicher Schönheit und Kraft. Gegen Süden tritt die unvergleichlich schöne Palagruppe in den Gesichtskreis, weit gebreitet steht sie für sich allein da, als wollte sie prahlerisch vermelden: »Das Edle baut allein

auf eigne Kraft!« Wir wagen solchem Spruche nicht zu widersprechen, ihr, der Herrlichen, gilt auch unser Preis. Gleich, als ob sie es nicht wagten, an solche Pracht heranzutreten, stehen weit im äußersten Westen, wie ein flatterndes Silberband, die verschlungenen Firne der Ortler- und Presanellagruppe. Tief zu Füßen grünt das weltverlassene Val Franzetas und jenseits des Zugs der Auta erschließt sich das mit südlichem Farbenschmelz übergossene Landschaftsbild von Agordo, aus dessen reichbesiedelten Wohnstätten harmonisches Geläute heraufdringt. Wie ein Bote des Friedens erklingt uns der feierliche Ruf und erweckt unser Gemüt zu heiligster Bergandacht.

Zwei volle Stunden blieben wir hier oben und erquickten uns an den ausgebreiteten Wundern der Alpenwelt, über die sich vom wolkenlosen Himmel das flüssige Sonnengold ergoß. Um 11 Uhr 30 Min. schieden wir von der so reiche Gaben spendenden Hochzinne. Um 12 Uhr hatten wir gegen Westen eine schmale Einschartung, die tiefste im Zuge, erreicht, 2745 *m*. Hier vermuteten wir den Paßdurchstieg. Der erste Blick jenseits hinunter war abschreckend.

Wie ich schon eingangs erwähnt, zeigen die sämtlichen Züge auf ihrer Südseite einen meist ganz unvermittelten steilen Absturz, der in der Entstehung des Gebirgsstocks seine Begründung haben mag. Auch der Monte Banca fällt in furchtbaren Steilwänden gegen das Val Franzetas ab. Ein italienischer Gemsjäger aus Sottoguda, dessen nähere Bekanntschaft ich machte und dem ich von unserem Abstiege erzählte, beteuerte mir, daß er sich noch nicht getraut habe, in diese wilden, gefährlichen Wände zu dringen. Nun, ich gestehe, den Abstieg, den wir von der Scharte aus unternommen, möchte ich nicht wiederholen! Mein lieber Gefährte, der, wie ich nunmehr mit Sicherheit weiß, in jener Stunde bereits in heißer Liebe für ein edleres Wesen als die starre Bergwelt entbrannt war, dem die Krone der Schöpfung in jenem ernsten Augenblicke als blinkender Leitstern vorschwebte, gab seinen Bedenken wohl beredten Ausdruck, aber jetzt im Momente galt der mächtigere Spruch »Mitgefangen, mitgehangen!« Das 30 *m* lange Seil war entrollt, der gute Doktor turnte hinab. Zunächst war es ein fast senkrechtes, furchtbar brüchiges Couloir, über dessen linker Seite geblätterter Fels dräuend herniederhing. Beim geringsten Anstoß flogen ganze Steinsalven polternd in die Tiefe. So gut es ging, sicherte sich der Doktor nach 30 *m*, ich folgte behutsam, die Prozedur wiederholte sich noch einmal, dann sah es ganz prächtig aus. Das enge Couloir war weiter geworden, es tat sich eine breitere, wenn auch sehr steile Schlucht auf. »Hurra!« tönt es von meinen Lippen, »wir haben schon gewonnenes Spiel!« Wieder marschiert der Doktor voran, von mir durch das Seil gesichert. Die ersten dreißig Meter gehen prächtig, dann lagern sich größere Felsbrocken, die ein weiteres gutes Fortkommen versprachen. Aber, o weh, die Unterlage war ganz loses Geschiebe, so daß plötzlich die größte Gefahr sich vor uns auftat. Zurück mochte ich auf keinen Fall, es hieße vom Regen in die Traufe kommen. Durch einen gewaltigen Felsklotz war die ganze bewegliche Masse unten gestaut. Ich ließ den Doktor bis zu dem Felsenkoloß steigen, es waren die vierten dreißig Meter. Zur Linken drohte eine überhängende Wand, zur Rechten ein ungangbarer, steil gestellter Plattenhang. »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!«, hieß es. Da blitzte auch schon das Geschoß auf. Ein kopfgroßer Stein, den der Doktor losgetreten, trifft zur Rechten des Kolosses einen Block von 2—3 *cbm*. Das kleine Ding genügt, um den großen Block ins Wanken zu bringen, er stürzt, reißt noch manches von seiner Umgebung mit und saust mit entsetzlichem Gedröhne die Bahn hinab, die wir ziehen müssen. Hinter sich läßt er aber die eingeklemmten Felsen wie eine geöffnete Falle hängen. Da soll's drüber weg. Vorsichtig lasse ich vom nebenstehenden großen Block den Doktor über die dräuende Stelle hinab, ihm unab-

lässig Mahnrufe nachsendend, ja kein Gestein zu erfassen, als ob er sich an der Luft hätte hinablassen können. Die schwere Aufgabe glückt ihm und flugs rutschte er am sichernden Seile einen steilen Schneefleck hinab, über den die verderbenbringenden Geschosse ihre Bahn genommen. Wir hatten das Gefühl, daß jeden Augenblick der größere Teil, der sich oben noch festgekeilt hatte, nachfolgen würde, denn ein ganzes Gewirr von Felsbrocken in der Tiefe verriet uns, daß der Verfall hier oben ganz gesetzmäßig erfolgt. Der Doktor war in Sicherheit, ich stand noch mitten im Kreuzfeuer. Abseilen war mir unmöglich, denn erstens fand sich kein Sicherungsblock, zweitens hätte das reibende Seil das Blockwerk erst recht in Bewegung gebracht. In weitem Bogen flog das gelöste Seil hinab zum Doktor, der es hastig einzog. Dann wagte ich das Überschreiten des losen Trümmerbodens. So vorsichtig, aber auch mit soviel Beängstigung bin ich noch niemals geklettert, in solcher Gefahr habe ich mich aber auch noch nie befunden. Ich hatte immer einige Punkte im Auge, die einige Meter vor mir lagen. Beim leisesten Geräusch hinter mir hätte ich den Sprung gewagt, ich glaube, es wäre mir doch ein Entrinnen beim Losbrechen der dräuenden Gefahr geglückt. Um 1 Uhr waren wir sicher, in weiteren 40 Minuten hatten wir den Rasenboden erreicht, der ins Val Fredda sich hinabsenkt. Wir ließen uns zu kurzer Rast nieder. Zum ersten wollten wir unsere Stiefel vom eingedrungenen Schottersande befreien, zum andern wollten wir einmal Rückschau halten. Imponierend stand jetzt der Monte Banca im Hintergrunde des weiten Beckens und sandte einen zackengekrönten Ast nach Süden zum Col Becher, in sich die Einschnürung der Forca rossa tragend. Dem Monte Banca gegenüber steht die zweigespitzte Punta Ombrettola, die sich, etwas zurückgestellt, an den stolzen Sasso di Val Fredda anreiht, der einen langen Zug nach Süden vorstreckt, welcher das westwärts gelegene Pellegrino von unserm Tal trennt. Im Winkel zwischen Monte Banca und Punta d'Ombrettola aber kennzeichnet ein scharfer Einschnitt unsern Abstieg, vor dessen Wiederholung ich ernstlich meine warnende Stimme erhebe. Was wir jetzt erkennen, läßt in uns die Vermutung aufkommen, daß von der Scharte an der Westseite des Monte Banca viel vorteilhafter um die Südseite der Punta d'Ombretolla zu traversieren sei; man erreicht jedenfalls gefahrlos die gewaltigen Geröllhalden, die sich vom Sasso di Val Fredda an dieser Seite herabschieben und die ein schnelles Niedersteigen ermöglichen. Nachkommende mögen in dieser Weise den Versuch machen.

Die nun folgende Wanderung über die weitgebreiteten, weichen Matten war eine köstliche Labung. Überall vor uns, unter uns ein frisches, fröhliches Almenleben. Hunderte fleißiger Leute waren eifrig beschäftigt, den Segen der fruchtbaren Almen zu bergen. Das Erträgnis schien zu befriedigen, frohe Lieder schallten von den Lippen üppiger, junger Dirnen und die prächtigen Leute, an denen wir vorüberschritten, erwiderten unsern Gruß mit freundlichstem Entgegenkommen. Unser Rückweg sollte über den Sirellepaß erfolgen. Über den vor uns lagernden Rasenhügel erreichten wir die Heuhütten von Fuchiade und um 3 Uhr hatten wir auf der Terrasse unter den trotzigen Wänden der Cigolé den rotmarkierten Sirellepaßweg erreicht. Steil steigt die Grashalde empor, durch die uns ein gutes Steiglein in 20 Minuten zum Eingang ins trümmererfüllte Val Tasca brachte, durch das der mühsame Weg emporführt. Da hob nun allerdings eine Stunde großen Mißbehagens an; denn dieser Pfad ist der reine Seufzerweg, der demjenigen, welcher hier aufwärts steigt, manches herbe Wort auf die Zunge bringt. Zur Versöhnung aber rieselt hart unter der Paßhöhe ein erfrischender Quell durch loses Gestein und erquickt den erschöpften Wanderer mit seiner belebenden Gabe. 4 Uhr 15 Min. hatten wir alle Mühsalen hinter uns. Wir grüßten, uns nochmals südwärts wendend, den edelgeschwungenen Cimone della Pala zum letztenmal, unser wonnetrunkenes Herz löste noch einen Freudenruf

»Ihr Berge da drüben im gleißenden Schmelz,
Ihr Matten im grünen Gewande,
Ihr Bergesriesen von Eis und von Fels,
Euch grüß ich als traute Bekannte!
Zum letztenmal seh ich auf eure Pracht,
Denn morgen, da zieh ich nach Norden.
Da die Stürme getobt, da die Sonne gelacht,
Ist uns ewige Freundschaft geworden!«

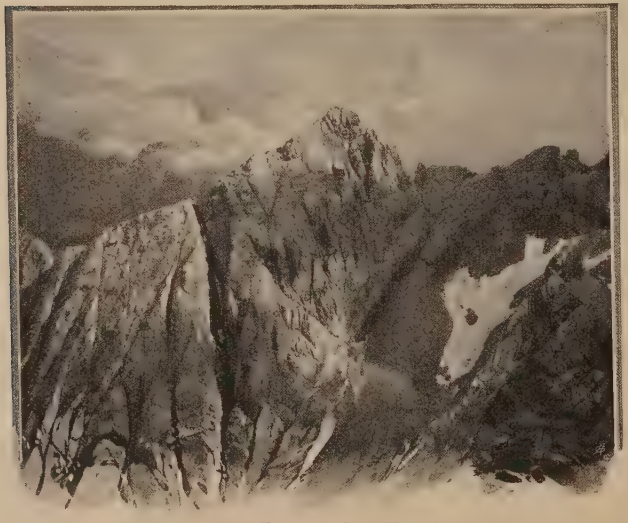
Auf bekanntem Wege geht es gemächlich hinab ins Contrin, fast 6 Uhr war es, da wir unsere entzückende Rundtour beendet hatten. Frohgelaunt über die reichen Erfolge des heutigen Tags, genossen wir noch die Vorzüge der vortrefflichen Küche, die die emsige Frau Maria gar wohl zu führen versteht; mit aufrichtigem Wunsche für das fernere Blühen der Sektion Nürnberg nahmen wir dann Abschied von dieser gastlichen Stätte. Und da ich andern Tags fürbaß zog, ins Tal hinaus, da tauchte in mir der begeisterte Eintrag eines Tirolers ins Fremdenbuch auf. Er war auch mir aus der Seele gesprochen:

»Dich grüß ich, wundervolles Land
Mit stolzen Felsenzinnen,
Mit Strömen, deren Silberband
Floß über Gletscherfirnen.
Kein schönres gibt's von Pol zu Pol,
Als du, mein Vaterland Tirol!

VI. Die südliche Marmolatagruppe.

(A. R.-R.) Wenig beachtet, weil durch die majestätische, unvergleichlich schöne Marmolata und ihre mächtigen Trabanten etwas in den Schatten gestellt, ist der ganze südliche Parallelzug. Sportlich bietet er auch im allgemeinen kein solches Interesse wie die gewaltigen, erstgenannten Berge und doch gibt es hier Bergspitzen, die des Bergsteigers Beachtung finden sollten. Berge wie eine Punta del Uomo, ein Sasso di Val Fredda und Monte Fop sind gewiß eines Besuches wert.

Civetta



Monte Fop vom Sasso Vernale.

Der Monte Fop, 2883 *m*, ist ein gar prächtiges Felsmassiv, ein, ich möchte sagen, fast selbständiger, nach allen Seiten hin plattengepanzerter Stock. Sein Gipfelgrat verläuft hufeisenförmig, ist nach Osten geöffnet und schließt auf dieser Seite ein Hochtal ein — das Val del Fop —, das wohl einst von einem Gletscher erfüllt war. Es stürzt nach Osten in Steilwänden zum Val Franzetas nieder. Auch der Scheitel dieses Ber-

ges ist von Menschenfuß betreten worden. Bergsteiger waren es, welche seine prallen Mauern zuerst erklommen. Seitdem dürfte aber wieder Ruhe für ihn gekommen sein, denn außer von Orazio de Falkners Erstlingsfahrt



Die östliche Hälfte des Marmolatasüdzugs vom Passo Forca Rossa.

habe ich von keiner weiteren Besteigung mehr vernommen. O. de Falkner, der mit seinem Führer Clemente Calligari von Caprile aus in acht Stunden den Gipfel erreichte, berichtet über seine Ersteigung in einem Briefe an den Verfasser in kurzen Zügen wie folgt: »Wir stiegen von der Ombrettaalpe südlich über stellenweise begrünte Felshänge bis auf den Nordostgrat des Monte Fop, durchquerten dann das von dem hufeisenförmig verlaufenden Gipfelgrat umschlossene Val del Fop und gelangten über die Felsen direkt ca. 100 *m* nördlich des Gipfels abermals auf den Grat und über diesen zum Gipfel. Beim Anstiege über die steilen, rasendurchsetzten Hänge glitt der Führer mehrere Male aus, ohne jedoch Schaden zu nehmen; der Abstieg erfolgte auf dem gleichen Wege ohne jeden Unfall.« (Siehe auch R. M. 1890, S. 431 und Österr. Alpenzeitung 1891, S. 178.)

Mein Bruder Gaston und ich planten im Sommer 1904 einen Ersteigungsversuch an der Südostflanke. Dort zieht unterhalb des Passo Forca Rossa aus dem Val Franzetas eine Schlucht durch den Steilabsturz zum Val del Fop hinan. Anläßlich einer Rekognoszierung stellten wir fest, daß von hier, also von Südosten, ebenfalls ein günstiger Anstieg zum Val del Fop möglich wäre, den ich Nachfolgern hiermit bestens empfehle. Wir hatten durch einen verhängnisvollen Zufall — im Val Franzetas und im Val Ombrettola waren zur selben Zeit militärische Scharfschießübungen, die gerade die Begehung der Einstiegswände unmöglich machten — nicht das Glück, den Scheitel des Bergs zu betreten, und mußten uns mit der Auskundschaftung dieser Möglichkeit begnügen. Mit der Begehung dieses Wegs wäre eine Überschreitung des Gipfels von Süden nach Norden leicht ausführbar. Die ungeheure, furchtbar plattige Westwand, die dem Val Ombrettola entsteigt, dürfte voraussichtlich kaum eine Möglichkeit gewähren, den Scheitel des Bergs zu erklimmen (siehe das beigegebene Bild: Monte Fop vom Sasso Vernale).

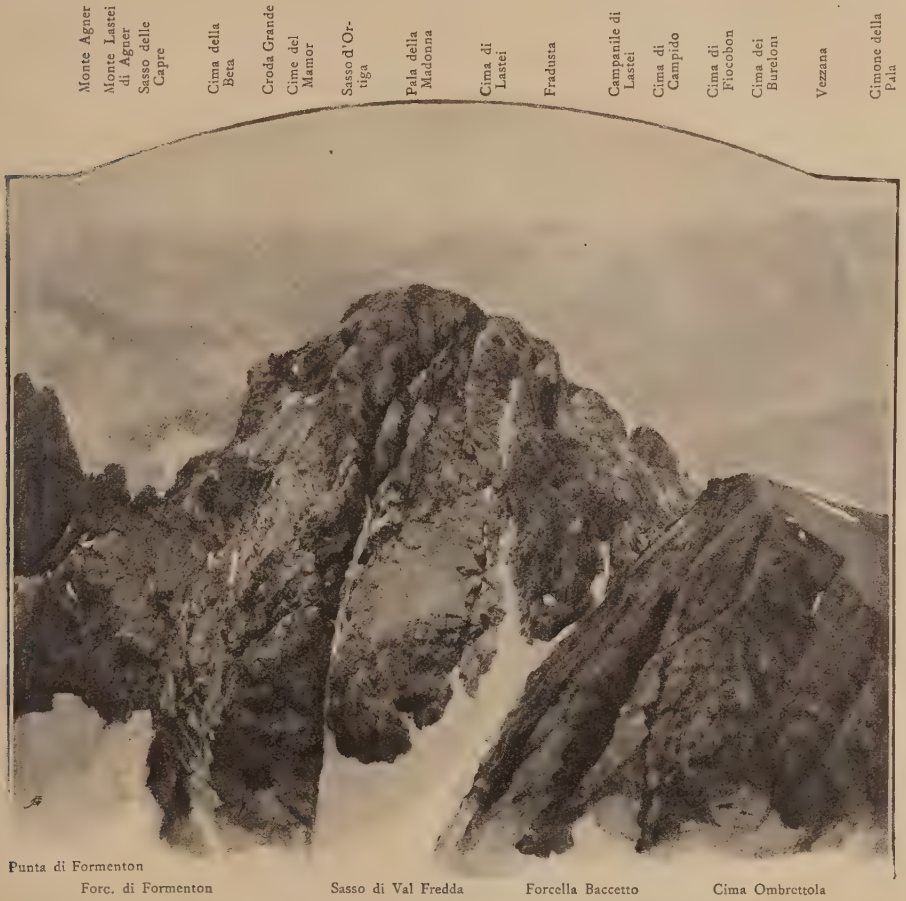
Der Monte Banca, 2868 *m*, ist unter den Bergen des Zugs der einzige, dessen Ersteigung als leicht zu bezeichnen wäre, da seine schutt- und schneebedeckte sanftere Nordabdachung einen verhältnismäßig guten Zugang bietet. Mit dem Monte Fop ist

er durch einen plattigen, bisher noch unbegangenen Grat verbunden. Dr. Dittmann und Hans Seyffert haben am 21. August 1902 zuerst touristisch den Scheitel des Bergs betreten. Nachfolger werden aber vielleicht besser tun, nicht den Weg der Genannten einzuschlagen, sondern, aus dem Val Ombrettola kommend, das orographisch rechte, schneeerfüllte Kar unter den Wänden des Monte Fop hinanzusteigen, dann aber den zwischen dem linken und rechten Kar sich einschiebenden Felssporn fast horizontal hinüber gegen den Sattel zwischen Monte Banca und Punta di Formenton zu queren und dann erst über den leichten, schuttbedeckten Westrücken den Scheitel des Bergs zu erklimmen. Der Sattel, von dem ich jetzt eben gesprochen habe, ist der Passo di Val Fredda und bildet einen alten Übergang aus dem Ombrettolatal in das Val Fredda, welcher anläßlich von Gemsjagden schon überschritten wurde. Will man von ihm zum Val Fredda absteigen, so empfiehlt es sich gleichfalls nicht, den Abstieg durch die steile Schlucht zum Val Fredda zu nehmen wie die beiden Erstersteiger, sondern man steigt am Westkamm entlang bis zum tiefsten Sattel zurück, begeht vorerst vom Passe südlich unter der Punta di Formenton ein sanftgeneigtes, bequemes Band, die sogenannte Banca di Val Fredda, und steigt dann direkt zu den Schutthalden des Tals hinab. Von der Banca di Val Fredda hat der Monte Banca — denn diese leitet zu ihm empor — seinen Namen. Über die erste touristische Besteigung des Monte Banca hat Hans Seyffert vorstehend bereits berichtet. Ich erwähne nur noch, daß dieser Gipfel angeblich vordem bei Gemsjagden von Jägern bereits betreten worden sein soll. Die Banca di Val Fredda durchzieht, wie schon erwähnt, sanft ansteigend die ganze Südflanke der

Punta di Formenton, 2932 *m*. Sie ist ein kühnes, doppeltürmiges Felsgerüst, das nach allen Seiten ungemein schroff und plattig abstürzt. Auch der höchste Scheitel dieses Bergs hat seine Bezwinger gefunden. Oskar Schuster und Wilhelm Lohmüller mit Unterwurzacher waren am 15. August 1896 seine ersten und bis heute einzigen Ersteiger. Sie nächtigten auf dem damals im Baue befindlichen Contrinhause und stiegen am frühen Morgen über den Ombrettolapaß und über die Punta Ombrettola hinab zur Forcella Baccetto, das ist die Scharte, welche zwischen der Punta Ombrettola und dem Sasso di Val Fredda liegt. Über Schnee und Schutt ging's dann hinab in das Val Ombrettola. Um 9 Uhr stiegen sie über Platten zu einem Hochtälchen, das zwischen der Cima di Formenton und dem Monte Banca einschneidet, zum Passo di Val Fredda, von welchem sich südlich die Banca di Val Fredda absenkt, hinan. (10 Uhr 22 Min.) Dieser Paß bildet, wie erwähnt, die tiefste Einsattelung zwischen Monte Banca und Punta di Formenton und liegt knapp unter der Ostwand des letzteren Gipfels. Über ein an der Nordostflanke des Bergs schief emporziehendes Band geht's nun nördlich hinan. Einmal ist das Band durch einen vorspringenden Kopf unterbrochen, dessen Überkletterung sehr schwierig ist. Das Band endigt in Schrofen, über welche man dann leicht zum Gipfel gelangte. (11 Uhr 37 Min.) Oskar Schuster, der so liebenswürdig war, für diesen Zweck zum ersten Male seine Ersteigungsdaten über diese Tour hiermit zu veröffentlichen, berichtet weiters, dass sie auf dem Gipfel selbst von dichtem Nebel eingehüllt wurden und daß sie westlich von der Hauptspitze einen kühnen, dem Saß Maor ähnlichen Turm sahen, der gegen den Sasso di Val Fredda zu steht. Es ist dieses der Westturm der Punta di Formenton, den die Bergsteiger damals wohl rekognoszierten, aber nicht bestiegen. (Auf dem beigegebenen Bilde: »Östliche Hälfte des Marmolatasüdzugs vom Passo Forca Rossa« ist der Turm jener rechts vom Sasso di Val Fredda befindliche Felsobelisk.) Den Abstieg vom Gipfel bewerkstelligten sie um 12 Uhr 47 Min. auf demselben Wege; aus den Felsen waren sie um 1 Uhr 47 Min.; sie stiegen dann auf der Anstiegsrichtung vom Passe wieder hinab in das Val Ombrettola und wanderten über den Passo Ombrettola hinüber zum Contrinhause zurück. (5 Uhr 30 Min.)

Westlich von der Punta di Formenton, durch die bisher noch unbezwungene, ungemein scharf eingeschnittene Forcella di Formenton getrennt, erhebt sich zwischen dieser und der leichter begehbaren Forcella Baccetto der

Sasso di Val Fredda, 2998 *m*, ein mächtiges, in seiner Nordflanke nur wenig gegliedertes und nur von einigen Schneerinnen durchfurchtes Massiv. Die Süd-



Sasso di Val Fredda vom Sasso Vernale gegen die Palagruppe.

seite ist von wesentlich geringerer Neigung. Knapp unterhalb der Gipfelfelsen setzt da ein breiter Felssporn an, der im unteren Drittel eine große, geneigte Schutterrasse aufweist; über die Rippe und die Schutterrasse führt wohl der beste Weg von Süden zum Gipfel. Merzbacher hat in den »Mitteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins« 1883, 21 ff., über seine mit Giorgio Bernard am 21. Juli 1882 vollführte Erstersteigung des Bergs berichtet. Merzbacher scheint meiner Ansicht nach im Aufstiege die Südseite benützt zu haben, da er von einer südöstlich (?) herabziehenden Rippe spricht, die zum Gipfel leitet. Den Abstieg nahm er südöstlich gegen die der Forca Rossa zu gelegenen Kare des Val Fredda und betrat dabei wahrscheinlich das auf der genannten Rippe befindliche Schuttplateau. Seyffert und seine Begleiter

benützten im Aufstiege am 23. Juli 1897 gleichfalls die plattige Südrippe und erreichten über den obersten Grat von Westen her den Gipfel. Den Abstieg nahm die Gesellschaft, vom Gipfel vorerst westlich über den Grat absteigend, nach Norden in das Val Ombrettola neben und in jener markanten Schneerinne, die das Massiv westlich des Gipfels durchzieht. (Siehe Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins 1898, S. 343). Die Scharte zwischen dem Sasso di Val Fredda und der Punta di Formenton dürfte bisher noch nie überschritten worden sein. Neben der ungeheuren Steilheit der zu ihr sowohl von Norden als von Süden führenden Plattenfelsen dürfte den Weg zu ihr auch Steingefahr in höchstem Maße bedrohen. Ebenso erscheint mir ein Abstieg vom Gipfel nach Osten über den Abbruch zur Scharte hinab undurchführbar.

Wie aus diesen Wegschilderungen zu ersehen ist, wurde über diesen Berg schon mannigfach berichtet. Viele Nachfolger dürften sich aber für diese Fahrt seitdem noch nicht gefunden haben. Zweifellos lenken Rivalen wie die Punta del Uomo, der prächtige Sasso Vernale sowie die leicht erreichbaren aussichtsreichen Höhenzüge der Cima Ombrettola, Punte Cigolé und die Cime di Cadina, die hinsichtlich ihrer gewöhnlichen Wege wohl keine Ersteigungsgeschichte haben, das Interesse der Bergsteiger zu sehr von diesem Berg ab. So umweht den ganzen östlichen Teil des Südzugs der Hauch der Ursprünglichkeit und Verlassenheit und der Bergsteiger, der einen Gipfel dieser Gruppe erklimmt, kann außer Sorge sein, dort in seiner Einsamkeit gestört zu werden.

Anders steht es heute mit der Punta del Uomo, 3003 *m*. Wenn sie bis nun auch noch weit davon entfernt ist, zu den Modebergen gezählt zu werden, so wird doch ihr Scheitel alljährlich von mehreren Partien besucht. Besuchenswert ist sie ja, da sie ein reiner Kletterberg ist, der durchaus nicht zu den leichten gezählt werden kann, da die Wege sämtlich ziemlich verwickelt sind und dabei bietet sich dem Beschauer von ihrem Scheitel, dank der weit nach Süden vorgeschobenen Lage des Massivs, ein prächtiger Rundblick dar. Auch über ihre Ersteigungsgeschichte wurde sowohl in der »Erschließung der Ostalpen« als auch in der »Zeitschrift« vom Jahre 1898 ziemlich eingehend berichtet. Merzbacher und Cesare Tomè mit Santo Siorpaes und Battista Bernard gebührt der Ruhm am 17. Juli 1879 zum ersten Male den stolzen Bergesscheitel betreten zu haben. Anstiege sind später außer von Osten auch von Westen und Süden vollführt worden. (Siehe hierüber auch »Der Hochtourist in den Ostalpen«, Bd. III, 3. Auflage vom Jahre 1903.) Ein vielversuchtes Problem, dem Scheitel des Bergs auch von Norden beizukommen, wurde am 22. August 1903 von Dr. Karl Freiherrn von Hayn unter der Führung von Alois Rizzi aus Campitello gelöst. Es wurde hierbei, wie es scheint, nicht wie bei den bisherigen Versuchen unternommen, den Weg über die oben an glatten Mauern endende große, steingefährliche Nordschlucht zu erzwingen, sondern man hat die Nordwand vom Ostgrate her erreicht. (Siehe Österr. Touristen-Zeitung 1904, S. 384.) Der kurze Kamm, der bei der am Ostfuße des Bergs gelegenen Forcella del Laghet ansetzt, enthält nur noch die untergeordnete Punta Fuchiade, 2860 *m*.

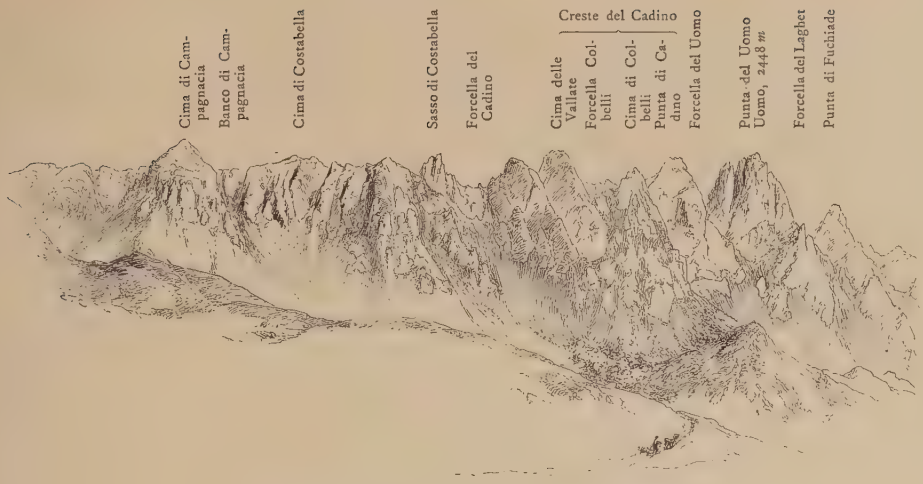
Touristisch gänzlich unbegangen ist der an die Punta del Uomo westlich anschließende Kamm, der über eine Anzahl von Gipfeln hinüberzieht gegen den Passo Selle und zu den geologisch so ungemein interessanten Monzonibergen. Da sind zunächst der Punta del Uomo der Zug der Creste del Cadino zu nennen. Es sind ihrer drei Erhebungen zu verzeichnen: Vorerst die östliche, höchste, dreigipfelige, deren schroff abfallende Westspitze vom Contrinhause aus sichtbar ist und oft fälschlich für die Punta del Uomo gehalten wird; es ist dies die eigentliche Punta di Cadino, 2919 *m*, dann folgt die mittlere niedrigste Spitze, die Cima di Colbelli, 2795 *m*, deren Südgrat zur begrünten Rückfallskuppe des »Uomo« niedersetzt und



Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Marmolata-Südwand vom Sasso Vernale.



Östliche Hälfte des Marmolatasüdzugs vom Sasso del Mus.

nächst welcher westlich der Spitze die Forcella Colbelli einschneidet. Westlich dieser Einschartung erhebt sich der Cadinokamm noch zu einer dritten Kulmination, der Cima delle Vallate, 2832 *m*, die mit zwei Steilstufen nach Westen zur Kammfortsetzung abfällt. Nach einer Einsattelung — Forcella del Cadino —, die einen Übergang aus dem Val di San Pellegrino nach dem Val di S. Nicolo vermittelt, folgt ihr zunächst die kleine zackige Felsenkrone des Sasso di Costabella, 2716 *m*. Ein langer, felsiger Kamm verbindet diese mit dem höchsten Punkte der Cima di Costabella, 2759 *m*. Diesem Gipfel ist nördlich gegen das Val di S. Nicolo der Sasso da Lastei, 2731 *m*, vorgebaut. Die Abdachung der Cima di Costabella gegen Westen ist ungemein sanft. Zwischen ihr und der folgenden Cima di Campagnacia, 2738 *m*, ist ein ganz flacher, plateauartiger Sattel gelegen, die Banca di Sasso da Lastei, 2660 *m*, oder auch Banco di Campagnacia benannt. Diese von unten als Sattel erscheinende Depression ist eine plateauartige, weite Mulde, deren Westhang gleichfalls mit sehr geringer Neigung zur Höhe der letzten bedeutenden Spitze des gesamten Zugs, zur Cima di Campagnacia, emporzieht. Westlich senkt sich der Kamm dann über einige unbedeutende Erhebungen rasch zum Passo Selle, 2531 *m*, nieder. Die Cima di Colbelli, Cima delle Vallate, Sasso di Costabella, Cima di Costabella und Cima di Campagnacia habe ich im Herbste 1898 sämtlich erstmals touristisch erstiegen.

Himmelstürmende Formen haben die letztgenannten Berge allesamt nicht, aber sie lohnen deshalb einen Besuch, weil sie für den wirklich geringen Aufwand an Mühe eine Reihe herrlichster, harmonischer Berg- und Talbilder, Nah- und Fernblicke bieten. In diesem Sinne möchte ich nun auf diese Bergkette verweisen, indem ich über eine Herbstfahrt, die mich wohl als ersten Besteiger auf die Scheitel dieser aussichtsreichen Höhen führte, kurz berichte:

In der Österr. Alpenzeitung vom Jahre 1899 habe ich hierüber schon »Beiträge zur Nomenklatur und touristischen Erschließung der südlichen Marmolatagruppe« veröffentlicht und es sei mir gestattet, einiges hiervon an dieser Stelle zu wiederholen, wobei ich diese Zeilen benützen will, um damalige kleine Irrtümmer und Verwechslungen in der niedergelegten Nomenklatur zu berichtigen.

Im Sommer 1898 war es, als ich den Entschluß gefaßt hatte, die Marmolata-

gruppe systematisch zu durchwandern, aber andere, kühnere Pläne lenkten mich damals von meinem Vorhaben ab. Im Spätherbste desselben Jahres, nach einer Reihe niederschlagsreicher Wochen, die in den zentralen Dolomiten viel Schnee gebracht hatten, war ich als einsamer Wanderer wieder in jene Gegend gezogen, um nun meine im Sommer abgebrochenen Streifzüge fortzusetzen.

Beständiges Herbstwetter war endlich eingetreten, als ich am 22. Oktober 1898 in Moena meinen Einzug hielt. Ein später Gast — vielleicht der letzte in jenem Jahre.

Herrlich schön war am 23. Oktober der Morgen angebrochen, und helles Tageslicht umflutete bereits die Höhen, als ich durch das Val S. Pellegrino taleinwärts schritt. Sanft ansteigend, leitet das Sträßchen bald an der rechten Bachseite empor zum sonnenbeschienenen Hochplateau von S. Pellegrino. Waren es früher die dunklen Felsberge von Lusia, welche dem Tale ein ernstes Gepräge verleihen, so entrollt sich jetzt hier oben dem Beschauer ein glanzvolles Bild. Scharf heben sich vom tiefblauen, wolkenlosen Firmamente die mit hohem Neuschnee bedeckten Felsen im Glanze der Morgensonne ab. Nach kaum 2¼stündiger Wanderung stand ich beim Hospiz von S. Pellegrino. Das kleine, alte Häuschen wurde mir ein liebes Heim für die kommenden Tage, und allabendlich fand ich mich in zahlreicher Gesellschaft, meist von Schmugglern, wobei ich mich vorzüglich unterhielt und manche interessante und packende Erzählung aus dem Leben dieser Leute hörte. Die Frage einer neuen Straße auf der italienischen Seite wurde viel besprochen, die Schrecken des Winters auf den ungangbarsten Pfaden wurden mir geschildert, und die Kenntnis manchen Durchschlupfes in diesen Bergen habe ich diesen trauten Abendgesprächen zu verdanken. Heute ist es etwas anders geworden. Das Schmugglergewerbe wird wohl noch lebhaft betrieben, die Straße ist zwar von keiner Seite ausgebaut, wohl aus strategischen Gründen, dafür aber steht seit dem Vorjahre zunächst dem tiefgrünen Pellegrinosee ein neues, stattliches Haus, das Tridentiner »Hotel Monzoni«, das dem Wanderer bessere Unterkunft bietet als das alte Hospitz. Ein prächtiger, ziemlich umfassender Bau mit zwei Stockwerken, der mit seinen steilen Giebeln, seinen bunten, in Tricolor gehaltenen Fensterläden, harmonisch in den Rahmen mit dem saftig grünen Untergrund, den fahlen Felsmauern, und dem tiefen Blau des Himmels gestellt ist.

In dem alten Hause, das auch heute noch zur Winterszeit den einzigen Schutz gewährt, hatte ich damals also mein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Berge vom Passo Selle bis zur Punta del Uomo wollte ich kennen lernen, und damit zu beginnen, sollte mir schon der erste Tag verhelfen. Schon nach kurzer Stärkung geht es wieder frisch ans Werk. Wohl gebietet der tiefe Schnee dem einsamen Wanderer manchmal energisch Halt; doch die Hoffnung, daß es in den höheren Lagen und in den sonnenbeschienenen Felsen besser würde, belebt immer wieder von neuem. Schon nach einer Stunde stehe ich auf dem 2484 *m* hohen »Uomo«. Während ich hier etwas verweile, wird es in den gegenüberliegenden Wänden lebendig, und in mächtigen Sätzen eilen die Steingeschosse über Wände und durch Rinnen, unten an Felsblöcken zerschellend, über die hartgefrorenen Hänge zu Tal.

Vor mir baut der massige Stock der Creste del Cadino sich auf; ich beschließe vorerst, die Cima di Colbelli, 2795 *m*, die mittlere, niedrigste Spitze jener Gipfelreihe zu besuchen, die einen Gratast nach Süden entsendet, in dessen Ausläufer die im Sommer begrünte Kuppe des »Uomo« gelegen ist. Heute leitet ein verwächteter Schneekamm hinüber zum Grat, und nun geht es teils über diesen, teils etwas links davon durch steile, von erweichtem Schnee erfüllte Rinnen empor, bis ich an einem sehr steilen, schneebedeckten Plattenhange stehe, über welchen sich unweit die Bergspitze erhebt. Wechselnder Schneebeschaffenheit wegen ist hier größte Vorsicht

nötig; doch bald ist auch dieses Hindernis überwunden, und der kleine, felsige Gratblock um 1 Uhr 55 Min. erklettert. Aus den wenigen, losen Steinen, welche ich aus dem Schnee ausgraben kann, errichte ich ein kleines Steinmal und berge darin die Daten zum Zeichen meiner Anwesenheit; dann mache ich mich sofort auf den Weg zu der westlichen, etwas höheren Spitze, der Cima delle Vallate, 2832 *m*, welche gelegentlich einer Vermessung in den sechziger Jahren erstiegen wurde und ein verwittertes Gipfelsignal trägt, das schon so manchem Wintersturme getrotzt hat. In einer Viertelstunde habe ich über die Forcella Colbelli und den Verbindungsrücken von Osten her die plattige Gipfelkuppe erreicht. Der herrschenden Kälte wegen verweile ich hier nur kurz und versuche gleich darauf den Abstieg nach Westen. Den ersten, rundbuckeligen Abbruch der Felsen umgehe ich nördlich und gelange so zum oberen Eingange einer steil nach Süden abschießenden, plattigen Verschneidung, welche von den westlich überhängenden Felsen des Gipfelmassivs und den östlich einfallenden, glatten Platten der Gratfortsetzung gebildet wird.

Mit einigem Zaudern trete ich den Abstieg an; gleich oben ist ein kurzer Absatz zu überwinden, ein ähnlicher, etwa 2 *m* hoher Abbruch befindet sich in der Mitte der Rinne; beide werden durch Sprung in tiefen Schnee leicht bewältigt. Schon hoffe ich, an das Ende des Couloirs gelangt zu sein, da stehe ich vor einem 8 *m* hohen Steilabsatze, der mir schweres Kopfzerbrechen macht; schließlich aber finde ich doch den Ausweg in einem rechts von demselben befindlichen Riß, der etwas vereist und von Schmelzwasser überronnen war. Wie durch ein Wunder entkam ich einem mir sonst gewiß Verderben bringenden Geschick, indem ich noch zur rechten Zeit dieser steilen Schlucht entrann, denn nur wenige Augenblicke nach mir polterte durch sie ein großer Block herab und flog im großen Bogen über den Abbruch an mir vorbei, hinab in den hemmenden, weichen Schnee.

Nachdem ich mich von diesem Schrecken etwas erholt hatte, steuerte ich im Schnee zur tiefsten Einsattelung zwischen dem eben verlassenen Gipfel und dem folgenden Sasso di Costabella hin. Von hier erstieg ich den vorgelagerten Gratzacken über den östlichen Kamm und stand nunmehr vor dem kleinen, zackigen Gipfelmassiv des Sasso di Costabella, 2716 *m*; eine unangenehme Traverse an der Nordseite über teils hart gefrorenen, teils pulverigen, auf steiler Lehne aufliegenden Schnee brachte mich in die Scharte westlich der Spitze, von wo aus ich durch einen vereisten Schneekamin die Gipfelkrone erkletterte.

Wolkenlos und herrlich schön, seinem Vorgänger um nichts nachstehend, war der nächste Morgen angebrochen, und neuerdings verließ ich um 8 Uhr 20 Min. die gastliche Herberge von S. Pellegrino. Wieder wandte ich meine Schritte der rasenbewachsenen Campagnazza zu; bald geht das mühsame Schneewaten von neuem an. Steile Hänge, im Sommer wohl unbequeme, jähe Gras- und Schutthalden, leiten zu dem felsigen Südostaufbaue der Cima di Campagnacia, 2738 *m*. Über brüchige Felsen, welche bei aperem Zustande besser vermieden werden, geht es empor, und nach 2¼ Stunden stehe ich auf dem Scheitel des Bergs. Die Rundschau von der Spitze ist gleich jener der übrigen Berge des Zugs hervorragend. Herrlich ist der Blick auf die mächtigen Südabstürze des Marmolatastocks, sowie in das Contrintal und auf die übrigen Dolomiten von Fassa und Gröden; einzig schön ist auch von hier die gewaltige Palagruppe anzuschauen, die in ihrer ganzen Größe vor unser Auge tritt. Schön präsentieren sich auch die östlichen Dolomiten, insbesondere die formenschönen agordinischen Berge. Im Westen reicht der Blick bis an die eisigen Häupter der Ortlerberge, der Adamello- und Presanellagruppe, sowie die Schweizer Berge. Trotz dem eisigen Winde verweile ich lange hier oben, wandere dann hinab zur Einsattlung der Banco di Campagnacia und jenseits über den

plateauartigen Hang zur höchsten Spitze des Zugs der Cima di Costabella, 2759 *m*. Die Ersteigung des Sasso da Lastei unterlasse ich wegen völliger Vereisung der Nordseite. Um 1 Uhr 40 Min. wandere ich endlich zurück, hinab zur Einsattlung der Banca di Campagnacia, und nehme meinen Abstieg durch die südwärts absinkende Schneerinne zu der gegen das Pellegrinotal steil abfallenden, Sasso del Mus benannten Anschwellung des Campagnaciaplateaus. An dem kleinen, schilfbewachsenen Lago di Campagnola lagernd, verfertige ich dann noch eine Skizze des ganzen Gebirgszugs.

Von der untergehenden Sonne beschienen, grüßen noch einmal das einsame Kirchlein und der blinkende See von S. Pellegrino, während im Osten das Firmament von feurigem Purpurrot in zartes Violett übergeht. In tiefer Bewunderung der nie alternden, ewig sich wieder verjüngenden Natur versunken, liege ich vereinsamt und sinnend auf schneefreiem Mattengrunde. Schon steigen die dunklen, blaugrauen Erdschatten empor, und eben taucht die halbe, glänzende Mondscheibe hinter dem schlanken Monte Agnèr auf. Eisige Abendluft weht nun auch herab von den froststarrenden Höhen und zwingt mich zum Aufbruch. Als ich wieder die heimliche Wohnstätte betrete, da flutet bereits helles Mondlicht herab auf die friedliche Bergwelt und gießt magischen Zauber auf die schneebedeckte, stille Landschaft.

Mit diesen Schilderungen will ich meine damaligen Fahrten in diesem Gebiete abschließen, ich habe die wichtigsten Erhebungen in diesem Zuge damit besprochen. Diese Berge sind im Sommer natürlich ganz leicht zu begehen, wo alle die durch Schnee und Vereisung bewirkten Hindernisse wegfallen. Sollte sich jemand finden, der diese aussichtsreichen Höhen besucht, er wird mir ob meiner Anempfehlung sicherlich Dank wissen.



Sasso Vernale von der Östlichen Ombretta.

VII. Zur Marmolatakarte.

Nachdem der Zentralausschuß durch seinen bewährten Kartographen Herrn Ingenieur L. Aegerter das Gebiet in den Jahren 1902 bis 1903 zum Zwecke der Herstellung einer mustergültigen Karte aufnehmen ließ, war an den Schreiber dieser Zeilen die ehrende Einladung ergangen, im Sommer 1904 vom touristischen

Standpunkte die Revision dieser vorzüglichen Arbeit zu übernehmen. Maßgebend hierfür war wohl das Bestreben, nach Möglichkeit Irrtümer auszuschließen — und vier Augen sehen besser als zwei. Wichtiger als die Terrainrevision der Hochregion war die Festlegung der unklaren, mangelhaften Nomenklatur im Südzuge. Hatte Herr Ingenieur Aegerter schon in dieser Richtung eine prächtige Vorarbeit geleistet, so blieb mir doch die Mühe nicht erspart, mich über die Richtigkeit eines jeden Namens zu vergewissern. Ich kannte ja das Gebiet schon vorher vorzüglich und durchstreifte es seit einigen Jahren fast allsommerlich. Schon im Frühwinter des Jahres 1898, lange bevor dieses Kartenwerk geplant war, arbeitete ich tagelang in bitterer Kälte an einer Kartenskizze des Südzugs, sowohl im Pellegrinotal, als auch am Passo Forca Rossa. Aber trotz dieser Vorkenntnisse gab es noch unendlich viel klarzustellen und festzulegen.



Grotta del Club Alpino Italiano in der östlichen Gipfelwand der Marmolata.

Aegerters Karte ist zweifellos eine bedeutende Leistung, die Ausführung durch die kartographische Anstalt von G. Freytag & Berndt in Wien, insbesondere der Terrainstich von H. Rohn ist mustergültig. Hinsichtlich der Nomenklatur ist das denkbar Möglichste geleistet worden; sollten aber Nachfolger dennoch auf Mängel stoßen, so mögen sie bedenken, daß es leichter ist, auf Gutes verbessernd zu wirken, als aus einem Wirrsaal Klarheit zu schaffen.

Nomenklatur.

Ganz neu durch den Schreiber dieser Zeilen ist die endgültige Feststellung der Berg- und Paßnamen im Zuge westlich der Punta del Uomo. Dieser Gebirgsast stellt sich demnach wie folgt dar: Punta di Fuchiade, Forcella del Laghet, Punta del Uomo, Forcella del Uomo; daran schließend folgen di Creste del Cadino, enthaltend die dreigipfelige Punta di Cadino, Cima di Colbelli, Forcella Colbelli, Cima delle Vallate, Forcella del Cadino; dann folgen: Sasso di Costabella, Cima di Costabella mit dem nördlichen Vorbau des Saß da Lastei, Banco di Campagnacia, Cima di Campagnacia. Durch das Val de Tasca von der Punta del Uomo und einer wild zerzackten Gratscharte getrennt, setzt sich der Südzug über die Westliche, Mittlere und Östliche Cima Cadina östlich fort, dann folgt der Passo Cirelle, Punta Cigolè und Cima Ombrettola, Forcella Baccetto, Sasso di Val Fredda, Forcella di Formenton, Punta di Formenton, Banca (Passo) di Val Fredda, Monte Banca, Monte Fop. Ein östlicher Ausläufer des großen Gebirgsastes zieht vom Monte Banca über den nadelartigen Pizzo le Cline, Passo Forca Rossa, Col Becher, Passo di Col Becher über die steilwandigen Cime del Auta zum Monte Alto hinüber. Das ist der Verlauf des südlichen Marmolatazugs. Der hufeisenförmig gewundene Sasso Vernale—Ombrettakamm stellt sich als Querzug dar, der im Norden mit dem Passo Ombretta die Verbindung mit dem nördlichen Hauptzug herstellt, mit dem Passo Ombrettola aber im Süden an den Südzug anschließt. Alle übrigen Berge des Hauptzugs und

die der Talbegrenzung des Contrin angehörigen Gipfel sind so bekannt, daß ihrer hier wohl keine Erwähnung mehr gemacht werden braucht.

Zur Begründung der festgelegten Nomenklatur habe ich eigentlich nicht mehr viel zu bemerken. Die meisten Namen sind althergebrachte und nur vereinzelte sind zur Unterscheidung von Bergsteigern oder Einheimischen gegeben worden und dies nur dann, wenn es eben hierfür vorher noch keine gab. Vielfach begnügte man sich früher für einen ganzen Zug mit einem Namen, wie die Creste del Cadin, die Creste di Costabella u. s. f. Man möge aber auch bedenken, daß für die Bewohner die weniger bedeutenden Bergspitzen kein Interesse hatten und nur selten Beachtung fanden, außer sie dienten eben ihren Zwecken, wie z. B. der Jagd, der Weide usw.

Dafür finden wir aber ungezählte, untergeordnete, für den Bergsteiger oft ganz belanglose Örtlichkeiten seit alters her mit Namen belegt, während einzelne, darüber aufstrebende Gipfel unbenannt blieben. Dieser Örtlichkeitsnamen bediente man sich dann im Verlaufe wohl oft, um die Gipfel zu kennzeichnen, so z. B. der grüne Hügel »Uomo«, darüber die Punta del Uomo, die Banca di Val Fredda, daher der Monte della Banca auch bloß Monte Banca genannt, die grünen Weideböden der Campagnacia und der Costabella, daher die sie beherrschenden Bergspitzen Cima di Campagnacia und Cima di Costabella, das Vallate, daher Cima delle Vallate u. dergl. Den Namen »Marmolata« finden wir mehrfach in diesem Gebiete vor. Vor allem ist es der Name des vergletscherten Hauptstockes. Die Namensabstammung habe ich nicht ergründet, vielleicht kommt er von marmato (italienisch: eiskalt, marmorgleich); diesen Eindruck macht ja der Berg von der Ferne. »Marmolada« finden wir aber auch im Südzug als Benennung jenes gewaltigen Einsturzgebiets südlich des Passo Forca Rossa, mit der Variation wie »Marmoladelle« für den sekundären Einsturzast. Hier ist ein ganzes Berggebiet eingestürzt, eine Haupttalfurche von mehr als 1000 *m* Tiefe bildend. Es ist die bittersalzhaltige, tonschiefrige Unterlage (Phyllite) unseres Gebirgssystems, wie sie auch am Fuße des Cimone della Pala gegen Rolle, oder unter dem Fuße der Grohmannspitze gegen Campitello bloßgelegt wurde. Haben Auswaschung, Unterhöhlung und nachträglicher Einsturz oder der Seitendruck der hier so nahe befindlichen gewaltigen Kalkauflage, die unsere Berge bilden, seinerzeit mitgewirkt, das ist nicht leicht zu beantworten, aber jedenfalls ist heute dieser ganze Unterbau an jener Stelle einem langsamen aber sicher fortschreitenden Verschwinden von seiner Höhe preisgegeben. Es vergeht wohl kaum ein Augenblick, da nicht Teile dieser, lose übereinandergelagerten, erdigschiefrig brüchigen Schichten in Talwärtsbewegung begriffen sind. Wenn dann Schmelzwässer oder Regenschauer noch mitwirkend die Erdsalze lösen und diese der hochangeschwollenen Bachflut zuführen, so tritt regelmäßig großes Fischsterben in dem nahen Flusse ein, das, wie mir erzählt wurde, oft schon ganze Züchtungen vernichtet hat. Mitten in diesem gefahrvollen Talgehänge hatte ein allzu jagdeifriger Gottesdiener einst einen gedeckten mächtigen Schießstand erbauen lassen und da geschah es dem guten Manne nicht selten, daß er der Steingefahr wegen nach eingetretenem Regenwetter oft tagelang dort ausharren mußte, bis er den langen, gefahrvollen Rückzug wagen konnte. Diese bittersalzhaltige Erde tritt auch am Fuße des Sasso di Val Fredda an dem nach ihr benannten Monte le Saline zutage und dieses Gebiet ist ein beliebter Aufenthaltsort der Gemsen wie auch der weidenden Schafe und Ziegen.

Auch Vernale (italienisch: winterlich) kommt in Variationen wie: Vernale, Vernel vor, jedoch immer in demselben Sinn, sich auf die Vergletscherung, Vereisung — auf den winterlichen Eindruck dieser Berge beziehend. Manches könnte noch besprochen werden, so die »Ombretta« von »Schatten«, Val Ombretta = Schattental usw.

Was die Schreibweise einzelner Namen anbelangt, so war es schwer, zwischen dem Ladinischen bezw. Fassanischen und dem Italienischen allen Ansprüchen gerecht zu werden. Wo keine Einigung zu erzielen war, wurde die Landesgrenze als Sprachengrenze angenommen. Aus diesem Grunde verblieben die Namen Ciamp, Ciampei statt Campo usw., Campagnacia statt Campagnazza, Ciadin, Ciadiné statt Cadin u. v. a.

Höhenmaße.

Die Marmolatakarte weist in den Haupterhebungen im Vergleiche zu den bisher in Geltung gestandenen Angaben der Österreichischen Spezialkarte 1:75 000 fast durchaus vollkommen neue Höhenmaße auf. Diese neuesten Messungsergebnisse von einigen wichtigen Punkten mögen deshalb hier kurz und übersichtlich zusammengestellt sein:

	Alte Messung	Neue Messung
Marmolata (Pta di Penia)	3360 *m*	3344 *m*
Vernel	3200 *m*	3205 *m*
Punta di Cornate	3042 *m*	2835 *m*
Ombretta (Hauptspitze)	3009 *m*	3011 *m*
Sasso Vernale	3154 *m*	3053 *m*
Östl. Cima Cadina	2881 *m*	2886 *m*
Punta del Uomo	3008 *m*	3003 *m*
Sasso di Val Fredda	3040 *m*	2998 *m*
Monte Banca	2860 *m*	2868 *m*
Marmolatascharte	—	2910 *m*
Passo Ombretta	2738 *m*	2704 *m*
Passo Ombrettola	2848 *m*	2860 *m*
Passo Cirelle	—	2682 *m*
Passo di Fedaja	2046 *m*	2047 *m*

In diese Aufstellung habe ich nur die wichtigsten und geläufigsten Namen aufgenommen. Die augenfälligsten Differenzen ergeben sich bei der Marmolata (— 16 *m*), ferner bei der Punta di Cornate (— 207 *m*!), beim Sasso Vernale (— 101 *m*!), sowie endlich beim Sasso di Val Fredda (— 42 *m*). Bei allen diesen hier genannten waren die alten Maße um vieles zu hoch gegriffen. Beim Sasso Vernale war überdies ein grober Fehler insoferne unterlaufen, als die Cote 3154 *m* in die Mitte des Grats zwischen dem eigentlichen Vernale-Gipfel und der Ombretta zu stehen kam. Allen diesen Mängeln wird die neue Marmolatakarte in hoffentlich recht vollkommener Weise gerecht.

Ich kann die Arbeit über die Erschließung der Marmolatagruppe, an der sich die Sektion Nürnberg unseres Vereins in so hervorragender Weise beteiligt hat, nicht abschließen, ohne nochmals zusammenfassend auf die Berge, Pässe und die Hochtäler mit ihren Unterkunftshütten hinzuweisen:

Dem Besucher stehen für den nördlichen Zug, das ist für die Übergänge von dem Pordoijoche her, sowie für Marmolata und Vernel von Norden, das prächtige neue Bambergerhaus, oder besser gesagt, das »Hotel« der Sektion Bamberg mit dessen Nebengebäude, dem ehemaligen Albergo Verra, einerseits, das etwas weniger empfehlenswerte Albergo Valentini anderseits auf dem Fedajapasse zur Verfügung. Die »Grotta del Club Alpino Italiano« ist eine bloße Felsenhöhle in der Gipfelwand der Marmolata, wo man zur Not während eines Schneesturms Zuflucht nehmen kann, falls der Gletscher nicht so weit ausgeapert ist, daß man über die glatte Wand zur Öffnung nicht hinaufgelangt. Im Südzuge sind auf dem Pellegrinopasse gleichfalls zwei Unterkunftsstätten: die eine ist das alte »Ospicio di

S. Pellegrino«, die andere das neue, von Trientinern erbaute »Hotel Monzoni«; außerdem befindet sich jenseits des Passo Selle, nächst dem Marmorbruch, das gleichfalls von der S. A. T. erstellte Rifugio Taramelli, welches jedoch fast ausschließlich einen Stützpunkt für den Besuch der mineralogisch sehr interessanten Monzoniberge bietet.

In der Mitte zwischen dem Fedaja- und dem Pellegrinopasse gelegen ist das prächtige Contrinhaus der Sektion Nürnberg des D. u. Ö. A.-V., welches wohl den ganzen Marmolatastock beherrscht. Obwohl sich einzelne wenige, in den Ausläufern des Gebirgsmassivs gelegene Gipfel kürzer von den nahegelegenen Alphütten besteigen ließen, so wird trotz alledem das Contrinhaus als Ausgangspunkt auch für diese vorzuziehen sein, denn die größere Entfernung wird durch die ungleich bessere Unterkunft und die prächtigen Steiganlagen leicht wieder wettgemacht werden können.

An Hand eines kurzen Uberblicks will ich noch den Beweis erbringen, daß in der Marmolatagruppe die Bergfahrten die verschiedensten Anforderungen an den Besteiger stellen: wir finden da hohe, aussichtsreiche Gipfel, deren Besuch keine wie immer geartete Hindernisse bieten, während es daneben solche mit stufenweise zunehmenden Schwierigkeiten gibt, ja sogar Aufgaben zu finden sind, wie die Marmolatasüdwand, die nur von den erprobtesten erstklassigen Felskletterern gewagt werden dürfen.

Zu den eingangs genannten Bergen — die gewöhnlichen Wege stets vorausgesetzt — zählen: Col Ombert, Östliche Cima Cadina, Punta Cigolé, Cima Ombrettola u. s. w. Leichte Berge, wo jedoch bereits einzelne, wenn auch unschwierige Felspartien zu begehen sind, wären: Cima Ombretta (Haupt- und Mittelspitze), Cima di Campagnacia, Cima di Costabella, die Cima delle Vallate, Sasso di Costabella u. s. w. Von den schwierigen Bergen wären zu nennen: Sasso Vernale (Südgrat), Monte Banca, Monte Fop, Sasso di Val Fredda und dergleichen mehr. Zu den noch schwierigeren Touren zählen: Vernel, Punta Cornate, der Grat von der Cima Ombretta zum Sasso Vernale, Punta del Uomo, Punta di Formenton u. s. w.

Ich habe jetzt einen Versuch gemacht, die Berge nach dem Range ihrer Schwierigkeiten aufzuzählen; daß alle diese Berge besuchenswert sind, das habe ich selbst erfahren, und oft und oft haben mich die Gipfel in ihren Bannkreis gezogen, wobei ich manche immer wieder besucht habe. So erstieg ich im Verlaufe der Jahre die Ombretta nicht weniger als dreimal: einmal allein, dann gemeinsam mit meinem Freunde Hanns Barth in Verbindung mit dem Sasso Vernale, der Punta Ombrettola, Punta Cigolé und Cima Cadina, das dritte Mal endlich mit meinem Bruder Gaston in umgekehrter Richtung von der Cima Cadina ausgehend, wieder über den schönen Verbindungsgrat vom Sasso Vernale her. Diese prächtige Rundtour vom Contrinhause kann ich nicht warm genug empfehlen, die Bilder sind abwechslungsreich, Fels und Firn sind harmonisch vereint und der Anblick der Marmolata-Südwand, dieses hervorragenden Schaustücks, wie es wohl in den Dolomiten nur wenige ähnliche gibt, ist überwältigend.

Von den bedeutendsten Hochpässen, abgesehen von der Marmolatascharte, sind im Querzuge der Passo Ombretta, der Passo Ombrettola und der Passo Cirelle zu nennen. Sie alle sind voneinander verschieden. Ist es beim Passo Ombretta der Eindruck der dräuenden Marmolata-Südwand, die uns in Staunen und Bewunderung versetzt, so fesseln beim Ombrettolapaß die abwechslungsreichen Felsgerüste mit ihren tiefen Gratscharten und eisdurchwirkten Mauern und auf dem Passo Cirelle das unendliche Schutt- und Trümmermeer, aus dem die letzten Bergesreste emporstarren. Ganz eigenartig, und in seiner Eigenart gewaltig schön ist der Passo Forca Rossa, der uns aus dem einsamen Val Franzetas nach dem Val Fredda und nach S. Pellegrino bringt. Weniger ist es die nächste Umgebung, als gerade der umfassende Fern-



Abblick von der Marmolata auf den Marmolatagletscher mit dem Sass de Mesdi (dahinter Monte Padon).

blick, der uns hier fesselt. Wäre hier erst eine bequeme Steiganlage geschaffen, dann würde dieser »schönste Übergang in den Dolomiten«, wie ihn Merzbacher nennt, wohl oft begangen werden. Sein Besuch lohnt reichlich und der bequeme Wanderer erspart durch ihn eine Gipfelersteigung.

Ich will in Kürze die Rundschau von diesem prächtigen Passe andeuten: Der Fernblick nach Norden ist durch die nächste Umgebung und zwar durch den Zug vom Sasso di Val Fredda zum Monte Fop, welcher mit Steilmauern und riesigen Schutthalden nach Süden absetzt, teilweise verdeckt, doch ist auch der Anblick dieser Wände ungemein eindrucksvoll. Nach allen anderen Seiten aber schweift der Blick in die weitesten Fernen: Im Nordosten sehen wir neben dem Aufbau der Punta Serauta, dem östlichsten Punkte des Marmolatamassivs, die Tofana, dann den Birkenkofel bei Toblach, den zackengekrönten König Dreischuster, Cristallo und Piz Popena, die Drei Zinnen, voran den Nuvolau. Weiter sehen wir die Sorapiß, Monti Marmarole und die Berge von Sappada. In den nächsten Vordergrund legt sich nun der pralle mauergleiche Zug der Cime del Auta, der den Paß knapp östlich begrenzt und weiter als Seitenzug der südlichen Marmolatagruppe nach Osten verläuft; darüber aber streben die gewaltigen Häupter des Antelao, Pelmo und die breitwandige Civetta himmelan. An die letztere reihen sich die Ausläufer des südlichen Civettastocks, so die Mojazza und Mojazetta, dann folgen die Agordiner Berge, das Prampergebirge, der Monte Schiara und verschiedene andere, südlich zu den Talniederungen Oberitaliens sich absenkende Bergrücken. Und während der Blick noch weit draußen

in der dunstigen Ferne weilt, trifft plötzlich das Auge auf einen näher gelegenen gewaltigen, himmelanstrebenden Obelisken, den Monte Agner in der Croda Grande-Gruppe; an ihn reiht sich ein Zug von Bergen mit dräuenden, nach Norden zum Val d'Angoraz sich absenkenden, bleichen Plattenmauern bis hinüber zur mächtigen Croda Grande selbst. Gleißender Firn, der die höchsten Kuppen des Palaplateaus übergießt, leuchtet zu uns herüber, von der Cima di Lastei, Cima Canali und Pala di S. Martino überragt. Eine weite, breite Fläche ist es, die vom Fels der Croda Grande zum Fels von des Nordzugs urgewaltigen Bergen herüberspannt. Noch sehen wir die stolzen Recken vom Campanile di Lastei bis zum Cimone della Pala; dann senkt sich der gewaltige Zackenkamm zu sanften Wellen nieder und wieder folgen dann Berge an Berge gegen Westen, aber keine bedeutenden Erhebungen außer der Cima d'Asta nehmen wir hier wahr. Erst jenseits des Etschtals entwickelt sich im Sehkreise noch ein reicher Kranz von Bergen: es sind der Brentadolomiten mächtige Felsbastionen und der Adamello- und Ortlergruppe weite, leuchtende Gletschergefilde, die den prächtigen Fernblick nach Westen abschließen. Mit dem Aufbaue der Punta del Uomo, die sich hier in die Bildfläche urplötzlich wieder einschiebt und deren Scheitel sich von diesem Standpunkte besonders schön zeigt, sind wir nach der weiten Rundfahrt mit unseren Augen wieder zu den Bergen unseres Stocks zurückgekehrt. Ich habe viele Namen genannt, aber ungezählte mußte ich weglassen, die Namen aller jener, die sich vor der Größe der erstgenannten beugen.

Ohne auf alles das hingewiesen zu haben, konnte ich die Zeilen über die herrliche Marmolatagruppe nicht zum Abschlusse bringen. Nun bin ich aber mit meinen Ausführungen am Ende angelangt. Ich könnte wohl noch vieles erzählen von den herrlichen Bergen und ihren Tälern, von vielem, das ich selbst erschaut und erlebt habe im Bannkreise der gewaltigen Recken, würde ich nicht fürchten müssen, Wiederholungen von bereits in diesen Publikationen Besprochenem zu bringen. Eines habe ich festhalten müssen: die Schönheit dieser Bergwelt! Sie war es, die mich seit Jahren ungezählte Male immer wieder hineingelockt hat in ihren Zauberkreis, und jedem, der die Berge kennen gelernt, wird es ebenso ergehen.

So möge nun aus der Erkenntnis des Schönen ein stets wachsender Strom von Freunden sich diesen Bergen zuwenden; reichen Gewinn für jeden einzelnen wird er bringen, zugleich aber auch reiche Genugtuung allen jenen bieten, die warme Fürsprecher und Förderer dieser Bergwelt waren.

Die Julischen Alpen.

Westlicher Teil (Raibler Berge).

Von

Adolf Gstirner.

(Fortsetzung des Artikels in der Zeitschrift 1900.)

In den folgenden Blättern gebe ich die Fortsetzung meiner Arbeit über die Raibler Berge, welche ich in der Zeitschrift 1900, S. 395, versprochen habe. Dort wurden Manhart- und Wischberggruppe, also der ganze österreichische Anteil besprochen, nun sollen die Montasch- und Kaningruppe, also meist italienischer Boden, behandelt werden.

Meine Kenntnis des italienischen Teils ist geringer als die des österreichischen. Es ist ja überhaupt für einen Deutschen schwer, den ersteren genau und erschöpfend zu schildern. Leichter könnte dies ein Italiener tun, aber auch ein solcher müßte außer Friaulisch noch genügend Deutsch und Slovenisch verstehen, ein sehr ausdauernder Bergsteiger und zugleich in mehreren Wissenschaften bewandert sein; vor allem aber müßte er über eine große Summe von Zeit, Geduld und Geld verfügen. Bis dieser italienische Idealmensch kommt, dürfen sich wohl auch andere Darstellungen an die Öffentlichkeit wagen; die vorliegende wird wenigstens in manchen Dingen Neues bieten.

Montasch- und Kaningruppe.

A. Allgemeiner Teil.

Topographie und Nomenklatur. Zuerst sollen beide Untergruppen topographisch beschrieben und die Namen festgestellt werden. Meine Hilfsmittel sind die österreichische Spezialkarte 1:75,000, Blatt Flitsch (die letzte Ausgabe mit Nachträgen bis 26. März 1903), respektive die photographische Kopie der Originalaufnahme 1:25 000. (Ich mußte noch die alte Ausgabe benützen, die neue, die meines Wissens noch in Arbeit ist, war mir nicht zugänglich.) Für den italienischen Teil benützte ich die Carta d'Italia 1:50 000, Blatt Chiusaforte. Alle Höhenangaben sind nach diesen Karten gegeben. Was die Namen anbelangt, versuchte ich auch hier überall auf die ersten Quellen zurückzugehen; ich befragte alle Führer, außerdem Jäger, Hirten, Waldhüter usw., und, was mehr ist, ich schenkte ihnen nur dann Glauben, wenn es mir gelungen war, sie an den Ort zu bringen, über welchen sie Auskunft geben sollten. Auch die älteren Bergnamen versuchte ich in beiden Gruppen ausfindig zu machen: zu dem Zwecke studierte ich die ganze in Druck erschienene deutsche und italienische Literatur an Urkunden usw., soweit sie mir eben zugänglich war, außerdem durchforschte ich das Archiv im Rudolfinum in Klagenfurt und die kleinen Lokalarchive in Tarvis und Malborghet. Die italienischen Archive zu durchforschen war mir leider nicht möglich und so wird mir gewiß viel ungedrucktes Material entgangen sein.

Montaschgruppe.

Die Montaschgruppe läßt sich genau umgrenzen. Vom Dorfe Uggowitz im Kanaltale führt die Grenze nach Wolfsbach, durch die Seisera zur Bärenlahnscharte, dann durch den Bärenlahngraben zur Nevea, durch das Raccolanatal nach Chiusaforte, sodann die Fella aufwärts über Pontebba-Pontafel wieder zurück nach Uggowitz. Der so umschriebene Raum wird also im Norden vom Fella-, im Süden vom Raccolanatal umgrenzt und in seiner Mitte selbst wieder durch das Dognatal, das am Somdognasattel entspringt, geschieden. So entstehen zwei beinahe parallele Ketten, die von Ost nach West laufen und in ihrem Westende gabelförmig in je zwei Arme geteilt sind, und zwar durch die Täler des Rio Geloviz und des Rio Cadramazzo. Ich benenne beide Ketten nach ihren höchsten Erhebungen: die nördlichere, niedrigere: Mittagskofelzug, die südlichere, höhere: Montaschkette. Ein kleiner Querriegel zwischen Mittagskofel und Montasch, der selbst wieder als höchste Erhebung das Köpfach trägt, verbindet sie nahe ihrem Ostende.

Betrachten wir zuerst den nördlicheren Teil, den Mittagskofelzug. Er beginnt im Westen, wie gesagt, mit zwei Armen, die durch das Tal des Rio Geloviz getrennt werden. Der nördlichere dieser kleinen Arme beginnt unmittelbar bei Pontebba-Pontafel, erhebt sich ziemlich steil und zieht in breiten, grasreichen Rücken, die entweder schöne Almen oder Mähwiesen tragen, empor bis zum Lipnik, 1952 *m*, wo er sich mit dem südlicheren Arme vereinigt. Die unbedeutenden und wenig ausgeprägten Gipfel des ersteren Arms bieten wenig alpines Interesse, wenn auch ihre Namen in den schier endlosen Streitigkeiten zwischen Bamberg und Venedig oft genannt werden, so besonders bei der Festsetzung der Grenze im Jahre 1604. (Die Bestimmungen dieser Grenzregulierung sind abgedruckt in Nozze Nedwed-Franz, Gemona, Tessitori 1887, die Bergnamen leider vielfach falsch, ich zitiere daher lieber nach den betreffenden Kopien in B.-A. XXVI und Forst.-T.) Hier ist zuerst zu nennen der Filone Slavi, 1309 *m* ital., 1314 *m* österr. Südlich von ihm liegen zwei Almen: Boric und Veneziana. Die nächste Erhebung, 1521 *m*, hieß in alten Zeiten bei den Venetianern Fort, die folgende Monte Agar oder Illus, 1526 *m* österr., 1528 *m* ital.; daneben befindet sich die Alm Pozzet (= Brunnalm). Dann kommt endlich ein wirklicher Berg, der Monte Piccolo, 1737 *m* österr., 1742 *m* ital. Die alten Urkunden nennen ihn Monticulo (z. B. 1604: in carumine monticuli, qui est in medio sellae, penes creptum Bielghae, B.-A. XXVI), die Leopoldkirchner manchmal auch fälschlich Lipnik, während dieser Name richtig dem Gipfel 1952 *m* zukommt. Die ital. Karte hat dafür Monte Schenone, 1950 *m*. (Nach Prampero S. 350: »Schena biela oder Schenone«. Schiena bedeutet Wasserscheide, Schenone also große Wasserscheide, s. Zeitschr. 1885, S. 179. Das slov. Lipnik bedeutet »Linde«, was allerdings hier nicht paßt.) Die Vermutung, daß der Berg auch Boriz (slov. kleine Föhre) heiße, die Marinelli im »Guida« (S. 12) ausspricht, ist ganz unrichtig, Marinelli verwechselt dort auch den Lipnik mit dem Monte di Dogna; richtiger hat er die Verhältnisse auf S. 285 desselben Buchs dargestellt. Den Namen Schenone kann ich aus alter Zeit nicht nachweisen, ich finde nur Lipnik von deutscher und Creti di Bieliga von italienischer Seite (z. B. 1604: »penes creptum Bielghae aliter dictum Lipnik a Bambergensibus«, B.-A. XXVI; 5. August 1753: »über die höhe lipnich von den Venetianern Creti di Bielga genannt« Forst.-T.) In der Karte des Coronelli 1692 heißt er Jof del Zuc di Bielga, es ist damit offenbar der Gipfel gemeint und nicht »forcella, rio e casera di Bieliga«, wie Olinto Marinelli (In Alto 1904, S. 6) sagt. Prambero (S. 350) glaubt, daß der Strachizon der Conf. Moggio hierher zu beziehen sei, was aber unbegründet ist, wie wir später sehen werden. Von Hirten auf der Malga Bieliga hörte ich den Berg auch Pala dell'acqua nennen, nach einer hoch oben befindlichen Quelle.

Beim Lipnik vereinigt sich der südliche Arm mit dem nördlichen. Der erstere steigt steil von der Fella (etwa bei Ponte di Muro) empor und bildet zunächst einen niedrigeren Gipfel, den Cuel Furmian, 1535 *m* ital. (Cuel ist friaulisch = ital. Covelo = Gufel, s. Zeitschr. 1885, S. 178). Marinelli nennt diesen Berg, dem er 1536 *m* gibt, im »Guida« (S. 12): Claforat o Sasso Forato, die italienische Karte und die Einheimischen nennen so eine Höhe 1161 *m* nördlich von Pietra tagliata. Höher als dieser Berg erhebt sich der Jôf di Dogna, 1962 *m*, (Jôf ist die friaulische Bezeichnung für Berggipfel, zu deutsch etwa Kofel), wie ihn die ital. Karte übereinstimmend mit dem Gebrauche in Chiusa nennt; die Bewohner der nächsten Umgebung heißen ihn nach dem Dörfchen auf einer Hochebene auf der Westseite: Jôf di Mincigos. Von diesem zieht eine stellenweise ziemlich scharfe Schneide hinüber zum Lipnik, von wo sich der vereinigte Zug direkt nach Osten wendet und zum breiten Passo di Bieliga, 1479 *m* österr., 1474 *m* ital., senkt. Auf der Nordseite von ihm liegt die weite und ausgedehnte Leopoldskirchner Alm, auf der Südseite die gleichfalls schöne Malga Bieliga. Dies sind die gegenwärtigen Namen, in älterer Zeit erscheinen für die österr. Alm sowohl der jetzige Name (z. B. 6. September 1588: »Leopoldskirchenn Alm« Malb. Cod. 57 f. 104a), wie auch der Name Alm Berda (von slov. Brda = Gebirgsgegend). Manchmal wird der Name Bieliga auch für die österr. Alm gebraucht oder beide nebeneinander. (So 1604: Berda Forst-T., 1602: alben Wielga B.-A. XVI, 1749: »alben Berda und Bieliga« Forst.-T.)

Verfolgen wir den Kammverlauf weiter. Östlich von dem breiten Passo di Bieliga (von slov. Velika = groß) erhebt sich der Kamm wieder zu einem felsigen Geschröfe, 1843 *m* und 1853 *m* österr. Auf der österreichischen Seite heißt derselbe gleichfalls Berda (»an die Schärfe Werda«, Conf. d. Landger. Föderaun im Forst.-T.), auf der italienischen Seite ist der Name Sechieiz gebräuchlich, mit welchem Namen auch die ital. Sp.-K. den westlichen Gipfel (1840 *m* = 1843 *m* österr.) bezeichnet. Die österr. Sp.-K. führt für diesen Punkt auch noch den Namen M. Bieliga; ich habe zwar diese Bezeichnung nie von den Hirten auf der Bieliga-Alm gehört, aber er findet sich auch in alten Urkunden. (1604: »in die Bieliga an die alben Berda«, Forst.-T., »auf die Wandt Bielga« l. c.) Ich glaube, daß auch der Jôf della Forca in der Karte des Coronelli 1692 hierher zu beziehen ist.

Nach dieser Erhebung senkt sich der Kamm wieder zur Forcella Cuel Tarondo, 1740 *m* ital. Das folgende Stück, nämlich der Punkt 1946 *m* österr., 1942 *m* ital., die Einsenkung 1732 *m*, die Erhebung 1968 *m* österr., 1957 *m* ital., heißen bei den Malborgheter Jägern Marcilla und ebenso auch in der österr. Sp.-K.; aus älteren Urkunden kann ich diesen Namen nicht belegen, es ist nur einmal die Rede von »schärfe Granuda und höch Baschkonka, welche beide letztere Ortschaften deren Lußnizern Weyden sind«. (Conf. Föderaun.) Auf der italienischen Seite wird der Punkt 1942 *m* = 1946 *m* österr. Jôf del Cuel di Pez genannt (die ital. Sp.-K. sagt Cuel Pezzi) [Jôf di Pecce in der Karte des Coronelli 1692]. Der Punkt 1937 *m* = 1968 *m* österr. heißt nach der ital. Sp.-K. »Le lave dell' orso«, über welchen Namen ich im Dognatale nichts erfahren konnte. Der Name Gosadon, der »großes Tal« bedeuten soll, gebührt nicht, wie die österr. Sp.-K. will (und nach ihr Marinelli im »Guida«, S. 12, und in seiner Karte, er gibt diesem Punkte auch 2047 *m*) dem Punkte 1968 *m*, sondern einem südlicheren.

Auf den Hängen nördlich von den soeben genannten Punkten breitet sich die Lußnitzer- oder Granudaalm aus (30. Oktober 1597: »ein Ort Granuda genandt zur Viechwaidt«, Codex suppl. 369). Im Kammverlaufe folgt weiter der Zweispitz, 2048 *m*, die ital. Sp.-K. übersetzt nur I due Pizzi, 2047 *m* (»zwei Koffl«, 1604: Forst.-T.). Vielleicht ist dies der Jof del Canalot in der Karte des Coronelli 1692, denn ich glaube nicht, daß Jof auch eine forcella bedeuten kann, wie Olinto Marinelli

(In Alto 1904, S. 6) meint. Einen wirklich friaulischen, resp. italienischen Namen für Zweispitz konnte ich im Dognatale nicht erfahren. Von ihm senkt sich der Kamm zur Forcella di Canalut, 1842 *m* österr., 1830 *m* ital., und erhebt sich wieder zum Piper. Dieser Berg hat drei Gipfel. Der mittlere ist durchaus felsig, der westliche ist niedriger als der mittlere und ganz begrünt, der östlichste ist etwas gegen Süden vorgeschoben, gleichfalls mit Rasen bewachsen; er ist der höchste. Ich beziehe (s. auch A. v. Radio-Radiis in Ö. A.-Z. 1903, S. 237) den P. 2067 der ital. Sp.-K. auf die östlichste Spitze, P. 2049 der österr. Sp.-K. auf die westlichste. In älteren deutschen Urkunden wird dieser Berg Mitschilla genannt und Piper als der italienische Name bezeichnet (1604: »über die Mitschilla, von den Venetianern Piper genant«, Forst.-T., ebenso Jof del Piper in der Karte des Coronelli 1692; auch der Jof di Piperdi dieser Karte gehört hierher), jetzt ist nur dieser letztere gebräuchlich. — Eine große Schlucht trennt ihn vom Mittagskofel, 2091 *m* österr., 2089 *m* ital. Dieser Name paßt nur für Malborghet, denn er befindet sich ungefähr im Süden dieses Orts, er kann also nicht sehr alt sein (zwischen Plagnis und Fella, heißt es in den Grenzverhandlungen von 1604, wo ich diesen Namen zuerst finde, sind noch einige »loca intermedia als der Mittag und zwei Koffl«), und konnte erst entstehen, als das ursprünglich italienische Malborghet deutsch geworden war. Die Leute von Somdogna gebrauchen für ihn den Namen Jof di Miezegnot (friaulisch für ital. mezzanotte), und dies mit Recht, denn für sie ist er gerade im Norden. Ein wirklich alter Name dieses Bergs ist mons Stragiza, wie er schon am Ende des 13. Jahrhunderts genannt wird. (In Conf. Moggio, die Prambero, S. 350, in das Jahr 1289 verlegt, heißt es, die Grenze gehe »ad rivum Pigole usque sumitatem montis Stragice«, ebenso in Conf. Federaun »von danen an deren Malburgeter weyden vnd Wiesen und höhe Strakiza und hernach an die Höche Plania«. Auch noch 1692 in der Karte des Coronelli: »Jof di Strachizza«, s. Olinto Marinelli in »In Alto« 1904, S. 6.) An der Nordseite des Bergs befindet sich die nicht ausgedehnte, und mehr für Klein- als Großvieh geeignete Alm Strekiza, und diese hat, wie dies so oft geschieht, auch dem darüber aufragenden Berge den Namen gegeben (1604: »in montibus Somp Dogna Strachizza«, Forst.-T. und 1671—87: d'animali piccholi in Strakica, B.-A. XXVI), denn daß der Mittagskofel damit gemeint sei und nicht der Lipnik, wie Prambero S. 350 will, unterliegt nach den angeführten Stellen keinem Zweifel. Eher kann man bezweifeln, ob der Name Plagnis, den die ital. Sp.-K. an zweiter Stelle dem Berge beilegt, wirklich auf ihn zu beziehen sei. Das italienisierte Plagnis stammt von slov. planina=Alm. Mit »planja« aber hörte ich von den Anwohnern immer nur die Wiesen und Weiden am Südabhange des Mittagskofels bezeichnen, die sich gegen den Somdognasattel herabziehen. Dies würde dem Namen entsprechen, und auch die alte Kat.-Karte von Wolfsbach aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts bezeichnet mit Plani Vrh ungefähr den Punkt in der Nähe von Somdogna, wo die Grenze am meisten gegen Osten einschneidet; den ganz nämlichen Punkt bezeichnet auch die Flurkarte der Herrschaft Tarvis mit diesem Namen. Er hat nach der Sp.-K. 1426 *m*. Auch aus den mir bekannten Stellen aus alten Urkunden und Akten läßt sich leicht der Beweis erbringen, daß man in früheren Zeiten mit Plagnis immer nur die Südabhänge des Mittagskofels bezeichnet hat, nie aber diesen selbst. (Den ganzen Beweis hier zu führen, verbietet der verfügbare Raum, es kommen besonders in Betracht: Conf. Federaun, und die Grenzverhandlungen von 1604; es wird in ihnen auch erwähnt ein »pratum de Reynuz per venetos prato de proilo«, darauf ist zu beziehen der Rop Rainus der Karte des Coronelli 1692, der bis jetzt nicht erklärt werden konnte, s. »In Alto« 1904, S. 6.) — Vom Mittagskofel zieht sich der Kamm weiter nach Osten und senkt sich rasch zum Wolfsbachtal. Nur der Schwarzenberg, 1764 *m*, bildet noch einmal einen selbständigen Gipfel. Dieser wird

1604 noch Tzerneurch (slov. = Schwarzenberg) genannt; am 5. August 1753 erscheint er schon als Schwarzenberg (beides im Forst.-T.; der Jof di Strachizza in der Karte des Coronelli bezieht sich natürlich nicht auf Schwarzenberg; dagegen Ol. Marinelli in »In Alto« 1904, S. 6). Es ist dies wieder ein Beispiel der fortschreitenden Germanisierung dieser Gegend.

Damit ist der Mittagskofelzug beendet; betrachten wir jetzt den Querriegel zwischen ihm und der Montaschkette.

Die Südhänge des Mittagskofels senken sich herab bis zum breiten Sattel von Somdogna, 1405 *m* ital. Sp.-K. Der Name ist leicht zu erklären, es ist die Höhe am Ende des Dognatals. Weithin breitet sich hier eine schöne Alm aus, deren Häuser auf einer Höhe von 1452 *m* stehen (1604: in montibus Sompdogna, B.-A. XXVI). Südlich von dem eigentlichen Sattel, durch einen kleinen Höhenrücken von diesem geschieden, blinkt ein kleiner See, der auch auf der ital. Sp.-K. angegeben ist. Er wird schon in den Grenzstreitigkeiten von 1604 erwähnt. Die Venetianer berufen sich da auf einen »lageto« als Grenze im Seebachtale, von seiten der Bamberger wird geantwortet, »der mentionierte See sive lageto wäre hinter den Berg Carnedull unt Montasch retro Valbrun an Berg Sudogna zu zeichnen«. Nach Ol. Marinelli, s. »In Alto« 1904, S. 5, zeichnet auch Coronelli in seiner Karte einen See als Quelle des Dognabachs. Ich würde darauf nicht viel geben, da das Seezeichen als Quelle eines Flusses in alten Karten sehr gewöhnlich ist; da aber Coronelli diesem See auch einen Namen gibt, Ladusetto, so dürfte er wohl einen wirklichen See, also den hier besprochenen, gemeint haben. Ob der Name Ladusetto auch jetzt noch im Dognatale bekannt ist, weiß ich nicht. Von diesem See geht es wieder aufwärts zum Köpfach, 1892 *m* österr., 1891 *m* ital., der höchsten Erhebung des Querriegels. Dieser deutsche Name, der sich aus der Gestalt leicht erklärt (über die — auch in Kärnten — häufige Nachsilbe »ach« siehe Schmeller, Bayer. Wörterbuch ²I, S. 21. Köpfach bedeutet eine Mehrheit von Köpfen), ist nicht sehr alt. Früher hieß der Berg Rudnivrh (slov. = Erzberg. Conf. Federaun: Rudni Uerch oder Eisenberg, und 1604: »versus Collem seu creptum Rodniurch«, Forst.-T.), selbst noch die alte Kat.-Karte von Wolfsbach aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts nennt ihn so, während die Flurkarte der Herrschaft Tarvis wohl noch einen Rudnivrhgraben kennt, aber die Höhe 1892 *m* schon Köpfach nennt. Dieser letztere Name ist heute in Wolfsbach nach meinen Erkundigungen beinahe ausschließlich im Gebrauch, und zwar nur für diesen Gipfel, der ältere slovenische, den G. Jäger in seinem »Touristenführer im Kanaltale«, also 1873, gebraucht, ist beinahe vergessen.

Südlich vom Köpfach, zwischen diesem und dem Montasch selbst, zieht sich ein breiter Graben von West nach Ost abwärts, bis er in den Seiseraboden einmündet, er wird Karnica (s. Zeitschr. 1900, S. 396, Anm. 10) genannt (1604: »dal Rudniuurch a Carniza«, B.-A. XVI). Am obersten Ende dieses Grabens, ganz angelehnt an den Montasch, erhebt sich ein steiles, turmartiges Felsgebilde, das vom Montasch nur durch eine steile Schlucht und eine enge Scharte getrennt wird, während es vom Köpfach durch eine breite, bequeme Einsenkung geschieden ist. Es ist wahrscheinlich der P. 2041 der ital. Sp.-K. Die Einheimischen haben diesem Turme keinen Namen gegeben. Dr. Kugy, der ihn zuerst erstieg, nennt ihn (Alpi Giulie 1903, S. 116) infolge eines Versehens auch Köpfach. Zwei Köpfach aber nebeneinander kann es natürlich nicht geben, auch ist gar kein Grund vorhanden, dem wirklichen Köpfach seinen so passenden Namen zu nehmen und ihn dem Felsen 2041 *m* zu geben, für welchen er seiner Gestalt nach nicht paßt. Ich schlage daher vor, weil nunmehr in der touristischen Literatur ein Name doch nötig ist, den P. 2041 »Karnicenturm«, und die breite Scharte zwischen ihm und dem Köpfach, 1892 *m*, die »Karnicenscharte« zu nennen.

Damit wären auch die Berge des Querriegels aufgezählt und wir wenden uns nun dem Hauptkamme der Montaschkette zu. Derselbe beginnt im Seebachtale ungefähr an der Landesgrenze als ein breiter Rücken, der sich zwischen Bärenlahn- und Fischbachgraben in die Höhe zieht. Er erreicht bald die Vorhöhe 2290 *m* österr.; unterhalb derselben führt der gewöhnliche Übergang von der Cregnedulalm zur Fischbachalm, der »passo Scialins« der Italiener (s. Tellini in »In Alto« I, 1890). Auf der österreichischen Seite nennt man diesen Übergang, der kein eigentlicher Paß ist, entweder »Scala« oder »bei den Staffeln«, weil der Steig über eine Reihe von Stufen führt. Die Abhänge unter ihm heißen »lis Plagnis« (1601: »Plagnis«, B.-A. XXVI). Westlich von dem P. 2290 (die Zahl 2390 *m* auf der Karte Marinellis im »Guida« ist jedenfalls nur ein Druckfehler, Brazza in seiner Karte Cronaca 1882 bezeichnet 2290 *m* als Cregnedul; dagegen die ital. Sp.-K. und der jetztige Gebrauch) erhebt sich der Monte Cregnedul im letzten Stücke beinahe turmartig, es ist dies der P. 2335 *m* der ital. Sp.-K. (nach dem »Guida« S. 14, 2236 und 2342 *m*. Diese Zahlen sind offenbar falsch: in seiner Karte bezeichnet Marinelli ebenso wie Brazza einen südlicheren Punkt mit 2242 *m*). Derselbe steht gerade dort, wo auf der österr. Sp.-K. ein kleiner Rücken nach Süden abzweigt. Er hat seinen Namen von den Cregnedulalmen, die unter ihm liegen (über diese später), und es ist bei den zahlreichen alten Erwähnungen der montes Cregnedul schwer zu entscheiden, ob je einmal die Bergspitze, nicht immer nur die Almen gemeint waren, haben ja doch unsere Vorfahren die Berge nicht mit dem Auge des Touristen, sondern mit dem des Landwirts angesehen, dem vor allem die Weide wichtig ist; diese wird benannt und unter »mons« verstanden, nicht aber der Gipfel. Auf den letzteren ist nur eine Stelle (1601: alla caccia di camoze nel monte Cregnedul B.-A. XXVI) zu beziehen.

Bis ziemlich nahe an den Cregnedul heran ist der Kamm breit und begrast, erst unmittelbar vor ihm beginnt er felsig, teilweise mit Türmen besetzt, ausgezackt und schmal zu werden. Zuerst geht es noch leicht weiter zur nahen Spizze Plagnis (italienisiert nach dem slov. = Almspitz). Sie ist höher als der Cregnedul, jedoch auf keiner Karte verzeichnet; sie hat zwei Gipfel, der westlichere ist der niedrigere. Im weiteren Verlaufe wird der Grat schwieriger und bald nähern wir uns der mauerartig aufragenden Cima delle Portate, 2446 *m*, nach der photographischen Kopie der österreichischen Original-Aufnahme (= Schartenspitz), die aus eigentümlich horizontal geschichtetem Kalkstein besteht. Später wird der Grat unterbrochen durch die schmale und tief eingesenkte Fortje del Val (Talscharte); dieselbe bezeichnet zugleich den obersten Punkt des Cregnedultals, das sich von hier abwärts zu den Cregnedulalmen hinzieht. Weiter östlich von dieser Scharte wird der Grat wieder breit und schwingt sich auf zu einem massigen Berggebilde, zwei Spitzen, die zwischen sich eine halbkreisförmige, gegen Süden hin offene Mulde einschließen. Es sind die Punkte 2561 (auch ital.) und 2519, ital. 2531. Brazza nannte diese beiden Spitzen »M. Boinc alto e basso«. Im »Guida«, S. 265, wird Buinz (und dieses oder auch Boinz ist auch die Aussprache der Einheimischen) erklärt als ein friaulischer Name = arconcello da portar le secchie, also ein Tragbogen für die Wassereimer. Es ist klar, daß dies kein Bergname sein kann, wohl paßt er aber vortrefflich für die halbkreisförmige Mulde zwischen beiden. In der Tat heißt auch bei den Einheimischen nur das Tal »Val Boinz«, von den Spitzen aber heißt die östlichere, höhere Modeon del Boinz, die westliche, niedrigere Foronon (auch Zuc del Boinz habe ich gehört). Die Wolfsbacher auf der österreichischen Seite heißen beide Spitzen Planberg, vielleicht sind aber nur die Grasflecken am Fuße damit gemeint.

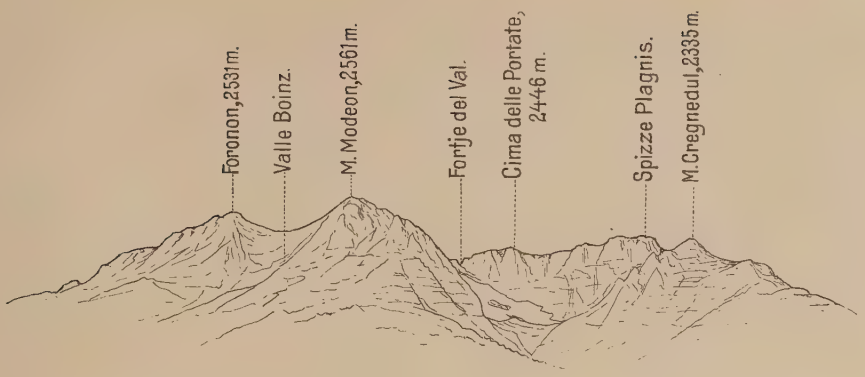
Das folgende Stück des Grats senkt sich zuerst langsam, dann rasch unter 2300 *m* zu der tiefeingeschnittenen Forca de lis Sieris. In der Schlucht auf der



Gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Goschl aut., Brückmann imp.

Montasch von Dogna aus.



Südseite liegt oft den ganzen Sommer hindurch Schnee, welcher einer Quelle Nahrung gibt, deren Wasser in Holzrinnen bis zu den Montaschalmen geführt wird, daher der Name (etwa Wasserrinnentalscharte).

Über das nun folgende Gratstück bis zur Forca del Palone handelt ein Aufsatz von Antonio Krammer in »In Alto« XIII, S. 4—5. Krammer hat dort die Nomenklatur dieses Gebirgsteils festgestellt und zwar nach den Angaben des Oswaldo Pesamosca, die ihm durch Dr. Kugy übermittelt wurden. Auch für mich ist dieser ebenso bergkundige als kühne Gemsjäger Pesamosca eine Hauptquelle gewesen und ich bleibe gerne, trotz anderweitiger Berichte, bei seinen Benennungen, zumal sie ja auch durch die ital. Sp.-K. unterstützt werden. Danach heißt also die erste größere Erhebung westlich von der Forca de lis Sieris Cima Gambon. Es ist der Punkt 2414 *m* der ital. Sp.-K., 2400 *m* der Orig.-Aufn. Brazza in seiner Karte (Cronaca 1882) nennt den ganzen Zug zwischen den beiden erwähnten Scharten so, aber die Fortschritte der neueren Touristik erfordern eine genauere Bezeichnung. Westlich von unserer Cima Gambon, 2414 *m*, ist eine nur etwas eingesenkte Stelle, die auf keiner Seite so recht als Paß erkenntlich ist, besonders nicht auf der italienischen Seite, trotzdëm kann man von ihr nach Süden zum Boden der Montaschalmen absteigen und von Norden, aus der Spranje her, zieht sich zu ihr eine steile Schlucht empor. Krammer nennt sie Forca della Terra Rossa. Bei den paar Wolfsbachern, denen sie überhaupt bekannt ist, hat sich der Name Huda palica-Scharte eingebürgert. Dieser slovenische Ausdruck kommt von polica = Gesims und hud = böse, schlecht. Der deutsche Kärntner würde »böse Stellen« sagen. Gemeint sind die gesimsartig vorspringenden, mehr oder minder breiten, oft mit Gras bewachsenen Bänder (s. auch Carinthia 1857, S. 179, Geschichtliche Notizen v. J.: »Politzen [Gesimse, Gestell, auch terrassenförmiges Felsgebirge]«), die sich auf der Nordseite dieses Gebirgszugs und zwar vom Modeon und Foronon angefangen, bis zum Montasch selbst hinziehen; auf letzterem sind diese Bänder seltener und weniger mit Gras bewachsen, es wiegen steile Felsen und nacktes Gestein vor. Daher gebührt auch der Name huda palica nur dem Zuge etwa zwischen Modeon und Cima dei Verdi, nicht mehr aber dem Montasch selbst. Für das Gratstück nun, welches dieser Ausdehnung der huda palica entspricht, und seinen einzelnen kleinen Erhebungen, wird in Wolfsbach auch der Name Balitzenspitzen gebraucht, den daher die österr. Sp.-K. auch mit Recht dafür anwendet. (Auch G. Jäger sagt im Jahrb. Ö. T.-Cl., V, 1873, S. 66: »hude poliza-Spitzen«.)

Aber verfolgen wir den Grat weiter. Unmittelbar westlich von der Stelle,

wo die Huda palica-Scharte (wir haben gesehen, daß dieser Name noch eher gebraucht werden kann als Forca della Terra Rossa) oben ausmündet, erhebt sich wieder ein Gipfel, allerdings nicht hoch, die Cima della Terra Rossa, 2427 *m* österr., 2435 *m* ital. Unterhalb von ihr auf der Südseite sind einige rötliche Felsen, in deren Nähe auch die Fontana rossa (s. die Karte Brazzas in Cronaca 1882) sich befindet, daher auch der Name des Gipfels. Östlich von der Cima della Terra Rossa schneidet auf der Südseite eine breite Schlucht, il Palon, tief ein und auch auf der Nordseite zieht sich eine ungemein steile Schlucht ganz hinauf, so daß eine tief eingeschnittene, charakteristische Scharte entsteht, die man auch von weit entfernten Aussichtspunkten, von wo auch immer die Montaschkette zu beobachten ist, genau sieht. Sie heißt Forca del Palone, 2267 *m* ital. Das italienische Pala bedeutet begraste Plätze zwischen Felsgehängen, ein Palone ist also eine große Pala (s. Zeitschr. 1885, S. 179 und Umlauft, »Geogr. Namenbuch«, S. 168).

Westlich von dieser Forca beginnt das eigentliche Montaschmassiv. Nach dem tiefen Einschnitte erhebt sich wiederum der Grat; seinen Anfangspunkt bezeichnet 2454 *m* der Orig.-Aufn.; er zieht langsam steigend hinauf zur Cima Verde, 2656 *m* österr., 2630 *m* ital. Diese Spitze heißt »Grünspitz«, weil unmittelbar unter ihr sehr steile, grüne Grasflecken sind, die »Verdi«. Auch die Namen »sui Verts« oder »Vert Montasio« sind gebräuchlich. Dicht westlich neben ihr ist eine Einsenkung, in deren Mitte ein weithin sichtbarer Gratturm steht, und zwar dort, wo jetzt der gewöhnliche Montaschweg den Grat erreicht. Obwohl nun diese Einsenkung von Norden her noch nicht erstiegen worden ist und dort auch wahrscheinlich unersteigbare Wände sind, so hat sich doch für sie unter den Bergsteigern der Name Forca dei Vert (oder Verdi-Scharte) eingebürgert; auch die ital. Sp.-K. enthält ihn. Beim Volke ist er unbekannt, was sehr begreiflich ist, da hier kein Übergang stattfindet. Von der Cima Verde senkt sich ein Felsrücken nach Nordosten herab bis zum Eingange der Spranje und scheidet somit diese von der Karnica. Er heißt Brdo oder na Brdu (slov. = Rücken oder auf dem Rücken). Der Talteil zwischen ihm und den Balitzenspitzen heißt Cianerca (slov. = Enziankar).

Von der Verdi-Scharte führt der gut gangbare Kamm im allgemeinen, nur ein paar Absätze ausgenommen, sanft ansteigend zur höchsten Erhebung der westlichen Julischen Alpen überhaupt, dem Jôf di Montasch, 2752 *m* österr., 2754 *m* ital. Über diesen Namen, der schon eine kleine Literatur aufzuweisen hat, sei mir eine Abschweifung gestattet. Im »Guida«, S. 13, ist zu lesen: »Jôf del Montasio, il Pramperg o Pramkofel dei Tedeschi, l'Huda Baliza degli Sloveni«. Diese Meinung, daß der Berg drei Namen habe, einen deutschen, einen friaulisch-italienischen und einen slovenischen, ist heute die verbreitetste und auch die kurze Ausdrucksweise des ersten Besteigers unseres Gipfels, des Hermann Findenig (später schrieb er sich Findenegg) in der »Zeitschr.« 1879, S. 368, »Bramkofel«, dazu Anmerkung: »Bramberg; slovenisch: Huda balizza (Wildstelle); friaulisch: Jouf de Montasch; italienisch: Montaggio«, mußte zu dieser Annahme verleiten. Freilich findet es schon Ronchi (Cronaca 1883, S. 126) merkwürdig, daß auf der italienischen Seite, wo — wie wir später sehen werden — der Berg naturgemäß Bramberg heißen konnte, schon »ab antiquo« der Name Montasio gebräuchlich sei, während auf der felsigen und kulturlosen Nordseite ohne jeden Grund der Name Bramberg entstanden sei, er läßt es unentschieden, ob es sei »una montagna tedesca che gli italiani chiamano Montasio, o se una montagna italiana che i tedeschi chiamano Bramberg«. So darf allerdings die Frage gar nicht gestellt werden, denn wenn es auch vollkommen richtig ist, daß auf der Südseite Italiener, resp. Friauler wohnen, so wohnen doch auf der Nordseite in nächster Nähe nicht Deutsche, sondern Slovenen. Es muß also eine einfache Überlegung zu dem Resultate führen, daß, wenn ein deutscher Name — und das ist Bramkofel un-

streitig — für den Berg besteht, dieser kein volksmäßiger sein kann, sondern er muß ein erst später gebildeter, wahrscheinlich von Touristen erfundener sein, wie dies ja auch in anderen Fällen so oft vorkommt. Und so ist es auch. Denn, um es kurz zu sagen, der Name Bramkofel ist von meinem verstorbenen Freunde Hermann Findenegg erfunden und in die Literatur eingeführt worden. Er hat mir selbst erzählt, wie er dazu kam. Als er im Jahre 1877 das erste Mal diese Gegenden betrat, da hörte er die Almen am Südfuße des Montasch allgemein als die Bramberger Almen bezeichnen. Dieser Name ist in Raibl auch heute noch zu hören und hat seine volle Berechtigung, denn diese Almen gehörten seit Jahrhunderten, wie wir später hören werden, dem aus Deutschland nach Friaul eingewanderten Adelsgeschlechte der Pramberger. Dies war aber Findenegg nicht bekannt und historische Studien zu machen war ja auch nicht seine Aufgabe, daher hielt er Bramberg für den Namen des Bergs selbst, von dem die Almen den Namen hätten. Das geht auch aus seinen eigenen Worten hervor (Zeitschr. 1879, S. 369): »im Rücken drohen die Wände des Bram«. Da ihm aber die in Kärnten viel verwendete Bezeichnung »Kofel« charakteristischer erschien als die allgemeinere »Berg«, so nannte er den Gipfel »Bramkofel«.

Das ist die Geschichte des Namens »Bramkofel«. (Auch Jäger, Jahrb. Ö. T.-Cl. V, S. 66 und 67, spricht schon im Jahre 1873 von den Bramberger Almen, ja sogar vom »Bramberg« und es dürfte wohl Findenegg, wenn auch unbewußt, hierdurch beeinflußt gewesen sein.) Es ist also sicher, daß der Name kein volkstümlicher ist, aber deshalb ist er doch nicht ohne Berechtigung. Findenegg, als dem ersten Ersteiger, stand ohne Zweifel die Wahl unter den nach seiner Meinung üblichen Namen frei. Wenn ihm auch ein Irrtum unterlaufen ist, so wirken gerade Irrtümer oft namengebend; auch die Julischen Alpen haben in dieser Beziehung Beispiele aufzuweisen. Sein Irrtum ist aber ein geringer, und seine Namengebung beruht auf etwas Tatsächlichem; ich streite also mit niemand, der den Namen Bramkofel gebraucht.

Anders steht es mit dem Namen Huda palica, den die Slovenen, also die Wolfsbacher — denn andere können hier nicht in Betracht kommen — dem Berg gegeben haben sollen. Diesen Namen halte ich für entschieden falsch. Erstens hatten die Wolfsbacher es gar nicht nötig, dem, was wir Montasch nennen, einen Namen zu geben. Der Berg zeigt sich von dieser Seite als eine beinahe senkrechte, scheinbar unnahbare Felswand, in der der Unkundige den eigentlichen Gipfel nicht einmal rasch und leicht erkennt. So weit die Weide am Fuße möglich ist, besteht für diese, wie schon erwähnt, ein Name, Karnica, und weiter oben ist jede Weide, ja selbst die Jagd ausgeschlossen. Wozu also sollten diese Naturmenschen für eine Sache, die sie nicht berührt, einen Namen erfinden? So oft ich daher bei Wolfsbachern nachfragte, und ich habe mit vielen gesprochen, wurden mir mit Huda palica immer nur »die Stellen« zwischen Modeon und Cima Verde bezeichnet. Hier ist, wenn auch schwer, eine Weide möglich, daher wagen es auch einige Wolfsbacher, ihre Schafe hierher zu bringen, und daher auch die Bezeichnung Huda = böse, schlimm. Es mag ja sein, daß Huda palica zur Bezeichnung des ganzen Gebirgszugs von der Spranje bis zur Landesgrenze angewendet wird, aber allgemein üblich ist dies gewiß nicht. Ein Gipfelname ist dies auch sicher nicht, dem widerspricht ja die Bedeutung des Wortes selbst. Auch in den mir bekannt gewordenen älteren Erwähnungen von Palica ist keine, welche zwingen würde, diese Bezeichnung auf den Gipfel des Montasch anzuwenden. Die Herrschaftskarte von Tarvis gebraucht Huda palica in der heutigen Bedeutung. In den Grenzverhandlungen von 1604 (Forst.-T.) wird über Streitigkeiten im Gebiete der Seisera gesprochen: »Illi de Dogna conantur turbare Malburgethanos et illos de Valbruna in montibus seu alpibus Nabois, Saltarie, Poliza, Carniza, Rudniurch, Plag-

nis etc.« Man sieht, wie hier die Weideplätze genau in der Richtung von Westen nach Osten, resp. Norden aufgezählt werden und wie hier Poliza von Carniza, das ist der Weide längs des Montaschfußes, genau unterschieden wird. In Conf. Federaun heißt es, daß die Grenze gehe »an die Höch Rudni Uerch oder Eisenberg von dannen nach der Schärfe an die Poliza hernach an die Schärfe Bernlän und zuletzt an den Confinzaun«. Mit vorsichtigen Ausdrücken wird hier unterschieden zwischen einer ungenannten »Schärfe« (= Montasch), dann kommt man an die Poliza und dann an die Schärfe Bärnlahn. Es wird also nach meiner Auffassung auch hier zwischen Montasch und Poliza unterschieden. Anders steht es mit einer Beschreibung des Kanaltals von Ullepitsch (Carinthia 1864, S. 397 ff.). Es werden da als Hauptkuppen im südlichen Alpenzuge genannt die Balizaspitze, der Mittagskogel, der Zweispitz und auch schon von Besteigungen des letzteren gesprochen. Auf S. 400 wird ein Ausflug in die Seisera geschildert. »Nach Wolfsbach hinein hat man vor sich die Balizaspitze.« Damit kann nur das Stück vom Foronon bis zur Cima Verde gemeint sein, denn nur dieses, nicht auch den Montasch, sieht man von dieser Stelle aus. Weiter: »Hinter dem Dorfe Wolfsbach kann man ohne Beschwerde die Partie bis auf das Schneefeld, aus dem der Seiserabach entspringt, fortsetzen und sieht die Kolosse Köpfach, Baliza, Wischberg, Carnitza von unten bis oben unmittelbar vor sich und die kreideweißen Kalkspitzen der Baliza ragen wie riesige Geistergestalten in den dunkelblauen Himmel.« Aus dieser letzteren Stelle scheint allerdings hervorzugehen, daß mit Baliza der Montasch gemeint sei. Aber der ganze Artikel verrät auch sonst wenig Vertrautheit mit der Gegend, auch vertritt er schon touristische Interessen, die neue Namen notwendig machen, so daß ich trotz dieser Stelle an meiner Behauptung festhalte: Huda Paliza ist kein volksmäßiger Ausdruck der einheimischen Slovenen für Montasch. Auch die alte Kat.-Karte von Wolfsbach sagt »Spitzl Montasso«, ebenso die neue. Den Namen Paliza enthalten beide nicht.

Wenden wir uns dem friaulischen Namen zu. Allgemein hörte ich im Raccolanatal und auf seinen Almen von Hirten, Jägern usw. den Namen Jôf di Montasch und zwar mit der Aussprache Montasch und nicht etwa Montas. Jôf ist die allgemeine friaulische Bezeichnung für einen Gipfel, es heißt also »der Gipfel des Gebirgs«. Ein sehr passender Name! Sehr oft sagt man Jôf allein oder auch Montasch allein, er ist als die höchste Spitze weit und breit eben der »Gipfel«, »der Berg« überhaupt. Die Italiener machten daraus Jôf del Montasio oder gar Montaccio (= der große Berg).

Dieser Name wird auch von den Deutschen in älterer Zeit durchgehends in der echt friaulischen Form gebraucht. Ich führe nur solche Belege an, in denen sicher vom Berge selbst und nicht von den Almen am Fuße die Rede ist. Durch den Vergleich von 1604 werden die Grenzen festgesetzt von »Rudnivrch und nach der Carniza bis an die Felsen des Montasch«. (Forst.-T.). Ebenso 1685 in der »Beschreibung der Waldung im ganntz Connall«: (l. c.) »Bis an Sattl vndter dem Montasch« und ebenso auch noch 1753 bei neuen Grenzverhandlungen. Aber die Erwähnung dieses Namens, sei es in der friaulischen oder italienischen Form, kommt schon viel früher vor als in den oben zitierten Akten. Freilich ist es dabei immer viel wahrscheinlicher, daß die Almen gemeint sind als der Berg selbst, denn es kann nicht oft genug betont werden, daß unter den »montes« der Urkunden meist die Almen und nur selten die Berggipfel zu verstehen sind. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung gerade eine Urkunde über die Montaschalmen selbst. Sie ist vom 13. April 1271 (s. Ronchi »Una gita al Montosio« in Cronaca 1883, S. 137). Es werden da die Grenzen der Alm aufgezählt gegen Süden, Westen, Osten und von Norden. Wo man nach moderner Auffassung den Gipfelnamen erwarten müßte, heißt es nur »a septentrione in magnis cretis sive saxis«. Diese großen Felsen haben eben kein landwirtschaft-

liches Interesse mehr und daher auch keinen Namen. Wenn wir aber annehmen, daß mit der Erwähnung der Alm auch zugleich der Berg genannt ist, dann müssen wir tief ins Mittelalter zurückgehen. Das ist auch sehr erklärlich, denn die großen Almen auf dem Plateau am Südfuße, die sich vom Modeon bis zum Monte Cimone hinziehen, sind die wichtigsten und schönsten ringsum, sie wurden schon sehr früh benützt und daher auch früh genannt. Die erste Erwähnung wird von Ronchi (l. c. S. 134) ohne Grund ins Jahr 1020 versetzt, von Prambero, S. 1200, in das Jahr 1070—1080, S. 12 aber 1072. Es ist immer die nämliche Stelle gemeint, die sich in einer Schrift befindet, die mit dem sogenannten Testamente des Kazelin zusammenhängt. Dieser (s. Zahn, friaul. Studien im Archiv. f. österr. Geschichte, Bd. 57, S. 318) besaß sehr viele Güter von Moggio bis Pontebba und dotierte mit diesen eine Abtei, die er an Stelle seiner Stammburg Moggio stiften ließ. Eine echte Urkunde darüber ist vorhanden (am besten abgedruckt bei Jaksch »Monumenta histor. Ducatus Carinthiae«, Bd. III, No. 495), sie ist in Wahrheit vom 10. November 1090, aber datiert von 1072. Es werden in ihr zwar die Güter aufgezählt, die Graf Kazelin zur Gründung des Klosters schenkte, der Montasch ist aber nicht dabei. Die Urkunde ist dann später mehrfach in erweiterter Gestalt wiederholt, resp. gefälscht worden und in diese Reihe gehört auch das Schriftstück, auf welches sich Ronchi und Prambero beziehen. Es ist keine Urkunde im gewöhnlichen Sinne des Wortes, in der ein fest datiertes Ereignis von Zeugen bestätigt wird, sondern es erzählt in ihr (abgedruckt bei Liruti »Notizie delle Cose del Friuli« V, S. 219 ff., nach einer Kopie von 1454. Dieser Abdruck ist aber unvollständig und es fehlt gerade auch die für uns wichtige Stelle. Ich konnte eine Abschrift benützen, welche Dr. Aug. v. Jaksch nach Bini [über diesen Zahn in »Beiträge zur Kunde steierm. Geschichtsquellen«, Bd. VII, S. 89] gemacht hat und verbessert nach einer Kopie des 14. bis 15. Jahrhunderts im Staatsarchive zu Venedig Proveditori supre feudi 321 Cod. F. VI, 7 Tom. 2 f. 1. Für die Überlassung dieser Abschrift, sowie auch für manche andere Hilfe bin ich auch jetzt wieder Herrn Dr. v. Jaksch zu größtem Danke verpflichtet), ein gewisser »Pancratius civis Constanciensis imperialis aule notarius«, daß er auf den Befehl des Grafen Kazelin diese Urkunde geschrieben habe, in welcher er die Güter aufzählt, welche Kazelin für die Stiftung des Klosters bestimmt hat; er hält es für nützlich, die Grenzen derselben anzugeben und »inter quos limites sunt Moltasium (Prambero schreibt Moltascium, nach Ronchi und Jaksch steht aber Moltasium. Ich halte dieses Moltasium für Montasium, das auch öfters erscheint, nur für einen Hör- oder Schreibfehler) Sarch Glazat et alii quamplures montes ad dictum comitem pertinentes«. Am Schlusse dieser etwas seltsamen Urkunde versichert noch ein gewisser Rudolphus de Utino, auch kaiserl. Notar und Kanzler von Mosach, daß er einen von ihm genau bestimmten Teil des obigen Testaments »ex quodam Instrumento publico scripto manu olim Pancracii Civis Constantiensis etc.« genau abgeschrieben habe. Es ist hier nicht der Ort und ich bin es auch gar nicht imstande, eine Untersuchung über den historischen Wert oder Unwert dieses Schriftstücks anzustellen, aber man sieht auf den ersten Blick, daß dieses Schriftstück recht verdächtig ist, es sieht beinahe so aus, als hätte man es gemacht, um den Besitz des Klosters in Grenzstreitigkeiten zu verteidigen. Im Mittelalter hat man ja viel milder über Fälschungen von Urkunden gedacht als heute. Diese Urkunde wurde auch schon von den Venetianern in den vielen Grenzstreitigkeiten mit den Bambergern als Beweismittel benutzt (B.-A. XXVI und Malb. Cod. p. 120—121) und dabei gesagt, es »Thete weiland Herrn Grafens Cazellini als fundatoris Abbatiae Mosacensis gestelltes Testament (daß nur die eben besprochene Fassung dieses Testaments gemeint ist, zeigen andere Zitate) die Confin wie selbe Venedig praedentiert in sich begreifen«. Darauf antwortete man von seiten der Bamberger, das

»Originale tamquam relatum« ermangelte und wäre nicht vorzuweisen und es wäre das darüber »conficierte Instrument absque die et consule«, noch von einigen Zeugen unterschrieben. Also schon damals, etwa im Jahre 1600, stieß dieses Schriftstück auf Unglauben und auch wir werden die Freude, den Montasch bis an das Ende des 11. Jahrhunderts sicher nachweisen zu können, aufgeben müssen. Möglich ist dies aber immerhin. Sicher zu datieren ist dagegen die zweite Erwähnung des Bergs. (Ronchi l. c. S. 136.) Am 7. Januar 1259 bestätigen zwei Pramberger, daß sie unter anderen Lehen auch den »Montem de Moltaso« hätten. Eine weitere Erwähnung (Ronchi l. c. S. 137) findet sich in der schon erwähnten Urkunde vom 18. März 1271, in der die Grenzen der Montaschalmen bestimmt werden und der Gipfel nur in »magnis cretis sive saxis« ohne weitere Benennung zu suchen ist. In der Conf. Moggio (Prambero gibt für diese das Jahr 1289 an, aus welchem Grunde weiß ich nicht. In den Grenzstreitigkeiten wird sie oft erwähnt und aus ihr zitiert, immer aber wird sie in diesen entweder in das Jahr 1279 [B.-A. XXVI. unter 1604] oder 1275 gesetzt, letzteres in der Relation des luogo tenente Giralomo Foscarini vom 26. Mai 1693 [s. »Cecchetti La Carnia« = Atti del R. Istituto Veneto Ser. IV, tom. 3. S. 45] »come si cava da una confinatione delli beni dell' Abbatia di Mozo dell'anno 1275.« — Ich konnte sie nach einer Abschrift des Dr. von Jaksch benützen, abgedruckt ist sie auch in Cronaca VII/VIII S. 25 nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts.) kommt der Montasch zweimal vor: »ad montem Moltasii« und »deinde Moltaxium«. Das »x« verrät wohl die friaulische Aussprache Montasch. Weitere Belege aus dem 13. Jahrhundert führen Prambero, Bianchi (Documenti per la Storia del Friuli Bd. II v. 20. März 1331) und Ronchi (l. c. 147) an. Belege aus den späteren Jahrhunderten gibt es natürlich noch viel mehr.

Ronchi sagt auf S. 126 seines schon öfters erwähnten Aufsatzes: »Nelle vecchie carte la nostra montagna va indicata anche col nome di ‚Montem Habilem o Montem Agium' dai quali nomi vanne, per modificazione la parola Montasium o l'odierno Montasio«. Die Form »Agium« kenne ich überhaupt nicht, in den mir vorliegenden alten Urkunden finde ich sie nicht, sondern nur einen »montem Abilem«, was natürlich mit »Habilem« gleich ist. Wie aus einem Mons habilis ein Montasius werden sollte, ist mir nicht begreiflich, ja noch mehr, ich verneine es überhaupt, daß mit dem »Mons habilis« je der Montasch gemeint war. Auch Prambero (S. 1208) erklärt »Habilis = monte«, also irgend ein nicht näher bekannter Berg. Die Belege für diesen Mons Habilis sind folgende: Im sogenannten Testamente des Kazelin, in der echten Urkunde vom 10. November 1090 (Monumenta Hist. Duc. Carinthiae III, Nr. 495) wird bestätigt, daß dieser für das zu gründende Kloster bestimmte: »ad montem Habilem duos [sc. mansos] cum omnibus ad ista pertinentibus«. Das nämliche findet sich 1136, 1149, dann 19. September 1184 »ad montem Abilem duos cum pertinentiis suis«, und 1228 (l. c. Nr. 675, 877, 1307 und Prambero S. 1208). Es sind das alles Bestätigungen der Urkunde von 1090, so daß wir es eigentlich nur mit diesem einen Falle zu tun haben. (Dazu kämen dann noch die Erweiterungen der Urkunde von 1090 bei Cappelletti: »Le Chiese D'Italia« VIII, S. 195, und bei Richter: »Die vier Mosburgen« = Archiv für vaterl. Geschichte I, S. 33 ff., die letztere nach einer Abschrift von 1688.)

Ich frage nun, wo ist hier der geringste Beweis, daß der mons Habilis auf den Montasch zu beziehen ist? Gar nichts spricht dafür, wohl aber spricht vieles dagegen. Zuerst sind einmal die zwei »mansi« sehr verdächtig. Wo sollen diese sein? Ich leugne nun nicht die Möglichkeit, daß es am Ende des 11. Jahrhunderts im Raccolanatale schon »mansi«, also ganze Bauernhöfe, gegeben habe, aber es ist zu bedenken, daß in der Urkunde von 1271 (Ronchi l. c., S. 137) die Grenzen

»Montis Moltasii« angegeben werden: gegen Osten die Bärenlahn, gegen Westen ein »rivo del Gollez«, und gegen Süden »in acqua que dicitur de Rocolana«; in einer Urkunde von 1438 (Ronchi l. c., S. 133) gar »ab una parte est mons Sclusae (d. h. die den Einwohnern von Chiusaforte gehörigen Weiden) ab alia est mons Motii (= M. Sart) ab alia parte est mons Pletii« (also ungefähr die österreichische Grenze). Ich wiederhole, selbst zugegeben, daß trotz dieser gewaltigen Ausdehnung des Montis Montasii, also der Alm, noch Platz gewesen sei für mansi im Raccolanatale, denn ein anderes kann doch nicht in Betracht kommen, welch eine unbestimmte und ungeschickte Bezeichnung wäre »mansi beim Mons Habilis«. Eine solche Bezeichnung ist doch nur möglich bei einem kleinen, engbegrenzten Berge, nicht aber bei einem so großen, dem größten von allen in der ganzen Umgebung. Was heißt dann weiters »mons habilis«? Tangl in seiner Abhandlung über die Eppensteiner (IV. Abt. im Archiv für österr. Geschichte 1854, XII, S. 123 ff.) glaubt, statt »montem habilem« müsse ein Eigenname stehen. Das ist aber meiner Ansicht nach nicht nötig, halten wir uns nur an »habilis« selbst. Es heißt dies doch »leicht, bequem, passend«! Kann dies nun ein angemessener Name für den Montasch sein, der den Namen des großen Gebirgs an und für sich trägt?

Ich gehe sogar noch weiter, ich glaube einen passenden Platz für den »mons habilis« gefunden zu haben. Alle Gründungsurkunden von Moggio kann man in zwei Gruppen scheiden. In der einen Gruppe kommt der mons habilis vor; es sind: die Originalurkunde von 1090, die oben angeführten Bestätigungen und die gleichfalls schon zitierten Erweiterungen bei Cappelletti (s. S. 366); in der zweiten Gruppe kommt der mons habilis nicht vor, wohl aber ein Hügel Matellio, der in der ersten Gruppe fehlt. Diese zweite Gruppe wird gebildet durch die Abschrift von 1454, welche Liruti abgedruckt hat (Notizie delle cose del Friuli V, S. 219 ff.), dann durch die von Jaksch und Bini abgeschriebenen Urkunden (s. S. 365). Ich bezeichne beide Gruppen nur der Kürze halber als die von 1090 und von 1454, wenn auch das letztere nicht ganz richtig ist. Man stelle sich nun in beiden Gruppen die Güter gegenüber, die als von Kazelin selbst geschenkt bezeichnet werden:

1090:		1454:
1. apud Velach superius et inferius XXIII mansos et Sartum montem	=	apud Velach superius et inferius mansos XXIII super quo Velach flurio consuevit pontem facere . .
2. ad montem Habilem II cum omnibus ad ista pertinentibus . . .	=	apud collem Matellionem duos cum omnibus ad ista pertinentibus . . .
3. ad hoc etiam quicquid Mariani et montem unum Lanhs et apud Fulstric quicquid u. s. w.	=	et totum quod habet in Mariano
4. ad Adelarium II mansos	=	ad Aderalium mansos duos
5. in loco, qui Fortis appellatur II	=	in loco qui Fortis dicitur duos
6. locum etiam qui dicitur Ingan	=	locum etiam qui dicitur Ingan
7. apud Bellunum VIII mansos	=	aput Melonum octo mansos

Man sieht, es sind genau dieselben Güter, nur mit geringen Abänderungen. Bei 1. ist es möglich, daß der M. Sarte ein Appertinenz der XXIII Mansen apud Velach (= Moggio selbst) war; bei 3. ist in der Fassung von 1454 Lanhs und Fulstric weggelassen, was in einer Stelle derselben Urkunde schon angedeutet wurde; bei 7. ist Bellunum und Melonum jedenfalls das nämliche, es ist nur ein Schreib- oder Lesefehler. Man sieht also, daß an die Stelle des mons habilis der collis Matellio getreten ist, bei beiden sind es zwei mansi, bei beiden steht der Zusatz cum omnibus ad ista pertinentiis, wie dies für eine weiden- und waldreiche Berggegend paßt. Auch der collis Matellio läßt sich näher bestimmen. In der nämlichen Fassung von 1454 heißt es an einer früheren Stelle: . . . »et de Mariano monte quicquid declinat versus

occasum et de colle Matellio quicquid cadit versus Marianum et Mulessiam ac costam Dayn inter Marianum et Matellionem positam cujus quicquid declinat versus orientem« usw. Dieses alles gehöre zum Allod des Kazelin. Der Mons Marianus ist der heutige M. Amariana, die costa Dayn heißt jetzt Sella Dagna, nördlich von ihr müßte also der collis Matellio sein und einen Abhang haben, der gegen den M. Amariana gerichtet ist: »et Mulessiam«. Dies könnte stimmen für Monte Pala und Costa Lunga, besonders wenn dann vielleicht Mulessia dem heutigen Mogessa gleichzustellen wäre. Vielleicht läßt sich dies durch alte Urkunden feststellen, ich kenne dieselben jedoch nicht, ich kenne auch die betreffende Gegend zu wenig, als daß ich mir ein abschließendes Urteil erlauben dürfte. Der Col Mat im Norden des Valle di Moggio, an den man auch noch denken könnte, ist wohl zu weit entfernt, als daß er in Betracht kommen dürfte.

Fassen wir nun alles zusammen, was sich bisher über den Namen des Montasch ergeben hat. Wir haben gesehen, daß der friaulische Name Jôf di Montasch, auch kurzweg Jôf oder Montasch allein, der richtigste und der beste ist. Bei den Italienern wurde er zu Jôf del Montasio (kurz Montasio) und auch die Deutschen haben ihn schon lange in der Form Montasch angenommen. Auch ich werde ihn so nennen. Daneben ist aber auch der Name Bramkofel nicht ohne Berechtigung.

Kehren wir wieder zur Beschreibung des Bergs selbst zurück. Auf der Seiseraseite, ungefähr in der Mitte zwischen der Verdi-Scharte und dem Gipfel, springt ein Felssporn aus der riesigen Wand etwas vor. Auf beiden Seiten von ihm liegen im Schatten, der hier beinahe immer herrscht, beständige Schneefelder, die, da sie teilweise vereist sind und manchmal Spalten, beinahe immer aber einen großen Bergschrund haben, eigentlich als kleine Gletscher anzusprechen wären. Besondere Namen haben sie nicht.

Etwas westlich vom Gipfel strebt gleichfalls ein großer Felsrücken gegen Norden, für den die Bergsteiger den Namen »Schulter« eingeführt haben. Er beginnt mit einem großen, unbenannten und unerstiegenen Turme, 2673 *m*. Zu einem tiefen Einschnitte zwischen ihm und dem Gipfel des Montasch selbst führt von dem letzteren eine rotgefärbte, sehr steingefährliche Schlucht. Nördlich unterhalb des Turms spaltet sich der Felsrücken in zwei parallele Züge, die unter sich ein flaches Tal mit höherem Westrande einschließen, das aber weiter unten in steilen Wänden abbricht. Der Westrand löst sich in einzelne Grattürme auf und schießt gleichfalls jäh zur Tiefe hinab bis zu dem früher (S. 359) besprochenen Karnizenturm.

Der ganze Aufbau des Montasch neigt zur Bänderung. Das größte Band beginnt auf der Südwestseite, läuft besonders breit und eben um die ganze Westseite herum, greift auch noch über auf die Nordseite bis zu dem westlicheren der kleinen Gletscher, und bricht über diesem ab. In einzelnen nicht zusammenhängenden Stücken, gleichsam andeutungsweise, geht es freilich um die ganze Süd- bis zur Nordseite herum. Es ist für die Besteigungsgeschichte recht wichtig; sowohl die Bergsteiger, als auch die Gemsjäger nennen es nur das »große Band« oder »la grande cengia«. An der Südwestecke des Montasch, am Fuße der großen Felsenmauer, beginnt das Tal des Rio Montasio, der sich dann gegen Norden wendet und in den Dognagraben ergießt. Die Klamm, mit der er die Felsen längs der Westseite des Montasch durchschneidet, wird »Clappadorie«(= Klamm) genannt. In sie stürzen sich mehrere Schluchten. Die größte von ihnen, schon nahe dem Ausgange des Rio Montasio-Tals, heißt Val Rotta.

Vom Montasch setzt sich die Hauptkette weiter nach Westen fort. Den Einschnitt unmittelbar am Südwestfuße des Bergs, dort wo das Tal des Rio Montasio beginnt, nennt man Fortje dei Disteis, 2172 *m*. (Im »Guida«, S. 269, ist der Name Forcella del Jôf vorgeschlagen, derselbe hat sich aber nicht eingebürgert. Somdogna, dort als ein einheimischer Name für diesen Ort genannt, scheint jetzt weniger ge-

braucht zu werden; ich erinnere mich nicht, ihn gehört zu haben. Die Bezeichnungen und Zahlenangaben des »Guida« für diesen Teil des Gebirgs sind überhaupt der Verbesserung bedürftig.) Dann kommt ein langer Rücken, der Scortisoni heißt (S. Ant. Krammer in Alpi Giulie III, 1898, S. 65 fgde.) und nicht Cortiscon, wie ihn die ital. Sp.-K. nennt, es ist der Punkt 2248 *m*. Sodann folgt die tiefer eingeschnittene Forca (oder friaul. Fortje) bassa, 2087 *m*. Zwischen dieser und der Forca dei Disteis, also vom Kamme der Scortisoni, streckt sich nach Nordwest ein kurzer Seitenast vor, im Osten begrenzt von dem Tale des Rio Montasio, im Westen von dem des Rio Saline. Das Val Saline ist ein sehr beliebtes Gemsrevier und nach den Salzlecken, die hier für die Gemsen aufgestellt werden, so genannt. Diesen ganzen Zug hat Ant. Krammer beschrieben (Alpi Giulie III S. 65: La valle Saline e l'Jôf di Miez). Sein Gewährsmann für die Nomenklatur dieser Gegend war Guis. Capellari; ich habe außer diesem noch Natale di Sotto aus Chiout und den Waldhüter Martina von Dogna befragt. Von diesen dreien erschien mir Capellari am wenigsten bewandert und ich verständigte mich nur schwer mit ihm, vielleicht ist es Krammer, dessen Muttersprache italienisch ist, besser ergangen, er war auch mit Capellari auf der Spitze selbst. Krammer nennt nun die höchste Erhebung des ganzen Seitenzugs, nämlich P. 1972 *m*, Jôf di Miez, die nördlichere, niedrigere Spitze Jôf di Clapblanchs, 1661 *m*. Die ital. Sp.-K. hat 1972 *m* = Jôf di Clapblanchs, 1661 *m* = Jovet. Den Namen Jof di Miez (= Mittagskogel) kennt Martina aus Dogna gar nicht, was erklärlich ist, da dieser Name nur für das obere Dognatal, etwa Pleziche oder Implanz paßt; Natale behauptet, dieser Jôf di Miez wäre südlicher und niedriger als 1972 *m*; den höchsten Gipfel nennen beide Piccon oder Cimone. So viel scheint mir aus allem hervorzugehen, daß sie mit Clapblanchs (weiße Felsen) den ganzen Zug bezeichnen, und es ist wohl das beste, bei den von Krammer eingeführten Namen Jôf di Miez, 1972 *m*, und Jovet, 1661 *m*, zu bleiben. Ich habe das Ganze nur angeführt, um zu zeigen, wie es oft schwer ist, sich in den Angaben der Einheimischen zurechtzufinden, gar wenn man des Dialekts nicht mächtig ist, so wie ich.

Kehren wir wieder zum Hauptkamme zurück. Westlich von der Forca bassa erhebt sich der Monte Zabus, 2244 *m*, ein langgestreckter Bergrücken; es folgt dann eine tiefe Einsenkung zwischen zwei beinahe senkrechten Wänden, die Fortje di Vandul, 1981 *m*, das »Höllentor«, das Findenegg in »Zeitschr.« 1879, S. 374, so packend beschreibt. Sie gewährt ebenso wie die Fortje bassa und dei Disteis keinen Übergang, denn alle drei brechen nach Norden in senkrechten Wänden ab. Vandul bedeutet im Italienischen eine Mulde mit zusammengewehtem Schnee (Zeitschr. 1885, S. 180), daher der Name.

Westlich grenzt an die Fortje Vandul der Monte Cimone, 2380 *m*. Er beginnt mit einem Vorberge, einem kurzen, mauerartigen Zuge, der von Norden nach Süden streicht. Brazza (in seiner Karte Cronaca 1882) nennt seine Südspitze Pizza Vienna. Jenseits dieser Vormauer ist eine große, grasreiche Mulde, die die Eingeborenen und auch Brazza »la Vienna« nennen. Ihr nördlichster Punkt, eine kleine Einsenkung im Hauptgrate, mißt nach der ital. Sp.-K. 2080 *m*, nach Brazza 2103 *m*. Letzterer nennt sie Viera del Cimone. Ist Viera richtig, so ist es = ghiera (Ring), vielleicht ist es aber nur verschrieben für Viena. Die Einheimischen kennen nur Viena (oder Vienna). Erst westlich von dieser Mulde erhebt sich der eigentliche Gipfel des Cimone (das M. Cunone in der österr. Sp.-K. ist natürlich nur ein Schreibfehler).

Westlich vom Cimone wird der ganze Gebirgskamm bedeutend niedriger. Man bemerkt zuerst eine kleine, sehr spitze Pyramide und daran sich schließend einen steilen Rücken, den Ciuc di Vallisetta, 2186 *m* (der »Guida« gibt ihm S. 13: 2087 *m*, S. 277: 2186 *m*!) Westlich von diesem wird der Gebirgszug durch den

Rio Cadramazzo in zwei Arme gespalten. Der nördlichere, gegen das Dognatal gerichtete Arm beginnt mit dem Ciastellat, 1893 *m*. Auf der ital. Sp.-K. heißt er auch Jovet, auf der österr. Sp.-K. »M. Usez«. Für mich war hier der 1904 verstorbene Führer Piussi die Hauptquelle und dieser nannte den Punkt 1893 *m* = Ciastellat, 1814 *m* dagegen Jovet. Zwei Jovet aber, wie es die ital. Sp.-K. hat, zu lassen, empfiehlt sich nicht. Das Mala Lavara, das die ital. Sp.-K. noch bei diesem Namen hat, kann ich nicht erklären; von Einheimischen habe ich es nicht gehört. Der besprochene nördliche Zug bildet dann noch den Col della Baita, 1515 *m* (nicht Col della Baretta, wie die ital. Sp.-K. hat). Baito oder Baita ist eine Zufluchtsstätte für Hirten (Zeitschr. 1885, S. 180). Dann fällt der Kamm jäh ab zum Fellatal. Der südlichere, gegen das Raccolanatal gerichtete Zug hat zuerst den Monte Jovet, 1814 *m*, der weitere Kammverlauf heißt Moncasson und einer der höchsten Punkte desselben Sflaumburg, 1354 *m*. Mit der Jamma, 1165 *m*, endigt der Zug beim Zusammenflusse der Raccolana und der Fella.

Dies sind die Berge der Montaschgruppe, die Täler sollen im Zusammenhange mit denen der Kaningruppe besprochen werden. Wenden wir uns nun der letzteren zu.

Kaningruppe.

Auch die Kaningruppe ist deutlich von allen Seiten umgrenzt. Vom Orte Raibl geht man durch das Seetal auf den Neveasattel und durch das Raccolanatal zur Fella, verfolgt diese abwärts bis Resiutta, dann die Resia aufwärts bis Prato und wandert dann über Gniva durch das Tal des Rio Borman zur Sella Carnizza. Diese Abgrenzung ist besser als die in der »Zeitschr.« 1900, S. 395, von mir vorgeschlagene beim Planjehsattel. Man wendet sich dann durch das Uceatal zum Isonzo, folgt diesem aufwärts bis in die Coritnica, wandert über den Predil und gelangt wieder nach Raibl. Der wichtigste Teil der ganzen Gruppe ist die große Hochfläche vom Rombon bis zum Kanin, welche nach Südosten offen und geneigt ist, während sie auf den anderen Seiten von Randgebirgen umgeben wird, die nach außen hin sehr steil abfallen. Die Hochfläche sendet von den Confinspitzen einen Arm nach Nordosten bis zum Predil aus, ich nenne ihn nach seiner bedeutendsten Erhebung den Seekofelzug; vom Kanin selbst nach Westen geht der Zug des Monte Sarte und von der Velika Baba über den Skutnik zweigt der unbedeutende Zug des Sonovek ab, der das Resiatal gegen Süden begrenzt.

Beginnen wir mit dem Seekopfzuge und zwar an der Paßhöhe des Predil. Die erste Erhebung südlich von derselben ist der bewaldete Zottenkopf, 1582 *m* (slov. = Rušova glava), so genannt nach dem Krummholz (hier »Zotten« oder »ruše«), das auf ihm wächst. So heißt der Berg jetzt (auch schon am 5. August 1755: »an den von uns sogenannten Zothkopf am Predielberg«, Forst.-T.), früher hieß er auch Predilkopf und man hatte zwei Predilköpfe, einen nördlich von der Straße im Gebiete der Manhartgruppe und den unseren (1678: »Die zway Prediel Khöpf zwischen welchen die Flitscher Strassen ligt«, B.-A. XXVI), heute beschränkt man diesen Namen auf den nördlicheren. Von den Brethern wird P. 1582 *m* auch Lučagora (= Lichtenberg) genannt, allerdings sind damit mehr die Wiesen und Weiden östlich von der Spitze bis zur Predilca hin gemeint (5. April 1642: »auf den Prediell Kopf, den die Flitscher Lutschnagora nennen«, Cod. supp. 369 f. 116 und 19. Juni 1689: »den lichtenperg oder Lutschägreä«, A.-A. XXIX, 293 f. 52). Jedenfalls ist auch der »Khueberg«, den eine Beschreibung der Grenze zwischen Rosazzo und Mossnitz erwähnt, (B.-A. XXVI von 15. November 1636) hierher zu beziehen.

Bedeutender ist der gegen Osten und Süden in prallen Wänden abfallende Seekopf, 2106 *m* (»Seekofel«, B. A. XXVI vom 15. November 1636, »Seekopf« in

der alten Kat.-Karte von Raibl). Slovenisch heißt er Jerebca (von jerebica = Steinhuhn) also = Hühnerspiel). Auf der Nordseite zwischen Zottenkopf und Seekopf zieht sich der Grüngraben herab und etwas westlich von der Spitze des Seekofels der Gamswurzgraben. Die österr. Sp.-K. bezeichnet den letzteren als Mirnikgraben, welcher Name sich zwar schon in der O.-K. v. Ill. 1836 findet, jetzt aber weniger gebräuchlich ist. Der Kamm selbst senkt sich westlich vom Seekopf und erhebt sich wieder in den beiden Schlichteln, die große 1895 *m*, die kleine 1964 *m*. Eigentlich ist dieser Name unrichtig, er findet sich auch weder in der Kat.-Karte, noch in der O.-K. v. Ill. 1836, denn er ist, wie die Einheimischen noch sehr wohl wissen, abzuleiten von Schlucht: es sind damit zwei kleine Schluchten gemeint, die sich



Kaningruppe von Parte di mezzo (östlicher Teil).

auf der Nordseite herabziehen. Daraus ist auch die scheinbare Ungereimtheit zu erklären, daß 1895 *m* die große und 1964 *m* die kleine heißt. Slovenisch wird die ganze Gegend, speziell aber die große Mulde westlich von den Schlichteln, Jama (= Grube) genannt. Die Kat.-Karte von Raibl von 1813 hat an dieser Stelle den Namen Pauleplaskopf (slov.: pavle—plaz = Schutthalde). Die Flitscher gebrauchen für die beiden Schlichteln die Namen Črnela (von črnjava = die Schwarze) und Mošenca (von muža = Sumpf). Der erstere Name ist auf der ital. Sp.-K. zu Cergnala geworden und wird dem Punkte 2344 *m* ital. (= österr. 2355 *m*) beigelegt. Die österr. Sp.-K. hat beide Namen in der Form von Cermala und Mogenza (mit italienischer Aussprache, also Moschenza, die Schreibweise Mogenza stammt aus der alten Kat.-Karte von 1812, die häufig italienisierende Formen hat) gleichsam als Nebennamen der Confinspitze, 2340 *m*. Mošenca heißt eigentlich das Tal und die Alm, welche sich von Osten nach Westen zwischen den ungeheuren Wänden des Seekopfs und des Rombon hineinzieht und dadurch den besprochenen Ostflügel von der eigentlichen Kanin-

hochebene trennt. Der Name ist sehr alt, er findet sich schon in der Conf. Moggio (s. S. 376: »veniendo ad montem qui dicitur Mossanizza«; hier kann freilich auch ein wirklicher Gipfel, etwa der Seekofel gemeint sein, dagegen ist 15. November 1636 B.-A. XXVI nur die Alm gemeint: »Seekofel, Mossnitza, Coritnitza«, ebenso wie 1604: »sino al monte Carniza o vero Mosaniza«), aber es ist auch ganz erklärlich, daß der Name der Alm auf einen angrenzenden Berg übertragen wurde und zwar um so mehr, als westlich von P. 1964 *m* von dem Talboden ein Weg auf den Gebirgskamm hinaufführt, so daß auch die Weideplätze ganz in der Höhe ein Anhängsel der Mošencaalm sind. Auch Jäger (Jahrb. Ö. T.-Cl. V., S. 65 ff.) scheint diesen Namen für einen Berg gehört zu haben. Damit man aber die Verwirrung nicht noch größer mache, empfiehlt es sich wohl, den Namen Schlichteln beizubehalten, obwohl er sichtlich erst durch die neuere Mappierung entstanden ist.

Westlich von den Schlichteln verbreitert sich der Gebirgskamm und es befindet sich von hier bis zur Sella Grubia vor dem höchsten Rücken eine wüste, felsige Hochebene, von der einzelne Vorsprünge und Höcker auch eigene Namen tragen. Zu unserem Ostflügel gehören zwei dieser kanzelartigen Vorsprünge. Sie sind an der Landesgrenze und werden daher auch die Deutsche, 1934 *m*, und Italienische Kanzel, 1852 *m* österr., 1865 *m* ital., genannt. Ihre italienischen Namen sind Galizian und Rubon (Rubone in der Kat.-Karte von Raibl, 1813). Von Süden aus gesehen, etwa vom Rombon aus, erscheinen sie als Berge und daher haben auch die Flitscher für sie Namen: Vauha (von slov. balha, im Dialekte bauha = fahle Kuh) und Srinska glava (slov. = Gemeindeberg). Südlich von der Italienischen Kanzel vereinigt sich der Seekopfzug mit der Kaninhochfläche selbst. Dieselbe ist, wie schon erwähnt, auf der Nord-, West- und ein kleines Stück auch auf der Südseite von einem Randgebirge umgeben, das einem Felswalle vergleichbar ist. Von innen geht es oft sanft bis auf die Höhe desselben und der Höhenunterschied zwischen der Hochfläche und der Umwallung beträgt selbst bei den höchsten Erhebungen der letzteren nicht mehr als einige hundert Meter, nach außen aber ist der Abfall ein großer und meist auch ein ungemein steiler. Das Innere der Hochfläche senkt sich allmählich gegen Südosten und wird durchzogen von einer Reihe von südöstlich laufenden kleineren Bergketten, die bei ihrem Anfange ganz nieder sind, je mehr sie aber gegen Südosten vorschreiten, desto höher werden (natürlich relativ genommen), weil sie selbst sich nicht so rasch senken als die Hochebene. Auf diese Weise entstehen mehrere gegen Südosten offene, trogähnliche Täler, die mit einer Steilstufe gegen das Isonzotal abbrechen.

Betrachten wir zuerst die Umrahmung. Ich beginne im Osten bei der Flitscherklause. Steil ziehen sich von dieser die Hänge hinauf zum Rombon, 2210 *m*. Er hat noch einen zweiten, rein slovenischen Namen: Veliki Vrh (= großer Berg). Von ihm zieht sich der erhöhte Rand des Kaninplateaus, der nur an einer Stelle sich bis zu 1939 *m* senkt, hin bis zum Schlusse des Mošencatals, in das er mit mauergleichen Wänden abfällt. Erst unmittelbar vor den Confinspitzen ist ein Abstieg in das Tal möglich. Die Confinspitzen sind ein Doppelgipfel; der östliche, ein langer Rücken, ist viel niedriger, für ihn gilt jedenfalls die Zahl 2273 *m* der ital. Sp.-K., während für den westlichen 2340 *m* der österr. Sp.-K. anzunehmen ist. Der Name kann natürlich nicht alt sein, jedenfalls ist er erst während der jahrhundertelangen Grenzstreitigkeiten entstanden, die 1753 abgeschlossen wurden. Die Flitscher benennen sie Črnjewska špica (die alte Kat.-Karte von 1822: Zernievska Spizza, die neue von 1875: crnikonska špica, beides = schwarze Spitze). Die ital. Sp.-K. hat hier keinen Namen, die österr. Sp.-K. hat außer Confinspitze auch noch M. Cermala und Mogenza, was aber, wie wir gehört haben, sich nicht auf diesen Punkt bezieht. Im »Guida« ist sie gleichfalls unrichtig mit Mogenza bezeichnet.

Durch eine tiefe Schlucht von den zwei Confinspitzen getrennt ist ein langer Rücken, der durch zwei Einschnitte in drei Teile geteilt wird. Der westliche Teil ist der niedrigste, der östlichste der höchste. Dem letzteren dürfte Punkt 2355 *m* der österr. Sp.-K. entsprechen, dem mittleren vielleicht 2344 *m* der ital. Sp.-K. Der »Guida« nennt den Punkt 2355 *m* Cerngnala oder Confinspitz, der verstorbene Führer Gius. Piussi nur Confinspitz, während für ihn die Cergnala = 2407 *m* war. Eine Bezeichnung für alle drei Abschnitte haben die Flitscher. Der westlichste, niedrigste heißt bei ihnen mali Vršic (= kleiner Berg), der mittlere Ribešne, der östliche Krnicki Vršic (die Kat.-Karte von 1822 und 1875: Mali Versich, und Velki Versich, also »kleiner Berg, Berg und großer Berg«, eine ebenso einfache als poesielose Bezeichnung). Da kein Grund vorhanden ist, diese ins einzelne gehende Namengebung anzunehmen, so werde ich für Punkt 2355 *m* die Bezeichnung Cergnala gebrauchen, um so mehr als dieser ursprünglich slovenische Name wenigstens früher hier gebraucht worden sein muß, denn Czörnig (Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins II, S. 154) gebraucht Cergnala gleichbedeutend mit Confinspitzen; Stur (Jahrb. d. geolog. Reichsanst. 1858, S. 328) spricht von Cernjola, Sendtner von Cermala (und Urschikje), ohne daß es sicher ist, ob sie den P. 2340 *m* oder 2355 *m* meinen. Brazza in seiner Karte verzeichnet Cerniala mit 2475 m, was auf einem Schreibfehler beruhen muß.

Weiter westlich setzt der Kamm gleichsam ein Stück aus, er bildet nur eine breite Hochfläche. In der österr. Sp.-K. ist diese Stelle mit 2300 *m* und Leupa bezeichnet, die Flitscher haben für sie den Namen Koinska polica (= Roßrücken). Der nächste Gipfel aber ist der weitaus schönste unter seinen Nachbarn, die er auch an Höhe überragt, 2407 *m* österr., 2406 *m* ital. Die Flitscher heißen ihn Loupa (na Lopach Kat.-Karte von 1822 u. 1875, Sendtner: Lopa und Hlopa, das slov. lopa ist aus dem deutschen »Laube« entstanden). Die österr. Sp.-K. nennt ihn Golauc und hat, wie erwähnt, Leupa bei 2300 *m*, die ital. Sp.-K. hat M. Prevala (vielleicht bezieht auch Sendter diesen Namen hierher), auch Brazza und daher auch der »Guida« stimmen damit überein. Jedenfalls ist Loupa all diesen Benennungen vorzuziehen, denn Prevala heißt der Sattel und Golouc (slov. golovec = kahler Berg) ist der bedeutend niedrigere Grat, der von 2407 *m* zum Sattel sich hinabzieht. Die Kat.-Karten von 1822 u. 1875 gebrauchen dafür Laska Bandiera = welsche Flagge, mit der Nebenbedeutung Grenze).

Damit wären wir bis zum Prevalasattel gekommen, der mit seinen Zugängen von Nevea und Flitsch einen so tiefen Einschnitt in die Hochfläche bildet, daß er sie in einen östlichen und westlichen Teil teilt. Er ist hoch: 2068 *m* österr. (nach d. Orig.-Aufn.); 2071 *m* ital. Sein Name ist allgemein gebräuchlich; derselbe ist slovenisch und heißt »Übergangsattel«, er ist auch wirklich der beliebteste Übergang von Resia nach Flitsch und umgekehrt. Auf der schon früher erwähnten Hochebene im Norden des Zugs, auf der schon die beiden Kanzeln genannt wurden, befinden sich noch der Col Lopic (eine Tautologie von colle und pic!), 1962 *m*, und M. Poviz, 1978 *m* (beide schon bei Jäger, Jahrb. Ö. T.-C. V., S. 65). Sie haben keine weitere touristische Bedeutung.

Jenseits des Prevalasattels erhebt sich das Randgebirge wieder und bildet eine geschlossene Kette bis zur Sella Grubia. Die ersten Felspartien unmittelbar westlich vom Sattel heißen Ovce Vršic (slov. = Schafberg); sie sind begrünt und unbedeutend, es sind eigentlich nur Ausläufer des Prestreljenik (slov. = der Durchschossene), so genannt nach einem großen Loche, einem natürlichen Tunnel, der durch seine Westwand hindurchgeht. (Die betreffende Sage darüber ist erzählt im »Guida«, S. 111.) Der Gipfel selbst hat eine Höhe von 2505 *m* österr., 2499 *m* ital. Lange Zeit galt er als der höchste Berg der ganzen Kaningruppe; als solcher wurde er z. B. selbst noch Czörnig nicht nur allein von den Flitschern bezeichnet, sondern

dieser selbst sagt auch ausdrücklich, daß der Kanin niedriger sei (Zeitschr. d. A.-V. II, S. 154). Nach Eißler (Ö. A.-Z. 1883, S. 204) sollen die Italiener den Prestreljenik nicht so, sondern Schedany (Skedenj) nennen, ich habe diesen Namen für diesen Berg nie gehört. Nach Westen hin ist an ihn noch angelehnt ein nicht umfangreiches Felsgebirge, das wieder durch eine kleine Scharte von dem folgenden Zuge geschieden ist; die Flitscher fassen es als einen selbständigen Berg auf und nennen es Prestreljenik Vršic (= Vorberg d. Prestr.). Sie bezeichnen nämlich gerne neben dem Vrh (dem Hauptberge) auch noch einen Vršic (= Vorberg oder kleinen Berg), und so auch hier. Ich schlage vor, ihn, wenn man ihn schon gelten läßt, den Kleinen Prestreljenik zu nennen. Die Kat.-Karte von 1822 hat »Per Scherbin na Versich« = bei der Scharte zum Bergchen). Der folgende lange Zug bis zum Vršic heißt bei den Flitschern Vršice (= die kleineren Gipfel), die Italiener haben dafür keinen Namen. In der Kat.-Karte 1822: Nad Mostam na Versichi = ober der Brücken über den Gipfeln, die von 1875: Nad Mostani. Er wird durchbrochen von einer tiefen, sowohl von Nord als auch von Süd aus deutlich sichtbaren Scharte. Dr. Fikeis und Krischker, welche dieselbe am 4. August 1889 überschritten, nennen sie »Deutsche Scharte« zum Unterschiede vom gewöhnlichen Kaninanstiege von Norden, der »Welsche Scharte« heißen soll. Aber dieser Name paßt nicht recht, denn beide liegen an der Reichsgrenze, auch wäre, wie wir später sehen werden, eine solche Unterscheidung nach den ersten Überschreitern nicht richtig; es bleibt also wohl nichts übrig, als unsere Scharte Vrsice-Scharte zu nennen, die Italiener haben ja für den Kamm, den sie durchbricht, keinen Namen.

An den langen Kamm der Vršice schließt sich westlich an der Srednji Vršic (= Mitterbergchen), 2546 *m* österr., M. Ursich, 2542 *m* auf der ital. Sp.-K. (die Kat.-Karte 1822: Sredni Versich, 1875: Srednji Vrh), in der alpinen Literatur gewöhnlich nur Vršic genannt. Seinen Beinamen Srednji = »der mittlere« führt er mit Recht, sowohl wenn man ihn von Süd als auch von Nord aus betrachtet, ja man ist von manchen Punkten aus versucht, lieber ihn als den Hauptberg der ganzen Gruppe anzusehen als den wirklichen Kulminationspunkt, den westlich an ihn angrenzenden Kanin. Dieser hat zwei Gipfel, einen nördlicheren, 2582 *m* österr., 2592 *m* ital., und einen südlicheren, 2566 *m* österr., 2572 *m* ital. Die Italiener benennen beide Gipfel ganz richtig nach der Höhe alto und basso. Die Flitscher jedoch sagen gerade umgekehrt: veliki für 2566 *m* und mali für 2582 *m*. Von ihrem Standpunkte aus gesehen, nämlich von der Kaninhochfläche aus, haben sie nicht unrecht und vor allem berufen sie sich darauf, daß man von Punkt 2566 *m* die schönere Aussicht hätte und daß daher auch folgerichtig dieser als der Hauptgipfel angesehen werden müßte. Die Kat.-Karten 1822 und 1875 bezeichnen 2566 *m* als Vrch Canin, 2582 *m* aber als Siroki Vrch oder Schlipp Dov. Es ist also auch hier 2566 *m* ausdrücklich als der Hauptberg bezeichnet, široki heißt »breit«, was auch der Ansicht von Süden entspricht. Der zweite Name ist slovenisch: slep dol = blindes Tal, Talschluß, was gleichfalls in der Natur der Sache begründet ist, er kommt aber jedenfalls mehr dem Fuße als dem Gipfel des Bergs zu.

Der Name Kanin wird in alten Urkunden schon früh genannt. Gewöhnlich bezeichnet man als die erste Erwähnung eine Stelle in der bei Liruti abgedruckten Erweiterung des sogenannten Testaments des Kazelin (S. 365), die uns nur in Kopien des 14. bis 15. Jahrhunderts erhalten ist, wenn auch die Quellen dieser Erweiterung vielleicht bis in das Ende des 11. Jahrhunderts zurückgehen. Es werden hier unter den Gütern des Kazelin auch aufgezählt: »Vrsinum et Caninum qui terminant versus Pletium«. Auf diese Stelle bezieht man sich in den langwierigen Grenzstreitigkeiten öfter. So (B.-A. XVI) 1582—1600: »Vrsina et Canina«, dann 15. November 1636 in einem Gutachten des Hauptmanns in der Flitscherklause, des Herrn von Gera,

über die Rosazzischen und Mosnitzischen Grenzen; nach seiner Meinung sind »Ursina et Canina« Grenzen zwischen Venedig und Flitsch, sie liegen in der »Urscha«; 1683—89 sind »limites Ursini et Canini der orthen« (im Raibler Seetale) ganz unbekannt, endlich 1753: »die Berge Canina und Ursina, welche beide berg nur in Venetianischen territorio vorfindig seien.« Ich mache besonders auf die Form Canina und Ursina aufmerksam. Man hat nun diese zwei Berge gedeutet als den heutigen Kanin und den Vršic, 2546 *m* (so »Guida«, S. 156 und Ostermann »In Alto« II., S. 121 »Le Fiere nel Friuli«, der Ursinum von ursus = Bär ableitet). Betrachten wir vorläufig nur Ursinum. Zugegeben auch, daß Vršic und Ursinum (oder vielleicht besser Ursina) sprachlich sich decken würden, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß



Kaningruppe von Parte di mezzo (westlicher Teil).

ein Berg unter den zwei wichtigsten genannt sein sollte, der keine Almweide an seinem Fuße hat, sondern Schutt und Gletscher und von Westen aus — es wird ja die Grenze von Moggio aus bestimmt — gar nicht gesehen werden kann. Es müßte also jedenfalls die Gleichheit beider Begriffe durch anderweitige, stärkere Gründe gestützt werden können. Vielleicht lassen sich diese in der sogenannten Conf. Moggio finden. Ich kenne von dieser Grenzbeschreibung den Abdruck in der Cronaca VII—VIII, S. 24 (Fiamezzo »I nuovi Ospiti di Resia«), der nach einer Handschrift des 13. Jahrhunderts veranstaltet ist, und dazu eine spätere Abschrift, die mir Dr. Aug. v. Jaksch gegeben hat. (Prambero gebraucht sichtlich eine schlechte Abschrift aus dem 16. Jahrh., wohl nach Barnaba VIII, S. 26. Über die Abfassungszeit der Conf. s. S. 366). Da diese Urkunde wahrscheinlich die älteste über unsere Berge (den Monte Sarte ausgenommen) und in vieler Beziehung sehr wichtig ist, so drucke ich sie nach dem besten Texte ab, soweit sie eben für unsere Berge von Bedeutung

erscheint: »Confines monasterii Mossacensis scilicet montium et territorii. Prima confinis est in babba de dicto loco babba tenendo ad locum qui dicitur her . . . pathoc et a dicto loco tendendo ad flumen hulevegne et per medium ipsum flumen usque (ad) bevorchum deuilipotoch et a dicto devilipotoch usque ad locum dictum meye et a dicto loco usque ad locum dictum Warsiz a dicto loco in Chiadin et a dicto Chiadin usque ad locum qui dicitur de chyamp deinde ad locum qui dicitur confin et a dicto loco ad sumitatem montis qui dicitur lupiz di miezdi qui est per medium monasterium mossacense et a dicta sumitate« zum »rivum Tulez« dann »ad rivum mariane«, dann auf die Höhe montis mariane — Serenat — montem tureye — glazat — montem Lanze — »ad rivum pigole et ab ipso usque ad montem qui fortis dicitur et ab ipso monte ad montem moltaxij veniendo ad montem qui dicitur mossanizze apud quendam lacum et a dicto loco ad montem caninum et a dicto monte ad montem sartum et a dicto monte sart usque in babba ut suprascriptum est deo gratias«. In einem Nachtrag wird noch angegeben: »versus pontebbiam a dicto monte usque ad rivum pigole versus sumitatem montis Stragize deinde Moltaxium eundo per montem qui fortis dicitur deinde ad montem caninum eundo de (jedenfalls ist monte Mossanizze zu ergänzen) prope lacum ut supra.«

Betrachtet man diesen Grenzverlauf genau, so kommt man zu dem Resultate, daß er beinahe ganz den Grenzen des heutigen Distriktes Moggio entspricht, auch aus anderen Beispielen weiß man, wie zäh solche alte, schon von der Natur gegebene Grenzen festgehalten werden. Was nun unsere Berge anbelangt, so ist die Babba jedenfalls die Velika, 2162 *m*, oder mala Baba, 1981 *m*, der Warsiz ist in den Monti Musi zu suchen und vom Pirgler Bach geht die Grenze über den Mittagskofel und Wischberg (mons fortis) zum Montasch (es ist die Alm gemeint in ihrer weitesten Ausdehnung nach Osten) und zum Seekofelzug beim Raiblersee, dann zum Kanin, von diesem zum Monte Sarte und wieder zurück zur Baba. Es kann also der Warsiz der Conf. Moggio unmöglich der heutige Vršic, 2546 *m*, sein, im Gegenteil, es ist dieser Vršic als zu unbedeutend ganz übergangen, denn es heißt: von der Mošenzaalm kommt man gleich zum Kanin, dann erst zum Monte Sarte und von diesem zur Baba. Diese Reihenfolge fällt auf. Nach moderner Anschauung hat der Monte Sarte mit der Grenze überhaupt nichts zu tun. Wir müssen eben immer bedenken, daß im Mittelalter in der Mehrzahl der Fälle mons die »Alm« bedeutete und nicht den »Gipfel«. Fassen wir es so auf, dann kann man allerdings sagen, die Almen des Monte Sarte, die ja bis an den Fuß des Pic Carnizza und des Kanin sich ausdehnen, bilden von Moggio aus gerechnet die Grenze. Aber dann ist wieder etwas auffallend! Warum ist denn die Reihenfolge Mošenca—Kanin—Sarte—Baba und nicht Mošenca—Sarte—Kanin (da die Kaninalm im Westen des Gipfels liegt) — Baba? Man kann sich nur dadurch helfen, daß man annimmt: als Kanin wird in der Conf. Moggio bezeichnet der ganze Gebirgszug der Nordseite, also vielleicht von der Confinspitze bis zum jetzigen Kanin.

Überblicken wir die gewonnenen Resultate. Wir haben gesehen, daß die Conf. Moggio gar keinen Anhaltspunkt dafür gewährt, daß »Ursinum« aus dem erweiterten Testamente des Kazelin auf den Vršic, 2546 *m*, zu beziehen sei, selbst wenn dies sprachlich besser stimmen würde; im Gegenteile, es sprechen gewichtige Gründe dagegen. Weiters: unter Kanin scheint man in der Conf. Moggio die Nordumrahmung der Hochfläche zu verstehen. Wenden wir dies nun an zur Erklärung der Worte »Ursinum et Caninum« im Testamente des Kazelin: Wenn beide die Grenze gegen Flitsch bilden, beide nach der Aussage des Herrn von Gera (am 15. November 1636, s. S. 375) in der Urscha (von slov. vršaj = Haufe, Schober), also auf der Höhe liegen, was bleibt dann noch übrig als anzunehmen, daß beide Ausdrücke das Randgebirge der Kaninhochfläche gegen Italien zu und zwar »Caninum« mehr

das nördliche, »Ursinum« mehr das westliche bedeuten? Das ist die Logik der Tatsachen für jeden, der die Gegend kennt. Und damit stimmen auf das trefflichste die Bedeutungen der Worte selbst überein. Man hätte bei ihnen nie eine Ableitung aus dem Italienischen (resp. Friaulischen) versuchen sollen. Slovenen wohnen noch gegenwärtig im Westen, Osten und Süden dieser Berge, in früheren Zeiten haben sie rings um sie gewohnt, sie nützen diese Berge materiell aus, woher sollten da auf einmal fremde Namen kommen? Die Namen geben doch diejenigen, die sich für die betreffenden Orte interessieren, und das waren bei den Bergen früher die einheimischen Bauern und Jäger, jetzt sind es auch fremde Touristen. An fremden Einfluß ist aber bei Ursinum et Caninum nicht zu denken. Sehr leicht ist es, den ersten Namen zu erklären, das slov. Ursina (auch in den früher angeführten Zitaten erscheint die Form Ursina) heißt »Die Höhe«. Etwas weniger klar ist die Bedeutung des Wortes Kanin, aber selbst da entscheiden sich gelehrte Italiener, wie z. B. Marinelli, eher für die Ableitung aus dem Slovenischen. (»Guida«, S. 228: Non si puo dire con sicurezza che sieno slavi i nomi di Canin etc.) Natürlich muß man dabei auf die ältesten urkundlich belegten Formen zurückgehen und auch die Aussprache im heutigen Dialekte der Umwohner in Betracht ziehen. Die ältesten Belege aus Urkunden lauten Caninum und Canina. Ähnlich lautet der Name in den ältesten Karten, (über die hierher gehörigen hat Olinto Marinelli in »In Alto« 1902, S. 37, 1903, S. 59, 1904, S. 1 und 17 sehr belehrende Artikel geschrieben), nämlich Monte Chiarima, was aber nur ein Druckfehler ist für Monte Chianina, und aus der Karte des Ligorio 1557 in die übrigen übergegangen ist (s. Ol. Marinelli l. c. 1904, S. 6). Als jetzigen Namen gibt Prambero S. 1052 an: »Cianine«, ebenso auch Kozler 1853 in seiner ganz slovenischen Karte (Zemblovid Slovenske Dežele etc.). Ich selbst habe in Resia allerdings immer einen Namen gehört, der mir »Kjernin« ähnlicher schien als »Cianine«. Da es aber für jemanden, der mit dem Dialekte nicht vertraut ist, sehr schwer ist, richtig zu hören, so lege ich auf diese Abweichung kein großes Gewicht; viel wichtiger scheint es mir, daß die Einheimischen (besonders Ant. Siega, der ehemalige Führer Brazzas und der ersten Touristen im Resiatale) behaupten, dieser Ausdruck bedeute eigentlich das ganze Gebirge und heiße zu deutsch: »eine graue Masse«. Ist die Aussprache »Kjernin« richtig, so ist das Wort abzuleiten von dem slov. »Krn« = Kante, Felsspitze und der Ableitungssilbe ina, diese bedeutet den Stoff, aus dem etwas besteht. »Krnina« wäre also ein Felsgebilde. Ist aber die moderne Aussprache »Cianine« — und damit stimmen die alten Formen, so daß ich diese Annahme vorziehe — dann ist es abzuleiten von dem slov. Kamen (der Stein) und ina, also »Kamenina = eine Steinmasse«. Ich betone dabei nochmals, daß sowohl nach meinen obigen Darlegungen über die Bedeutung von »Kanin« in der Conf. Moggio als auch in den Aussagen der Einheimischen dieser Name eigentlich nicht bloß einen Berg, sondern einen ganzen Gebirgszug bedeutet. Als ein Beweis, wie sehr im Volke der Zusammenhang zwischen Kanin und Kamen gefühlt wird, mag auch gelten, daß die Kat.-Karte der Gemeinde Zaga von 1835 für den Gipfel 2342 *m*, der heute allgemein Kamen genannt wird, setzt: »Saager Camin oder Zhanin«, die von 1876 aber kurzwegs »Kanin«.

Es ist also, um alles zusammenzufassen, die Ableitung von Kamen das allerwahrscheinlichste und es ist daher auch die richtige Schreibweise »Kanin« und nicht »Canin«.

Betrachten wir noch ein wenig die Hochebene, die dem Zuge vom Prestreljenik bis zum Kanin nördlich vorgelagert ist. Unmittelbar am Fuße der Berge befinden sich Schneefelder und die Gletscher des Kanin, die später noch besprochen werden sollen. Diese letzteren senken sich zu einem großen trogförmigen Tale, dem Foran (von ital. forame = Loch) del Mus herab und aus der nördlichen Begrenzung der-



Kaningruppe vom Plateau aus.

selben, die auch unter dem Namen Monte Gorjuda zusammengefaßt wird, ragen hervor der auffallende Bela Peč (slov. = weißer Fels) (s. »In Alto« 1897, S. 91), 2143 *m*, und der Col Sclav, 2152 *m* (= slovenischer Berg).

Beim Kanin selbst erreicht die Kaninhochfläche ihr nordwestliches Ende und ihre Umrahmung biegt nun um gegen Süden und bildet die Grenze gegen das Resiatal. Vom Südgipfel des Kanin, 2566 *m*, erniedrigt sich der Grat zuerst zu einer breiten Einsenkung, die Flitscher nennen dieses Stück Spod Kaninom (= unter den Kaninen). Von der tiefsten Stelle zieht sich auf der Resiaseite ein steiles Tal hinab, in seinem obersten Teile mit unersteiglichen Wänden, es heißt nur Dov (von slov. dol = Tal), weiter unten heißt es Tudov (= Untertal). Nördlich von diesem Tale liegt die Kaninalm. Von der Höhe des Kanin nämlich springen zwei Rippen gegen Westen vor, die eine vom Südgipfel selbst, die andere von einem etwas südlicheren Vorgipfel, das Tal zwischen ihnen bricht zwar in Steilwänden ab, unter diesen ist aber eine schön begrünte Terrasse, eben die Kaninalm.

Der Grat selbst, der an jener oben erwähnten tiefsten Stelle sehr schmal geworden ist, zieht sich allmählich wieder in die Höhe, zuerst zu einem Vorberge črni Vogu (von slov. pri črnem bôku = bei der schwarzen Seite), dann bildet er einen langgestreckten Gipfel, 2450 *m* österr., 2435 *m* ital. Die Flitscher nennen ihn Velika Baba (= großer Berg, nicht »Weib«, wie oft übersetzt wird, s. Beneš »Die gebräuchlichen Bergbezeichnungen im Čechisch—Slovakischen = Bericht über das XV. Vereinsjahr des Vereins der Geographen in Wien 1889, S. 50). Die österr. Sp.-K. nennt ihn Baba grande. Aber sie hat zu dieser ital.-slov. Bezeichnung wohl nur gegriffen, um diese Baba von anderen zu unterscheiden, in Wirklichkeit nennt sie kein Einheimischer so. Die Touristen werden daher gut tun, da ja wirklich eine Unterscheidung

von anderen gleichlautenden Bergnamen nötig ist, den in Resia üblichen Namen zu gebrauchen, der auch schon in der Literatur sich einzubürgern beginnt. Er heißt Laška planja (slov. = welsche Alm). Eigentlich ist damit nur eine Schafweide an den Westabhängen gemeint. Ungefähr vom Gipfel nämlich zieht sich eine Schlucht zur Resia hinab, das mali Dov (= Kleintal. Den Namen Lasnich, den die österr. Sp.-K. hat, wonach dann Marinelli im »Guida«, S. 238, den Gipfel auch M. Lasenich nennt, habe ich nie gehört). Der Rücken zwischen dem früher erwähnten Dov und dem mali Dov dient als Schafweide und ist im Besitze der italienischen Gemeinde Resiutta, er wird daher von den slovenischen Resianern »welsche Alm« genannt, und dieser Name wurde auf den Gipfel übertragen. Die ital. Sp.-K. benennt ihn Monte Slebe, was aber dem nächsten Gipfel zukommt, dafür hat sie Laška Planja ganz unrichtig auf einen namenlosen, unbedeutenden Vorgipfel des Kanin übertragen. Ebenso verwirrt ist auch die Darstellung im »Guida«, S. 16 und 236, ja es fehlt hier auch nicht an sich widersprechenden Angaben.

Eine schmale Einsenkung, die durch einen aufgerichteten Stein gleichsam markiert ist, trennt die Laška Planja von dem nächst südlicheren Gipfel, dem Kamen, 2342 *m* österr. (auf der ital. Sp.-K. nicht angegeben). (Kat.-Karte von Flitsch 1822: Camen, in der von Zaga 1835: Saager Camin oder Zhanin, von 1876: Kanin). Dies ist der in Flitsch gebräuchliche Name, er heißt dort »der Stein« schlechtweg. In Resia sagt man Monte Slebe oder Slebec (slov. = Rinnchen, wie Beneš, l. c. S. 54



Kaninzug vom Resiatale aus.

zeigt, wird diese Bezeichnung einer Hohlform auch in anderen slavischen Gebieten als Bergname benützt). Südlich vom Kamen ist ein tiefer Einschnitt, ein wirklicher und von Schmugglern oft benützter Übergang, es ist jetzt für ihn der Name Passo Infrababba grande gebräuchlich geworden. Er dürfte eine Höhe von etwa 2000 *m* haben. Jenseits erhebt sich die breite Velika Baba, 2162 *m* österr., auf der ital. Sp.-K. ist sie als M. Baba grande mit 2103 *m* angegeben, was ich für zu niedrig halte; vielleicht ist nicht die höchste Spitze gemeint, sondern die nördliche Ecke, denn für den Paß erscheint mir diese Zahl zu hoch.

Nur durch eine tiefe Scharte von der Velika Baba getrennt, aber mehr nach Südwesten vorspringend, ist die Mala Baba der Flitscher (= kleine Baba) oder Piccola Babba, wie Marinelli (Guida, S. 16, er wirft sie dort allerdings mit der großen Baba in eins zusammen) sie nennt. Die »Orig.-Aufn.« hat für sie die Höhe 1981 *m*, was sehr gut mit der Angabe Marinellis, 1978 *m*, stimmt. Den vielbegangenen Paß zwischen beiden Baben nennt Marinelli Passo d'Infrababba und gibt ihm 1931 *m* Höhe. (Guida, S. 16, im L'Alpinista, Periodico mensile del C. A.-J. I. 1878, S. 107 etwa 1935 *m*.) Es dürfte dies um etwa 30 *m* zu viel sein, ebenso viel wie bei der Laška Blanja, die Marinelli am nämlichen Tage mit 2484 *m* (statt wirklich 2450 *m*) gemessen hat. Auf diese beiden Baben oder auf eine derselben bezieht sich die Erwähnung in der Conf. Moggio (s. S. 376).

Die Abgrenzung der Kaninhochfläche gegen Süden, also gegen das Uceatal, bildet ebenfalls eine Bergkette, die bei der Velika Baba beginnt, aber nicht mehr geschlossen ist, sondern aus einzelnen, wenig zusammenhängenden Bergrücken besteht. Da sind zuerst der Veliki, 2050 *m*, und Mali Skedenj, 1952 *m*, von Ban, so heißt nämlich die südlich von ihnen gelegene Alm (= Trog, s. Beneš, l. c. S. 52). Skedenj bedeutet eigentlich eine Tenne, wird aber hier ebenso zur Bezeichnung von tafelförmigen Bergen verwendet wie das tschechische Humenec, das dasselbe bedeutet (Beneš, l. c. S. 55). Im weiteren Verlaufe folgt der lange Rücken der Rušova glava und nach einem tiefen Einschnitt bildet die Kopa, 1435 *m*, den Schluß.

Betrachten wir noch kurz das Innere der Kaninhochfläche. Wie schon oben erwähnt (S. 372) wird es von einzelnen Ketten durchzogen, zwischen denen sich muldenförmige Täler befinden. Das tiefste derselben, die Karnica dolina, durch welche man zum Prevalasattel kommt, teilt die ganze Hochfläche in einen östlichen und westlichen Teil. Der erstere ist gegen diese Talung durch einen Höhenzug begrenzt, der im Vratni Vrh, 1990 *m*, gipfelt (slov. = Torberg, weil er am Eingange zur Karniza dolina steht). Zwischen ihm und dem Zuge des Rombon ist die Goričica-alm (slov. = Alm bei den kleinen Bergen. Sie und die anderen Kaninalmen werden genannt, 15. November 1636, »Coriniza, Gustitz, Alben Carnitza,« B.-A. XXVI). Die Karnica dolina bildet die Karnicaalm und ihren westlichen Rand begrenzt der Stadorzug. Der breite Sattel, der diesen mit dem Prestreljenik verbindet, wird gewöhnlich Prestreljeniksattel genannt. Dann folgt der Gipfel, 2339 *m*, der in der Sp.-K. den Namen Kojnc führt. Das ist nur eine dialektische Aussprache für das slov. Wort »Konec« = Ende;" es soll also das Ende des Zugs bedeuten und ist durch einen leichtbegreiflichen Irrtum zu einem Gipfelnamen geworden. Ich wenigstens hörte von Einheimischen den Gipfel selbst immer nur Stador Vršic nennen. Auf ihn folgt dann eine unbedeutende Scharte, dann ein langer Rücken, der Ausläufer des Stadorzugs, 2147 *m*, den man ganz gut in Übereinstimmung mit der Sp.-K. Stador nennen kann.

Westlich vom Stadorzuge erhebt sich ein anderer Zug gleich einer Mauer aus der Hochfläche, mit drei trotzigen Türmen, von denen der mittlere der höchste ist. Es ist der Standerazug und die Standera špica (wahrscheinlich 2103 *m* der Sp.-K.). Den nächsten Zug läßt die Sp.-K. mit Gozdic, 2379 *m*, beginnen und ihn als Mali,

2300 *m*, und Veliki Skedenj, 1778 *m* (diese Reihenfolge ist ganz richtig, denn die relative Höhe entscheidet, nicht die absolute), weiter verlaufen. Aber bei 2379 *m* ist gar kein Berg, sondern nur ein unbedeutender Rückenwulst, die Flitscher nennen diese Gegend Soinc = Schattseite. Gozdic heißt soviel als Wäldchen und paßt natürlich nicht für diese, beinahe vegetationslose Steinwüste, wohl aber heißt die ganze Alm, die sich bis zum Kanin und Presteljenik erstreckt, so. Und das nicht mit Unrecht, denn das Almhaus, das allerdings in einer Höhe von 1300—1400 *m* liegt, ist von Buchenwald umgeben. Der weitere Verlauf des Kammes wird allerdings, wie auch in der Sp.-K., Mali und Veliki Skedenj genannt, wie bei anderen Kämmen auch. Es ist Skedenj eben ein allgemeiner Name für diese Rücken und die Nomenklatur der Flitscher ist eine ziemlich einförmige und poesielose. Aber es gibt für diesen Zug doch auch andere Namen, die besser, weil unterscheidender sind; der P. 2300 der Sp.-K. ist ein langgestreckter Rücken, der sich aber von Süden als eine kühne Felsgestalt, einer emporgerichteten Schaufel gleich, zeigt, mit einem angehängten, sehr zerrissenen Südostgrat. Den ersteren nennen die Einheimischen Kojnc, was hier sehr gut paßt, auch verdient dieser Berg wirklich einen Namen. Der Veliki Skedenj der Karte heißt na turnih (slov. = bei den Türmen). Punkt 1778 *m* ist zwar nicht der absolut höchste, aber der auffallendste. Die Visoka glava, Punkt 1960 *m* der Sp.-K., ist, wie schon der Name (= Hochkogel) sagt, eine rundliche Erhöhung; dieser Name soll übrigens nach der Aussage der Einheimischen nicht dieser Stelle, sondern einer andern mehr gegen den Kanin zu gelegenen, zukommen.

Es erübrigt uns noch die zwei Ketten zu betrachten, welche von der Kaninhochfläche nach Westen zu sich abzweigen und dadurch das Resiatal sowohl im Norden als auch im Süden begrenzen.

Die erstere ist der Zug des Monte Sarte. Dieser zweigt direkt vom Nordgipfel des Kanin ab. Ein nicht gar zu steil sich senkender Grat verbindet nämlich diesen mit dem Pic di Carnizza, 2434 *m*. Diese Bezeichnung ist jetzt die am meisten übliche geworden; der Führer Piussi allerdings nannte Punkt 2251 *m* so, während mir Ant. Siega erklärte, daß für Punkt 2434 *m* Sopra le brame der richtige Name sei. An seinem westlichen Fuße liegt der vielbegangene Übergang, 2034 *m*, den die Resianer kurzweg nur Peravo (= Paß) nennen; gebräuchlicher aber ist jetzt der Name geworden, den auch die italienische Sp.-K. gebraucht, nämlich Sella Grubia. Er stammt, sowie der des benachbarten, unbedeutenden Pic di Grubia, 2251 *m*, von der Alm Grubia, die auf den Hängen südlich von ihnen sich ausbreitet.

Am Kamm selbst ist westlich vom Pic Grubia der breite Paß Sonosechia oder della Pietra rossa, 2131 *m*. Jenseits desselben erhebt sich der lange Rücken des Monte Sarte, 2324 *m*. — Dieser Berg ist derjenige unter allen in unserem Gebiete, der zuerst urkundlich erwähnt wird, denn schon im sogenannten echten Testamente des Kazelin vom 10. November 1090 wird er zur Gründung des Klosters Moggio geschenkt (»et Sartum montem«, Mon. Hist. Duc. Carinthiae III no 495). Auch später wird er oft erwähnt, so in der Conf. Moggio, in dem erweiterten Testamente des Kazelin von 1454 (s. S. 365) usw. An den Monte Sarte schließt sich an der langgestreckte Kamm der Indrinizza oder Strinizza (ist wahrscheinlich abzuleiten von dem slov. = trnj-ica = etwas Dorniges; vielleicht weil der Kamm viele Spitzen hat, oder nach den Dornumzäunungen, die die Hirten als ihre Lagerplätze gebrauchen. Der Name wird nach dem »Guida« S. 228 schon früh in Urkunden genannt); und den Beschluß macht die Sella Buja, 1657 *m*, auf der eine Kaserne für ein Bataillon »Alpini« steht (Caserma Regina Margherita). Die noch übrigen, bei weitem niedrigeren Erhebungen des Kamms haben kein alpines Interesse mehr (s. »Guida« S. 15), höchstens wäre noch der Paß von Peraciaz, 855 *m*, zu erwähnen, über welchen der gewöhnliche Übergang von Chiusa forte nach Prato di Resia führt.

Der zweite der oben (S. 381) erwähnten beiden nach Westen streichenden Züge löst sich von der Kaninhochfläche bei der Velika Baba, 2162 *m*, los. Nach dem Einschnitte des Passo d'Infrababba, den man auch Passo d'Infrababba piccola nennt, erhebt sich die schon besprochene (S. 380) Mala Baba. Südlich von ihr senkt sich der Grat bedeutend, er wird breit und grasig und erhebt sich nur wenig in dem Skutnik oder Monte Guarda, 1721 *m*. Der erstere Name wurde ihm nach seiner Gestalt gegeben (slov. = Quarkkorb; s. Zeitschr. 1900, S. 397), der zweite rührt jedenfalls davon her, weil dieser Berg eine beliebte Aussichtswarte für die italienischen Grenzwächter ist. Prambero S. 1200 gibt noch Ostrovachs als seinen resianischen Namen an. Ich habe zwar diese Bezeichnung im Tale selbst nicht gehört, aber jedenfalls hängt damit Ostrichberg zusammen, was die Karten von Kindermann (1791) und Weiland (1825) gebrauchen. Beim Skutnik biegt der besprochene Kamm nach Westen um, er wird immer niedriger und verliert jedes alpine Interesse, höchstens wäre noch als Aussichtsberg zu nennen der Sonovec oder Suovit (auch Ta-na-Baneri), 1629 *m*. Bei der Sella di Carnizza, dem besten Übergange von dem Uceatale nach Resia, erreicht der ganze Zug sein Ende.

(Schluss im Bande 1906.)

Verzeichnis der häufigeren Abkürzungen.

A.-A. = Arnoldsteiner Archiv im Kärntn. Geschichtsvereine in Klagenfurt, Rudolfinum.
Alpi Giulie = Alpi Giulie Rassegna Bimestrale della Società Alpina delle Giulie. Trieste 1896 ff.
B.-A. = Bamberger Archiv im Kärntn. Geschichtsvereine in Klagenfurt, Rudolfinum.
Conf. Moggio = Confinbeschreibung von Moggio aus dem 13. Jahrhundert.
Cod. 369 = Codex des Wiener Hof- und Staatsarchivs, suppl. 369. Titel: »Perckwerch und Waldtsachen in Cannal.
Cronaca = Cronaca della Societa Alpina Friulana. Udine 1881—1888.
Forst.-T. = Archiv des Forstamtes Tarvis, darin besonders Conf. Federaun = Confinbeschreibung des Landgerichtes Föderaun.
Guida = Guida del Canal del Ferro per G. Marinelli. Udine 1894.
Jahrb. Ö. T.-Cl. = Jahrbuch des Österr. Touristen-Clubs 1870—1880.
In Alto = In Alto, Cronaca bimestrale della Societa Alpina Friulana. Udine 1890 ff.
Kat.-Karte = Katastral-Karte, Jahreszahl der Aufnahme und Gemeinde steht dabei.
Malb.-Cod. = Archiv in Malborghet, verschiedene Codices, insbesondere Codex 57, enthaltend Abschriften von Bambergischen Urkunden und Akten; angefertigt von Frl. M. v. Platzer; ein zweites Exemplar dieser Abschriften ist im Grazer Landesarchiv.
Mitt. = Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V.
Ö. A.-Z. = Österr. Alpen-Zeitung, Wien 1879 ff.
Ö. T.-Z. = Österr. Touristen-Zeitung, Wien 1881 ff.
O.-K. v. Ill. = »Originalaufnahme der Karte von Illyrien« 1836.
Orig.-Aufn. = Photographische Kopie d. Originalaufnahme (1 : 25000) d. österr. Spez.-Karte.
Prambero = Conte A. de Prambero, »Saggio di un Glossario Geografico Friulano dal VI al XII secolo« in Atti del R. Istituto Veneto, Tomo VII, Serie V. p. 811—1228 und Tomo VIII, Serie V, p. 9—508.
Sp.-K. = Spezialkarte, die österr. 1 : 75000, die italien. 1 : 50000.
Zeitschr. = Zeitschrift d. D. A. und des D. u. Ö. A.-V. 1869 ff.

Zur Erschließung der Karnischen Voralpen.

Dem Andenken Dr. VIKTOR WOLFS von GLANVELL gewidmet

von

Dr. G. Freiherrn von Saar.

In unseren Tagen des steigenden Fremdenverkehrs und des eifrigen Hüttenbaues mag es vielleicht seltsam klingen, daß es noch immer Gebiete gibt, in denen wirkliche Pionierarbeit zu leisten ist; wo man noch unerstiegene Gipfel und fast unbetretene Täler findet: Die Karnischen Voralpen.

Doch lange wird die Herrlichkeit nicht mehr dauern. Der Aufsatz H. Steinitzers in den Jahrgängen 1900, 1901 und 1902 dieses Jahrbuchs hat weitere Kreise auf diesen idyllischen Winkel aufmerksam gemacht. Österreicher, Deutsche und Italiener sind hingezogen und haben die Erinnerung schöner Tage mitgebracht und weiterverbreitet. Wenn das Gebiet heute noch nicht überlaufen wird, so ist dies wohl in erster Linie verursacht durch den vollkommenen Mangel irgendwelcher Schutzhütten. Dadurch werden die Entfernungen von den nächstgelegenen Talstationen so große, daß an Hochtouren von diesen aus kaum zu denken ist. Die wenigen Almhütten aber sind selbst für unverwöhnte Leute so primitiv und so ungeziefergefährlich, daß sie als Stützpunkte höchstens vorübergehend in Betracht kommen können. — Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, wann auch diese einsamen Gegenden »kultiviert« sein werden; jedoch die Zeit schwindet rasch, und eh' man sich's versieht, ist der Zauber der Ursprünglichkeit dahin auf Nimmerwiedersehen. Drum spute sich, wer da allein wandern und schwelgen will!

Professor Dr. Wolf von Glanvell war es, dessen tatkräftiger Initiative wir es verdanken, frühzeitig genug in dieses Gebiet gekommen zu sein, um noch den Hauch der Unberührtheit voll und ganz genießen zu können. Er hat mit vieler Mühe aus der nur schwer zugänglichen Literatur sich vorher informiert, er hat unsere ganze Expedition ins Leben gerufen, ausgerüstet und geleitet, er war mit einem Wort derjenige, der die nähere Erschließung dieser Berge geistvoll erdacht und tatkräftig ausgeführt hat. Er war, dank seiner hervorragenden Eigenschaften, auch in allererster Linie berufen, für dieses Gebiet in Wort und Schrift einzutreten. Da hat das neidige Schicksal sein »veto« eingelegt, Atropos schnitt grausam den Faden entzwei; eine alpine Katastrophe, wie unsere heimischen steirischen Berge sie noch nie gesehen, raffte drei der Besten dahin, darunter auch ihn, der so stark und vorsichtig war, daß er gegen jedes Ungeschick gefeit schien. Eben hatte er eine große, wissenschaftliche Arbeit vollendet und wollte sich nun, aller Verpflichtungen ledig, mit voller Kraft auf die langersehnte, für die nächsten Jahrgänge unserer »Zeitschrift« bestimmte Arbeit werfen, da gab's einen schrillen Ton; die Saite ist gesprungen, der Sänger, der sie zum Tönen brachte, ist nicht mehr.

In den Sommern 1902, 1903 und 1904 hat Wolf systematisch das ganze Gebiet nach allen Richtungen durchstreift und in jeder Gruppe eine ganze Anzahl

von Touren, darunter viele Erstersteigungen, ausgeführt. Sein scharfes Gedächtnis hielt ohne viel schriftliche Aufzeichnungen alle Einzelheiten bis ins kleinste Detail fest; die sind mit ihm ins Grab gesunken. Nur vom letzten Sommer (1904) ist ein Manuskript gefunden worden. Des chronologischen Planes dieser Arbeit wegen wird es die folgenden Ausführungen beschließen. Diese sollen sich bemühen, dem Fernerstehenden ein Bild zu geben von der planvollen Arbeit eines bergbegeisterten Mannes; von Tagen, die so schön waren, daß unser Geist in Mußestunden unbemerkt von selbst dahin enteilt, ins Paradies der Karnischen Voralpen.

Ihm, dem wir die Erinnerung dieser herrlichen Tage alpiner Erfolge und frohen Zusammenlebens verdanken, dem wahren Erschließer der strahlenden Karnia, seien diese Zeilen gewidmet; sie mögen sein alpiner Grabstein sein.

I. Herbst 1902.

6. September: Longarone—Cimolais.

Es ist am Ende der bergsteigerischen »Saison« 1902, als ein schwerfälliger Stellwagen in strömendem Regen in Longarone einfährt. Unter vielen anderen Reisenden, Körben, Schachteln usw. waren wir drei darin durch mehrere Stunden verpackt gewesen: Freund Wolf, seine Frau Mary und ich. Mit Wonne kämpfen wir uns ins Freie durch und feiern unsere Erlösung aus dem rollenden Heringsfaß durch ein reichliches Mittagessen. Da wir den Nachmittag dazu benützen wollen, übers Gebirge nach Cimolais hinüberzugehen, beauftragen wir den Wirt, einen kräftigen Träger für unseren ca. 25 *kg* wiegenden Handkoffer aufzutreiben, was dieser auch hoch und heilig verspricht. Wie erstaunt sind wir aber, als uns nach dem Essen statt eines baumstarken »Lackels«, den wir erwartet hatten, ein kaum 18 Jahre altes schmächtiges Mädchen vorgestellt wird! Da ein Mann trotz eifrigen Suchens nicht aufzutreiben ist, das Mädchen aber behauptet, es sei gewohnt, noch viel schwerer zu tragen, und inständig bittet, sich etwas verdienen zu dürfen, so willigen wir endlich ein, freilich mit dem stillen Hintergedanken, nach einigen Stunden den Koffer wahrscheinlich selber tragen zu dürfen. Das Mädchen lädt den Koffer in einen Strohkorb mit Tragschnüren aus dünner Rebschnur (!), wir schultern unsere auch nicht übel dickbäuchigen Rucksäcke, und treten um ca. 3 Uhr unseren Marsch an. Das Mädchen an der Spitze, steigen wir hinab zur Piave und überschreiten auf langer Holzbrücke die blaugrünen Fluten, auf denen gerade ein großes Floß rasch stromab gleitet. Jenseits passieren wir die untere Endstation einer Drahtseilbahn, die Holz und Kohlen von hoch oben herab ins Tal schafft. 600 *m* höher, am steilen, felsdurchsetzten Bergeshang, ist die obere Endstation, zu der unser steiniger, holperiger Weg in einer einzigen, endlos langen Serpentine sich hinaufwindet. Unser Mädchen schreitet rüstig aus. Obwohl wir uns im »Schinder-training« befinden und leichter tragen als sie, ist es nur das Gefühl des gekränkten männlichen Stolzes, das uns anspornt, nicht hinter ihr zurückzubleiben; die zahlreichen Schweißtropfen, die es uns kostet, anständig mitzuhalten, sind von mindestens dreimal so vielen stillen alpinen Segenswünschen begleitet. Doch alles nimmt ein Ende, selbst dieser grausliche Schinder. Tief unter uns windet sich die blaue Piave mit ihrem grellweißen Inundationsgebiet schlangengleich dahin; dahinter erheben die Dolomiten von Zoldo und Agordo ihre bizarren Felsenhäupter. Wir nähern uns nun rascher der oberen Drahtseilbahnstation; jäh sinkt der rechtsseitige Hang hinab in dämmernde Tiefen, aus denen das Brausen des Torrente Vajont weltverloren heraufsummt, der durch die steilwandigen Klippen mühsam zur Piave sich durchkämpft. Jenseits ragt aus den waldbestandenen Kämmen die groteske Pyramide des Spiz Gallina

empor, hinter dem in blauem Dunst Belluno zu ahnen ist. Nun senkt sich der Weg etwas, die Zoldaner Berge tauchen hinter unserem Rücken unter, und weit hinein nach Osten schweift der Blick, fragend, wo hinter den schroffen Felsengipfeln Cimolais gelegen sein könnte. Während wir noch mißmutig die weite Entfernung schätzen, taucht urplötzlich — ganz unvermutet — Casso auf, 972 *m*. Der wüste Hang der südlichen Ausläufer des Monte Borgo, 2045 *m*, zur Linken ist bedeckt von Schutt und den kleinen und großen Trümmern eines alten Bergsturzes. Mitten hinein in diese Steinwildnis haben die Leute ihre schmalen, hohen Häuser gebaut, die in der Farbe mit der Umgebung so verschmelzen, daß man erst aus nächster Nähe der Ansiedlung gewahr wird. Zwischen den engstehenden Häusermauern klirren unsere Nagelschuhe auf dem greulichen Pflaster. Neugierig späht schwarzäugiges, zerlumptes Volk aus kleinen Fensterlöchern auf unsere sonderbare



Cimolais gegen die Cima dei Preti.

Karawane und blickt uns lange sinnend nach. Gern enteilen wir dem beengenden Bann des düsteren Orts und folgen dem vielgewundenen Pfade, der zwischen Feldern und Wiesen, an einem schönen Wasserfall vorbei, endlich lange horizontal an steiler, steiniger Lehne dahinführt. Das Wasser hat hier stellenweise tiefe Rinnen gerissen und den Weg dabei öfters in Mitleidenschaft gezogen. Da tauchen wieder Gärten und Häuser auf! Erto, 726 *m*, ist's mit seinen reinen, freundlichen Gebäuden. Hier beginnt die fahrbare Straße, die uns bis Cimolais bringen soll. Wir biegen um die Ecke; oh Schmerz! In weitem Bogen zieht die Straße an der Westflanke des tiefeingeschnittenen Val Zemola hinein, um an der Ostflanke in perfider Weise ebensoweit wieder herauszuführen. Im innersten Winkel überspannt eine 10 *m* lange Brücke, auf Felsenpfeilern ruhend, den Zemolabach; nur 4—6 *m* breit ist die Kluft, von Sträuchern und Bäumen überwuchert, in welcher der neugierige Blick vergebens den Grund zu erforschen strebt. An 50 oder 60 *m* tief geht's da hinab; unten brausen und dröhnen die lebensjungen Wasser und kämpfen wütend an gegen den ehernen Zwang, der ihnen hier zum erstenmal entgegentritt.

Nach kurzer Rast geht's weiter. Unsere Trägerin weist das Anerbieten, ihre Last gegen einen unserer Rucksäcke zu vertauschen, hohnlachend ab und schlägt wieder ein Tempo ein, daß wir Mühe haben nachzukommen. Zwischen grünen Weidewiesen durchziehend verschwindet die Straße bald im schönen Tannenwald. Die zunehmende Steilheit wie die hereinbrechende Dunkelheit verlangsamen in wohltuender Weise unsere Schritte. Schon funkelt der Abendstern am Himmel, als wir die Höhe des »Passo di San Oswaldo« erreichen, die durch eine kleine Kapelle markiert ist. Jenseits ragen im Dunkel der Nacht steile Berge, scheinbar recht nahe, empor. Die Nähe des Zieles beflügelt unseren müden Schritt. Und doch vergeht noch geraume Zeit, bis wir die ersten Lichter von Cimolais erblicken und nach mancherlei Irrfahrten durch enge Gäßchen unser heutiges Nachtquartier erreichen: das »Albergo alla Rosa«.

Unsere Trägerin verlangt für ihre Leistung drei Lire: si non e troppo?! Als wir vier geben und ihr ein ordentliches Essen bestellen, ist sie selig. Wer unsere Tiroler Träger und ihre Anforderungen kennt, wird vielleicht einigen Unterschied konstatieren können, der aber kaum zugunsten der Heimat ausfallen dürfte. — Die resolute Wirtin tut alles in ihren Kräften stehende, um uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Kost ist gut, doch tut man gut, sich an die italienischen Nationalspeisen zu halten, da andere Kost meist nicht so gut gerät. Die Betten sind lang, breit und reinlich, die Leute freundlich und zuvorkommend.

7. September: Cimolais—Casera Meluzzo.

In der Frühe des anderen Tags kaufen wir Proviant ein, nehmen zwei Träger auf (um drei bis vier Lire pro Tag tragen die Leute 30—40 *kg* schwere Lasten wohin man will) und verlassen vormittags Cimolais unter den neugierigen Blicken der spalierbildenden Bevölkerung. Der Torrente Cimoliana, an dessen westlichem Ufer wir nordwärts wandern, ist zur Zeit ein kleines, schmales Bächlein; was für ein reißender Strom er jedoch sein kann, wenn der Frühling den Schnee in den Bergen schmilzt, davon geben die kilometerbreiten, blendend weißen Sand- und Steinmuren beredtes Zeugnis. — So geht's ein gutes Stück eben am Flußufer entlang, bis dasselbe eine Wendung nach Nordosten macht. Hier verengt sich das Tal plötzlich; hohe, senkrechte Felsenmauern treten nahe zusammen, so daß der ungebärdige Wildbach den Weg bald an diese, bald an jene Seite drängt. Hier ist's gut wandern in der dämmerigen Kühle nach der sengenden Sonnenhitze von Cimolais. Schlinggewächse klettern an den feuchtmodrigen Steilwänden empor dem Himmel zu, der oft nur als schmaler Streifen von oben hereinblickt. Hier holt uns Freund Doménigg ein, der in aller Frühe von Longarone aus unsern Spuren gefolgt war und uns von Cimolais an im Eilmarsch nachgesetzt hatte. Damit ist unser alpines Quartett zu Scherz und Ernst wieder voll besetzt. Bei einer Talgabelung lassen wir das Val Pezzeda rechts liegen und wandern durch gemischten Nadel- und Laubwald auf dürftigem Steige weiter. Buntfärbiges Laub mischt sich mit den hellen Sonnenflecken auf dem Boden zu einem sinnverwirrenden Gaukelspiel. Endlich treten wir auf eine größere Blöße hinaus; ungehindert schweift der Blick geradeaus in die wilde Zackenreihe der Cadinspitzen und der Monfalconegruppe; links liegt die einsame Casera Fontana am jenseitigen Bachufer. Der Waldrand spendet herrlich schönen Schatten, die schweren Rucksäcke drücken infernalisch auf unsere Schultern und unsere Mägen verlangen so eindringlich nach ihrer physiologischen Tätigkeit, daß wir in stillem Einverständnis uns niederlegen und der Sehnsucht nach Faulheit ihr Recht lassen. Behaglich lagern wir uns ins weiche Gras, essen von unserm Proviant und lassen uns von den beiden Trägern über Berge und Almen Auskunft

geben. Da sehen wir auch zum erstenmal den Campanile di Val Montanaia, der uns ja doch hauptsächlich auf dieses Gebiet neugierig gemacht hatte. Es ist ein Anblick, den ich wohl nie vergessen werde! Nebel und schwarze Wetterwolken drängen langsam von Norden herein, kriechen über die Scharten und wälzen sich über die Kämme. Da kommt Leben und Gliederung in die Felsbastionen, die früher im Sonnenglast das Auge geblendet hatten. Wie mit einem Schlag tritt ein Felsturm in die Erscheinung, wie wir noch keinen gesehen. Hoch oben aus der Mitte eines einsamen Kars erhebt sich unvermittelt ein an 200 *m* hoher Riesenobelisk; seine nach oben sich verjüngende Gestalt wird in etwa Zweidrittelhöhe von einer Anschwellung unterbrochen. An dieser Stelle ist der Turm am dicksten. Da ist kein Zweifel möglich, das kann nur »er« sein! Unsere Träger bestätigen unsere Vermutung. Sie nennen ihn »den« Campanile; er kann ja doch mit keinem anderen verwechselt werden! — Bei diesem Anblick weicht alle Faulheit aus unsern Gliedern. Wir schultern unsere Säcke und wandern weiter. Jeder hängt seinen Gedanken nach und diese konzentrieren sich auf das eben Geschaute. Mühsam stolpern wir geraume Zeit über groben, nachgiebigen Schotter; dann macht das Tal eine Wendung nach Nordosten und bringt uns unser heutiges Ziel vor Augen. Hochstämmiger Wald nimmt uns in kühle Obhut, auf weichem, moosigem Boden schreitet sichs wohlig dahin. Kleine Waldblößen bieten herrliche Ausblicke; auf der letzten und größten stehen links zwei winzige Holzhütten, von Wald umrahmt, von Bergen bewacht! Es ist »Meluzzo«, unser Nachtquartier, im Munde der Träger »un paradiso«. Vor wenigen Tagen waren die Hirten abgezogen; wir können uns also einrichten und ausbreiten nach Belieben. Im Dachraum der größeren Hütte findet sich noch etwas dürres Laub und Reisig; darauf breiten wir unsere Decken und freuen uns einstweilen königlich auf unsere nächtliche Ruhestatt. Dann laden wir ab, entlassen unsere Träger und sind bald allein in der stillen Gegend. Vergnügt bummeln wir über die saftigen Wiesen und durch schütteren Wald zum kleinen Lago Meluzzo, in dessen klarem, seichtem Wasser sich die umliegenden Berge spiegeln. Wo das Tal sich zum Passo Lavinale hinanzieht, steht ein mächtiger, breiter Felskoloß zur Rechten, einer jonischen Säule vergleichbar; der »Campanile Gambet« ist's, der noch des Bezwingers harrt. Uns gegenüber, gerade ober den zwei kleinen Almhütten von Meluzzo, erhebt sich ein anderer kühner Kumpan, die »Stalla«. Sie begrenzt nach rechts zu eine Unzahl von Nadeln, Spitzen und Türmen, die dem Scheidekamm zwischen Val Cimoliana und Val Montanaia entragen. Da gibt's noch reiche Beute für den, der sie holen mag; nun denn, uns soll's nicht gereuen! Morgen wollen wir ins Val Montanaia hinaufsteigen und dem Campanile unsere Reverenz machen; sehen, ob dem wilden Gesellen nicht auch freundlichere Seiten abzugewinnen sind.

Im Schein des flackernden Herdfeuers verzehren wir unser frugales Abendbrot, dann klettern wir frühzeitig hinauf auf die Streu, um einen guten, langen Schlaf zu tun. So denken wir wenigstens; doch leider soll es anders kommen! Nach den ersten Minuten lautloser Stille beginnt's in der Streu zu rascheln. Unruhig wälzen sich die Schläfer im Halbtraum herum, bald da, bald dort zwickt und beißt es. Anfänglich schieben wir unsere Beschwerden auf spitze Strohhalme oder versteckte Dornen. Bald aber kann kein Zweifel mehr obwalten, daß wir einen aussichtslosen Kampf kämpfen gegen eine erdrückende Übermacht unsichtbarer Feinde. Seufzend gedenken wir der klassischen Worte Steinitzers, die er Meluzzo widmet: »Begrenzt ist der Raum, unbegrenzt jedoch die Menge der Flöhe!« Durch den Abzug der Hirten dem Hungertode nahe, ist ihnen in uns eine willkommene Abwechslung erstanden, was wir von ihnen gerade nicht sagen können. So erweist sich der erste Schlaf in Meluzzo etwas anders, als wir ihn uns vorgestellt hatten.

Wir sind ehrlich froh, als morgens der Taschenwecker losgeht und uns von einer Nacht erlöst, in der wir kaum eine Stunde geschlafen hatten.

8. September: Val Montanaia—Cima Toro, 2355 *m* (II. Ersteigung auf teilweise neuem Wege; Col Toro und Testa Toro). P. 2484 Tav.

Fröstelnd und gähnend treten wir ins Freie. Feuchter Nebel liegt schwer und dumpf im Tal. Mißmutig frühstücken wir, dann lassen wir alles Entbehrliche in der Hütte, versperren sie zum Überfluß mit einem Vorhängeschloß und wenden uns dem Eingang des Val Montanaia zu. Mit wenig Schritten erreicht man den mächtigen Geröllstrom, den der Montanaiabach im Laufe der Zeiten hier angehäuft hat. Da endet der gebahnte Pfad, nur dürftige Trittspuren zeigen stellenweise an, daß wir uns auf richtiger Fährte befinden. Eine eigenartige Szenerie umfängt uns. Hohe, steile, unten waldbestandene Lehnen flankieren ein enges Tal, dessen Sohle in ganzer Breite von Schutt und Geschiebe ausgefüllt wird, durch das sich der Bach mühsam seinen Weg bahnt. Was für ein Toben und Tosen mag hier zur Zeit der Schneeschmelze herrschen, wenn das ganze Geröll in Bewegung ist! Doch jetzt ist's ruhig, und nur das Murmeln des Wässerleins und das Knirschen der nägelbewehrten Schuhe unterbricht die Stille. Schier endlos müht man sich über das lockere Gestein empor bis zu einer von links her vorspringenden Felscoulisse, die wir, der botanischen Ausbeute wegen, das »Teufelskrallenwandl« taufen. Dort macht das Tal eine schwache Wendung nach Norden und wird zugleich noch enger. Dem Bache folgend steigen wir an seinen Ufern empor. Da taucht plötzlich eine kirchturmähnlich schlanke Spitze im Hintergrund des Tals auf; sie kann nur dem Campanile gehören, dessen Sockel vorläufig unseren Augen noch verborgen bleibt. Von da ab ist es aus mit unserem gewohnten Tourentempo. Neugierde beflügelt den Schritt, wir eilen, was wir können, empor in der Bachrunse, die nach einem steileren Stück auf einem Krummholz- und Wiesenhang ausläuft. Hier wird es wohl den meisten so gehen wie uns. Festgebannt bleiben wir stehen vor dem großartigen Anblick, der uns wird. Aus grünendem Wiesenboden erhebt sich im geometrischen Mittelpunkt des hufeisenförmigen Kars unvermittelt und ohne Zusammenhang mit den umgebenden Bergen der Campanile. An 200 *m* hoch schwingt sich der in der Mitte am dicksten geratene Riesenobelisk senkrecht empor. »Senkrecht« ist hier nicht schönfärberisch, sondern wörtlich gemeint. Bis zu der Verdickung in der Mitte, dem »Knödel«, wie wir später diese Stelle wenig poetisch, aber sehr bezeichnend nannten, sieht die untere Hälfte seiner Südwand zwar abschreckend steil, aber nicht hoffnungslos aus. Wo in halber Höhe ihrer Westkante eine auffallende weiße Kanzel vorspringt, dort steht ja — ist's Täuschung oder Wahrheit? — ein Gebilde, das einem Steinmann aufs Haar ähnlich sieht. Sollte er am Ende gar schon erstiegen worden sein? Vielleicht hat eine andere, leichtere Seite früheren Bewerbern den Sieg gestattet? Des müssen wir uns doch vorher vergewissern! Merklich abgekühlt steigen wir in der Karhälfte östlich vom Turm empor. Diese Seite läßt aber auch nicht den leisesten Gedanken auch nur eines schüchternen Versuchs aufkommen. Wer wissen will, wie eine überhängende Wand in Wirklichkeit aussieht, der komme mal hierher! Von Norden erhebt sich aus dem Kar ein anfangs grasbewachsener, später rein felsiger Rücken, der sich an die bedeutend niedrigere Nordseite des Campanile anlehnt. Ei, da sollte man aber doch einmal probieren! Aber nur wenige Schritte weit lassen wir uns dazu verleiten; dann siegt wieder ruhige Überlegung. Denn der grasige Anteil des Rückens ist vom felsigen durch eine ca. 5 *m* breite und bis zum Karboden tief eingeschnittene Einschartung getrennt; diese ist unüberschreitbar. Von Ost

oder West her könnte man nun allerdings unter voraussichtlich großen Schwierigkeiten den felsigen Anteil durch steile Kamine erklimmen; dann brächten einen wenige Schritte sofort zum Turmmassiv, das mit einer ca. 40 *m* hohen, vollkommen senkrechten, glatten Wand anhebt, die wir einstimmig als »unmöglich« bezeichnen. Die Westseite sieht ähnlich aus wie die Ostseite; sie kommt als Anstiegsroute überhaupt nicht in Betracht. Wir sehen uns ratlos an; das war nun allerdings eine arge Enttäuschung. Wenn überhaupt wo, dann mußte es über die Südseite gehen. Wieder hinabsteigen? Dazu haben wir wenig Lust. Auch wollen wir wissen, ob auf der Spitze ein Steinmann steht oder nicht, bevor wir uns ernstlich plagen. Darum beschließen wir, einen der umliegenden Berge zu besteigen, um von einem höheren Standpunkt aus noch besser rekognoszieren zu können. Und weil die Cima Toro uns gerade gegenübersteht, gehen wir unserer Nase nach und packen diese an. Während Frau Mary, auf den weichen Rasenpolstern ruhend, den Campanile zeichnet, wenden wir uns der Cima Toro zu. Gerade gegenüber der Westseite des Campanile leitet eine kleine Schrofenschlucht auf die Höhe einer Rippe und jenseits mit wenig Schritten hinab in eine breite Schuttschlucht, die erst viel weiter unten im Val Montanaia ausmündet. Diese verfolgen wir aufwärts bis zu einem vorspringenden Turm, wo die Schlucht sich gabelt. Durch den rechten oder den linken Ast erreicht man über kleine Wandstufen ohne besondere Schwierigkeiten das Terrain oberhalb des vorerwähnten Turms, das als schrofiger, breiter Rücken nach links zum Gipfelaufbau der Cima Toro zieht. Wo man das steil aufstrebende eigentliche Gipfelmassiv erreicht, führt ein breites, stellenweise weit überdachtes Band um seine Ostseite herum bis auf die Südseite hinüber. Dieses verfolgend, wenden wir uns dem ersten, tief eingeschnittenen Kamin zur Rechten zu, der geradenwegs zur Spitze emporzuführen verspricht. Der Kamin ist leichter, als er aussieht. Das Gestein ist plattig, fest und gut geschichtet, so daß wir, ohne Kletterschuhe oder Seil zu benützen, rasch emporkommen. Wir gelangen in eine schrofige Steilschlucht, die uns nach einigen Minuten zu einer Kammeinsenkung bringt. Hier treffen wir wieder mit Domenigg zusammen; er hatte das vorerwähnte breite Band bis auf die Südseite hinüber verfolgt und war knapp vor seinem Ende über eine 10 *m* hohe Wandstufe zu leichterem Fels emporgeklettert. Auf seinem weiteren unschwierigen Anstieg hatte er unzweifelhafte Spuren früherer Besteiger gefunden, deren Weg er, wie sich später herausstellte, genau wiederholt hat. Wir wenden uns zunächst jenem, ein Stück weit nach Südosten ausladenden Kamm zu, der, etwas niedriger als der Gipfel, mit einer runden Kuppe endigt, die noch unbetreten war. Wenn es sich überhaupt lohnt, sie eigens zu bezeichnen, würde ich vorschlagen, sie »Col Toro« zu nennen. Sie bietet einen schönen, instruktiven Blick auf das Val Montanaia und seine begrenzenden Berge. Mit großer Sorgfalt betrachten wir nun von diesem guten Standpunkt aus den Gipfel des Campanile. Zu unserem Trost können wir nicht die Spur eines Steinmanns darauf entdecken, obwohl unser Hensolt-Pentaprisma jeden Stein und jedes Pflänzchen deutlich erkennen läßt. Vom »Knödel« weg ist der einer Kirchturmspitze ähnliche Aufsatz jedenfalls ohne wesentliche Schwierigkeiten erkletterbar. Doch vergebens strengen wir uns an, eine Möglichkeit ausfindig zu machen, über jenen hinwegzukommen. Der bleibt ein »noli me tangere«, so sehr wir uns auch um ihn bemühen.

Nachdem wir einen Steinmann erbaut und unsere Karten hinterlegt haben, wenden wir uns nordwestlich dem Hauptgipfel zu, den wir in kurzer Zeit in leichter Kletterei erreichen. Hier können wir uns die Arbeit des Steinmannbaues ersparen. Kurz vorher, am 29. August, hatten zwei Partien, eine deutsche und eine italienische, zusammen den Gipfel zum erstenmal erstiegen. — Wir fügen unsere Karten bei und blicken dann neugierig in die Runde. Mehrere kleinere

Spitzen und Türme trennen uns von einem südwestlich gelegenen hohen, kühngeformten Berg, der nach Südosten mit einer auffallenden gelben Steilwand abbricht; das kann nur der Monte Castellato sein! Schöner noch ist der Blick auf die östliche Umrahmung des Val Montanaia, wo insbesondere der Monfalcone Montanaia mit seinem durch mehrere hohe Türme gezierten Südgrat unsere Aufmerksamkeit fesselt. Wo sonst der Blick noch hinschweift: eine wilde Dolomitenwelt, einsam, feierlich und kühn, ohne Spuren der verunstaltenden Menschenhände. Die Täler fast ohne Almhütten, die Bergspitzen ohne Steinmänner: das ist so recht nach unserm Sinn! — Abwärts verfolgen wir den Weg Doméniggs, respektive den der Erstersteiger. Der Abstieg auf das breite Band ist wohl nur an einer Stelle möglich, die man jedoch kaum verfehlen kann. Nun wandern wir das Band zurück, kommen unten an unserem Anstiegskamin vorüber und wenden uns dann, da ein sonderbarer Felskopf mit deutlichem Gesichtsprofil unsere Aufmerksamkeit erregt, diesem zu, indem wir den eingangs erwähnten breiten, schrofigen Rücken nach Nordosten verfolgen. Einzelheiten sind mir entfallen; doch erinnere ich mich, daß wir knapp vor dem Felskopf ein schmales Kammstück mit steil abfallenden Flanken passierten, das aus harter Erde und kleinen Steinchen zusammengebacken und so hart war, daß wir, da wir unsere Pickel unten gelassen hatten, nur mit Schwierigkeiten die ungemütliche Stelle überschreiten konnten. Der Felskopf ist aus einigen mannshohen, plattigen Stufen aufgebaut; auf seiner kaum meterbreiten Gipfelschneide errichten wir einen Steinmann und taufen das Felsgebilde seiner Form wegen »Testa Toro«. Dann kehren wir zurück auf dem Wege, den wir hergekommen, wobei besonders der Erdgrat mir in unangenehmer Erinnerung geblieben ist. Ungefährdet erreichen wir die Schuttschlucht und rasten noch geraume Zeit auf der Höhe der bereits genannten Rippe. Wieder betrachten wir mit Argusaugen die Westseite des Campanile. Ja, auf der weißfelsigen Kanzel, knapp unter dem »Knödel«, steht unzweifelhaft ein Steinmann! Daß auf dem Gipfel keiner steht, ist uns ein Beweis, daß es beim Steinmann geheißen hatte: bis hierher und nicht weiter! Ein Hinaufkommen vom Steinmann, direkt über die Südseite des »Knödels« erscheint allerdings ausgeschlossen. Wenn man aber auf die Westseite herüberqueren könnte? Da zieht von jener Kante, an welcher Süd- und Westseite des prismatischen Campanile sich verschneiden, ein schmales Band horizontal in die Westflanke hinaus. Wo es endet, zieht ein mehrfach überhängender, enger Riß empor zu jenem breiten Ringband, das als obere Fläche des »Knödels« rings um den Gipfelaufsatz herumlauft. Band und Riß sind eingeschnitten in eine Wand, die in Bezug auf abschreckendes Aussehen ihresgleichen sucht. Doch wie diesen »Schlüssel« erreichen? Die Felspartie ober dem Steinmann sieht so hoffnungslos aus, daß wir, nach längerer Debatte, endlich Wolf recht geben müssen, der sie für unmöglich hält. Wenn man nur 10 oder 12 *m* emporgelangen würde, dann fände sich vielleicht eine Leiste, auf der man zum Band hinüberqueren könnte! Doch das hätten jene, die den Steinmann erbaut hatten, gewiß getan, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Dieses Argument schlägt alle übrigen; im Gefühle, hier mit unserm Latein zu Ende zu sein, stehen wir davon ab, ferner noch einen Versuch zu machen und kehren recht gedrückt zu unserer Dame zurück, deren wohlgelungenes Campanile-Konterfei uns unsere Ohnmacht nur noch drückender zum Bewußtsein bringt.

Durch das Val Montanaia steigen wir wieder hinab zu unserer einsamen Behausung. Doménigg muß uns leider diensteshalber verlassen und Frau Mary hat keine Lust, eine zweite Nacht in Meluzzo zu durchwachen; sie will uns in Cimolais erwarten. Es ist spät am Nachmittag, als die beiden uns verlassen; bald sind wir allein in der »lebendigen« Hütte.

Die erste Ersteigung der Cima Toro erfolgte, wie schon erwähnt, am

29. August 1902. Die Herren Adolf Eichinger, Paul Hübel und Oskar Uhland, sowie Herr Giuseppe Morasutti mit dem Träger Alessandro Giordani trafen sich zufällig auf dem breiten Band unter der Ostseite des Gipfels, nachdem beide vorher im Nebel an ungünstigen Stellen versucht hatten. Vereinigt führten sie dann bei aufklarendem Wetter die Besteigung durch auf dem Wege, der oben beschrieben ist, der sich also erst vom Band weg von dem unsrigen unterscheidet. Die von uns als »Col Toro« und »Testa Toro« bezeichneten sekundären Erhebungen des Bergmassivs waren beide unbetreten. Seither ist die Cima Toro meines Wissens nicht mehr betreten worden.

Von anderen Bergbesteigungen in der Torokette ist nur noch eine bekannt geworden: Jene des westlichen Eckpfeilers dieser Gruppe, des P. 2424 Tav. durch Herrn Erich König-München am 11. Juli 1897. Herr König stieg von der Casera Pra di Toro (im Norden der Kette) aus das Valle Toro hinauf; dort benützte er jene, oben in eine Eisrinne übergehende Steilschlucht, welche in einer Scharte westlich des P. 2424 Tav. zwischen ihm und dem Massiv des Monte Castellato endet (Falkenscharte). Von hier kletterte er etwa 20 *m* hinauf auf ein Band; ein Kamin brachte ihn nach rechts zu einer Platte, über die er durch ein Felsenfenster unter dem Grat auf die Montanaiaseite hinübergelangte. Nun ganz leicht auf dem Gehänge emporquerend, kam er zu einem senkrechten Wandl, ober dem ein 15 *cm* breites Grasband zu einem Kamin leitete, durch den er den Gipfel erreichte (»Götterburg«). Der Gipfel soll eine Aussichtswarte ersten Ranges sein und ist seither vermutlich nicht mehr betreten worden. (Privatmitteilung.)

9. September: Campanile Gambet—Cresta Brica (2038 *m*, I. Ersteigung).

Am Morgen, der klar und wolkenlos anbricht, wandern wir ostwärts durch Wald und Krummholz, bis wir nach etwa einer halben Stunde die Mündung des Val Brica erreichen. Denn von hier aus hielt Steinitzer einen Versuch auf den Campanile Gambet für aussichtslos. Die steil und glatt niedersetzende Nordwand unseres Bergs sieht uns zu hoffnungslos aus, als daß wir gleich diese angepackt hätten. Auf primitivem Steige wandern wir ein Stück weit im Val Brica empor; bald aber schlagen wir uns rechts in die Büsche, wo eine Art Gasse durch die dichten Latschenbestände gegen jene lange und enge Schotterschlucht hinleitet, die von der südlich des Bergs gelegenen, tief eingeschnittenen Scharte östlich ins Val Brica herabzieht. Nach hartem Kampfe mit dem niedrigen Buschwerk und Krummholz erreichen wir die Schlucht und klimmen auf ihrem nachgiebigen Schotter anstrengend genug hinauf. Oben wird sie durch einen schmalen Felssporn geteilt. Wir benützen den linken (südlichen) Ast, der uns leicht zur Schartenhöhe bringt (Forcella Gambet). Dann überklettern wir rechtshin den trennenden Felssporn und betreten das Massiv des Bergs selbst. Ein kurzes Band führt nach links zu einer seichten Steilrinne. Rückschauend gewahren wir ein eigenartiges Bild; in einer Felscoulisse jenseits der Scharte befindet sich ein genau rechteckiges Felsenfenster, durch das die grellen Sonnenstrahlen ungehindert Zutritt zu der in tiefem Schatten liegenden Schartentiefe bekommen. In der Steilrinne geht es empor bis zu ihrem Ende auf einem kleinen Schartel. Ein paar Schritte führen auf einen Platz, von dem aus der Grat sich mit jähen Flanken steil zum Gipfel auftürmt. Wir nehmen das Seil und Wolf quert, einigen Latschen folgend, in die steile Ostwand hinaus, bis er meinen Blicken entschwindet. Bald heißt es: nachkommen! Hinter einer vorspringenden Rippe taucht ein senkrechter Kamin mit abschließendem Block auf, ober dem Wolf auf gutem Stand meiner wartet. Nun liegt der Gipfel frei vor uns. Über harten, zusammengebackenen Schotter erreichen wir gleich darauf die Grathöhe,

und dieser nach rechts folgend mit wenig Schritten den Gipfel, auf dem wir, froh die Ersten zu sein, einen mächtigen Steinmann errichten. Ergreifend ist der Blick hinunter ins schöne Meluzzotal, das aus schwindelnder Tiefe heraufgrüßt. Jenseits reihen sich die kühnen Berggestalten der Monfalcone-Gruppe aneinander, ein Anblick, der jedes Bergsteigerherz erfreuen muß. Genau südlich von uns nimmt ein schmaler, mit unserem Berge etwa gleichhoher Kamm die Mitte ein zwischen Campanile Gambet und dem P. 2169 Tav., der uns noch um ein bedeutendes überragt. Sengend heiß brennt die Sonne hernieder, hilflos ist man ihr hier ausgesetzt. Drum ist unseres Bleibens heroben nicht lange. Denselben Weg, den wir gekommen, klettern wir auch wieder zurück und langen wohlbehalten in etwa einer Stunde auf dem die Scharte teilenden Felssporn an. Da ist es wohlig in der frischen Kühle des tiefen Schattens, so daß wir hier die oben verkürzten Raststunden wieder nachholen können.

Nach geraumer Zeit erwacht wieder unser Tatendrang. Es ist noch früh am Tage und auf dem südlich von unserer Scharte steilaufragenden Felskamm haben wir keinen Steinmann entdecken können: Also auf! Den können wir heute noch mitnehmen! Durch eine kurze Rinne steigen wir von unserm Rastplatz westlich hinab auf die bewachsenen Schutthänge, die zur Scharte zwischen dem Felskamm und dem P. 2169 Tav. führen. Bei einem großen Block deponieren wir unser Gepäck und steigen nun, ungewohnt erleichtert, in der glühenden Sonnenhitze empor. Höher oben flüchten wir in den von der Nordwand des P. 2169 Tav. gespendeten Schatten, in dessen Schutz wir nach etwa einer halben Stunde die ersehnte Scharte erreichen. Ohne viel Aufenthalt machen wir uns an die Arbeit. In zwei durch ein eben verlaufendes Stück getrennten Steilabsätzen schwingt sich der Kamm empor, um nach dem zweiten Absatz als ganz schmale, fast ebene Schneide in der Richtung gegen den Campanile Gambet hin zu verlaufen. Von der Scharte halbrechts gewandt, klettern wir etwa 8 *m* in einem seichten Einriß gerade empor, queren dann schwierig, nach Raupenart — Latschenzweige als Griffe benützend — ein paar Meter nach rechts zu einer Rinne und haben, durch diese emporkletternd, bald den ersten Absatz überwunden. Im zweiten Absatz dräut ein schon von unten her sichtbarer tiefer, schwarzer Riß. Über ein steil ansteigendes Band gewinnt man von rechts her seinen Eingang und stemmt sich dann, tief drinnen in der schattigen Kühle, über einige eingeklemmte Blöcke und niedere Stufen auf die Höhe des zweiten Absatzes. Nun liegt die schmale, kaum einen halben Meter breite Gipfelschneide frei vor uns. Balancierend gehen wir bis zum höchsten Punkt hinüber und errichten dort ein kleines Steinmännchen. Die Aussicht ist nicht gerade hervorragend, da der Campanile Gambet und ein Nachbar den Ausblick beschränken. Nach kurzem Aufenthalt steigen wir auf demselben Wege wieder zurück. Im Schatten des P. 2169 Tav. halten wir kurze Rast. Bald aber gilt es wieder zu eilen, denn wir wollen heute noch hinaus bis nach Cimolais. Beim großen Block nehmen wir unsere unterdessen halbgebratenen Rucksäcke auf und steuern dann geradeswegs auf eine kleine Scharte zu, die ein niederer, bewaldeter Felskopf mit der Westwand des Campanile Gambet bildet; von da führt, wie wir vormittags im Vorübergehen gesehen hatten, eine lange, steile Schuttrinne bis hinab ins Val Meluzzo. Doch da haben wir wieder einmal nicht mit der Tücke des Schicksals gerechnet. Steile, von Wildbächen und Sturzwassern 15—20 *m* tief ausgehöhlte Rinnen ziehen von den Steilwänden des Gambet nach links hinab, um sich in einer wüsten, ungangbaren Klamm zu vereinigen. Sie bestehen aus Erde, die von der Sonne steinhart geglüht ist, so daß unsere Pickel sehr am Platz wären; wir haben sie aber nicht mit und dadurch wird unsere Situation bei der Steilheit des Terrains, auf dem es bei einem etwaigen Sturz kein Aufhalten gäbe, eine recht mißliche. In ungemütlicher Equilibristik schwindeln wir uns von



Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Campanile di Val Montanaia, 2171 *m.*

Rippe zu Rippe. Nach Passierung von etwa einem Dutzend solcher Rinnen und der sie trennenden Kämme gelangen wir auf besseres Terrain und bald danach zur Scharte. Hier umfängt uns wieder kühler Schatten, in dessen Schutz wir in prächtiger Glissade am Fuß der hohen, fast senkrechten Abstürze des Gambet einige 100 *m* tief hinabfahren. Ein kurzer Kampf mit widerspenstigem Krummholz und wir stehen am Ufer der Cimoliana, in deren klaren, nur leider eisigkalten Fluten wir uns durch ein kurzes Bad erfrischen. Dann nehmen wir für heuer Abschied von diesem Gebiet und wandern stillvergnügt talaus.

Von einer zweiten Besteigung der Cresta Brica ist mir seither nichts bekannt geworden. Dagegen hat der Campanile Gambet noch öfters Besuch bekommen. Am 21. September desselben Jahres erfolgte die zweite Besteigung durch die Herren G. Fernglio und S. Petz mit dem Führer G. B. de Santa. Sie nahmen jene Route, die wir im Abstieg verfolgten, nämlich jene hohe, steile Schuttrinne, die von Norden zu einer kleinen Scharte unter der Westwand des Campanile hinaufzieht (Forcella I). Der Aufstieg erfolgte an der Westwand des Turms in leichter Kletterei bis zu einer Scharte, von der man ins Val Brica hinübersieht. (Forcella II, ganz nahe unserer Anstiegsroute.) Von hier querten sie aber nach links in die Westwand hinaus und erreichten nach schwieriger Kletterei in steilem, brüchigem Fels den Gipfelgrat vermutlich dort, wo wir von rechts her durch den verborgenen Kamin hinaufgekommen waren. Im Abstieg verfolgten sie unseren, durch Papierstreifen markierten Weg, bogen aber scheinbar noch ober der Forcella Gambet nach Westen ab und kletterten über die Wand direkt zur Forcella I hinab.

Die dritte Ersteigung des Turms vollführten die Herren Paul Hübel, Oskar Uhland und Karl Volkmar auf unserem Wege am 31. Juli 1903.

Unser in der Frühe schon zum Transport vorbereitetes Gepäck haben die Träger schon im Laufe des Tags abgeholt, wie wir uns durch den Lokalaugenschein überzeugen. Wir brauchen also nur unsere eigenen, etwas übernächtigen Körper nach Cimolais zu schleppen. In solcher Verfassung merkt man erst, wie endlos lang dieser Weg ist. Und als während der letzten zwei Stunden gar auch noch der Mond hinter dunklem Gewölk verschwindet und wir in der pechschwarzen Finsternis alle Augenblicke über Steine, Wurzeln oder andere Hindernisse stolpern, da war es eine um so größere Freude, als endlich in weiter Ferne die Lichter von Cimolais das Ende unserer Mühsalen verkünden. In später Abendstunde erst betreten wir das gastliche Albergo alla Rosa, wo außer Frau von Wolf auch zwei italienische Touristen abgestiegen waren.

Der Zufall fügt es, daß ich, nachdem Wolf zur Ruhe gegangen war, mit den beiden Italienern ins Gespräch komme; es waren die Herren Napoleone Cozzi und Alberto Zanutti aus Triest, Mitglieder der S. A. G. Sie hatten gestern nach einem Biwak im Freien den Monte Duranno zum erstenmal über den sehr schwierigen Südgrat erstiegen, nachdem sie zwei Tage vorher am Campanile di Val Montanaia vergebens ihre Kräfte versucht hatten. Das ist Wasser auf meine Mühle, bald sind wir mitten im eifrigsten Diskurs, dessen Ergebnis etwa folgendes ist:

Am 7. August hatten sie von ihrem Zeltlager bei Meluzzo aus zwei Versuche auf den Campanile unternommen. Den ersten an der Westseite; er scheiterte in etwa ein Drittel Höhe. Der zweite an der Südseite unternommene führte sie hinauf bis zu jener weißfelsigen Kanzel, auf der wir einen — ihren — Steinmann erblickt hatten. Herr Cozzi fügte hinzu, er sei unter großen Schwierigkeiten noch etwa 10 oder 12 *m* höher gekommen und habe den »Knödel« direkt hinauf erklettern wollen; doch der weit überhängende und auf Reichweite gänzlich griff- und trittlose Fels habe sein Vorhaben vereitelt und sie hätten für heuer ihr Projekt aufgegeben. Nächstes Jahr aber wollten sie mit Leitern und Haken noch einmal kommen; sie hofften sich damit den

Erfolg erzwingen zu können. Ihr Weg sei markiert mit Strichen roter Kreide. Abgeseilt hätten sie sich nirgends, nur mit Hilfe ihres »Instruments« hätten sie manche Stelle im Abstieg bewältigt. Da diese »Abseilmethode« der alpinen Technik mir neu ist, so will ich sie hier des Interesses wegen in Kürze skizzieren, ohne natürlich für ihre Verläßlichkeit persönlich einstehen zu können: An einem Ende eines dicken, 10 *m* langen Seiles, an dessen anderem Ende der Vorankletternde sich anbindet, ist ein fragezeichenförmig gebogener, sehr starker, stählerner Haken angebracht. Derselbe wird beim Abstieg mit seinem freien, spitzen Ende in eine Ritze oder auf irgend eine Rauhigkeit aufgelegt, vorsichtig hängt sich der Kletternde ans Seil und hangelt dann lustig an diesem herab. Der Haken ist so konstruiert, daß er absolut nicht abgleitet. (Schlenkern mit dem Seil genügt, um ihn loszubringen.) So ersparen sich die Herren Mauerhaken und Abseilring. Sollte diese Methode einer strengen Nachprüfung standhalten, so wäre damit eine wertvolle Bereicherung unserer alpinen Technik gewonnen. Doch möchte ich immerhin raten, die Proben auf ungefährlichem Terrain anzustellen, bevor man im Ernstfall sein Leben damit aufs Spiel setzt. — Eh' wir es uns versehen, ist bei diesen Gesprächen die Mitternacht herangerückt und wir trennen uns, da wir alle herzlich müde sind, zum Schlafengehen, nicht ohne in uns das Gefühl zu haben, daß das gemeinsame Ziel und das gemeinsame Mißgeschick uns, die wir vor zwei Stunden noch gar nichts von unserer gegenseitigen Existenz wußten, in dieser kurzen Zeit gar nahe gebracht haben.

Als ich dann im monddurchleuchtetem Kämmerlein die Erzählungen der beiden rekapituliere, schießt es plötzlich wie ein Blitz durch meinen Sinn: Cozzi hatte die 10 *m* ober der weißfelsigen Kanzel bezwungen, jenes Stück, um das unsere Meinungen bei der Rekognoszierung so sehr geteilt waren! Da mußten wir doch noch selber einmal hingehen und anpacken; vielleicht glückte es uns, von Cozzis höchsterreichtem Punkt zum Beginn des von uns entdeckten Bandes hinüberzutraversieren?! Dann — ja dann mußte uns wohl mit mehr oder minder Schwierigkeiten die Ersteigung glücken?!? — — —

Acht Tage sind seitdem verstrichen. Um das flohstrotzende Meluzzo zu vermeiden, sind wir über Longarone nach Pieve di Cadore gefahren und wollen von dort aus die Casera Pra di Toro, 1313 *m*, beziehen, um uns von Norden aus unserm Ziel zu nähern. Doch in der altehrwürdigen Geburtsstadt Tizians hält uns hartnäckiger Landregen volle acht Tage zurück. Schwer ist's, mit dem brennenden Wunsch im Herzen stille zu sitzen und sich von Tag zu Tag zu vertrösten. Doch endlich kommt auch wieder einmal die liebe Sonne zum Vorschein; da ziehen wir aus aus dem gelobten Land, allwo wir im Hotel Progresso ein ganz lästerliches Schlemmerleben geführt hatten, und nehmen uns einen ortskundigen Mann als Träger und Begleiter mit. Als verdorbenes Stadtkind verlangt er natürlich 7 Lire pro Tag, gegen 3 Lire seiner bäuerlichen Landsleute in Cimolais.

16. September: Casera Pra di Toro.

In einem Wägelchen geht es in raschem Trab hinunter nach Domegge, wo eine altersgraue Steinbrücke in einem großen, hohen Bogen die Piave übersetzt. Dort lassen wir uns ausladen und klimmen jenen anfänglich recht steilen und beschwerlichen Weg hinan, der später fast eben am Osthang des Valle Toro ins Gebirge hineinführt. Da stehen im Abendglanze die abenteuerlichen Türme von Vedorchia auf dem hohen Sockel des Colle Alto; dahinter lugen die Cadinspitzen hervor, mächtige, breite Gestalten. Daneben zieht sich das Spitzengewirre des

Cima Toro-Zugs nach links, bis die bewaldeten Hänge des Crodon di Scodavacca, unter dem wir dahinschreiten, die Aussicht hemmen. Auf großen Steinen schwindelt man sich über den reißenden Bach und steigt dann wieder steiler hinan durch herrlichen, großstämmigen Tannenwald, über den schon die Nacht langsam herniedersinkt. Da wird es wieder licht vor uns; eine große, schöne Waldwiese wird sichtbar, an deren rechtem Rande zwei armselige Hüttchen stehen: Pra di Toro ist erreicht! Die Hirten sind zwar fort, statt ihrer treffen wir aber zwei Gemsjäger aus Domegge an, die mit einem halb idiotischen Knaben als »Mädchen für alles« ein idyllisches Dasein führen. Mit der dem Italiener angeborenen Höflichkeit teilen sie sofort mit uns die Lagerstätte und sind hocherstaunt, daß wir nicht des Wildes, sondern der Berge wegen da heraufgekommen sind. Die Nacht verbringen wir sehr angenehm. Hier sind tatsächlich keine Flöhe zu verspüren und die trockene Streu unter unseren Schlafsäcken macht uns fast glauben, wir befänden uns in unseren Betten daheim.

17. September: Forcella Montanaia, ca. 2130 *m* (II. Überschreitung). Campanile di Val Montanaia.

Ein schwüler, dunstiger Morgen ist's, als wir aufbrechen. Unser alpines Gepäck lädt der Träger auf seine Schultern; wir gehen, uns Kräfte zu sparen, ganz ledig; so geschont haben wir uns schon lange nicht mehr. Die Wiese querend, steigen wir auf spärlichem, vielverschlungenem Pfade im Waldesdunkel empor. Große, schwere Tautropfen hängen an den Ästen und netzen im Vorübergehen unser Gewand. Da und dort funkelt matt ein Stern durchs Geäste, wo gerade die Wolken ein wenig sich verziehen, und erweckt in uns die Hoffnung auf Besserung des Wetters. Wo die Gruppe der Monfalcone dei Forni das breite Tal in zwei Äste spaltet, wenden wir uns rechts und spähen in der Morgendämmerung eifrig aus nach einer Scharte, die etwa der Forcella Montanaia entsprechen könnte. Endlich glauben wir sie gefunden zu haben. Eine endlose Schuttrinne zieht zu ihr hinan. Da gibt's nicht viel Überlegen. Mit einem Seufzer machen wir uns an die Treterei, die uns volle zwei Stunden in Atem hält. Über Schneereste erreichen wir die Scharte um 3/48 Uhr morgens. In einem kleinen Steinmann entdecken wir die Karten der Herren Volkmar, Hübel und Uhland, die kurze Zeit vorher die Scharte zum erstenmal betreten und nach Süden überschritten hatten. Dort erhebt sich mitten im obersten Talkessel unser Campanile: Kein Grat verbindet ihn mit anderen Gipfeln; ohne jegliche Stütze steht er frei da, keinem anderen Dolomitberge vergleichbar. Die Ditta di Dio, die Türme von Vajolet, die Guglia di Brenta und welche immer man sonst noch zum Vergleiche heranziehen wollte, stehen als Individuen entschieden zurück. Ein Mann, der als Tourist und Künstler so viel erlebt und geschaut hat wie Meister E. T. Compton, nennt ihn den »unlogischesten« Berg, den er gesehen. Ich glaube, es wird nur weniger Jahre bedürfen, daß er als eine der markantesten, populärsten Felsgestalten, gleich den vorgenannten Spitzen, in vieler Bergsteiger Gedankenwelt sich einnistet.

Nur kurze Zeit überlassen wir uns der Bewunderung. Dann eilen wir hurtigen Schritts hinab zur Ostseite des Turms, wo eine kleine Höhle unter der vorhängenden gelben Wand die Einstiegsstelle markiert. Hier lassen wir alles Überflüssige zurück. Der Transport des Rucksacks mit dem Nötigsten an Proviant und Wasser, ferner Rebschnur und Mauerhaken fällt mir zu. Während wir die Kletterschuhe anlegen, schärfen wir dem Träger ein, hier zu warten, bis wir wiederkämen; lächelnd meint er, das werde wohl sehr bald der Fall sein. Dann nimmt

Wolf das 40 *m* lange Seil um; ein letzter prüfender Blick, ob wir nichts Wichtiges vergessen hätten; »vorwärts!« Über harmlose Schrofen klettern wir schräg nach links hinauf und stehen bald am Ostrand der Südwand, die sich sofort steil und glatt aufbaut. Ein tiefer Kamin, der unten höhlenartig endet, ist der erste Willkommgruß. Über geröllige Platten klettern wir in die Höhle hinein und nehmen dort das Seil um. An steiler Wand quert Viktor hinaus, ca. 12 *m* gerade zu einem gelben Fleck hinauf. Dort leitet ein schmales Band nach links in den nunmehr gut gangbaren Kamin zurück. Dort erwartet mich Wolf. Die Griffe und Tritte sind groß und fest, nur plattig und nach abwärts geneigt. Im Kamin spreizt man leicht ein paar Meter empor, schwingt sich dann links auf die Kante hinaus und erreicht sofort ein plattiges, abschüssiges Band, das nach links führt. Die Steilwand zur Rechten begleitet mit einem stark vorhängenden Wulst das Band in seiner ganzen Länge. Dieser Wulst muß überklettert werden. Das geschieht am besten wenige Meter rechts von einem seichten Einriß, wo in den plattigen Fels merkwürdigerweise wahre »Briefcouverthenkel« eingelassen sind; ohne diese wäre die Stelle allerdings kaum zu bewältigen. Es ist ein eindrucksvoller Moment, wenn der Vorangehende mit weit herausgedrängtem Oberkörper sich langsam über den Wulst hinaufschiebt und dann auf kleinen Tritten — noch immer weit hinausgedrängt — den oben erwähnten Einriß überschreitet und stetig nach links quert. Erst ca. 15 *m* weiter links tritt die Wand oberhalb so weit zurück, daß man in einer undeutlich ausgeprägten, seichten Verschneidung direkt emporklettern kann. Höher oben wird die Verschneidung deutlicher und endigt am Fuß eines überhängend ansetzenden dunklen Risses, wo auch ein guter Stand- beziehungsweise Sitzplatz ist. Bei der eben erwähnten Traverse macht sich durch das weite Zurückbeugen des Oberkörpers auch ein kleiner Rucksack unangenehm bemerkbar.

Der unterste Überhang des Kamins ist eine recht vertrakte Kletterstelle, die ohne die richtigen Griffe, welche sich etwas hoch befinden, recht anstrengend ist. Wolf verfolgt anfänglich den Kamin noch weiter; da aber oben unpassierbare Überhänge einsetzen und das Herauskommen nach rechts auch recht gewagt erscheint, klettert er wieder zurück bis knapp ober den untersten Überhang und quert hier auf kaum fußbreitem Bande nach rechts um eine Ecke. Sein freudiger Zuruf verkündet mir, daß es hier leichter geht. Das Seil gleitet rasch durch meine Hände, und ehe ich es erwarte, heißt's: nachkommen. Am ersten Überhang macht der Rucksack natürlich Anstände; nur mit großer Mühe bringe ich ihn los. Das schmale Band führt sehr ausgesetzt zu einer Steilstufe, ober der Wolf, auf einer kleinen Plattform stehend, mich erwartet. Sofort verschwindet er nach rechts zu. Gleichzeitig kletternd erreichen wir nach einer Seillänge einen größeren Schuttfleck am Ostrand der Südwand, knapp unter dem weit vorbauchenden, hier noch sehr hohen »Knödel«. Merkwürdig! Von hier führt ein steiles, rinnenartig vertieftes Band nach links, quer durch die ganze Südwand hindurch bis an deren Westkante. Wir stürmen mehr als wir klettern: da taucht auch schon die weißfelsige Kanzel auf, die den Steinmann von Cozzi und Zanutti trägt; wenig darüber steht die Inschrift, mit der sie ihrer Resignation Ausdruck gegeben haben. Wahrhaftig, hier umkehren müssen ist hart! Denn wenn man bedenkt, daß es nur 4 oder 5 *m* sind, um die es sich hier, an der niedersten Stelle des »Knödels«, handelt, dann wird man begreifen, daß es wirklich unüberwindliche Hindernisse sein müssen, die hier die Umkehr erheischen. Was menschenmöglich ist an technischem Können, das hatten unsere Vorgänger sicher geleistet. Die verwaschenen roten Kreidestriche, die wir ab und zu angetroffen haben, beweisen uns, daß wir ihre Route — übrigens wohl die einzig mögliche — richtig gefunden haben.

Hier mußte also die Entscheidung fallen. Während Wolf, seiner Gewohnheit

gemäß, einige Bissen zu sich nimmt, läßt mir die Ungeduld und Spannung keine Ruhe mehr. Und da Wolf meine Bitte, jetzt vorangehen zu dürfen, gerne annimmt, gibt's für mich kein Halten mehr. Ein senkrechter, 5 *m* hoher, brüchiger, äußerst schwieriger und anstrengender Riß (»Cozzi-Riß«), der am besten mittels menschlichen Steigbaums überwunden wird, bringt auf gutgestuften, festen Fels, der aber leider einige Meter höher oben endigt. Weit vorklaffend wölbt sich rotgelber, ganz glatter Fels empor, wo an ein Hinaufklettern auch nur zu denken, Vermessenheit wäre. Gleich Cozzi gebe ich mich hier geschlagen und vermelde Wolf hinunter: »Schluß! Hier kann ich nicht hinauf!« Bleibt nur eine Möglichkeit noch offen: nach links hinauszuqueren. Doch das sieht schlimm genug aus! Eine handbreite, ebene Leiste ist's, oben von gelbem Fels überwölbt, unten in eine Wand übergehend, die in ihrer ganzen Höhe von ca. 100 *m* tatsächlich überhängt. Bevor ich diese Traverse wage, möchte ich doch eine Spur von Sicherung genießen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelingt es, am Beginn der Leiste einen Mauerhaken mit Ring so fest einzutreiben, daß man darüber wenigstens beruhigt sein kann. Dann wird das Seil durch den Ring gezogen: »Achtung! Nun gilt's.«

Mich auf der Leiste stützend und feuchte, lehmige Erde aus ihren Ritzen mühsam herauskratzend, geht's in wahrhaft imposanter Ausgesetztheit, eigentlich leichter als ich erwartet, langsam Zoll um Zoll weiter. Die Füße finden unverhofft Halt in großen, ausgesprengten Löchern, die nur von Schutt und Steinen zu säubern sind. Der Tastsinn des Fußes muß hier das Auge ersetzen! Der Erhaltung des Gleichgewichts wegen kann man die Tritte nicht erspähen, man muß sie ahnen und ertasten. Die Steine, die losgehen, pfeifen lange in der Luft, bevor sie kaum hörbar unten auf dem Schotter zerschellen, ohne daß sie auch nur ein einziges Mal die Wand streifen würden. Diese Stelle ist wirklich »exponiert«. So gelange ich zur Westkante der Südwand, hinter der gleich das rekognoszierte Band beginnen muß. In begreiflicher Aufregung blicke ich um die Ecke: richtig, da ist es ja schon! Als eine wahre Fahrstraße erscheint mir das etwa 1/2 *m* breite Band, das in gleicher Exposition, doch wesentlich leichter zum bewußten Riß führt. Wolf erhält jubelnd Kunde davon und die Aufforderung, binnen einer Minute mit dem Rucksack zu folgen. Denn eine Verständigung um die Ecke herum auf gut 30 *m* Entfernung um die Wette mit dem Tosen des Nordsturms erscheint mir zu wenig aussichtsvoll. Unterdessen zwänge ich mich am Ende des Bandes in einen schmalen Spalt unter dem weit vorklaffenden Überhang, mit dem der Riß anhebt. Es dauert nicht lange, da taucht Wolf auf und macht ein sehr erstauntes Gesicht, als er nichts von mir erspähen kann. Desto größer ist die Überraschung, als er mich in meiner Zwangsjacke entdeckt, die wir sofort unter nicht geringen Schwierigkeiten vertauschen; denn der verfügbare Raum ist hier schon höllisch beschränkt. — Den rechten Arm in den brüchigen Riß gezwängt, spreize ich dann schwierig über den untersten Überhang hinauf. Steilheit und Schwierigkeit nehmen bald ab und in wenig Minuten liegt das breite Ringband offen vor mir! Nun ist alles gewonnen, wir haben den »Knödel« geschickt überlistet; was folgt, ist Spielerei gegen das Überwundene!

Links gewandt queren wir nach rechts emporsteigend in die breite, seichte Depression hinein, welche die ganze Westseite des Gipfelaufbaues durchzieht. In deren Mitte geht es ohne besondere Schwierigkeiten empor. Auf einen niederen, engen Überhang folgt eine breitere, schrofige Partie, auf die wieder eine steile Wandstelle folgt. Von rechts her einsteigend, queren wir noch etwa 20 *m* nach links hinaus, wo ein seichter, griff- und trittarmer Winkel auf ein kleines Schartl bringt. Mit wenigen Schritten ist ein Schuttfleck auf der Nordseite des Turms erreicht, auf dem ein großer, abgesprengter Block liegt. Noch 10 *m* einer steilen Wand-

stufe trennen uns vom Gipfel. Flugs ist Wolf auf dem Block und spreizt auf die Wand hinüber. Ein kurzes, heikles Stück, dann findet er ein paar Henkel und ist im Nu droben. Eine Minute später stehen wir vereint auf dem schmalen Gipfel, dessen Bezwingung uns durch vier Stunden in Atem gehalten hatte.

Die Freude über unsern Sieg brauche ich nicht zu schildern. Wer in ähnlichen Lagen gewesen, wird sie leicht nachfühlen können; wer nie ein schweres Ziel erreicht hat, dem werden Worte keine Erinnerungsbilder vorzaubern. Die vollkommen isolierte Lage des Bergs verursacht einen eigenartigen Eindruck: so ähnlich muß dem Luftschiffer zumute sein, der ohne Verbindung mit der Mutter Erde frei im Weltenraum dahinschwebt. Wohin man blickt, überall geht's ins Bodenlose hinab; man begreift kaum, wie man da heraufgelangt ist, und greift sich an die Stirne, ob nicht ein wirrer Fiebertraum die Sinne betört. Doch fernes Donnergrollen läßt keinen Zweifel mehr aufkommen.

Ein mächtiger Steinmann wird gebaut und mit Spagatschnüren, an die wir unsere Taschentücher binden, kreuzweise befestigt. Noch ein paar Bissen Brot und Sardinen und ein Schluck Wasser; dann beginnen wir den Abstieg, da das Wetter sich nicht gerade verbessert hat, und wir vor Ausbruch eines Regens wenigstens bis zum Steinmann hinab gelangen wollen. So klettern wir in tunlichster Eile hinab, ich voran, Wolf nachsteigend. Das letzte Stück zum Block hinab ist unangenehm, desgleichen der seichte Winkel; beides ist schwieriger als im Aufstieg. Dann aber geht's flott hinab bis zum breiten Ringband ober dem »Knödel«. Da wir uns hier jedenfalls abseilen müssen, wollen wir uns den Riß und die Traverse gleich ganz ersparen und auf der Südseite direkt zum Steinmann Cozzis und Zanuttis hinabgelangen. Mit großer Mühe nur gelingt es mir, hart ober dem Abbruch einen Mauerhaken mit Ring einzutreiben. Mit schrillem Ton zersplittert das Universalinstrument in der Hand; die Trümmer fliegen lautlos hinab ins Bodenlose. Ein Stein muß für die letzten Schläge herhalten. Ich fasse hinter einem Block Posto, dann klettert Wolf die obersten paar Meter in einem seichten, gutgriffigen Kamin hinab. Doch das Weitere will ihm gar nicht gefallen. Endlich heißt es: »Festhalten!« Mit eisernem Griff lasse ich langsam einige Meter nach. Kein Laut dringt von unten herauf; nur am Zug des Seils spüre ich, daß Wolf frei in der Luft hängen muß. Sekunden werden zu Minuten, und bange Sorge beschleicht mich schon, ob meinem Freund das Wagestück gelingt. Da ertönt sein erlösender Ruf aus der Tiefe, und das Seil wird frei! Mit Sorgfalt wird nun Ring und Hacken geprüft und das Seil in der Mitte eingehängt; dann steige ich die paar Meter hinab, bis dorthin, wo der Kletterer sein Recht verliert und zwischen den Füßen nicht mehr Fels, sondern blaue Luft sichtbar wird. Hier wird wohl auch den Kühnsten ein sonderbares Gefühl beschleichen. Einwärts weicht der Fels zurück, weit unten in schräger Richtung wird die Kanzel mit dem Steinmann sichtbar; unter sich aber hat man Luft, viel Luft; unendlich tief unten erst glänzt der Schutt des Karbodens. Zaudernd blicke ich hinab zu Wolf, der schon auf der Kanzel steht und das eine Seilende anspannt. Umsonst; da hilft kein Überlegen; hinab muß man, also los! Die zwei dünnen Seile mit festem Griff umklammernd, hangle ich hinab. Unten bedarf es einiger Pendelschwingungen, um den gangbaren Fels vor der Traverse zu erreichen.

Mit Wonne betrete ich wieder den festen Boden und klettere fröhlich hinab zur Kanzel. Der Cozzi-Riß wird sehr erleichtert, wenn man seines Gefährten Schultern benützen kann, wie ich es tat. Der weitere Abstieg hat keine Schwierigkeiten. Ein Verfehlen der Route ist fast ausgeschlossen. Es ist 3/4 5 Uhr abends, als wir wieder in der kleinen Höhle anlangen, wo unser Portatore den Schlaf des Gerechten schläft, nachdem er unsern ganzen Wasservorrat ausgetrunken, auf den wir uns also ganz umsonst gefreut hatten. Doch heute bringen wir es nicht über uns, zu schelten.

Wir ziehen mit trockenen Kehlen unsere Genagelten an, laden dem Träger das Gepäck auf und bummeln dann gemütlich zur Forcella Montanaia zurück, nicht ohne uns alle Augenblicke umzudrehen und nach dem Campanile Ausschau zu halten. Vergebens! Nebel hat sich herniedergesenkt und wallt in dicken Ballen an seinen Wänden auf und ab. Da und dort wird ein kleines Stück sichtbar; aber den Steinmann auf dem Gipfel zu erblicken, was uns königlich erfreut hätte, ist uns nicht vergönnt!

Fallende Tropfen beschleunigen unsere Schritte. In sausender Fahrt geht's über den Schnee und steilen Schotter jenseits der Forcella hinab, und eh' wir's uns versehen, sind wir bei Dämmerung unten im Tale. Längere Zeit noch stolpern wir über Wurzeln und Steine bergab; dann lichtet sich der Wald, die Hütten von Pra di Toro liegen vor uns. Müde treten wir ein. Die Jäger haben heute Glück gehabt und eine Gemse erlegt; da gibt's ein gegenseitiges Gratulieren ohne Ende. Der allgemeinen Festesstimmung entsprechend wird sogar ein kleines Fäßchen Wein hervorgeholt und bald geleert. Heute können wir unseren soliden Grundsätzen schon einmal untreu werden; morgen steigen wir ja doch nicht wieder auf den Campanile!

Im folgenden gebe ich eine kurze Übersicht über die seither erfolgten Versuche und Besteigungen; erstere sind naturgemäß wenig bekannt.

7. September 1902. Zwei Versuche von N. Cozzi und A. Zanutti. Der erste erfolgte über die Westseite, scheiterte aber in einem hohen Kamin, der hinter der Kanzel hinaufzieht. Der Erfolg des letzteren ist aus vorstehendem bekannt.

17. September 1902. Erste Ersteigung. In vorstehendem beschrieben.

Am 2. August 1903 führten die Herren Paul Hübel und Oskar Uhland aus München von ihrem Zeltlager am Nordfuß des Campanile weg die zweite Ersteigung dieses Berges aus. Beim Abseilen blieb ihr Seil beim Abschnellen unter der Kanzel hängen und mußte abgeschnitten werden. Wir warnen vor etwaiger Benützung des hängengebliebenen Stücks.

Am 21. August 1903 erhielt der Campanile Damenbesuch: Freund Wolfs Gattin Mary und deren Freundin Fräulein Titty Angerer. Außerdem waren von der Partie Wolf, Karl Doménigg, Felix König und meine Wenigkeit. Die große Teilnehmerzahl verzögerte die Besteigung derart, daß wir erst mit anbrechender Dunkelheit aus den Felsen kamen und ohne Laterne in Nacht und Nebel durch das Geröllbett des Val Montanaia uns nach Meluzzo durchfretten mußten, wo wir erst um Mitternacht ankamen.

Bedeutend kürzere Zeit benötigte ich drei Tage später, am 24. August 1903, mit Ingenieur Franz Kleinhans, als wir nach der Überschreitung des Monfalcone di Montanaia in aller Eile noch dem Campanile unseren Besuch abstatteten; hinauf 1 St. 17 Min., herab zwei Stunden. Wenn man jeden Stein genau kennt, ist das allerdings kein Kunststück.

Am 17. Juli 1904 versuchten die Herren G. de Gasperi und G. Feruglio eine Besteigung des Campanile, wurden aber in ein Drittel Höhe von einem Unwetter an der Fortsetzung der Tour verhindert. Glücklicher waren meine Freunde Karl Doménigg, Hans Reinl und Felix König, als sie im Sommer 1904 die fünfte Besteigung des Bergs ausführten. Im Aufstieg verfolgten sie die seichte Depression in der Westwand des einer Kirchturmspitze ähnlichen Aufsatzes direkt bis zum Gipfel (ohne zuletzt auf die Nordseite überzugehen), was eine Abkürzung und Erleichterung sein soll. Im Abstieg verfolgten sie vom Ringband weg genau die Anstiegsroute (Riß und Traverse), indem sie über ersteren sich abseilten; technisch gewiß leichter, doch vielleicht etwas gefährlicher.

Von weiteren Ersteigungen oder Versuchen ist mir nichts bekannt geworden.

Die Forcella Montanaia wurde zum ersten Male touristisch von den Herren Paul Hübel, Oskar Uhland und Adolf Eichinger am 29. Juli 1902 von Nord nach Süd überschritten. Sie dürfte von Einheimischen auch früher schon betreten worden sein.

Zur allgemeinen Charakterisierung der Tour sei erwähnt, daß die technischen Schwierigkeiten wider Erwarten keine ganz außergewöhnlichen sind; ich würde sie am ehesten jenen am Winklerturm vergleichen. Die Traverse und der Riß am »Knödel« sind jetzt, wo sie dadurch, daß alles lockere Zeug schon entfernt ist, sozusagen »präpariert« sind, eher gefährlich als schwierig, da die Versicherung dabei immer eine mißliche bleibt. Die Abseilstelle auf der Südseite ist allerdings ohne mir bekannten Vergleich und stellt sehr hohe Anforderungen an Kraft und Geschicklichkeit des Ersten wie des Letzten.

(Fortsetzung folgt im Jahrgang 1906.)

Literatur.

Cima Toro:

v. Saar: X. Jahresber. d. A. A.-V. M., 1901/02, S. 65 u. 66 (infolge Druckfehlers fälschlich als »Monte« Toro angeführt; die Beschreibung bezieht sich auf den »Col« Toro).
Adolf Eichinger: D. A.-Z., III. Jhrg., H. 21, S. 225 u. ff. (I. Erst.).
Erich König: Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1901, Nr. 23, S. 284 (P. 2424 Tav. »Götterburg« und »Falkenscharte«).

Campanile Gambet (und Cresta Brica):

v. Saar: X. Jahresber. d. A. A.-V. M., 1901/02, S. 66 u. 67 (infolge Druckfehlers letztere fälschlich als »Crodon di« Brica angeführt, später ebenso fälschlich als »Torre« Brica (I. Erst.).
Feruglio und Petz: In Alto, Anno XVI, 1. Jan. 1903, Nr. 1, S. 3 (II. Erst.) (italienisch).
Hübel: D. A.-Z., IV. Jhrg., 1904/05, H. 7 (1. Juliheft) (III. Erst.).

Campanile di Val Montanaia:

N. Cozzi: Alpi Giulie, Anno VIII, Nr. 3, Mai/Juni 1903. 2 Versuche; mit Illustrationen (italienisch).
v. Saar: Wandern und Reisen, I. Jhrg., 1903, Bd. 13/14, S. 390 u. ff. (I. Erst.).
„ „ : X. Jahresber. d. A. A.-V. M., 1901/02, S. 67, 68, 69 (I. Erst.).
Hübel: D. A.-Z., 4. Jhrg., 1904/05, H. 22 (II. Erst.).

BEILAGE

zur

Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins

Jahrgang 1905:

Karte der Marmolatagruppe.



